



# Berg'87

## Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift“ Band 111)

*Redaktionsbeirat:*

Dr. Gert Mayer AVS  
Louis Oberwalder ÖAV  
Dr. Fritz März DAV  
Peter Baumgartner

*Redaktion:*

Marianne und Elmar Landes

Herausgegeben vom  
Deutschen und Österreichischen Alpenverein  
und vom Alpenverein Südtirol  
München, Innsbruck, Bozen

Schutzumschlag: Kletterer am Christaturm; gesehen vom Herrweg (Normalanstieg zu Fleischbank und Christaturm)

Foto: R. Köfferlein

Vorsatz (schwarzweiß): Lithographie von Friedrich Mayer nach einer Darstellung von Emil Schlagintweit; entnommen aus den „Bemerkungen über die physikalische Geographie des Kaisergebirges“ von Dr. Robert Schlagintweit, München 1854, Alpenvereinsbücherei (zum Text auf Seite 35).

Farbiges Vorsatzblatt (gegenüber Seite 1):

**Sepp Eichinger: Christaturm-Kante**

Der Maler Sepp Eichinger hat auch als Kletterer (bis VIII) eine Beziehung zum Kaisertels.

Nachsatz (schwarzweiß): Aus Gipfel- und Hüttenbüchern im Kaiser (zu Fritz Schmitts Beitrag „dokumenta Wilder Kaiser“)

(10.901 / 11 1/2 EX ✓)



16. Dez. 1986

ISSN 0179-1419 ISBN 3-7633-8046-9

Nachdrucke, auch auszugsweise, aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte bezüglich Beilagen und Übersetzungen bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben. Drucktechnische Gesamtausführung: Bergverlag Rudolf Rother GmbH

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer: Bergverlag Rudolf Rother GmbH  
Postfach 190162, 8000 München 19

# Inhalt

<b>Kartengebiet Kaisergebirge</b>	Fritz Schmitt:	„documenta“ Wilder Kaiser Zeugnisse der Erschließung aus Gipfel- und Touren- büchern	7
	Horst Höfler:	„Als ob er rund und gekrönt wäre“ Unterwegs im und um den Kaiser	23
	Autoren aus 130 Jahren:	Kaiserszenen Was Bergsteiger seit Generationen im Kaiser erlebten	35
	Elmar Landes/Wolfgang Müller:	In Urschrift Die Entwicklung des modernen Felskletterns, ablesbar an Kaiserwänden	51
<b>Bergsteigen allgemein</b>	Peter Baumgartner:	Der Preis des Sieges über die Vertikale Ein Gespräch über das Sportklettern mit Kurt Albert, Sepp Gschwendtner und Wolfgang Güllich	75
	Marcus Lutz:	Wieso? – Oder: Mit 46 Pilaströ mit Prothese Über die Motivation von Körperbehinderten am Berg	89
	Helmuth Zebhauser:	Meditation, Sport, Mystik – Bergsteigen im Spiegel der Psychologie oder im Licht der Philosophie	97
	Peter Grimm:	Montblanc: 1. Kapitel des Alpinismus Die überfällige Revision des Geschichtsbildes	103
	Franz Hiess:	Die UIAA Kritisches und Unkritisches	113
	Dieter Elsner:	Alpinismus international Bedeutende Unternehmungen 1985 Mit Einzelbeiträgen von Günther Härter: DAV-Trainings- expedition zum Shivling und Robert Renzler: OeAV- Expedition zur Masherbrum-Nordwand	121
<b>Expeditionen/ Trekking</b>	Karl Schrag/Giuliano Giongo:	Patagonien – Land der Träumer und Spieler Besteigung des Cerro Torre und Überquerung des Hielo Continental – allein, im Winter	143
	Herbert Guggenbichler/ Hermann Wolf/ Ulf Böhringer:	Fernreisen – Chance der Begegnung Erlebnisse in Rwanda – Die Fiesta von Qoyllur Rit'i/Peru – Der Canyon de Chelly/Arizona	157
	Hermann Warth:	Noch grünt's und blüht's im Himalaya Zur Waldsituation in Nepal	181
	Helmuth Zebhauser:	Bergbild in der Stilwende Gedanken zu einer Ausstellung des DAV in Zusammen- arbeit mit der Städt. Galerie Rosenheim und dem Bayerischen Nationalmuseum	197
	Stefan König:	Ein Berg ohne Gipfel? Ein paar unordentliche Gedanken zur Situation des Bergfilms von, naja, Lubitsch bis Herzog	209
<b>Naturschutz und Landschaftspflege</b>	Oliver Guenay/Joëlle Kirch/ Willi Schwenkmeier/Gerlinde Witt/Rupert Zettl:	Literatur ist alles Versuche der literarischen Vermittlung von Bergerleben	217
	Heinz Röhle:	Wieviel Mensch verträgt die Natur? Bergsteigen als Massensport – freies Betretungsrecht der Natur: ein lösbarer Konflikt?	229
	Carl-Hermann Bellinger: Werner Bätzing:	Zur Geschichte der Naturschutzarbeit des Alpenvereins Massentourismus und Landschaftsveränderung Das Beispiel Gastein/Österreich	241 249
	Pit Schubert:	Sicherheit am Berg: Der Wilde Kaiser – nur ein Klettergarten?	255
<b>Anhang</b>	Helmuth Zebhauser:	Alpin-Museum in Kempten Zweigmuseum des Bayerischen Nationalmuseums unter Mitwirkung des Deutschen Alpenvereins	263

Foto: R. Köfferlein

Wie diesem Jahrbuch die Kaiserkarte, so wird dem nächsten, BERG '88, das Blatt vom Gesäuse beiliegen. Kaiser und Gesäuse! Diese beiden Gebirgsgruppen betrachten viele als die speziellen Unterrichtsstätten der Münchner und der Wiener Schule des Bergsteigens.

Geprägt vom vorwiegenden Charakter dieser Unterrichtsstätten aber gilt die Wiener Schule als mehr alpin, die Münchner als mehr sportlich-technisch ausgerichtet. Daran ändert nichts, daß eine Kleine Halt-Nordwest- oder eine Totenkirchl-Westwand ganz gut wohl auch im Gesäuse dastünden, daß andererseits an den Routen einer Dachl-Nordwand die Entwicklung des sportlich modernen Felskletterns ähnlich deutlich abzulesen ist wie an einer Fleischbank-Ostwand. Doch auch von den beiden Bergsteigerpersönlichkeiten, die bis heute wohl am beispielhaftesten repräsentieren, wofür beide „Schulen“ stehen, Paul Preuß und Hans Dülfer, war der eine, Preuß, gebürtig im Salzkammergut, kein Wiener, der andere, Dülfer, gar ein „Preuße“ aus Barmen. Mitglieder der Münchner Sektion Bayerland des Alpenvereins waren allerdings beide. Paul Preuß hat außerdem sich und somit dem Geist jedenfalls der „Wiener Schule“ ein Denkmal auch im Kaiser gesetzt, als er 1913 erstmals den später recht berühmten „Griesnerkamin“ durchkletterte.

Doch davon, daß Kaiser und Gesäuse ausschließlich jeweils Domäne der Münchner beziehungsweise der Wiener Bergsteiger seien, kann ja ohnehin nicht die Rede sein. Selbstredend gehört das Gesäuse vor allem auch den Steirern und der Kaiser den Tirolern. Sehr eindringlich unter anderem bestätigt das bis heute die Erschließungsgeschichte der beiden Berggruppen. Und Fritz Schmitt, der Autor des „Buchs vom Wilden Kaiser“, eines „Klassikers“ der Alpinliteratur? Fritz Schmitt wohnte seinerzeit, als er sich ebenfalls einen Platz in der Erschließungsgeschichte des Kaisers sicherte, im Chiemgau. Als Chiemgauer aber lehnte er den Vorschlag eines sehr namhaften Münchner Kletterers rundweg ab, die Direkte Ostwand am Christaturm gemeinsam zu versuchen. Diese, seine bedeutendste Erstbegehung im Kaiser, wollte Fritz Schmitt lieber schon mit seinem bewährten Chiemgauer

Spezl Schorsch Mitterer hinkriegen. Hinterher hätten sonst doch alle die Neutour allein dem berühmten Münchner, der halt zufällig einen braven Chiemgauer als Seilgefährten „mitgenommen“ habe, zugerechnet.

Das alles nimmt freilich dem Bild nur das Klischeehafte. Ansonsten spricht es für eine recht fruchtbare Wechselwirkung zwischen den beiden Schulen und ihrem jeweiligen „Umfeld“. Dafür spricht auch die nette Anekdote von der „Einführung des Seilquergangs im Gesäuse“. Da hatten sich also zwei Vertreter der Wiener Schule scheinbar aussichtslos in einen Erstbegehungsversuch verbissen. Sie beobachtete interessiert ein gerade im Gesäuse weilender Münchner. Der rief denen in der Wand schließlich zu, es doch mit einem Seilquergang zu versuchen. Der Rat war zwar gut, indes zu teuer für die mit ihm Bedachten. Die hatten nämlich noch nie einen Seilquergang geübt. Sie stiegen ab, doch nur, um in der Folgezeit das Versäumte reichlich nachzuholen. Und beim nächsten Versuch schafften sie den Seilquergang und ihre Erstbegehung denn auch souverän. Als das herausragendste „Gemeinschaftswerk“ der Münchner und der Wiener Schule aber ist gewiß die erste Durchsteigung der Eiger-Nordwand 1938 durch Heckmair, Vörg, Kasperek und Harrer anzusehen. Und dies, obschon von den „Münchnern“ Heckmair aus Bayrischzell, von den „Wienern“ Harrer aus Graz kam, obschon zudem der „Münchner“ Heckmair mehr den Typ des „alpinen“ Durchreißers, der Wiener Kasperek mehr den des technisch versierten, sportlich-eleganten Spitzenkletterers verkörperte, damals...

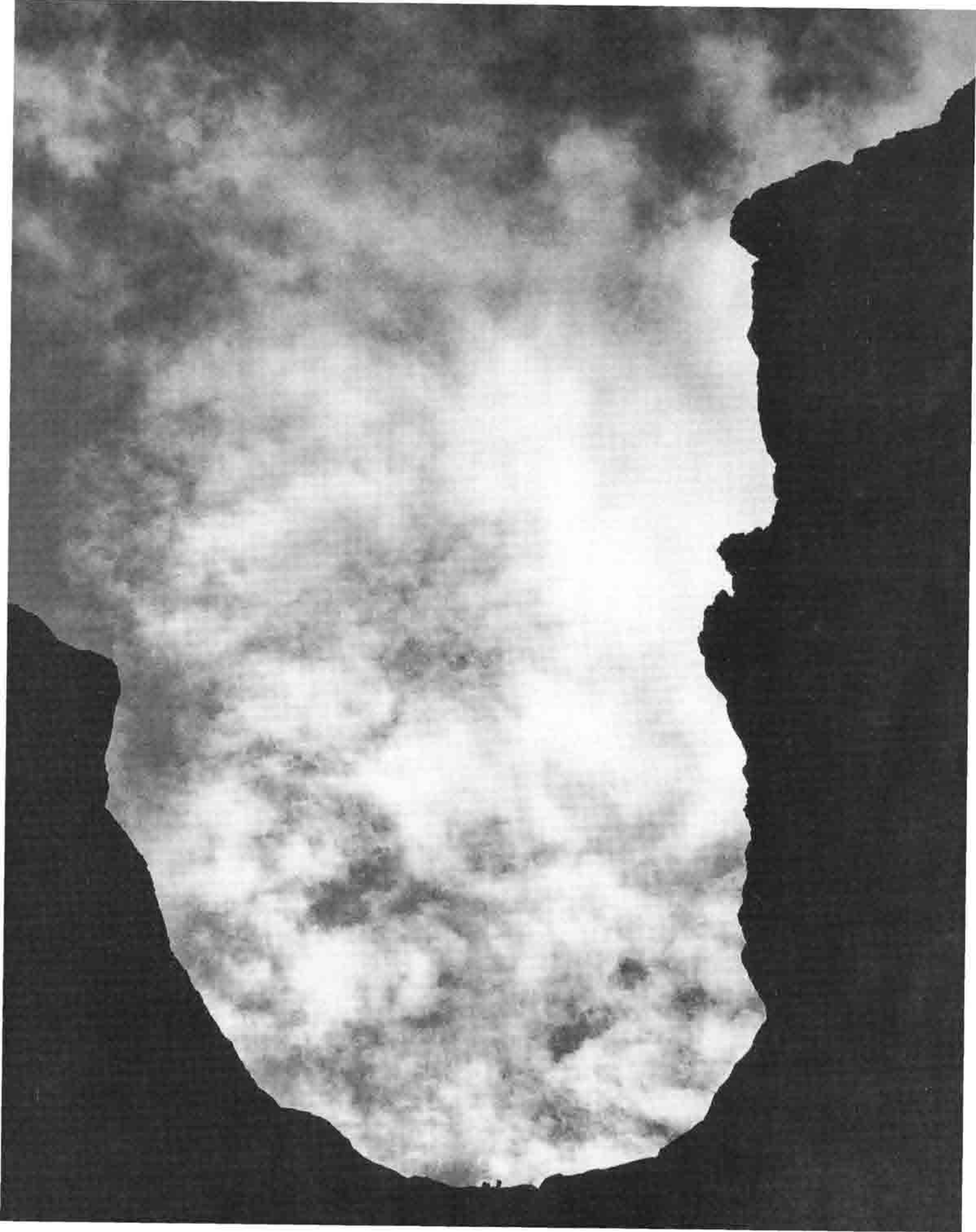
Kurzum: Wir von der Jahrbuchredaktion, sowohl der österreichischen – in Wien – als auch der deutschen – in München – betrachten den Umstand, daß zwei aufeinanderfolgenden Jahrbüchern die Karten vom Kaiser und Gesäuse beiliegen werden, als einen recht glücklichen: ergibt sich daraus doch die Chance, mit entsprechenden Beiträgen zu den beiden Gebieten – und „Schulen“ – ein wesentliches Stück der Entwicklungsgeschichte des Bergsteigens lebendig werden zu lassen.

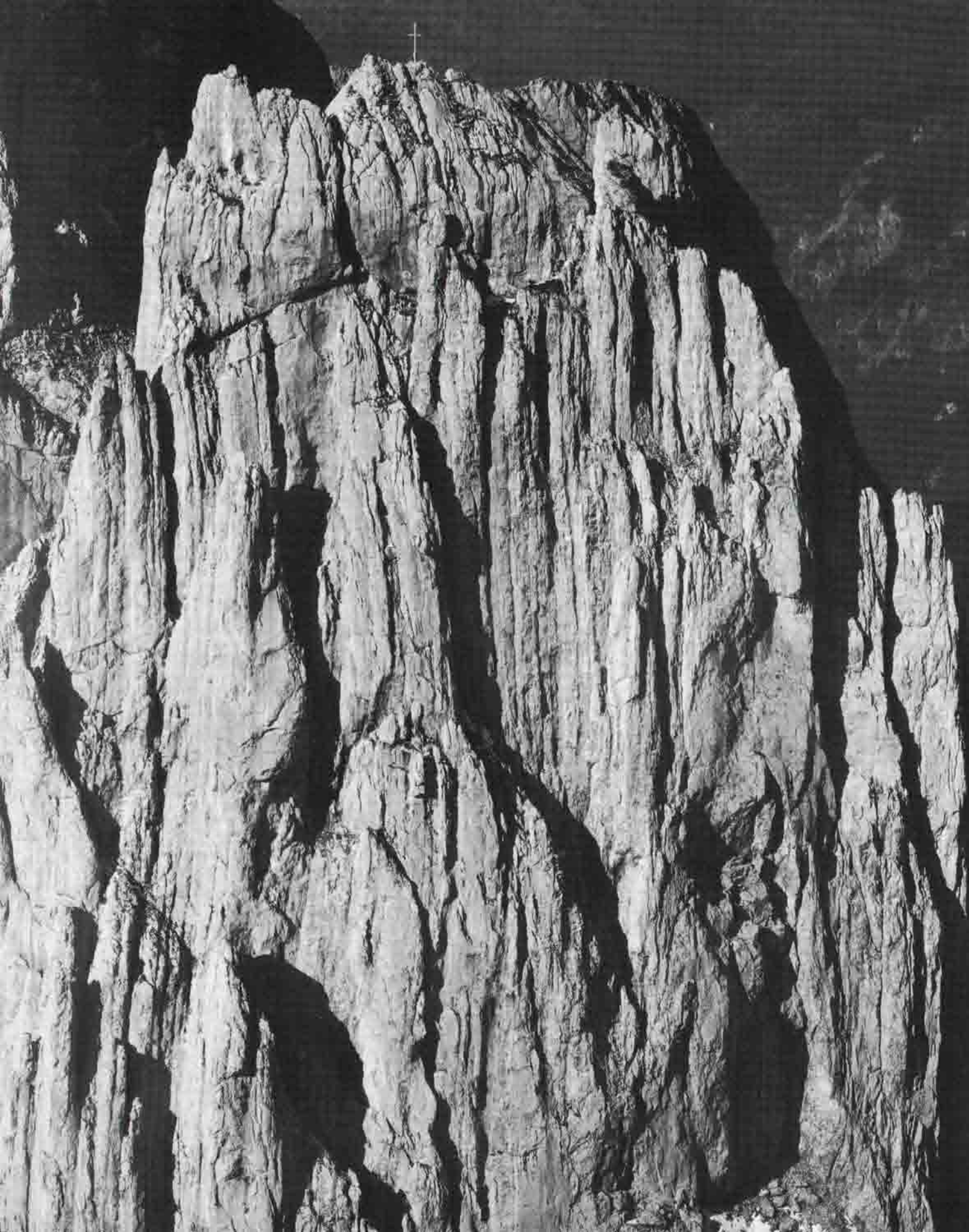
Elmar Landes

Paul Preuß,  
dessen Geburtstag sich  
am 19. 8. 1986 zum  
100. Mal jährte (links)  
und Hans Dülfer  
(rechts daneben)



Fotos:  
Archiv Schmitt







# „documenta“ Wilder Kaiser

## Zeugnisse der Erschließung aus Gipfel- und Tourenbüchern

Fritz Schmitt

Seite 6: Der Gipfel des Christaturms mit dem oberen Teil der Ostwand.

Foto: W. Rauschel

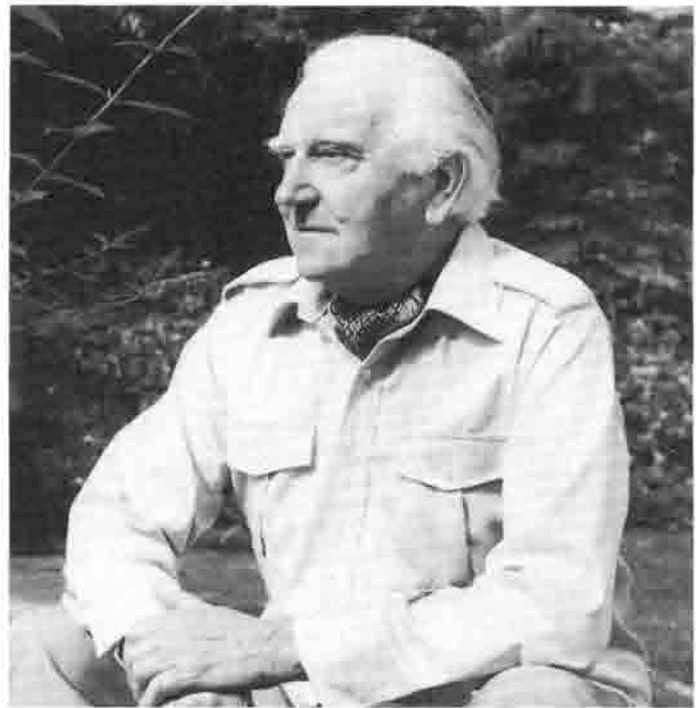
Franz Nieberl, den sie „Kaiserpapst“ nannten, erhob zur Zeit seiner Regentschaft Fritz Schmitt zu seinem ersten und einzigen „Kurienkardinal“. Franz Nieberl ist lange tot. Den Fritz Schmitt aber hat seither niemand zum neuen Kaiserpapst gekrönt, obschon er doch wie keiner sonst dazu berufen wäre. Doch wie auch? Als einziger Kurienkardinal hätte Fritz Schmitt sich ja selbst auf den Papstthron heben müssen. Was aber sollte er dort? Wie schon Nieberl nur deutlich augenzwinkernd ex cathedra gesprochen hat, so hätte ein Fritz Schmitt das bloß gänzlich unpäpstlich raunzend, bairisch-hintersinnig sich selbst auf den Arm nehmend, fertiggebracht. Für ernsthaft gemeinte Ex-cathedra-Sprüche ist er bis heute viel zu aufgeschlossen; ist er der Generation der Jungen und Jüngsten so verständnisvoll zugetan wie der eigenen, steht er dieser so helllichtig-kritisch gegenüber wie den Jungen: Eine Integrationsfigur also nach heutigem Sprachgebrauch –: der gute Geist vom Kaiser.

Welcher Art dieser Geist ist, wird jeder spüren, der Fritz Schmitts „Buch vom Wilden Kaiser“ liest. Wer dies Buch liest, dem wird daraus auch eine deutliche Prise frischer Kaiserluft entgegen schlagen. Eine solche wird gewiß den Leser des folgenden und ein wenig, so hoffe ich, den aller Beiträge über den Kaiser aus diesem Jahrbuch anwehen.

Als einer, der einst Fritz Schmitts Spuren am Christaturm folgte, dessen erste Versuche als Alpinschreiber, darunter auch G'schichterl aus dem Kaiser, eben dieser Fritz Schmitt als Redakteur von „Jugend am Berg“ zu jener Zeit betreute: Als Epigone Fritz Schmitts sowohl im Fels als auch in der Alpenvereinsredaktion also freue ich mich ganz besonders, dies Jahrbuch mit dem Schwerpunktthema „Kaiser“ zusammen mit Fritz Schmitt gestalten zu dürfen.

Elmar Landes

Beim Lesen von Handschriftlichem ergeht es mir wie beim Betrachten von Zeichnungen. Es kommt zu einem erregenden Kontakt mit dem Urheber. Auch die Schrift ist eine Illustration, eine typische Ausdrucksform, eine gewisse Selbstdarstellung. Das Schriftbild belebt das bereits programmierte Ego einer Persönlichkeit. Es steigert oder schwächt bereits vorhandene Sympathie. Es kann überraschen, verbinden oder entfremden. Das alles geschieht im allgemeinen nur rein laienhaft und gefühlsmäßig. Aber es gibt auch eine diagnostische Wissenschaft, die zugleich Kunst ist: die Graphologie, mit ihrer Behauptung: die Handschrift



Oben: Fritz Schmitt

Die Texte für dieses Jahrbuch waren bereits im Satz, als wir von der Erkrankung Fritz Schmitts erfuhren. Noch vom Krankenbett aus veranlaßte er, daß uns die Schriftproben für seinen Beitrag zugesandt wurden. Am Tag, als wir den Umbruch für dieses Buch beendeten, erhielten wir auch die Nachricht von seinem Tod. Wir fanden es dennoch richtig, den Einleitungstext zu diesem letzten Jahrbuchbeitrag aus der Feder Fritz Schmitts so stehen zu lassen – nämlich in der Gegenwart –, wie wir ihn in Satz gegeben hatten. (d. Red.)

Foto: E. Conradt

sagt alles! Da werden Regelmäßigkeit, Rhythmus, Schriftwinkel, Fülle oder Magerkeit, Veränderung der Buchstabenformen und viele Schnörkel und Kleinigkeiten analysiert und ausgedeutet zu einem Charakterporträt. Der vielseitig interessierte Heinrich Steinitzer hat sich in der Zeitschrift „Der Bergsteiger“ mit der „Handschrift des Bergsteigers“ auseinandergesetzt und viele Schriftbeispiele gezeigt, von der Willenskraft ausstrahlenden Unterschrift von John Percy Farrar über die kleine, verschnörkelte Schriftzeile von Eugen Guido Lammer bis zur flüchtigen Intellektuellenschrift von Henry Hoek. Welch gegensätzliche Vielfalt! Steinitzer wollte nur anschaulich machen, „welche Mannigfaltigkeit von Charakteren unter den Hochalpinisten vertreten ist“: Das wird einem auch bei der aufmerksamen Durchsicht der Gipfel- und Tourenbücher visuell klar. Da fällt der saubere, regelmäßige Buchstabenfluß von Hans Dülfer auf, die Ähnlichkeit des Schriftbildes von Paul Preuß mit dem Leo Maduschkas, die lateinische Schulschrift Hans Fiechtl im Gegensatz zur bäuerlich ungelungenen Eintragung seines Seilgefährten Hans Hotter, „führer in Ginzberg“. Aber das ist nur ein Aspekt. Über den graphologisch motivierten Reiz hinaus liegt vielmehr der Wert dieser Tourenbucheinträge auf alpinhistorischem, dokumentarischem Gebiet. Bevor Hütten- und Gipfelbücher auflagen, benützten Alpinisten Visitenkarten, die sie mit Vorliebe in geleerten Flaschen (nach Erstbesteigungen meist Champagnerflaschen) hinterlegten. Als Bergführer Johann Grill-Kederbacher, der Erstbesteiger der Watzmann-Ostwand, dieser Prozedur einmal erstaunt zuschaute, sagte er: „Das hat koan Wert, wenn nur ich woäß, daß ich droben war!“ Daß aber schriftlich Niedergelegtes für die Historie wichtig ist, bewies derselbe Kederbacher. Nachdem das Erstersteigungsdatum der Watzmann-Ostwand jahrzehntelang falsch, nämlich mit dem 6. Mai 1881 angegeben und oft nachgedruckt wurde, habe ich im Führerbuch Kederbachers die Eintragung seines „Herren“ Otto Schück aus Wien mit dem 6. Juni 1881 gefunden, und das stimmte.

Für das Kaisergebirge hat Franz Nieberl frühzeitig den dokumentarischen Wert der alten Hinterbärenbader Tourenbücher von 1883–1907 erkannt und diese ausgewertet. Seine Sektion Kufstein des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins hat Nieberls Aufzeichnungen in dem Bändchen „Die Erschließung des Kaisergebirges“ veröffentlicht. Vor einigen Jahren zeigten mir Franz Beimbold und Peter Aschenbrenner spätere Tourenbücher von Hinterbärenbad und vom Stripsenjoch aus dem Archiv der Sektion Kufstein. Die beiden meinten, man solle die Dokumente vor Kanzeleistaub und Vergessenwerden bewahren. Bald lag der Stapel der vom langjährigen Gebrauch abgegriffenen Bände auf meinem Schreibtisch. Große Namen aus der Erschließungszeit faszinierten mich. Die Seiten waren rechts unten von den Damenabdrücken gebräunt und angerissen.

Nun bot sich in „Berg 87“, dem Alpenvereinsjahrbuch, die Möglichkeit, etwas daraus zu veröffentlichen und Faksimile-Auszüge zu zeigen (s. Nachsatz). Ich tat dies, wie immer in meinen alpinhistorischen Arbeiten, in der Absicht, Urquellen festzuschreiben und an Bergsteiger der Vergangenheit zu erinnern.

## Hinterbärenbad – der erste Bergsteigerstützpunkt

Der Talboden von Hinterbärenbad ist nicht nur ein „Festplatz des Kaisergebirges“, sondern mit seinem einmaligen Panorama, der Kleinen Halt und dem Totenkirchl, einer der schönsten und eindruckvollsten Plätze in den Nördlichen Kalkalpen. Im Jahre 1882 bekam die 1877 gegründete, rührige Alpenvereinssektion Kufstein von der Stadtgemeinde die hier stehenden Almen „behufs Einrichtung einer Unterkunftshütte für Touristen provisorisch überlassen“. Eine der primitiven Holzhütten wurde unter Leitung von Anton Karg „unverzüglich umgestaltet“ und am 29. Juli 1883 feierlich eröffnet. Zwei Schlafräume mit 16 Lagern boten sogar „einigen Komfort“. 1884 erfolgten weitere Verbesserungen. Man fand es schicklich, ein „Damenkabinett“ einzurichten. Fritz Christ, einer der Erstbegeher des Christ-Fickkamins am Totenkirchl, wußte darüber Ergötzliches zu erzählen: „Wie oft mögen Jünger des Bergsports dem rieselnden Wasserfall der Jungfrau oder dem Sturzbach des ‚Bösen Weibele‘ gelauscht haben, dagegen wieder die holdseligen Damen dem Krachen der Winde und dem Rollen des Donners. Für besonders Wißbegierige waren sogar Spalten in der Holzwand angebracht, durch welche die hübschesten Entkleidungsszenen unentgeltlich angesehen werden konnten. Kurz – es war idyllisch in der alten Hütte“. Was den Hüttenpächter betraf, gelang der Sektion ein glücklicher Griff, als man Anna und Paul Horngacher auswählte. Der Pauli mit seinem Andreas-Hofer-Bart war Gemsjäger und Senner auf der Stripsenalm gewesen, die ehersame Nanni erwarb sich Lob und Ruhm als Schmarrnköchin. Den beiden wurde zur Auflage gemacht, daß „stets Wein und Fleischkonserven vorrätig sein sollten und daß Milch, Butter, Kaffee, Tee und Mehlspeisen auf Verlangen verabreicht werden“! Am Tage der Hütteneröffnung wurde ein Tourenbuch aufgelegt. Die erste Eintragung vom 29. Juli 1883 lautete: „Zwei Bären kamen im Hochsommer in diese Gegend, badeten süch und sagten dann zueinander: ‚Hür ist es schön sein; hür wollen wir unsere Hüttö bauen‘, und so bauten sie. Das ist der Ursprung der Bärenbadhüttö – oder nôt?“ Andere meinten, der Name käme daher, weil sich Bären im Bach den Hintern gebadet hätten.

In jener Zeit genoß man im Kaisertal noch paradiesische Ruhe. 1884 schrieben nur 400 Personen, darunter 233 auswärtige, ihre Namen in das Hinterbärenbader Fremdenbuch. Pro Tag ein Gast, an Feiertagen zwei! Der Kaiserschmarrn der Nanni hätte einen Stern im Schlemmerlexikon verdient. Die Nachfrage war groß, die Küche zu klein. Da nahte 1889 ein Mäzen in Gestalt des Kaufmanns Martin Bittl aus Neuötting. Er ließ eine kleine Hütte bauen, „item viel Hunger gelitten allhier“. Das war das „Schmarrnhüttl aus Bittls Mittel“. Die Besucherzahl war 1889 schon auf 1620 angewachsen. Nun wurde ein Neubau beschlossen. Professor Max Kleiber entwarf den Plan für ein großes Haus, das im Juni 1895 unter Dach war. Das neue Haus war für Nanni und Pauli zu groß. Sie stifteten ein Glöckerl für die Hinterbärenbader Kapelle und zogen sich in den verdienten Ruhestand zurück. Am 28. Februar 1899 brannte das Haus völlig ab. Ein schwerer Schlag



für die Sektion, aber die Kufsteiner stellten unverzüglich einen noch schöneren Neubau hin: das Anton-Karg-Haus, das am 1. Juli 1900 eingeweiht werden konnte. Hinterbärenbad wurde zu einem Begriff und zum legendären Bergsteigertreff der Tiroler und Bayern. Hier waren zu Gast: Adolf Schulze, der „Frosch“, der 1903 den Uschba im Kaukasus bezwang, Hans Pfann, der „Happus“, der Rekordzeiten rannte, Georg Leuchs, der eifrige Erschließer und Führer-Autor, die Maler Ernst Platz und Rudolf Reschreiter, Hans Leberle und viele andere. Meist Studenten, Mitglieder des Akademischen Alpenvereins und „Bayerländer“. Es ging immer zünftig zu. Der Musikautomat leierte den Donauwalzer herunter. Es war eine richtige Blase, die in jenen Tagen den Roten hinter die Binde goß und wochenlang in Hinterbärenbad hauste. War der Geldbeutel leer, pumpte der Wirt. Die seriösen alten Herren pflegten ungnädig zu sagen: Lauter Bazil! Es wurden aber große Tiere draus, Professoren und Direktoren. In alten Kneipzeitungen des AAVM ist zu lesen: „Die gefährlichsten Finnen im Kaisergebirge sind die Kellnerinnen.“ Waren es einst „Telefon-Moidl“ und „Lawine“ (Malwine), so galten später das blonde Annerl und die schwarze Gusti als vielbegehrte Wesen. Wegen eines Bierstreits verlagerten in der Bergvagabundenzeit die AAVMler um Georg von Kraus und Leo Maduschka ihren Treffpunkt auf die Gaudehütte an der Kaiser-Südseite. Hier wurden oft rauschende Feste gefeiert. Frau Schrott war für die jungen Kletterer „Mutter Maria“.

Der Kommerz fand auch ohne Autostraße ins Kaisertal. Aus dem Pfandlhof wurde ein Hotel, aus dem Anton-Karg-Haus ein Geschäftsbetrieb. Die Zeit erforderte es. Aber der Traditionsname Hinterbärenbad wird unter Bergsteigern immer Erinnerungen wecken an eine Zeit, als das Klettern noch ein urwüchsiger Spaß war, als man vor der Totenkirchl-Westwand noch ohne Schamröte knieweich werden durfte und der Fiechtl-Hans sich am Einstieg einen Schluck aus der Schnapsflasche genehmigte.

Natürlich kamen die Bergsteiger im Kaisergebirge auf Dauer nicht mit einem Hüttenstützpunkt aus. Das Stripsenjoch (1580 Meter), Wasserscheide zwischen dem von Kufstein hereinführenden Kaisertal und dem ostwärts nach Griesenau ziehenden Kaiserbachtal, bot sich als prächtiger und sinnvoller Bauplatz geradezu an. Hier stand um die Jahrhundertwende nur ein Kästchen mit einem Einschreibebuch. Die Sektion Kufstein errichtete zum 25jährigen Bestehen einen Jubiläumsbau und eröffnete ihn am 20. Juli 1902. Das Haus mußte wegen des starken Besuches mehrmals erweitert werden. 1957 nahm eine Materialseilbahn von der Griesner Alm zum Joch den Mulis die Nachschub-Schwerarbeit ab. Von den Hüttenpächtern bewährte sich der Tavonaro-Hans bis zu seinem Tode im Jahre 1914, ferner die Bergsteigermutter Maria, der harfenspielende Franz Stöger und von 1935 bis 1952 Peter Aschenbrenner und seine Frau Cecilie.

Der Touristenverein „Die Naturfreunde“ erbaute 1956 20 Minuten oberhalb Hinterbärenbad in Richtung Stripsenjoch das Hans-Berger-Haus (930 Meter). An der Südseite des Wilden Kaisers entstanden 1899 die Gruttenhütte (1620 Meter) des traditionsreichen Münchner Turner-Alpenkränzchens und die Gaudeamushütte (1267 Meter) der Akademischen Sektion Berlin. Zu erwäh-



Die Pfandlmoidl (Maria Schwaighofer)

Foto: Archiv F. Schmitt

nen ist die kleine unbewirtschaftete Ackerlhütte (1445 Meter) der Sektion Kitzbühel sowie die ebenfalls nicht bewirtschaftete Fritz-Pflaum-Hütte (1874 Meter) der Sektion Bayerland nordseitig im Griesner Kar. Im Zahmen Kaiser erbaute die Sektion Oberland in aussichtsreicher Lage die Vorderkaiserfeldenhütte (1387 Meter). Von privaten Unterkünften ist besonders die Kaindhütte (1318 Meter) am Steinberg unterhalb der Scheffauer-Nordwand zu nennen. Die Griesner Alm (1000 Meter) am Ende einer Mautstraße im Kaiserbachtal hat sich zu einem ansehnlichen Berggasthof entwickelt.

## Erste Schilderung einer Gipfelbesteigung

Lange Zeit wurde der Besuch der Ackerl- und Maukspitze im Jahre 1826 durch Peter Carl Thurwieser mit den Einheimischen Johann Carl und Stefan Unterrainer als erste touristische Gipfelbesteigung im Kaiser angesehen, bis man einen Brief fand, den der Hilfspriester Franz Berndorffer in Schwoich an seinen Freund, den Benefiziaten Schmidt in Rosenheim, schrieb. Er schilderte darin eine botanische Exkursion auf den Scheffauer im Jahre 1794. Der 32jährige Berndorffer, gewesener Chorherr des regulierten Domstiftes zu Herrenchiemsee, beschäftigte sich in seiner Freizeit mit Mineralogie und Botanik. Er hatte ein Herbarium von 900 Alpenpflanzen angelegt und wollte es bei der geplanten Scheffauerbesteigung weiter ergänzen. Hier der Brief, die erste Beschreibung einer Gipfelbesteigung im Kaiser:

„Schwoich, den 17. November 1794  
 Freund! Ich war den 17. Augustmonats auf dem Kayser. Der hiesige Uhrmacher und sein Jagdhund waren meine Begleiter. Ich dachte wohl an Sie; als ich aber diese Gebürge näher vor den Augen hatte, war ich wieder froh, daß Sie nicht bey mir waren. Wir giengen um halb 8 Uhr von Schwoich weg und in dreiviertel Stunden waren wir am Fuße des Berges. Wir stiegen ganz getröstet den Berg an und trafen gegen 11 Uhr in einer schon vorher bestimmten Alpe von 7 Kasen (Sennhütten) ein. Hier hielten wir ein kurzes Sennenmahl, verließen um 12 Uhr die jauchzenden Gefilde wieder, stiegen noch eine Stunde hoch, nach welcher wir auf den Steinberg, einer Alpe von 21 Kasen, die wir zu unserem Nachtquartier ausgesehen hatten, ankamen. Wir setzten unseren Weg wieder weiter fort und stiegen, mit den Tubus auf den Rücken etwa dreiviertel Stunden hoch, bis wir auf einen schönen Platz, freidhof genannt, gelangten. Hier erblickte ich den schönsten Kräutergarten, und das schöne Rosenheim lag vor unseren Augen da. Allein wir konnten hier nicht verweilen und mußten nun durch einen, eine Stunde langen Weg (durch die drei Boiden) mehr kriechen und schliefen als gehen, denn wir hatten uns hier durch lauter Lutschen (Zwergföhren, Pinus Pumilio), unter welchen Flora besonders schöne Pflanzen schelmisch verborgen hält, und Diana ihre Gemse und Federwild hütet, durchzuarbeiten. Als wir halb zerkratzt uns hinauf gewunden hatten, rasteten wir auf einem Felsen aus, auf welchem wir schon die herrlichste Aussicht hatten. Wir speiseten da etwas Fleisch, tranken einen Schluck Brandwein und mittelst diesen Ihre und aller guten Menschen Gesundheit. Jetzt sagten wir der Welt gute Nacht. Denn von nun an hatten wir kein Gräschen mehr, sondern lauter kahle und steile Felsenwände vor uns. Ich staunte und glaubte nicht, daß es mir möglich wäre, hinauf zu kommen. Doch wir mußten daran, und hatten wir jetzt keinen anderen Weg mehr als das Unebene, das der Regen durch Jahrhunderte ausgespület hatte; wir konnten daher auf keinem Fuß mehr stehen und fingen an zu kriechen. Es mußte öfters einer dem anderen unter die Füße greifen, selbst dem Hunde mußten wir nachhelfen. Daß wir öfter in naher Todesgefahr waren, dies darf ich Ihnen wohl nicht sagen. Nach anderthalb Stunden erstiegen wir glücklich das Ende des Berges. Hier hatten wir über die Schneide desselben noch einen langen Weg zu rutschen, bis wir endlich von einer Spitze des Berges auf die andere den gefährlichsten Sprung wagen und selbst den Hund hinüber werfen mußten. Nach 4 Uhr Abends hatten wir die höchste Bergspitze erreicht. Wir fanden etwas dürres Reis, welches wir anzündeten, um ein kleines Feuer zu machen. Allein wir wußten nicht, daß sich der Rauch mit einer Wolke vereinigte, in der wir stunden, ohne es zu bemerken; dadurch wurde uns also dieses Signal vereitelt. Wir waren nun auf der Spitze des berühmten Kaysers; alle anderen Gebürge erblickten wir eine halbe Stunde unter uns. Wie uns da auf einer so steilen Höhe, bey einer so schwindelnden Aussicht zu Muthe war, kann man sich nur denken, nicht schreiben. Bald aber erinnerte uns eine Donnerwolke der Rückkehr. Beyde hatten wir Sorge auf den Weg abwärts; wir kamen aber doch glücklich hinab. Als wir bey nahe schon unten waren, zeigte mir mein Führer ein Wunder

von einer Tanne, die so dick war, daß sie sieben Männer kaum umfassen können. Der nahe Donner nöthigte uns jetzt in die steinberger Alpe hinabzueilen. Hier bey der schönen Aussicht waren wir die Nacht hindurch freudig beysammen, ließen die Blitze über unser Haupt hinfahren und den Donner vorüber rollen. Des anderen Tages Frühmorgens besuchten wir ein fürchterliches Thal, kamen um 12 Uhr Mittags wieder in unsre steinberger Alpe zurück und trafen endlich spät Abends zu Hause ein. Doch mehr, wenn wir einst zusammen kommen.

Sie lesen gewiß auch gerne, welche Pflanzen wir auf der Reise gefunden haben? Zum Unglück hatten heuer auf dem Kayser schon die meisten Pflanzen verblühet, doch hatte ich da und um Schwoich herum folgende, teils blühend, teils schon verblühet, gefunden: *Taxus baccata* ..., aber, Freund, die *Linnaea* nicht. Bin ich aber auf das Jahr noch hier, so müssen Sie zu mir herein. Sie werden hier gewiß viele Vergnügungen finden. Indessen, leben Sie wohl!“

Die *Linnaea borealis* blühte ihm im folgenden Jahr nicht mehr: denn Berndorffer starb als Hilfspriester in Kirchbichl am 14. März 1795, im 33. Jahr seines Lebens.

Es ist reizvoll, dem Weg Berndorffers vor beinahe 200 Jahren nachzuspüren. Zweifellos stieg er mit seinem Führer, der wahrscheinlich das Gebirge schon kannte, über die Walleralm zum Almdorf am Steinberg. Von hier ging es in das Kar „im Friedhof“, unterhalb der Scheffauer-Nordwand. Der Weiterweg ist nicht mehr klar ersichtlich. Die geschilderte einstündige Latschenkriecherei ließe vermuten, daß sich die Männer der begrüneten Nordflanke des Zettenkaiser-Westgrates zuwandten, doch konnten sie den Zettenkaiser in nächster Nachbarschaft des um 160 Meter höheren Scheffauers nicht „als höchste Spitze des berühmten Kaysers“ betrachten. Beim Weitersteigen über die Grübler Lucke hätte Berndorffer bestimmt den steilen, für einen Hund kaum gangbaren Ostabsturz des Zettenkaisers zur Scharte erwähnt. So bleibt als weitere Möglichkeit die Erklammerung der Grübler Lucke aus dem „Friedhof“ (kahle Felswände, Todesgefahr) und die Begehung des Scheffauer-Westgrates (langer Weg auf der Schneide, gefährlichster Sprung). Als erreichter Gipfel (4 Stunden von Steinberg, Botanisieren eingerechnet) dürfte kein anderer als der Scheffauer in Frage kommen.

## Die Erstbesteigung des Totenkirchls

Verrufen, berüchtigt, gelobt und geliebt ist das Totenkirchl, einer der markantesten Berge im Wilden Kaiser. Es wurde für unersteigbar gehalten, bis nach gescheiterten Versuchen am 16. Juni 1881 die ersten Menschen den Gipfel erreichten: Gottfried Merzbacher aus München, unter Führung des Tirolers Michel Soyer, genannt Steinackerer, aus Going. Das südlich des Stripsenjochs mit 600 Meter hohen, kamindurchfurchten Wandstufen aufstrebende „Kirchl“ scheint den Bergsteigern damals gewaltigen Respekt eingeflößt zu haben. Merzbacher schrieb nach der geglückten Erstbesteigung in den Alpenvereins-Mitteilungen von „schwierigsten, anstrengendsten und gefährlichsten Klettereien, die überhaupt bis zur äußersten Grenze der Möglichkeit gehen“, und er

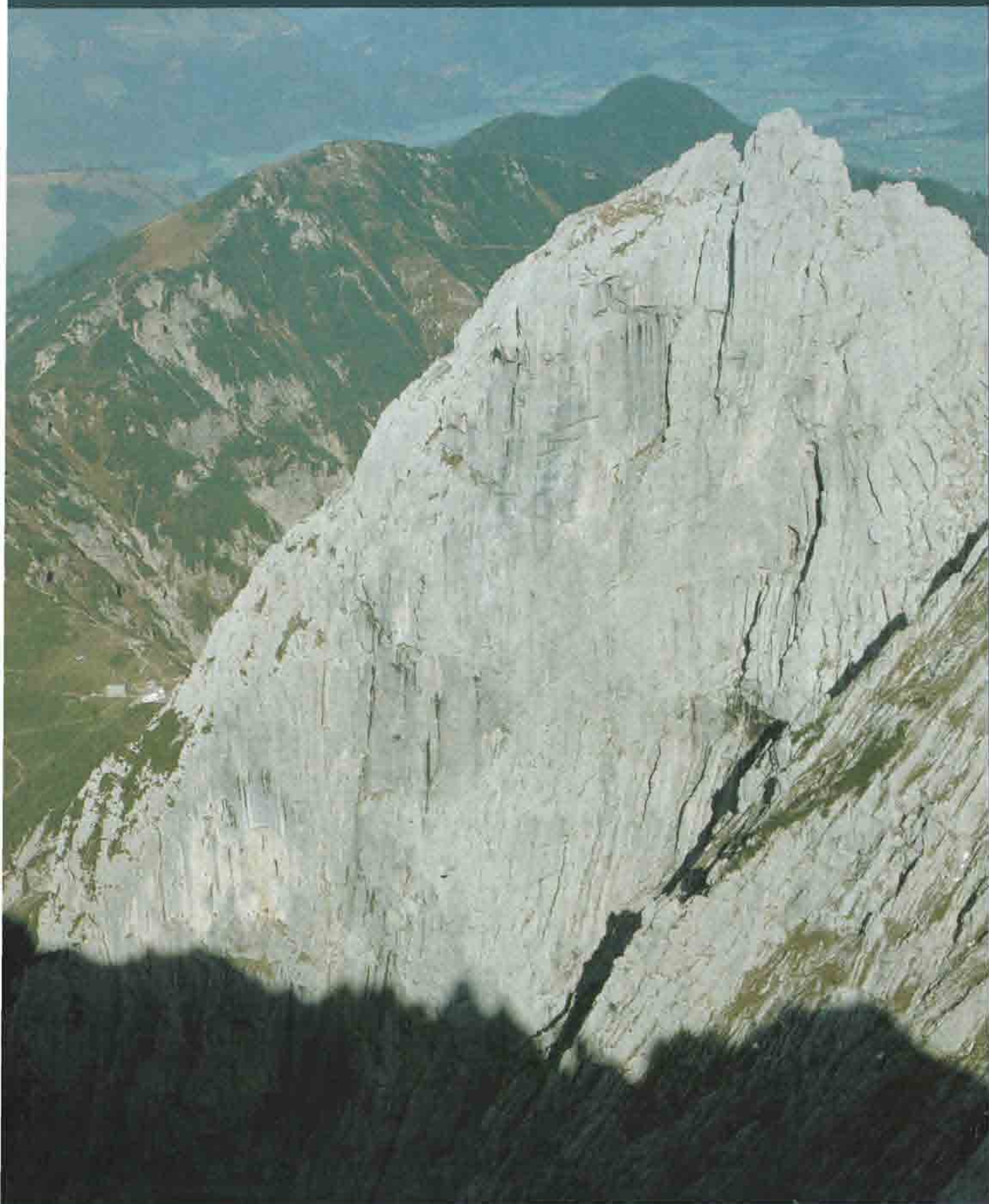
# Verrufen, gelobt und geliebt das Totenkirchl



*Das Totenkirchl überm Stripsenjoch  
(oben) und von der Ellmauer Halt aus mit  
seiner Westwand.*

*Fotos:  
W. Rauschel*





war der Ansicht, „auf dem einzig möglichen Wege“ den Gipfel erreicht zu haben.

Nun, in dieser Hinsicht irrte der spätere Privatgelehrte und Professor Dr.h.c.Gottfried Merzbacher! Im Kaiser-Führer von 1978 wird das Totenkirchl als „Modeberg ersten Ranges“ bezeichnet, und will man sich als X-Tausendster stolz ins Gipfelbuch einschreiben, dann stehen für den Aufstieg mehr als fünfzig Routen des III. bis VI. Schwierigkeitsgrades zur Verfügung. Freiklettereien gehen noch über den konventionellen VI. Grad hinaus. Die Maßstäbe ändern sich ständig, sagte kürzlich ein Extremkletterer und jede Generation habe ihr Bestes gegeben. Gottfried Merzbacher war nicht nur Freude beschieden, er mußte sich Jahrzehnte nach seinem Erfolg am Totenkirchl grimmig ärgern über die alpinen Geschichts- und Geschichtenschreiber. In die alpine Historie ist nämlich eine nicht den Tatsachen entsprechende Schilderung des Verlaufes der Tour eingegangen, und es ist wirklich an der Zeit, sie zu korrigieren.

Im Sommer 1881 verabredeten Merzbacher und der Münchner Steinmetzmeister Karl Babenstuber, beide waren am Totenkirchl schon abgeblitzt, einen neuerlichen gemeinsamen Besteigungsversuch. Als Führer wurde der verwegene Steinackerer von der Südseite des Kaisers gerufen. Ein erster Versuch schlug fehl. Walter Schmidkunz, sowohl ernsthafter Alpin-Chronist als Trenker-Ghostwriter, schilderte – offenbar von Zeitgenossen falsch informiert – den zweiten, zum Erfolg führenden Vorstoß am 16. Juni 1881 so: „Als sie (Babenstuber, Merzbacher und Steinackerer) irgendwo in den Felsen einen netten Rastplatz erreicht hatten, – oder war es schon die erste Terrasse? – bewog Merzbacher den Gefährten, er möge hier ein wenig warten, er wolle mit Steinackerer nur rasch dort drüben rechts um die Ecke schauen, ob's dort weiterginge. Also wartete Babenstuber. Suchte sich unter den Graspolstern unter der Wand ein Rastplätzchen – und wartete! Lang schien ihm die Rekognoszierung doch schon zu dauern. Schon befürchtete er Schlimmes und wollte sich eben auf die Suche machen, da tauchten die beiden wieder auf. Sie hatten bis hinauf zum Gipfel ‚rekognosziert‘ und hatten das bescheidene Mauerblümchen ganz vergessen.“

Damit war behauptet, Babenstuber sei auf eine nicht gerade feine Art um den Gipfelsieg gebracht worden. Man habe ihn mehr oder weniger mit Absicht ausmanövriert. Diese Version wurde immer wieder nacherzählt, und ich muß gestehen, daß auch ich sie guten Glaubens verbreitete. Da fand ich eine, von dem ergrimmtten Merzbacher im Jahre 1925 seiner Sektion Bayerland abgegebene Erklärung, die leider nur vereinsintern bekannt wurde. Und so kam es, daß man Merzbacher die Richtigstellung und Ehrenrettung lange schuldig blieb. Es erscheint mir deshalb Chronistenpflicht, den Hauptakteur von 1881 am Totenkirchl zu rehabilitieren, und zwar mit seinen eigenen Worten.

Merzbacher schrieb: „Schmidkunz beschuldigte mich eines treulosen, heimtückischen Verhaltens gegen meinen Berggefährten, um ihn von meinem Bergsieg auszuschließen. Diese Darstellung ist das Gegenteil der Wahrheit. Wahr ist vielmehr, daß Babenstu-

ber, Soyer und ich nicht lange nach Verlassen der kleinen Almhütte von Hinterbärenbad, wo wir genächtigt hatten, gegen strömenden Regen und Nebel im Wald unterhalb des Stripsenjoches unter einem überhängenden Felswändchen Schutz suchten. Als nach eineinhalbstündigem Warten Regen und Nebel etwas nachließen, drängte ich zum Aufbruch. Babenstuber, den ich in alle Einzelheiten meines Planes eingeweiht hatte, lehnte es ab, sich an weiteren Unternehmungen zu beteiligen, da er es nur bei sehr günstigen Witterungsverhältnissen für möglich hielt, die mit dem Nimbus der Unersteiglichkeit bewehrten, abweisenden Felswände zu bezwingen und mein Unterfangen unter den gegebenen Umständen für aussichtslose Bemühungen erklärte.

Dort also, unter dem Stripsenjoch im Walde und nicht, wie Schmidkunz in wahrheitswidriger Weise schreibt, am Latschenband oder gar schon auf der ersten Terrasse, trennte ich mich von Babenstuber. Er sagte mir nachts, als ich mich nach Durchführung der Besteigung im Almhüttchen wieder mit ihm zusammenfand, daß er wohl noch etwa zwei Stunden gewartet habe, weil er es für sicher hielt, ich würde bald unverrichteterdinge zurückkehren. Dann stieg er zur Hütte ab. Mit keinem Wort gab er eine Mißstimmung kund, weil er zurückgeblieben sei. Im Gegenteil äußerte er beim Anblick meiner von der langen Kletterei in den nassen Felsen aufgeschundenen und blutenden Hände, er sei froh, nicht dabeigewesen zu sein.“

Mit der Erstersteigung des Totenkirchls im Juni 1881 bekam das Bergsteigen im Kaisergebirge sportlichen Charakter. Man nahm das Überwinden von Schwierigkeiten nicht nur in Kauf, sondern man suchte, um sie zu überwinden. Das Totenkirchl mit seinem überhängend zur Winklerscharte abbrechenden Südostgrat, seinen Ost- und Westwänden und mit seinen vielen, durch die senkrechte Gesteinsschichtung bedingten Kamine, bot sich geradezu als großer Kletterblock für alpine Turner an. Nach der ersten Besteigung vergingen keine vier Wochen, da kamen neue Interessenten. Diesmal waren es Führerlose: Alois Zott und die Brüder Heinrich und Josef Zametzer. Sie fanden sich mit Merzbachers Beschreibung nicht zurecht und durchkletterten einen feuchten, moosigen Spalt, der als Zottkamin in die Kirchl-Chronik einging. Damals kletterte man noch mit Steigeisen an den Schuhen und benützte im Bedarfsfall einen dreizackigen Wurfanker zu riskanten Manövern. Nach der zweiten Ersteigung durch Zott und seine Freunde hatte das Totenkirchl fünf Jahre Ruhe. Dann kam am Pfingsten 1886 Alois Zott noch einmal mit zwei Kameraden. In Hinterbärenbad pirschte sich der blutjunge Winkler, der Münchner Kletterstar jener Zeit, an die drei heran und fragte ganz bescheiden: „Erlauben die Herren, daß ich morgen mit ihnen aufs Totenkirchl steige?“ Nein, sie erlaubten es nicht und ließen den Frager barsch abblitzen.

Am nächsten Tag hatten Zott und seine Gefährten erhebliche Schwierigkeiten. Da kam Winkler, der bisher zugeschaut hatte, und mit einem „die Herren erlauben?“ erkletterte er den Kamin und sicherte alle herauf. Auf der ersten Terrasse wurde wegen des kräftigen Regens auf den Gipfel verzichtet und durch die Kamine abgeseilt. Im August wagte Winkler allein die dritte Ersteigung und



im November führte er seinen Freund Arthur Dietz zum Gipfel. Winkler war ein Sportkletterer. Er meinte: „*Warum gibt es beim schnellen Klettern nicht Preise wie beim Velozipedrennen?*“ Mit der ersten Durchsteigung der Winklerschlucht zwischen dem Totenkirchl und der Hinteren Karlspitze am 26. April 1886 setzte sich Winkler im Kaiser ein Denkmal. Er schrieb ins Tourenbuch: „*Ankunft auf der Scharte zwischen Totenkirchl und Karlspitze 1/2 12 Uhr. Erbauung eines Steinmanns und Deponierung der Visitenkarte. Rückkehr auf demselben Weg. Die schlechtesten Stellen wurden mit Hilfe des Seiles überwunden.*“ Zwei Jahre später verunglückte Georg Winkler am Weißhorn im Wallis tödlich.

In den Tourenbüchern sind interessante Daten aus der Frühgeschichte des Totenkirchls zu finden: die 25. Besteigung fiel am 13. Oktober 1886 an keinen Geringeren als an Ludwig Purtscheller, die 50. konnte schon zwei Jahre später der Wettersteinerschließer Hans Leberle mit Emanuel Christa, dem Vater des Christaturms, ausführen. Im ersten, 1893 vom Akademischen Alpenverein München gestifteten Gipfelbuch wurden bis 1905 etwa tausend Besteigungen eingetragen. 1904 standen an einem Tag 37 Bergsteiger auf dem Gipfel. Die Stripsenjochwirte und Bergführer waren fleißige Besucher ihres Hausberges. Hans Taronaro stand bis zum Herbst 1910 200mal auf dem Gipfel, Franz Stöger führte am 22.8.1923 seine 200. Totenkirchl-tour. Auch Franz Nieberl war dem Totenkirchl besonders zugetan. Nach einer Rekognoszierung mit Josef Klammer durchkletterte er am 28.10.1906 erstmals den Nieberlkamin. Er führte dabei einen Holzprügel mit, den er zum Ausrasten zwischen den glatten Kaminwänden verspreizen wollte. Ins Tourenbuch schrieb Nieberl: „*Der Kamin ist der schwierigste meiner Bekanntschaft.*“ 78jährig stand Nieberl abschiednehmend zum 92. Male auf dem Kirchl-gipfel. Am 14. Juli 1931, anlässlich der 50-Jahrfeier der Erstbesteigung, hatte er als „Altbürgermeister vom Totenkirchl“ die Festrede gehalten. 25 Jahre vorher war der 60 Jahre alte Merzbacher zur silbernen Jubiläumstour auf sein Totenkirchl geklettert. Begleitet hatten ihn namhafte Alpinisten jener Zeit: Hermann Delago, Erich König, Paul Hübel und Ittlinger. Auf dem Gipfel wurden 7 Flaschen Champagner geleert.

Was für ein Mensch war nun der Erstersteiger des Totenkirchls? Welcher junge Kaiserfreund kennt mehr als den Namen? Merzbacher wurde 1846 in Baiersdorf geboren. Später lebte er als Kürschner und Pelzkaufmann in München. 1884 zog er sich vom Berufsleben zurück und unternahm ausgedehnte Reisen nach Persien, Kaschmir, Ceylon, in den Kaukasus und zu den Gebirgen Mittelasiens. 1901 erschien sein zweibändiges Werk „Aus den Hochregionen des Kaukasus“ und die „Merzbacherkarte“ dieses Gebietes. Das brachte ihm den Dr.h.c. ein. 1905 erhielt er den Professorentitel.

Seit den 70er Jahren hatte Merzbacher an der Erschließung der Dolomiten mitgewirkt und auch in den Westalpen ansehnliche Touren unternommen wie die Überschreitung des Piz Bernina, der Meije und des Matterhorns. Zehn Jahre nach seiner ersten Totenkirchl-Besteigung rüstete er mit eigenen Mitteln eine Kaukasus-Expedition aus, an der sich auch Ludwig Purtscheller beteiligte. Vier- und Fünftausender wurden bestiegen. 1892 war

Merzbacher im östlichen Kaukasus tätig. Mehrmals besuchte er den Tianschan, ein damals völlig unbekanntes Gebirge. Hans Pfann, der Merzbacher einmal dorthin begleitet hatte, schilderte ihn so: „*Überaus bescheiden war die Lebensweise des reichen Mannes, der ein Vermögen für seine wissenschaftlichen Reisen ausgab. Gekochtes Hammelfleisch, Suppe, Bröt und Tee waren die einzigen Genußmittel während unserer sieben Monate Zeltlebens in Höhen zwischen 3000 und 5600 Metern.*“ Merzbacher starb als hochangesehener Mann am 16. März 1926, eine Woche nach seinem 90. Geburtstag.

Sein Führer und Begleiter auf das Totenkirchl, der Steinackerer, war ein wilder Naturbursche, der gefürchtetste Raufer in der ganzen Gegend. Merzbacher beschrieb ihn so: „*Er war gedrun-gen von Gestalt, sehnig, mit rotblondem Haar und einem kleinen, struppigen Schnurrbart, blauen Augen, von denen eines fast eingedrückt war, als Folge einer seiner Raufereien. Einer seiner hervortretendsten Züge war seine Vorliebe für den Schnaps. Von Samstag über den Sonntag war er niemals nüchtern zu treffen, und da ich gewöhnlich spät am Samstagabend in Ellmau eintraf, war es mir nicht leicht, seine Begleitung zu sichern. Da verfiel die Wirtin, seine Dienstherrin, auf ein ausgezeichnetes Mittel. Sie ließ den Steinackerer schon am Samstagabend kommen, sperrte ihn mit seinem Rausch in eine Kammer ein, wo er ihn bis zu meinem sehr frühzeitigen Aufbruch ausschlafen konnte.*“ So kam der Steinackerer zu seinem Samstagsrausch und zu seiner Sonntags-tour, für die er gewöhnlich 5 Gulden einsteckte. Im Zeitalter des modernen Sportkletterns im Kaiser sind solche Typen längst ausgestorben. Aber das heute noch vielumworbene Totenkirchl soll auch im zweiten Jahrhundert nach seiner Eroberung an sie erinnern: an den gelehrten Professor Gottfried Merzbacher und an den wilden Michel Soyer, den Steinackerer.

## Allerlei Kuriosa

Gipfel- und Tourenbücher enthalten nicht nur sterile Routenbeschreibungen, große Namen, die Erinnerungen wecken, sondern auch kritische Marginalien, manchmal ein wenig menschliche Eitelkeit und verkitschte Poesie. Der höchste Gipfel des Kaisergebirges, die Ellmauer Halt (2344 Meter) wurde bereits auf der Karte des Tiroler Landmessers Anich, nicht erst im Baedeker, mit einem Sternchen ausgezeichnet. Der erste Tourist auf dem Gipfel, Karl Hofmann, steckte seine Besuchskarte 1869, im Jahr der Gründung des Deutschen Alpenvereins, in eine leere Flasche. 1873 stifteten Karl Babenstuber und Georg Hofmann als erstes Gipfelbuch ein schmales rotes Leinenbändchen, „den Ersteigern der Haltspitze freundlich gewidmet“. Drei Jahre später betrat unter Führung Mall-Hansls die „erste deutsche Jungfrau, Therese Spengele“, die aussichtsreiche Zinne. „Zu Ehren dieser Dame wurde die hier befindliche Fahne aufgepflanzt.“ Mit ihrem Führer, diesem Erzwilderer, machte die junge Münchnerin schlechte Erfahrungen. Beim Abstieg sah der Mall-Hansl eine Gams, der er sogleich nachsprang und im Jagdeifer das angeseilte Fräulein über den Haufen riß. Im Gipfelbuch folgen weiterhin bestbekannte Namen wie Kederbacher, Purtscheller, Schilcher, Trautwein und viele andere. Für einen Touristen brachte die Tour keinen



Foto: J. Winkler

ungetrübten Genuß, denn er klagte: „NB! Kurz vor der Spitze infolge verdorbenen Magens den heiligen Ulrich angerufen.“ Hoffentlich hat er geholfen! Am 30. Juni versahen Münchner Bergfreunde den Haltgipfel mit einem Metallkreuz. Damals narrete der harte Kaiserfels die Kreuzsetzer, denn der Steinbohrer erwies sich als zu weich und der Schießlinger-Wastl mußte rasch zum Schmied nach Ellmau hinunterrennen und ihn härten lassen. Gleichzeitig wurde ein neues Gipfelbuch hinterlegt. In ihm hieß es: „Vom Jahre 1869 bis zum 16. Juni 1883 wurde die Haltspitze von 106 Personen, Führer nicht mitgerechnet, erstiegen. Darunter waren 60 Münchner und 3 Damen.“ Daß auch Einheimische die Ellmauer Halt gerne besuchten, bezeugt folgende, saehr gewissenhafte Eintragung: „Matthias Bauer, Gemsenjäger aus Weißbach, 69 Jahre alt, Haare blond, Nase regulär, Augen braun, Statur mittelmäßig, Gesicht länglich, ledig, katholisch, Bezirksgericht Kufstein.“ Ein förmlicher Steckbrief! Die Nächsten, „zween schneidige Studenten haben da eine Flasche Wein ausgestochen, ohne Führer!“ Ebenso schneidig bezwang ein Gymnasiallehrer „ohne Führer, aber mit dem fotografischen Apparat den prächtigen Berg“. Auch der Bergmalter Ernst Platz verweigerte sich da oben. Nicht ganz so weit ist 1884 ein berühmter Kollege gekommen: „W. Leibl, Kunstmaler in Aibling, mußte wegen Rheumatismus in der Roten-Rinn-Scharte zurückbleiben!“ 1890 stoßen wir auf die Bärenbad-Nanni, die bereits 30 Jahre früher den Vikar von Oberaudorf auf das Sonneck geführt hatte: „Johann Bichler, Erzherzogl. Jäger von Kufstein mit Anna Horngacher, Wirtin in Beerenbad, in 3 1/2 Stund herauf ohne Seil und Schwierigkeit, das bestätigt ihre Unterschrift.“ Am 26 Juli 1891 wurde die kleine Unterstandshütte auf dem Gipfel eröffnet. Daß sie Anklang fand, geht aus dem Schreiben eines Kitzbüheler Bauernburschen hervor: „Ich, als Endes gefertigter Bezeichnen im Namen meiner Mitgeferten, daß wir am 10.10.1891 die Haltspitze bei herrlichem Wetter bestiegen haben und diese schütz Hütte mit ihren Decken uns sehr willkommen ist und Sprechen der löblichen Sechszion den besten Dank aus.“ Zwei Tage später meldete der Führer Thomas Widauer: „Letztes biwag in der Hütte auf der Haltspitze wegen wegbau und Dratseil anmachen besonders in den Gamsängern er führt bereit ein Steig erfordert aber vollständige Schwindelfreiheit.“ Im Spätherbst 1891 trug sich Eduard Schmidt, der Erersteiger der Schmidrinne am Totenkirchl, ins Buch ein, und zwar „mit seinem Hunde Marko“. Die nächsten Niederschriften sind fachlich-sachlich gehalten und künden viel von Überschreitungen des Haltenstockes und vom Kopftörigrat. Diese neuen Touren fanden natürlich auch ihren Niederschlag im Tourenbuch von Hinterbärenbad und vom Stripsenjochhaus. Nach einer gelungenen Überschreitung des Predigtstuhls im Sommer 1898, bei der im Botzongkamin 60 Meter Seil gefunden wurden, bemerkte Hans Pfann: „Ferner wurden am Predigtstuhl eine Laterne, eine Brieftasche und mit ff. Kognak gefülltes Schnapsglas vorgefunden und mitgenommen, der Inhalt des letzteren wurde unverzüglich seiner Bestimmung zugeführt.“ Georg Leuchs hatte am Totensessel ein weniger angenehmes Funderlebnis. Er berichtete darüber zürnend: „Ich benützte diesmal statt des Überhanges das Loch rechts davon, das eine der originellsten Stellen darbietet, die man treffen

kann. Nur ist die Traverse in dasselbe unter dem Überhang auch ziemlich schwierig und die Ausgangöffnung sehr eng. Für mich gestaltete sich das Herausschlüfen wenig appetitlich, da die Öffnung verunreinigt war. Es mag ja begreiflich sein, daß dem Betreffenden die unwirtlichen Felsen ein menschliches Rühren verursachten, aber das Produkt seiner Angst und Verdauung gerade an eine Stelle zu setzen, wo Nachkommende damit in Berührung kommen müssen, und zwar offensichtlich absichtlich, das ist eine Schweinerei, für die mir ein parlamentarischer Ausdruck fehlt.“ Später reagierte sich Georg Leuchs ab: „Nachdem zu meiner Freude von den Teilnehmern der fraglichen Partie versichert wurde, daß jede Absicht ferngelegenen, habe ich keinen Anlaß, meinen Tadel aufrechtzuerhalten. Nur möchte ich ganz allgemein wünschen, daß für solche Zwecke geeignetere Plätze ausgewählt werden.“ Fürwahr eine menschenfreundliche Anregung!

Im Tourenbuch vom Stripsenjochhaus finden wir neben ernsthaften Toureneintragungen manchen Unsinn.“ Am 28. Mai 1905 wurden am Einstieg zum Zottkamin ein Paar Manschetten mit Knöpfen gefunden.“ Vornehme Herren, diese Kletterer von anno dazumal! Ein Fräulein Frida aus Halberstadt hat ohne Tourenangabe ihre genaue Adresse bekanntgegeben, was einen Felsentiger zu der giftigen Bemerkung veranlaßte: „Die Adresse von dieser Krampfhenne brauchen wir notwendig!“ Die Totenkirchlkamine mußten sich manche Namenverdrehung gefallen lassen. Ein Tourist, der mit zwei Führern den Zottkamin bezwang, machte, wohl unter dem Eindruck der Erinnerung, einen Zugkamin daraus. Aus dem „Rosigen Kamin“ wurde ein „Rosenkamin“, ein „Rosetenkamin“, und zwei weibliche Wesen taufeten ihn „Rosinenkamin“. Ein ganz Harmloser holte den Taufpaten gar aus dichterischen Höhen und schrieb „Roseggerkamin“. Einer, der, mit einem Bergstock bewaffnet, nach dem Führerweg gesucht hatte, trug seine neue Variante stolz ins Tourenbuch ein: „8.11.1908. Zott-Rosinger Kamin, dann Riß 2 Meter westlich von der Fortsetzung der Schmidrinne, angeblich Erstersteigung.“ Dazu bemerkte einer boshaft: „2 Meter 33 Zentimeter“. 1912 wurde ein Franz-Huber-Kamin begangen, von dem heute niemand mehr etwas weiß. Hans Dülfer, der Zweitbegeher, schrieb lästernd dazu: „Der Herr aus Holland wollte um jeden Preis – glücklicher Stöger – eine Erstbesteigung am Totenkirchl machen – armes Kirchl!“ Ein anderer schrieb: „Aufstieg Kraftkamin“, weil ihn die Stelle soviel Kraft gekostet hatte, ohne eine Ahnung vom Erstbegeher Albrecht von Krafft zu haben. Nicht nur Gipfel- und Tourenbücher, auch ganz gewöhnliche Postkarten gaben manchmal zu seltsamen Überlegungen Anlaß. Im Stripsenjochhaus gab es Totenkirchlkarten zu kaufen, auf denen alle Kamine und Routen der Nordseite fein säuberlich mit Ziffern bezeichnet waren. Mancher Postkartenkonsument glaubte, riesengroße Ziffern müßten auch droben an die Felsen gemalt sein. Auf eine diesbezügliche Frage sagte der Hüttenwirt Franz Stöger: „Ja, schau'n's, da ham halt die nixnutzigen Bergführer heut die Taferl noch net auffig'hängt!“ Dann rief er den in der Küche sitzenden Führern zu: „Auf hiez, Faulenzer, die Kamintaferl auf'hängt am Kirchl, die Herrschaften beschweren sich schon!“

## Die langen Wege um die Kare

1896 begann der 20jährige, aus Nürnberg kommende und in München Medizin studierende Georg Leuchs seine Tätigkeit als Erschließer des Kaisergebirges. Bis 1911 beging er von 200 bekannten Gipfelanstiegen 192. 45 Erstbegehungen gelangen ihm, darunter Kleine Halt-Ostwand, Sonneck-Südwand und Ostgrat, Fleischbank-Westwand, Ackerlspitze-Südwand und Eilmauer Halt-Kopftörlgrat, meistens Genußtouren im heutigen III. Schwierigkeitsgrad, damals Probleme und Wagnisse. Leuchs war auch der erste, der sich Rundtouren um die großen Kare zum Ziel setzte. Am 15 Juli 1900 trug er die erste Schneeloch-Umrahmung ins Tourenbuch von Hinterbärenbad ein. Um 4.10 Uhr brach er von der Griesner Alm auf, erkletterte die Fleischbank über den Nordgrat und erstieg das Totenkirchl auf der alten Enzensperger-Route. Im nächsten Jahr, am 29. Juni, machte sich Leuchs an die Umrahmung der Scharlinger Böden. Um 2.30 Uhr verließ er mit Hans Leberle, Emanuel Christa, Josef Ittlinger und Josef Weiß Hinterbärenbad und erkletterte zunächst mit ihnen die Nordwestwand der Kleinen Halt. Anschließend beging er mit Ittlinger erstmals den Nordgrat der Gamshalt und stieg allein weiter zum Treffauer und über den Ostgrat aufs Sonneck. *„Die Kletterschuhe brauchten auf diesem Grat nicht benutzt zu werden“* schrieb Leuchs ins Tourenbuch; Zeitaufwand: 14 3/4 Stunden. Am 21. Juli 1901 umrundete Georg Leuchs, wieder allein, den Hohen Winkel von der Kleinen Halt zum Totenkirchl. Dabei beging er erstmals den Kopftörlgrat im Abstieg und erkletterte zum zweiten Mal den Totenkirchl-Südostgrat. Von Hinterbärenbad und zurück war er 15 Stunden unterwegs. Noch viel größere Anforderungen stellte die Umrahmung des Griesner Kars in zwei Tagen, am 23. und 24. September 1901. Wie bei einer großen Westalpentour brach Leuchs um 2.15 Uhr von der Griesner Alm auf, stieg in 4 Stunden über das Griesschartl aufs Lärcheck und kletterte sich gipfelab – gipfelab die Finger wund. Um 19 Uhr beschloß er am Kleinen Törl zu biwakieren. Im Tourenbuch ist zu lesen: *„Biwak wurde bezogen auf dem Sattel zwischen dem Kleinkaiser und dem Hauptkamm. Obwohl ich dortselbst vorher Proviant und Kleidungsstücke deponiert hatte, war ich doch gezwungen, um der Kälte zu wehren, während der Nacht bei einem nahen Latschenfleck Holz zu sammeln. In der Predigtstuhlscharte ereilte mich am nächsten Tag die Nacht und ich mußte bei der spärlichen Beleuchtung, die der gestirnte Himmel und der Reflex des Mondlichtes an den Fleischbankwänden gewährte, absteigen.“* Auf den Endpunkt der langen Reise, den Predigtstuhl, mußte Georg Leuchs verzichten.

Nun ging es darum, die vollständige Umrahmung des Griesner Kars in einem Tag auszuführen. In der Kneipzeitung des AAVM spöttelte man: *„Der Koaser-Cowboy Sir Schurschi mit seinem halsbrecherischen Ritt im Felsenzirkus.“*

Als nächster Akteur hatte Adolf Deye Erfolg. Er zählte zur Elite, hatte 1910 mit Otto Herzog einen ersten Versuch in der Fleischbank-Ostwand unternommen und mit Sixt, Hämmel und Zeitler eine Woche nach Dülfers Erstbegehung, am 23. Juni 1912, die damals schwierigste Kaiserkletterei wiederholt. Am 17. Juli 1912 machte er sich allein auf die lange Reise ums Griesner Kar. Er

verließ um 2,45 Uhr die Fritz-Pflaum-Hütte, erreichte um 4 Uhr das Lärcheck über das Griesschartl und hakte dann Gipfel um Gipfel ab. Um 18,35 Uhr rastete er auf dem Predigtstuhl, um 20,30 Uhr löschte er im Stripsenjochhaus seinen gewaltigen Durst. 845 Minuten war der gewissenhaft Zeit messende Deye unterwegs gewesen, das sind 14 Stunden und 5 Minuten. Erst 12 Jahre später trat der nächste Renner an, der 24jährige Willo Welzenbach, der spätere Eiswandspezialist und Himalayamann, der 1934 am Nanga Parbat ums Leben kam. Am 18. September 1924 brach er um 1,30 Uhr vom Stripsenjoch auf und stand um 3,45 Uhr auf dem Predigtstuhl, um in umgekehrter Richtung über 17 Gipfel bis zum Lärcheck zu klettern. 10 Stunden und 40 Minuten betrug die reine Gehzeit, die Gesamtdauer der Bergfahrt bis zurück zur Pflaum-Hütte 17 Stunden, 35 Minuten. Die akribischen Zeitangaben im Tourenbuch trugen Welzenbach einige kritische Bemerkungen ein. Eine weitere Leistungssteigerung war die erste Griesner-Kar-Umrahmung im Winter durch den 45jährigen Schwaben Georg Maier aus Neu-Ulm mit seinem Freund Hannes Niederberger in den letzten Dezembertagen 1956. Die beiden begannen in Griesenau, stiegen noch nachts zu den Lärcheckfelsen hinauf, biwakierten hier und erkletterten erstmals den Ostpfleiler im Winter. Weiter ging es über den zerklüfteten Grat der Gamsfluchten zum Biwak zwischen Mauk- und Ackerlspitze. Am folgenden Tag war es bitterkalt. Auf der Törlwand zeigte das Thermometer –28 Grad. Vom Kleinen Törl stiegen die beiden südseitig ab zu einer Heuhütte, um zu nächtigen. Der dritte Tag begann mit der Akademikerkante des Kreuztörlturms und bei Einbruch der Dunkelheit wurde der Predigtstuhl betreten. Vor dem weiten Hinüberwaten zum Lärcheckeinstieg, wo die Ski steckten, legten die beiden Unermüdeten noch einen Klettertag ein und erstiegen die Regalpwand über die Südwestkante. So etwas waren Trainingstouren für Georg Maier. Zu seinem 50. Geburtstag erkletterte er den Walker-Pfeiler der Grandes Jorasses und am 24. Juni 1967 stürzte er am Ostgrat der Wildspitze – für ihn ein Spaziergang – mit einer Wächte tödlich ab.

## Fleischbank-Ostwand – Problem und Modetour

„Die schönste Kaiserwand“ hat sie Georg Sixt der Jüngere vor dem ersten Weltkrieg genannt. Er gehörte zu dem Kreis hervorragender Kletterer, die sich in jener Zeit mit dem Problem der ersten Durchkletterung der 350 Meter hohen Wand intensiv beschäftigten. Der erste Versuch ist 1910 von Otto Herzog, dem 1888 in Fürth geborenen „Münchner“ mit Adolf Deye unternommen worden. Dabei sollen sie erstmals im Gebirge Karabiner zur Seilsicherung verwendet haben. Herzog war beim Militär, sein Urlaub lief ab. Im Herbst 1911 lernte Sixt auf dem Stripsenjoch den aus dem Zillertal stammenden Führer Hans Fiechtl kennen. Zwei Anwärter! Am 30. Oktober 1911 stiegen die beiden in die Plattenwand ein und scheiterten im Wetterumschlag nach dem ersten Quergang. Sie mußten eine höchst abenteuerliche nächtliche Abseilfahrt und kalte Biwakstunden durchstehen. Im Sommer 1912 traten Hans Dülfer und Werner Schaarschmidt entschlossen auf den Plan. Sixt vertrat später den Standpunkt, Dülfer habe ihm die Erstbegehung der Fleischbank-Ostwand weggeschnappt, aber es lagen ja

zwischen seinem ersten Versuch und dem Erfolg der Seilschaft Dülfer-Schaarschmidt mehr als sieben Monate, allerdings auch ein Winter. Bei Dülfers erstem Versuch am 11. Juni 1912 verschlechterte sich das Wetter und veranlaßte die beiden, wie im Vorjahr Fiechtl und Sixt, zum Abseilen. Der 12. Juni war ebenfalls ein Pechtag. Hoch oben stürzte der Rucksack mit Mauerhaken und Proviant ab, also wieder Abseilen! Erst der dritte Versuch am 15. Juni 1912 führte zum Erfolg! „Die weitaus schwierigste Tour im Kaisergebirge“ war gelungen. Die Eintragung Dülfers ins Tourenbuch „Zeit 4 Stunden“ erregte Kritik. Es ging nur wegen der Vorarbeit so rasch.

Georg Sixt, wie Hans Dülfer am 23. Mai 1892 geboren, sicherte sich schon eine Woche nach der Erstbegehung den zweiten Durchstieg, am 23. Juni 1912 mit Deye, Hämmel und Zeitler. Am 11. Juli folgten als Dritte der Allroundalpinist Hans Pfann mit dem jüngeren Walter Dittes und drei Tage später die erste Führerpartie mit Franz Schroffenegger und Franz Wenter aus den Dolomiten. Natürlich war auch Otto Herzog mit seinem Bruder Christian am 25. August 1912 als 7. Partie unter den Nachfolgern. Otto Herzog, der „Rambo“, als Karwendelspezialist bekannt, ließ sich laut Tourenbuch überhaupt öfter im Kaiser sehen. Am 9. Juli 1911 stieg er nach einer Begehung des Kopftörlgrates über die Nordwestwand der Kleinen Halt ab, am 16. Juli notierte er die 4. Begehung der Predigtstuhl-Nordkante mit Christian und Schwester Olga (erste Dame). Im nächsten Sommer, am 15. Juli, gelang nach einer Umrahmung des Hohen Winkels die Erstbegehung der Nordwestkante der Kleinen Halt mit Hämmel.

Die Fleischbank-Ostwand erfreute sich lange großer Beliebtheit, obwohl der Fels durch die vielen Begehungen an manchen Stellen abgeschmiert und glatt wurde. Hans Lucke und Fritz Röhr aus Kufstein buchten am 12. Juli 1932, 20 Jahre nach der ersten Durchkletterung, eine Jubiläumstour. Jeder war zum zehnten Mal in der Fleischbank-Ostwand. Der Lucke-Hans brachte es bis 1949 auf 35 Begehungen. Die letzte mit einer Lehrerin aus Algier als Bergführer. Von den kletternden Mädchen jener Zeit im Kaiser sind hervorzuheben: die Kitzbühlerin Rosl Laschan, die spätere Frau Mollier, sie durchkletterte laut Bericht der Edelweißgilde die Fleischbank-Ostwand zehnmal, die Südostwand viermal, den Dülferriß fünfmal, die direkte Christaturm-Ostwand dreimal. Hans Lucke, der 1949 bei einem Arbeitsunfall den rechten Unterarm verlor, nannte die Kufsteinerin Maria Zöttl, vulgo „Zeschbei“, „die beste Geherin von allen, mit denen ich bei Mädchentouren auf dem Wege war“ (Fleischbank- Ost- und Südostwand, Dülferriß, Totenkirchl-Dülferwestwand).

## Totenkirchl-Westwand – ein Spiegel der Entwicklung

Der 600 Meter hohe Westabsturz des Totenkirchls ist eine der großen klassischen Kaiserwände. Von Hinterbärenbad und vom Aufstieg zum Stripsenjoch präsentiert sich der Berg als gewaltiger stumpfer Klotz. Die Struktur der Wand erkennt man am besten von gegenüber, etwa von der Kleinen Halt aus. Von hier studierte im Sommer und Herbst 1907 Rudolf Schietzold, Sohn eines Kunst-

malers aus Sachsen, die Totenkirchl-Westwand und suchte nach Durchstiegsmöglichkeiten. Immer blieben Fragezeichen: Quergänge von Kamin zu Kamin. Da half nur ein frecher Versuch. Am 11. September 1907 kam Schietzold allein etwa 150 Meter hoch. Am nächsten Tag stieg er, sich teilweise abseilend, von der zweiten Terrasse über die Wand ab. Schietzold schrieb ins Tourenbuch von Hinterbärenbad: „Die 30-Meter-Traverse (heute Schietzoldtraverse genannt) von dem einen Kamin zum anderen ist wohl das Haarsträubendste, was überhaupt gemacht werden kann, und darf – um dies vielumstrittene Wort zu gebrauchen – von einer äußersten Grenze des Möglichen wohl gesprochen werden... Ich kann von einer Wiederholung der Tour nicht genug warnen, denn einmal in der Wand steckend, ist ein Zurück nicht mehr möglich, ein Hilfebringen fast gerade so wenig, an der 30-Meter-Traverse aber ein Sekunden zu langes Verweilen einer sicheren Katastrophe gleichbedeutend. Ich halte diese Bemerkungen für nötig und würde selbst die Tour um keinen Preis wiederholen. Im Aufstieg ist die Wand absolut unmöglich!“

Starke Worte! Nun, wie es so geht, Schietzold hat sich am 13. Oktober 1909 mit Werner Schaarschmidt ein zweites Mal über die Westwand abgeseilt. Und auf den Tag genau ein Jahr vorher beteiligte er sich am ersten Aufstieg, den er als „absolut unmöglich“ bezeichnet hatte. Das Abseilmanöver wurde in der alpinen Zunft allgemein verrissen. Georg Leuchs schrieb: „Das war kein Kühnes, sondern ein tollkühnes Unternehmen. Dem Mut und der Todesverachtung alle Ehre, aber als Lösung des Westwandproblems konnte man diesen Abstieg nicht betrachten.“ Schietzold, der sich teils als Schauspieler-Eleve, teils als Bergführer durchzuschlagen versuchte, ging in die Kletterschule des Tita Piaž, dem auf der Vajoletthütte hausenden „Diavolo del Dolomiti“. Für ihn galt das Wort unmöglich nicht. Im Herbst 1908 lud er den Bergführer Franz Schroffenegger aus Tiers und einen Sack mit Seilen und Mauerhaken auf sein Motorrad und ratterte über den Brenner nach Kufstein, was einen Hund und zwei Hühnern das Leben kostete. In Kufstein wurde der Juwelier Josef Klammer, einer der besten und erfahrensten Kaiserkletterer, eingeladen. Der sträubte sich erst, weil er für Stiftelei und Mehlsacktechnik nichts übrig hatte. Nieberl, den Zöllnerdienste am Mitgehen hinderten, redete Klammer zu, und so brachen die vier Westwandstürmer (Piaž, Schietzold, Klammer und Schroffenegger) am 13. Oktober 1908 von Hinterbärenbad auf. Das „Piažwandl“, eine Kletterstelle V. Grades, erinnert noch 8 Jahrzehnte später an den schneidigen Kraftakt des „Teufels der Dolomiten“. Sein Bericht im Tourenbuch von Hinterbärenbad schließt mit den Worten: „Zeit der Kletterei vom Einstieg bis zum Ausstieg aus dem letzten Kamin 7½ Stunden, davon gingen 2 Stunden für Rekognosizierung der schwersten Wandstelle verloren. Die Tour ist äußerst schwierig und gefährlich und nimmt in dieser Beziehung wohl die erste Stelle unter den Kaiserklettereien ein.“ Piaž bezeichnete die neu eröffnete Route als „seinen glorreichsten Aufstieg“, und war der Ansicht, daß die Erklammerung der Totenkirchl-Westwand „wohl die Grenze des Möglichen biete und selbst das höchste alpine Können nicht immer genügenden Schutz garantiere“.

Trotz allen Aufsehens war es nur ein halber Sieg, Franz Nieberl bemerkte: „Es sollte genügen, daß der Beweis erbracht wurde, daß auch diese schauerhaften Wände einmal mit teilweisem Erfolg angegriffen werden konnten. Ein ganzer Erfolg wird ja doch wohl nie erzielt werden können.“ Hier irte der Kaiser-Papst! Es ist festzuschreiben, daß mit der heute ziemlich vergessenen Piazz-Route das Klettern im Wilden Kaiser in eine höhere, sportliche Kategorie gerückt worden war. Schietzolds Erkenntnis: „Jede Höchstleistung trägt nur den relativen Stempel ihrer Tage.“ Und trotz aller Abmahnung kam es am 17. September 1910 zu einer zweiten Begehung durch Hans Fiechtl aus dem Zillertal, Hans Hotter aus Ginzberg und Franz Stöger. Drei Führer ohne Lohn! Ihr Eintrag im Tourenbuch: „Kolossal schwer und niemand zu empfehlen!“

Bereits am nächsten Tag folgten Georg Sixt mit C. Heeren aus Verden bei Bremen. Paul Preuß war im Juli 1911 der erste Alleingänger. Er stieg am Rande der Westwand zur dritten Terrasse weiter und schrieb ins Tourenbuch: „Nach dem Aufstieg aus dem Westwandkamin kletterte ich rechts durch einige Risse und Kamine gegen die dritte Terrasse und erreichte den gewöhnlichen Weg dort, wo er oberhalb der Erich-König-Höhle nach links (Osten) umbiegt.“ Ein direkter Westwand-Durchstieg gelang erst im Herbst 1913 dem Klettergenie Hans Dülfer. Er wurde 1892 in Barmen geboren und studierte ab 1911 in München. Am 16. Oktober 1911 durchkletterte er mit L. Hanstein am Totenkirchl einen 120 Meter hohen, sehr schwierigen Kamin, den Leuchs Dülferkamin taufte. Ins Tourenbuch schrieb Dülfer: „Schwerer als der Piazzkamin“, den er einige Tage vorher begangen hatte. Dann folgte Neutour auf Neutour. Von Dülfers 50 Erstbegehungen entfallen 20 auf das Kaisergebirge.

Dülfer beherrschte das Schiefabseilen, den Seilquergang, meisterhaft. Er leitete eine neue Epoche ein, und Nieberl meinte: „Er war eine Klasse für sich.“ Seine Fleischbank-Ostwand-Tour wurde noch von der direkten Totenkirchl-Westwand im Herbst 1913 übertroffen. Dülfer war nach einem erfolgreichen Dolomiten-sommer in Hochform. Das bewies er durch die Alleinbegehung des Dülferisses an der Fleischbank am 3. September. In der Totenkirchl-Westwand hatte er mit Schaarschmidt bereits einen Versuch unternommen, der scheiterte. Dann seilte er sich allein über die glatten Plattenfluchten ab. Der Eindruck, den er dabei gewann, war wenig ermutigend. Schaarschmidt wollte bei einem neuen Versuch nicht mehr mitmachen. An seine Stelle trat der athletische Willi von Redwitz. Am 19. September 1913 stiegen die beiden von der Winklerschlucht aus in die Problemwand ein. Dabei hatten sie zwei 40-Meter-Seile, 26 Haken und einen Steinbohrer, der aber nicht verwendet wurde. Sie kamen bis über die Schlüsselstelle, den Nasenquergang. Der Septembertag schien für den Durchstieg nicht mehr auszureichen, deshalb wurde umgedreht, der Quergang mittels einer gespannten Reepschnur gesichert und abgeseilt.

Ein Wettersturz zwang zum Abwarten bis zum 26. September. An diesem Tag kamen Dülfer und von Redwitz wieder. Sie gewannen rasch an Höhe. Dülfer, der Techniker, führte, Redwitz hatte den Rucksack zu tragen. Nach 7½ Stunden hatten die beiden auch die

Ausstiegsrisse zum Gipfel hinter sich gebracht. Redwitz sagte: „Wir sind durchgerumpelt, als hätten wir die Tour schon einmal gemacht.“

Die Erstbegehung der direkten Totenkirchl-Westwand war Hans Dülfers letzte große Leistung. Am 15. Juni 1915 wurde er an der Westfront ein Opfer des Krieges. Wiederholt wurde die Dülferführe erst nach Kriegsende durch Georg Sixt und Karl Aichner. Es gab dabei zwei Stürze und ein unbequemes Stehbiwak. Für die besten Kletterer jener Zeit wurde es zur Ehrensache, die „Direkte“ gemacht zu haben. 1920 fiel die dritte Begehung an Paul Diem und Karl Schüle, damals eine der fähigsten Seilschaften, die vierte an Herbert Kadner und Detlef von Schwerin. Auch hierbei gab es Stürze. Kadner hatte eine Riesenplatte von etwa 20 Quadratmeter abgesprengt. Die fünfte Begehung im Herbst 1920 durch Emil Gretschmann und Karl Sixt verlief ebenfalls dramatisch. Gretschmanns Begleiter stürzte am Nasenquergang der Rucksack mit Proviant und Ausrüstung 300 Meter tief in die Winklerschlucht. Als Sechste folgten 1921 Albert von Miller und Josef Klammer, der damals schon 46 Jahre alt war. Am 29./30. September 1923 führte Georg Sixt Milana Jank als erste Frau zum Gipfel (16. Begehung). Die erste winterliche Durchkletterung, bei welcher der berühmte ausgebrochene Haken nach dem Nasenquergang unter abenteuerlichen Umständen wieder angebracht wurde, gelang am 30. April 1927 Georg und Karl von Kraus. Im Juni des gleichen Jahres hinterlegten Georg von Kraus und Karl Wien ein Wandbuch in einer Nische der Gipfelschlucht. Die 100. Durchsteigung fiel 1930 an Willy Merkl und Paula Sendtner, die 300. zehn Jahre später an Bertl Schaller und Georg Wagner. Später kamen noch weitere Routen hinzu: 1943, mitten im Krieg, die „Peters-Eidenschink“ als Verbindung Piazz – Dülferführe mit 1000 Meter Kletterlänge und einer Stelle VI –, 1960 durch Lothar Brandler, Fritz und Wulff Scheffler der Westpfeller VI.

## Die Westwände des Predigtstuhls

Der Predigtstuhl ist einer der eindrucksvollsten und beliebtesten Kletterberge im Wilden Kaiser. Trotzdem blieb er als einer der letzten Kaisergipfel unbestiegen. Erst am 30. Juni 1895 gelang die erste Besteigung. Frühmorgens brachen der Bergführer Johann Tavonaro und der Würzburger Buchhändler Philipp Scheiner von der Griesner Alm auf und stiegen durch die Steinerne Rinne bis knapp unterhalb des Eilmauer Tors hinauf. Über Schrofen und durch kaminartige Rinnen erreichten sie die Scharte zwischen Predigtstuhl-Hauptgipfel und der Hinteren Goinger Halt. Der direkte Weiterweg über den Südgrat erschien ihnen unmöglich, deshalb stiegen sie auf der Griesner-Kar-Seite eine knappe Seillänge ab und querten exponiert nach Norden, bis ein Kamin sie zum Grat und Gipfel hinauffleitete. Daß die beiden recht rüstige Steiger waren, bewiesen sie beim Abstieg und Heimweg über die Karlspitzen und den Hohen Winkel nach Hinterbärenbad. Tavonaro wollte sich das Führermonopol für den Predigtstuhl sichern, deshalb fiel die Beschreibung im Tourenbuch unklar und dürftig aus: „Abmarsch Griesner Alm 3 Uhr. Nach einer schwierigen Traversier-Einstiegsstelle forzierten wir den zum Grat empör-

führenden unendlich langen Kamin und standen um 9 Uhr auf der bisher unbetretenen Spitze.“ Damit konnte niemand die Route finden. Auch der aus der Pfalz stammende, in München studierende Carl Botzong nicht, den es 14 Tage nach der Erstbesteigung gelüstete, den Predigtstuhl zu besuchen. Zunächst musterte er von der Fleischbank aus die senkrechten Westabstürze des Predigtstuhls und da fiel ihm ein mehr als 100 Meter hoher Kamin auf, der zur Scharte zwischen Nord- und Mittelgipfel hinaufzieht. War das der „unendlich lange Kamin“ Tavonaros? Am nächsten Tag wanderte Botzong von Hinterbärenbad über das Stripsenjoch zur Steinernen Rinne hinüber und suchte nach seinem Kamin. Nirgends fand er eine Spur von Vorgängern. Er entschloß sich, dennoch weiterzuklettern. An engen, abdrängenden Rissen, durch feuchte Kamine und über hinderliche Klemmblöcke. Oberhalb der Schlüsselstelle, einem 17-Meter-Kamin, entglitt ihm das Seil, an dem er den Rucksack nachziehen wollte. Wenn es ihm beim Abstieg nicht gelang, diesen schwierigen Absatz frei hinunterzuklettern, saß er in einer schlimmen Falle. Aber es ging alles gut. Botzong tauchte auf dem Gipfel die Visitenkarte Scheiners gegen die eigene aus und kletterte während eines Gewitters in 45 Minuten zum Geröll hinunter. Heute führt durch den Botzongkamin eine Abseilpiste mit gebohrten Haken im Abstand von 20 Metern. Zehn Jahre nach Botzong eröffneten 1905 die Führer Michel Gschwendtner und Franz Stöger den komplizierten Aufstieg durch die Westschlucht. Georg Leuchs wußte nichts davon und glaubte am 21. Oktober 1906 eine Erstbegehung zu machen. Hans Dülfer hatte Fiechtl kennengelernt und machte nach gemeinsamen Neutouren im Rofan und Karwendel mit ihm auch einige Erstbegehungen im Kaiser. Zuerst am 11. Oktober 1912 die Westwand des Predigtstuhl-Hauptgipfels, im Kletterer-Sprachgebrauch des „Dülferwandl“. Es folgten am 12. Oktober 1912 die Lärcheck-Ostwand und am 30. Mai 1913 der Fiechtlkamin am Totenkirchl. Fiechtl stürzte am 1. August 1925 an der von ihm eröffneten Route am Totenkirchl-Nordwandsockel tödlich ab.

Am Predigtstuhl galt es erst nach dem Ersten Weltkrieg, die Probleme der glatten Westabstürze des Nord- und Mittelgipfels zu lösen. Als Emil Gretschmann nach vierjährigem Einsatz an der Westfront und einer ernsthaften Gasvergiftung heimkehrte, wählte er den Wilden Kaiser zu seinem Lieblings-Klettergebiet. Am 16. August 1919 schrieb er eine Begehung der Piazz-Route durch die Totenkirchl-Westwand ins Tourenbuch, am 9. September durchstieg er mit Freunden seinen Kamin am Totenkirchl und am nächsten Tag wagte er mit Otto Leixl die Erstbegehung der Predigtstuhl-Westverschneidung. Mit nur drei Mauerhaken bewältigten die beiden Risse und Überhänge, die heute noch mit V+ bewertet werden. Gretschmann wiederholte die Dülfertouren, so gelang ihm die 2. Begehung des Dülferfisses an der Fleischbank. Der Ästhet Gretschmann blieb bis ins hohe Alter bergsteigerisch aktiv und starb 1985 in München.

Im Sommer 1921 erregten zwei zwanzigjährige Münchner vom Alpinen Klub Hochempor Aufsehen durch eine Neutour am Predigtstuhl: Paul Diem und Karl Schüle. Nach einem im Hagelwetter gescheiterten Versuch gelang ihnen am 10. Juli 1921 der Aufstieg von der Steinernen Rinne zum oberen Teil der West-

schlucht. Die Schüle-Diem-Verschneidung, einst ein Kabinettstück der Kaiserkletterer, ist heute durch ein Dutzend Haken ziemlich entwertet. Meistens wird nun dieser untere Teil mit dem oberen Stück der Mittelgipfel-Westwand von Toni Beringer und Hans Haslacher (1925) gekoppelt. 1923 suchten Hans Fiechtl und Franz Weinberger im nördlichen Teil der Nordgipfel-Westwand ein Durchkommen. Eine von der Nordschulter herabziehende Reiß- und Kaminreihe bot sich an. Fiechtl, der zeitweise an Malaria litt, hatte am 30. August 1923 einen schlechten Tag. Sein jüngerer Kamerad, der „Franei“, kletterte 8 Stunden voraus. Nun war nur noch die direkte Gipfelwand unberührt. Beim Versuch einer Tiroler Seilschaft brach dem vorauskletternden Wastl Weiß eine Felsplatte aus. Der Schwerverletzte und sein Kamerad Peter Moser blieben an einem Mauerhaken hängen. Sie mußten unter Einsatz des neuen Stahlseilgerätes von Wastl Mariner geborgen werden. 1952 versuchte der Chiemgauer Hans Wörndl sein Glück. Nachdem sein Schweizer Seilgefährte abgereist war, machte Peter Hofer von der Gaudeamushütte mit. Nach einer Abseilerkundung erzwangen die beiden in „vierzehnstündiger, allerschwerster Kletteranstrengung am 29. August 1952 den Durchstieg, die *Direttissima*“.

## Himalayamänner im Kaiser

Manche späteren Höhenbergsteiger im Himalaya und anderen Weltgebirgen bewährten sich zunächst im Kaiser auf schwierigsten Routen. Hier ist Peter Aschenbrenner zu nennen, geboren 1902 in Ebbs bei Kufstein. Er wuchs bescheiden auf als Kleinknecht bei Bauern und auf Almen, lernte schmieden und schlossern und – bergsteigen! In seinem Tourenbuch stehen an die 400 Dreitausender und 69 Viertausender, dreimal Nanga Parbat (1932, 1934 und 1953), 2. Begehung der Großen Zinne-Nordwand mit Bruder Paul und Erstbegehungen auch im Kaiser: Christaturn-Südostkante, neue Route Fleischbank-Ostwand und Leuchsturn-Südwand. Dazu Bergrettungsmann, 1935–1954 Bewirtschafter des Stripsenjochhauses, schließlich eigener Herr auf dem Aschenbrennerhaus, Spitzname Himalaya-Peter. Von den alten Kämpen und Pionieren sind Paul Bauer (1929 und 1931 Kantsch, 1936 Sikkim-Kundfahrt, 1937 Bergungsversuch Nanga Parbat) hervorzuheben, ferner Felix Simon und Peter Aufschneider und Fritz Wiessner. Bauer beging im Sommer 1924 mit Ernst von Siemens die Dülferwege in der Fleischbank-Ost- und Totenkirchl-Westwand. Am 8. September 1924 beteiligte er sich mit Fedor Möhn und Willo Welzenbach an der dritten Begehung der „Fiechtl-Weinberger“. Welzenbach trug ins Tourenbuch ein: 11. Juli 1923 Totenkirchl-Westwand (10. Begehung), 13. Juli 1923 Lärcheck-Ostwand (10. Begehung), 1. November 1923 Kleine Halt-Nordwestwand, Dülferweg (5. Begehung) und am 18. September 1924 seine Griesner-Kar-Umrahmung.

Schöne Klettererfolge im Kaiser konnte in den 20er Jahren die ideale Seilschaft Fritz Bechtold – Willy Merkl erringen. 20. August 1921 Lärcheck-Ostwand (6. Begehung), 25. August Predigtstuhl-Westverschneidung (6. Begehung), 8. September Totenkirchl-Westwand (8. Begehung), 10. September Dülferkamin (4. Bege-

hung), 20. September „Schüle – Diem“ (2. Begehung). Wiederholt waren die beiden später am Nanga Parbat, wo Merkl 1934 in 7000 Meter Höhe sein Grab fand. Erinnert werden soll hier auch an Anderl Heckmair, Ludwig Schmaderer, Adolf Göttner und Marcus Schmuck und an Hermann Buhl, der im Sommer (1943) und im Winter (1948) die Westwand der Maukspitze erklettert hatte. Zwei Jahre später glückte ihm mit Kuno Rainer die erste Winterbegehung der Fleischbank-Südostverschneidung. Buhl, ein Traumwandler im Fels, stürzte am 27. Juni 1957 an der Chogolisa tödlich ab. Dokumentiert sind die besonderen Leistungen des 1911 in Brixlegg geborenen Mathias Rebitsch. Er war einer der brillantesten Kletterer der 30er und 40er Jahre. Die Rebitschrisse am Fleischbankpfeiler, vor allem der Quergang der Originalföhre (25. Juni 1946 mit S. Spiegl), beweisen dies. Rebitsch betrachtete sein extremes Klettern im Kaiser als Training für die Eigernordwand. Deshalb die Doppeltouren an einem Tag: am 1. Mai 1934 Dülferriß und direkte Ostwand des Christaturms, am 22. Mai 1934 Predigtstuhl-Mittelgipfel-Westwand und Westverschneidung, am 8. Mai 1936 Fleischbank-Südostwand und Predigtstuhl-Westverschneidung, am 6. Juni 1937 Fleischbank-Südostwand, Christaturm-Ostwand mit Maria Zöttl und anschließend Dülferriß allein, am 19. Mai 1937 Bauernpredigtstuhl-Westwand und Vordere Karlspitze-Ostwand. Dazu kamen erste Winterbegehungen schwieriger Routen. Am 13. Dezember 1934 Predigtstuhl-Westverschneidung mit Sepp Spiegl, am 18./19. Mittelgipfel-Westwand mit Ludwig Schmaderer und am 20. März 1938 Fleischbank-Südostwand mit Wastl Mariner.

Aufsehen erregten schon in den 20er Jahren Elbsandsteinkletterer im Kaiser. Im Sommer 1923 war Felix Simon mit Freunden tätig und durchstieg u. a. mit dem Kufsteiner Fritz Röhr die Fleischbank-Ostwand. Eine bedeutendere Rolle spielte Fritz Wiessner. Erstmals stieß ich im Hinterbärenbader Tourenbuch auf seinen Namen: am 9. September 1920 Totenkirchl-Westwand, Piazz-Route. Am 23. August 1923 trugen Fritz und Otto Wiessner (abgestürzt im Elbsandsteingebirge) die 8. Begehung der Kleinen Halt-Nordwand ins Tourenbuch ein. Nach der Totenkirchl-Westwand glückte den beiden eine Begehung des Dülferfisses. Im Sommer 1924 wieder Fritz Wiessners Handschrift: Am 10. August mit Eugen Röckl 2. Begehung der „Fiechtl-Weinberger“ am Predigtstuhl und am 18. August mit Toni Leiß die 3. Begehung der „Schüle-Diem“ mit der berühmt gewordenen Verschneidung. Am 8. Juli 1925 war Fritz Wiessner an der 8. Begehung des Totenkirchl-Nordwandssockels beteiligt, am 1. August stürzte Fiechtl an dieser seiner Route ab. Am gleichen Tag gelang Wiessner mit Emil Solleder in den Dolomiten die erste Durchkletterung der lange als unersteiglich geltenden Furchetta-Nordwand. Die Routenbeschreibung der Fleischbank-Südostwand (erste vollständige Durchkletterung nach Vorarbeit mit Roland Rossi am 28. Juli 1925) wurde mit Bleistift geschrieben und ist so verwischt und teilweise unleserlich, daß sich eine Fotokopie leider nicht anfertigen ließ. Die Tour erregte Aufsehen und bot in diesem Sommer wieder einmal die schwierigste Kletterei im Kaiser. Als erste Wiederholer schafften es im Sommer 1926 Emil Solleder und Hermann Kobl in 4 Stunden. Als dritte folgten die Brüder Franz

und Toni Schmid, und zwar an Tonis 17. Geburtstag. 1926 ist nur eine einzige Eintragung von Fritz Wiessner zu finden. Am 7. Juli abgebrochener Kamin am Totenkirchl, offenbar allein. Ich war zur selben Zeit im Kaiser und machte einige Erstbegehungen, darunter mit Georg Mitterer die direkte Ostwand des Christaturms. Fritz Wiessner hat in seinem langen und intensiven Bergsteigerleben um gewichtigere und höhere Ziele gerungen. 1932 war er mit Felix Simon am ersten Besteigungsversuch des Nanga Parbat über die Rakiotseite beteiligt, 1936 kletterte er den schwierigen Mount Waddington und ein Jahr später den Devils Tower. Höchste Bewährung erlebte er 1939 am Gipfelaufbau des K2 im Karakorum. Dennoch hat er sich auch im Kaisergebirge ein Denkmal geschaffen, das seinen Namen in Kreisen der kletternden Jugend lebendig erhalten soll: die Fleischbank-Südostwand.

Als ich in den Tourenbüchern eigene Eintragungen las, war das wie eine Begegnung mit der Jugend. Da stand am 8. Juli in verwischter Bleistiftschrift: „Fleischbank-Ostwand, 56. Begehung mit Arwed und Rudi Möhn, Franz Schmid und Sepp Hetzenecker“. Dahinter Sektion Bayerland, Jugendabteilung. Es kamen Eintragungen dazu mit frühen Begehungsziffern, 1925 Routenbeschreibungen einiger Erstbegehungen. So rückte man in Nachbarschaft zu Bergsteigern, die einen guten Namen hatten. Die Fleischbank-Südostwand, Nummer 1 in der Schwierigkeitsskala, war noch nicht wiederholt, der Riß in der Christaturm-Ostwand forderte riskantere Freikletterei. Wir freuten uns wie nach einem guten Mathe-Zeugnis, wenn Leo Maduschka unsere Route lobte: „Eine hervorragende Leistung!“ Oder wenn Hias Rebitsch, der die „Direkte“ am Christaturm fünfmal durchklettert hatte, urteilte: „Sie kommt mir ohne Verwendung von Steigleitern mit ihren dichtgeballten Schwierigkeiten emster vor, anstrengender und mindestens gleichwertig wie die Südost-Modetour.“ Im Tourenbuch las ich die Namen früher Wiederholer. Alte Freunde! Am 19. Juni 1927 2. Begehung Leo Rittler, der Tote von den Grandes Jorasses, mit Alfred Drexel, der 1934 am Nanga Parbat starb. Drittbegeher Robert Schuler und Eberhard Schweikhardt am 1. August 1929. Und weiter die Namen Hans Lucke, Franz Fischer, Hias Auckenthaler, Ludwig Schmaderer, Peter Aschenbrenner, Hans Steger und Paula Wiesinger als erste Frau. 1978 erzwangen Andreas Schrank und Michael Hoffmann eine freie Erklammerung. Ich glaube, wir haben uns vor 60 Jahren nicht weniger am Klettern erfreut als die Sportjungen von heute, wenn sie in der Fleischbank-Ostwand eine Route „Frustlos“ oder „Mythomania“ eröffnen. Die vorliegende Auslese von Daten, Fakten und Namen ist leider ein Fragment geblieben. Einmal liegen nicht lückenlos alle Tourenbücher, auch von anderen Hütten, vor, und dann gibt es auch Löcher im zeitlichen Ablauf. Dennoch sind die gewonnenen Erkenntnisse ein Beitrag zur bergsteigerischen Tätigkeit im Kaisergebirge aus erster Hand. Es gilt, was Franz Nieberl vor acht Jahrzehnten zur Auswertung alter Tourenbücher von Hinterbärenbad und vom Stripsenjoch schrieb: „Eine große Anzahl der Besten aus der Bergsteigergilde hat hier zusammengewirkt, um den Kaiser zu dem zu machen, was er heute ist: zum relativ bestbesuchten, geradezu vollständig erschlossenen Gebirge der Ostalpen.“



# „Als ob er rund und gekrönt wäre...“

## Unterwegs im und um den Kaiser

Horst Höfler

Kaiser – von Kindesbeinen an war ich dort unterwegs gewesen. Meine Eltern kannten damals, Anfang der fünfziger Jahre, kaum etwas anderes als den Kaiser. So oft es ihr Geldbeutel zuließ, fuhren sie – mit mir als Sechs-, Siebenjährigem im Gepäck – freitagsabends noch los. Die nächtlichen Wanderungen durch das Kaisertal nach Hinterbärenbad und weiter bis zur Kaisertalhütte sind mir romantische Erinnerung; weniger die für mein kindliches Weltbild nicht endenwollenden Ausflüge in den Hohen Winkel oder auf die Naunspitze.

Später hatte dann „Das Buch vom Wilden Kaiser“ mein Interesse geschürt. Und es wurde mir langsam vertraut, dieses kleine und doch fast weltberühmte Kalkgebirge. Den engen Maschen geregelter Arbeitszeit für einige Jahre entschlüpft, suchte ich es wochentags auf und wanderte oft in vollkommener Einsamkeit. Ropanzten, Baumgartenköpfl, Schneekar und Treffauer waren und sind mir stille Inseln für ein Sich-Selbst-Besinnen. Dort läßt es sich Abstand gewinnen vom Kreislauf innerhalb einer Leistungsgesellschaft, dessen Sog sich unsereins auf Dauer nur schwer – wenn überhaupt – entziehen kann.

Und wochentags kletterte ich die klassischen Genußtouren: Zettenkaiser-Ostwand, Scheffauer-Nordwand, Sonneck-Ostgrat, Kopftörlgrat, Kleine-Halt-Nordwestwand, Predigtstuhl-Nordkante, Hintere-Goinger-Halt-Nordgrat und andere mehr. In jüngerer Zeit wandte ich mich mehr dem Ostkaiser zu, stieg auf Regalpwand, Ackerl- und Maukspitze, auf Mitterkaiser und Hochgrubachspitzen. Die Südkante der Östlichen Hochgrubachspitze gehört zu meinen schönsten Klettererinnerungen.

Auf den folgenden Seiten soll ein wenig von meiner Verbundenheit mit dem Kaisergebirge anklingen. Tourenbuchaufzeichnungen haben die Schwerpunkte gesetzt.

### Von der Schönheit des Kaisers...

Wenige nüchterne Daten vorweg. „Das 20 Kilometer lange und 14 Kilometer breite Kaisergebirge ist ein deutlich ausgeprägtes Kettengebirge, das aus zwei parallelen, westöstlich streichenden Hauptkämmen besteht“ heißt es im Alpenvereinsführer. Zur geographischen Lage sei an dieser Stelle nur gesagt, daß der Kaiser im Norden und Osten von den Chiemgauer Alpen, und im Süden von den Kitzbüheler Schieferbergen umgeben wird. Die eher sanften Formen beider Gebirgsgruppen unterstreichen noch

den schroffen Kaisertfels. Im Westen fließt der Inn vorüber, mit Kufstein an seinen Ufern. Die Schönheit des Kaisergebirges, insbesondere des Wilden Kaisers zu preisen, traue ich mir angesichts derjenigen, denen dies vorher – und besser – gelungen ist, nicht recht zu. Da gebe ich gerne an Fritz Schmitt weiter, der in seinem „Buch vom Wilden Kaiser“ resümiert:

„Ich habe die Alpen kreuz und quer durchstreift, überstiegen und überflogen, aber ich weiß keine andere Berggruppe, an der ich so sehr hänge, deren Anblick mich stets von neuem mit einem Hochgefühl der Freude erfüllt. Ist es das saubere lichte Grau der Felsen, ist es die Eigenart, ja der Adel mancher Berggestalt, ist es der Gesamtanblick aus dem lieblich hingebreiteten Bauernland im Süden oder von dem Wogenkamm der begrünten Vorberge im Norden? Immer, ob ich das eigenwillig gezackte Profil des Wilden Kaisers im blauen Föhnlicht vom bayrischen Vorland aus suche, oder ob ich den Bergen und Wänden ganz nahe bin, empfinde ich den ausstrahlenden Reichtum dieser Berglandschaft. Denke dir, du wärst der Weltenbauer. Könntest du das Kaisertal schöner gestalten? Gelänge es dir, Felsenwucht sinnfälliger darzustellen als im Gewand der Steinernen Rinne? Vermöchtest du ehrwürdigere Menschenstätten zu ersinnen als die alten Bauernhöfe an den Hängen? Nein, das Bild ist vollkommen!“

### Ein wenig Geschichte

Die Tischoferhöhle. Lange Zeit habe ich das Hinweisschild am vorderen Kaisertalweg nicht beachtet, wie die meisten anderen Eiligen. Aber irgendwann zwickte die Neugierde, und ich folgte dem schmalen Wiesensteig gegen den Kaiserbach hinunter. Eine kleine Höhle mit riesigem Eingang. Natürlich ist sie heute leer. Sie gab jedoch Aufschluß über das erste Leben von Tieren und Menschen im Kaisertal. Aus den Überresten von insgesamt 380 Bären stammt die im Heimatmuseum auf der Kufsteiner Festung Geroldseck ausgestellte Höhlenbärengruppe mit Knochengerüsten je eines weiblichen, männlichen und eines jungen Tieres. Namen wie Bärnstatt oder Hinterbärenbad künden bis in unsere Zeit von den zottigen Kaiserbewohnern. Ersten menschlichen Besuch erhielt die Tischoferhöhle sehr wahrscheinlich schon vor 30000 Jahren. Die Anwesenheit von Steinzeitjägern vor 4000 bis 5000 Jahren gilt als erwiesen.

Unten: Eingang zur Tischoferhöhle – Fundstelle  
von prähistorischen Feuerstellen und von Skeletten von  
Höhlenbären.

Seite 25: Stripsenjoch, darüber Fleischbank und  
Predigtstuhl vom Hochalmsattel.

Fotos:  
W. Bahn Müller, H. Höfler

Urnengräbern nach zu schließen erfolgte bereits 1000 Jahre v. Chr. eine teilweise Besiedelung des heutigen Kufsteiner Raumes. Der Ort selbst wird 788 n. Chr. erstmals genannt: „Caofstein“ taucht in einem Güterverzeichnis des Erzbischofs Arno von Salzburg auf. Die erste Burganlage, das „Castrum Chuofstein“, ist spätestens im Jahr 1205 vollendet. 1393 wird der Markt Kufstein zur Stadt erhoben. Die Eroberung der Feste durch Kaiser Maximilian anlässlich eines Erbfolgekrieges im Oktober 1504, die auf Grund des heftigen Widerstandes durch den Festungskommandanten Hans von Pienzenau 17 Tage dauert, gilt als markantestes Datum der Kufsteiner Burgchronik.

Obwohl dem Kaiser nicht so nahe, sei neben Kufstein als zweite bedeutende Stadt in seinem Bereich Kitzbühel erwähnt. Silber- und Kupferbergbau prägen es von Anfang des 15. bis ins 17. Jahrhundert. Zu jener Zeit besteht auch schon eine Handelsstraßenverbindung über Ellmau ins Inntal.

Das Dorf Ebbs im Nordwesten des Zahmen Kaisers hat seinen Namensursprung (Episas) möglicherweise schon in vorrömischer Zeit. Sehenswert ist die kleine gotische Kirche St. Nikolaus mit ihrem schönen Flügelaltar. Sie steht, weit ins Land hinaus sichtbar, auf einem Hügel östlich des Dorfes.

Walchsee im Norden des Kaisergebirges läßt, wie auch der oberbayerische Walchensee, auf eine Besiedelung durch die Walchen beziehungsweise Wälschen (bayerische Mundart für Romanen und Räter) schließen; Schwendt im Nordosten ist bajuwarischen Ursprungs und stammt aus der Rodungsperiode, die etwa um 700 n. Chr. einsetzt (Schwenden bedeutet „Schwinden machen des Holzes“; die Schwende, das Gschwend, sind gleichbedeutend mit „Rodung“). Sankt Johann an der Südostecke des Kaisers geht auf eine Pfarregründung des Klosters Frauenchiemsee zurück.

Der Name „Kaiser“ läßt sich bis ins Jahr 1280 zurückverfolgen. Ob er sich damals schon auf das Gebirge oder nur auf den ältesten Kaisertalhof (Hinterkaiserhof) bezogen hatte, ist unklar. In einem Güterverzeichnis aus Kitzbühel etwa aus dem Jahre 1400 ist

bereits von einer „gamsgiyt(jagd) an dem Chaiser“ zu lesen. Die Bezeichnung „Wilder Kaiser“ geht zum ersten Mal 1611 aus den Landtafeln Matthias Burgklehners hervor. Unter anderem schreibt er noch: „Es ist in der Herrschaft Khueffstein der Khayser, ein sehr hohes Gepürg, so einer kaiserlichen Cron gleich ist, seiner vilfeltigen Zinggen halber, dann auch, daß er in der Heche von vil Meil Wegs weit, als ob er rund und gekrönt wäre, gesehen wird“. Eigentlich eine recht verständliche Erklärung für die Herkunft des Namens Kaisergebirge.

## Zu Gipfeln, Graten und Wänden...

Die erste touristische Besteigung eines Gipfels im Wilden Kaiser erfolgte vermutlich am 17. August 1794. An diesem Tag gelangte der Hilfspriester Franz Bemdorffer von Steinberg aus auf den Scheffauer. Peter Carl Thurwieser betritt 1826 mit Einheimischen Ackerl- und Maukspitze und 1853 klettern die Brüder Schlagintweit auf den Treffauer. Zweit- und dritthöchster Kaiserberg sind somit bereits erstiegen. Trotzdem bleibt das Tiroler Gebirge zunächst noch touristisches Niemandsland – zu einer Zeit, in der Montblanc, Großglockner oder Ortler längst als häufig besuchte Gipfel gelten.

Möglicherweise ist Vermessern die erste Besteigung des höchsten Kaiserberges – der Ellmauer Halt – zuzuschreiben. Bekannt ist dagegen eine Besteigung durch Stefan Unterrainer, den Hautzensteffl, der anlässlich der Thurwieser-Führung auf die Ackerlspitze die Halt als „wirklich höchsten Spitz im Kaiser“ (Thurwieser) ausmachen konnte. Das zählt freilich nicht als „touristische Besteigung“. Sie nimmt Karl Hofmann, ein junger Münchner Rechtsstudent, im Jahr 1869 für sich in Anspruch. Geführt wird er von Johann Schlechter, genannt Mall-Hansl, aus Ellmau.

Georg Hofmann und Karl Babenstuber meistern 1875 während ihrer Überschreitung der Karlspitzen vom Hohen Winkel zum Ellmauer Tor bereits den II. Schwierigkeitsgrad. Die erste Besteigung des Totenkirchls am 16. Juni 1881 durch den Münchner Pelzkaufmann Gottfried Merzbacher, von Michael Soyer (genannt Steinackerer) geführt, ist ein Meilenstein in der Geschichte des Alpinismus. Georg Winkler, dem siebzehnjährigen Münchner Gymnasiasten und Alleingänger, glückt die dritte Besteigung; und seine Soloklettertour durch die Schlucht, die aus der Scharte zwischen Totenkirchl und Hinterer Karlspitze in den Hohen Winkel herunterzieht, gilt als eine der kühnsten Erstbegehungen der damaligen Zeit.

Fritz Christ und Heinrich Fick übertreffen sie – zumindest von der Schwierigkeit her – in dem nach den beiden Künstlern benannten Totenkirchlkamin (1891). Vier Jahre später kommt es zu bemerkenswerten Fahrten: Karl Botzong schindet sich auf neuer Route zum Predigtstuhl-Hauptgipfel, Georg Herold findet seinen heute noch überaus beliebten Totenkirchlweg, über dessen Verlauf lange Zeit Unklarheit herrscht, und Josef Enzensperger erklettert mit Sigmund von Reuss „des Kaisers größtes Plattendach“ – die Nordwestwand der Kleinen Halt.

1900 gelingt dem Nürnberger Medizinstudenten Georg Leuchs eine Fahrt, die „Geschichte machte“: Am 25. Juni klettert er allein





über die wilden Türme des Kopftörlgrates auf den höchsten Kaisergipfel. Die Führe Josef Ostlers an der Scheffauer-Nordwand (1903) bringt da keine Steigerung, wohl aber seine Route am Predigtstuhl-Nordgipfel aus dem Jahr 1904. Nur sie möchte der Schuhmacher Hans Matejäk eigentlich am 8. September 1908 wiederholen und eröffnet sozusagen aus Versehen die klassische Predigtstuhl-Nordkante mit ihrer auch heute noch beachtlich schwierigen Schlüsselstelle (Matejäk-Traverse). Touren heutigen IV. Grades sind also gang und gäbe geworden, die Zeit ist reif, noch Anspruchsvolleres zu meistern. Dies gelingt nur gut einen Monat später mit der ersten Durchsteigung der Totenkirchl-Westwand zur Zweiten Terrasse durch Plaz, Schietzold, Schroffenegger und Klammer. Die Tür zur extremen klettersportlichen Erschließung des Wilden Kaisers ist aufgesperrt...

## Der „Moloch Erschließung“

Heute drohen dem Kaisergebirge andere „Erschließungsmaßnahmen“. Nicht genug, daß es ein ausreichend verzweigtes Wegenetz, welches insgesamt sieben bewirtschaftete Schutzhütten miteinander verbindet, gibt: Durch das Kaiserbachtal führt eine stark befahrene Asphaltstraße bis zur Griesneralm, desgleichen eine solche zur Wochenbrunneralm auf der Kaisersüdseite. Seit 1963 ist das Kaisergebirge Naturschutzgebiet, was hoffen läßt, daß die immer noch in einigen Hirnen spukenden Straßenpläne für das Kaisertal auf Dauer chancenlos sind. Solche gibt es übrigens schon seit 1896(!).

Auch die Klettersteigbauer hätten für den Kaiser noch so manche



„Seit 1963 ist das Kaisergebirge Naturschutzgebiet, was hoffen läßt, daß die immer noch in einigen Hirnen spukenden Straßenpläne für das Kaisertal auf Dauer chancenlos sind.“  
Antoniuskapelle im Kaisertal, darüber (v. li.) Totenkirchl, Karlspitze, drei Halten und Sonneck.

Foto: W. Bahnmüller

Idee. Zum Beispiel einen Eisenweg über die Drei Halten. Er wurde schon als Ersatz für die verfallene Steiganlage aus den Scharlinger Böden zur Ellmauer Halt befürchtet. Gott sei Dank zu Unrecht. Der wieder instandgesetzte Steig führt an der Nordseite des Kaiserkopfes entlang in die Rote-Rinn-Scharte. Allerdings wurde zwischenzeitlich auch die Normalroute der Kleinen Halt im Bereich der Haltplatte mit Drahtseilen gesichert.

Eine weitere, wenn auch vollkommen unnötige Errichtung von Steiganlagen nähme sich noch vergleichsweise harmlos aus, wenn man frühere Bergbahnpläne für das Kaisergebirge betrachtet. Da wurde schon 1903 die Idee für eine elektrische Bahn nach Hinterbärenbad geboren. 1905 hatte das Kaiserlich-Königliche Österreichische Eisenbahnministerium technische Vorarbeiten für ein Bahnprojekt zur Gruttenhütte bewilligt. Daß daraus ebenso wenig etwas wurde wie aus den Plänen für eine Scheffauer-Bergbahn, – alle diese ins Auge gefaßten Projekte scheiterten letztlich an den Kosten – läßt heute, in einer Zeit, in der ein Großteil aller Seilbahnanlagen in den „roten Zahlen“ steht, auch für die Zukunft hoffen. Denn, wie meinte schon August Sieghardt in den Alpinen Monatsheften, Ausgabe 5/1929, ganz richtig: „Diese Sünden an der Natur hätten zum Himmel geschrien! Die Erschließung des Kaisergebirges ist vollendet, jede neue Weganlage, jeder neue Hüttenbau und noch mehr ein Straßen- und Bahnbau wären von Übel! In diesem Ausspruch werden mir alle Kaisertal-freunde – auch die Nichthochtouristen – beistimmen.“

## Im Kaiser unterwegs: Wanderungen, Gipfelwege und Normalanstiege

Der Zahme Kaiser. Wohl hat auch er nordseitig steiles Gewänd. Aber Kletterer, mit wenigen Ausnahmen, übersehen es. Wer kommt schon nach Kufstein, um die zweifellos sehr anspruchsvollen Routen von Georg Haider an Petersköpfl und Naunspitze zu wiederholen?

Der formenärmere, niedrigere Zahme Kaiser „gehört“ den Wanderern. Hauptanziehungspunkt ist die Pyramidenspitze, der ein lumpiger Meter zum Zweitausender fehlt. Gern steige ich von Durchholzen aus durch das Winkelkar auf diesen Berg. Von seinem Gipfel läßt sich die höchste Erhebung des Zahmen Kaisers, die Vordere Kesselschneid, 2002 m, in wenigen Minuten erreichen. Wen würde jetzt nicht noch ein Abstecher zur Hinteren Kesselschneid, 1995 m, locken? Ein interessanter Grat, der Trittsicherheit und an einigen kurzen Stellen Kletterei im II. Grad verlangt, führt dorthin. Und nun erst hat man vollkommen freien Blick auf den Wilden Kaiser zwischen Scheffauer und Totenkirchl. Würde man mich nach meinen Lieblingswanderzielen im Kaisergebirge fragen, käme die Antwort ohne Zögern: Der Ropanz zwischen Hochalm und Feldalmsattel und das Baumgartenköpfl südlich unterhalb vom Kleinen Törl. Da lassen sich, hingestreckt im weichen Gras, stundenlang „Löcher in die Luft schauen“, um dann wieder die Blicke an die kalkgrauen Grate und Wände zu verlieren. Vom Ropanz aus fasziniert die Nordwestwand der Kleinen Halt im Profil, begeistert der zerrissene Kopftörlgrat über dem Hohen Winkel. Wandern wir noch die paar Schritte zum



*Gamsängersteig  
auf die Ellmauer Halt  
(von Süden)*

*Foto: W. Rauschel*

Feldalmsattel hinüber, es ist die geringe Mühe wert. Plötzlich, während der letzten Meter ins Joch, stehen Totenkirchl und Predigtstuhl wie mächtige Burgen gegenüber, dazwischen blitzt das freundlich-helle Stripsenjochhaus aus dem Latschengrün. Das Baumgartenköpfl, auf dem Much Wieser, mit der bergsteigerischen Erschließung des Ostkaisers untrennbar verbunden, seine letzte Ruhestätte gefunden hat, könnte kaum ein anderer als Fritz Schmitt schöner beschreiben:

„Eine unansehnliche Kuppe aus Stein und moorigem Erdreich mit zäh verkralten Latschen, Preiselbeerstauden und Erika, zu der das Vieh der Regalm im Sommer herüberweidet. Das würde nichts bedeuten, wäre nicht der Kaiserblick und die Fernerschau. Ein grob behauener Klotz, die Maukspitze, mit dem dunkel klaffenden Kamin und der glatten Westwand. Viel eigenwilliger emporgerückt, zerschlossen und zerklüftet ist die Ackerlspitze, die Hochgrubach hält einen blanken, gewölbten Schild gegen die Sonne, und die Törlspitzen drängen sich westlich der Scharte eng zusammen. Auch die Berge des Ellmauer Kaisers zeigen sich; in schönem Ebenmaß die Vordere Karlspitze, der sprunghaft launische Umriß des Kopftörlgrates, wie erzgegossen der Treffauer. Wer aber an einem herbstlich klaren Tag auf dem Baumgartenköpfl rastet, der wendet dem Kaiser den Rücken zu, so wie man sich etwa an eine besonnte Hauswand lehnt. Hier ist man daheim, nach Süden jedoch wird der Blick zu weiter Schau verlockt. Unten im ausgedehnten Tal, dessen abgeerntete Bauerngründe zwischen glanzlosem Grün vergilben, reihen sich die Dörfer an den weißen Faden der Straße. Dahinter steigen scheckigbunte Wald buckel auf, wogen föhnblau schimmernd die bewachsenen Schieferkämme der Kitzbüheler Alpen, aus deren bescheidener For-

menarmut keck der Große Rettenstein springt. Darüber geht feierlich und gemessen der Zug der Hohen Tauern. Die Gletscher leuchten in der sonnigen Luft; nie offenbaren sie sich so deutlich und klar wie in diesen späten Tagen, bevor die Herbstnebel schwelend aus den kahlen Tälern aufsteigen. Nie ist dieser Ausblick so schön wie jetzt. Alle Schranken der Ferne scheinen gefallen zu sein.“

Seien wir ehrlich. Die meisten der für geübte Bergwanderer geeigneten Normalanstiege auf die Gipfel des Wilden Kaisers sind nicht sonderlich schön, teilweise sogar gefährlich. An den gesicherten Steigen auf Ellmauer Halt und Ackerlspitze droht Steinschlag, die Rampe der üblichen Maukspitze glänzt wie eine Speckschwarte, auf dem Gipfel der Hinteren Goinger Halt findet sich an sonnigen Wochenenden kaum der winzigste Rastplatz, und den steilen, zu Beginn unangenehm sandigen Riegensteig auf den Zettenkaiser kann man selbst bei großem Wohlwollen nur als Schinderei bezeichnen.

Was bleibt? Der Widauer-Steig am Scheffauer, 2113 m, ist so übel nicht. Oder der Güttler-Steig auf das Sonneck, 2261 m: ein lohnender Anstieg, landschaftlich prächtig, wenn auch lang. Das gilt auch für den Treffauer, 2306 m, den dritthöchsten Kaisergipfel. Schon der Weg ins Schneekar, etwa von Bärnstatt über die Kaiserhochalm, ist reich an Ausblicken und Eindrücken. Da besticht der als Ziel Gewählte selbst mit seiner schroffen, breiten Westflanke und dem Kar „In der Mutter“. Ein Wasserfall vor der Steilstufe unterhalb des Schneekarbodens hat wundersame Formen aus dem lotrechten Fels gearbeitet. Im Hochsommer sickert nur ein dürftiges Rinnsal über die steile Wand.

Das Schneekar ist ein Reich der Gemen. Ich habe ihr Spiel auf den Firnfeldern lange Zeit beobachtet, um dann doch noch hinaufzusteigen, Schritt für Schritt – über Gras und steile Schroffen, und ganz zuletzt auf dem luftigen Grat – zum Treffauergipfel mit seiner bescheidenen Blechkassette. Ein ruhiger Berg. Keine bekannte Route führt zu ihm. Wird er deswegen gemieden?

Vom Baumgartenköpfl gesehen tritt die Regalpwand, 2227 m, markant aus der Zackenreihe des Ostkaisers hervor. Ein dankbares Ziel, wenn auch auf Steinschlag aus der Törlwand-Südwand zu achten ist. Die wenigen Kletterstellen I. Schwierigkeitsgrades sind fest und nicht sehr abgegriffen.

Vor nicht allzu langer Zeit, an einem Oktobertag von unbeschreiblicher Klarheit, wanderte ich von Bärnstatt über die Kaiserhochalm zur Gruttenhütte, wechselte über das Kopftörl in den Hohen Winkel hinüber und hinunter nach Hinterbärenbad; auf dem Bettlersteig stieg ich zur Almsiedlung Steinberg unterm Scheffauer hinauf und bummelte über Hocheck und Walleralm nach Bärnstatt zurück. Wer sich diese Tour etwas bequemer gestaltet, etwa mit Übernachtung in der Kaisertalhütte oder auf Hinterbärenbad, genießt – abseits vom Rummel in der Steinernen Rinne – eine Rundwanderung, die ihresgleichen sucht. Man weiß nicht, wofür man sich mehr erwärmen soll; ob für die abenteuerliche Zackenreihe des Ostkaisers, den kühn aufstrebenden Kopftörlgrat, die Firberge im Süden oder für die massige Kirchl-Westwand über dem stillen Kar des Hohen Winkels. Eine Tour ohne Gipfel, aber reich an Höhepunkten!

# Herbsttage im Kaiser



Rechts: Blick vom Baumgartenköpfl zum Westkaiser; von links Treffauer, Kaiserkopf, Eilmauer Halt mit Koptörigrat und Vordere Karlspitze. Ganz oben: Hintersteiner See und Pendling vom Anstieg zum Scheffauer.

Oben: In dem Badeseesee beim Stanglwirt (Going) spiegeln sich die Südabstürze des Ostkaisers.

Alle Fotos:  
S. Brandl



Fotos:  
W. Rauschel; T. Daubner



Kopftörlgrat – wahrscheinlich die am meisten „gemachte“ Kletterei im Wilden Kaiser. Ganz oben: III. und IV. Turm, unteres Bild: Kletterei am VI. Turm.

Fotos: H. Höfler

## Mittelschwere Kletterfahrten – Anregungen aus meinem Tourenbuch

Klettereien im Schwierigkeitsgrad II mit festem Fels gibt es nicht allzu viele. Der Westgrat des Zettenkaisers, 1953 m, ist eine davon. Über vier markante Zähne gelangt man mit Kurzweil bis zur Einmündung des Riegensteiges, um zuletzt über den obersten, markierten Grattell den westlichsten Gipfel des Wilden Kaisers zu erreichen. Dieser Schlußabschnitt ist an keiner Stelle schwieriger als I, aber auch dort – und das ist eine wirkliche Überraschung – gibt es nur eisenfestes Gestein.

Die Zettenkaiser-Ostwand, die Führe von Ernst Egger, Sepp Haid und Franz Ploner aus dem Jahr 1926, wird von Kennern als „der klassische Anstieg im IV. Schwierigkeitsgrad“ gehandelt. Da ist was dran, die Route hat tatsächlich herrliche Passagen. Entgegen der Beschreibung im Alpenvereinsführer würde ich aber meinen, daß nicht der Piazz-Riß kurz vor dem Ausstieg, sondern die kleingriffige Linksquerung aus der großen Nische heraus die Schlüsselstelle (IV+) sein dürfte. Übrigens ist der an anderer Stelle dieses Aufsatzes geschmähte Riegensteig ein rascher Abstiegs- weg vom Zettenkaisergipfel. Knapp eine Stunde benötigen schnelle Geher bis zur Kaindl-Hütte.

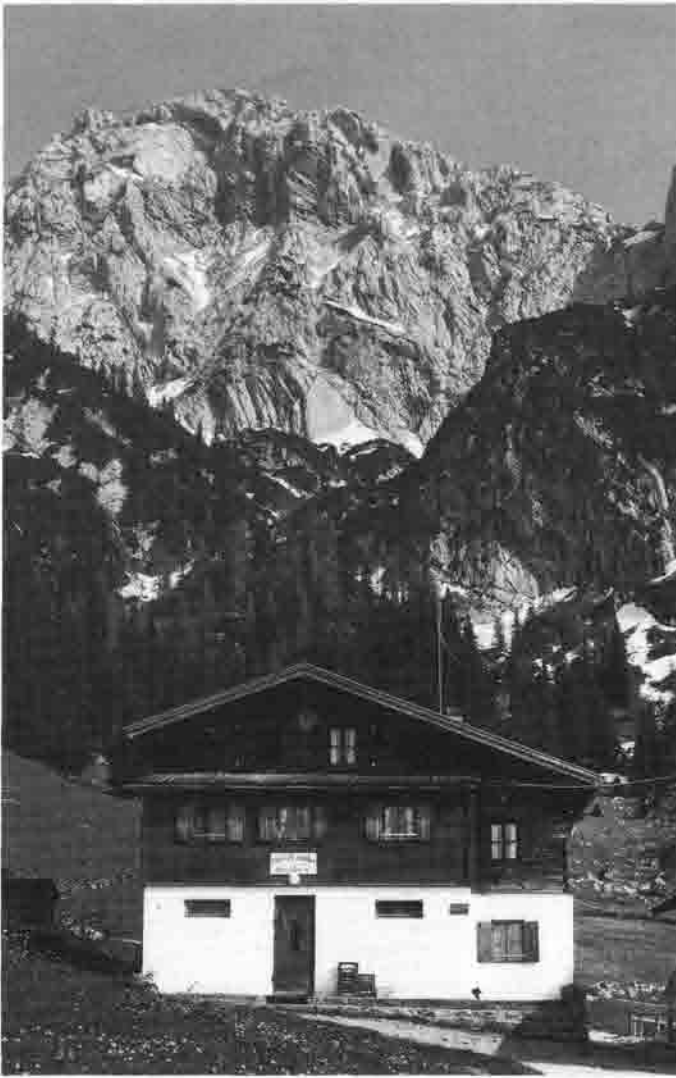
An der bekannten Nordwand des Scheffauer, 2113 m, gibt es für Freunde leichterer Klettereien zwei interessante Möglichkeiten. Da wäre zum einen die Leuchs-Führe rechts der Gipfelfallinie. Sie übersteigt nirgendwo den Schwierigkeitsbereich II. Zugegeben: Bis zur halben Wandhöhe kann diese Tour nicht unbedingt als schön bezeichnet werden; teilweiser Latschenbewuchs und nicht immer zuverlässiger Fels beeinträchtigen das Steigvergnügen ein wenig. Die längere Rechtsquerung auf die Rippe, die zur Schlußwand führt, ist zudem schlecht abzusichern. Aber dann gibt es doch noch anregende, versöhnende Stellen, unter denen die Erklammerung einer schmalen, die Ausstiegsschlucht teilenden Rippe die interessanteste ist.

Die Ostler-Führe ist „der Klassiker“ am Scheffauer. Nur insgesamt etwa 35 Klettermeter weisen den III. Schwierigkeitsgrad auf, der Rest ist II und I. Mit geschickter Wegführung fand Josef Ostler am 23. Juni 1903 einen erstaunlich einfachen Durchstieg zur großen Platte mit ihren schrägen Parallelrissen. „Ein Stück aus der Nordwestwand der Kleinen Halt“, schreibt Fritz Schmitt. Der treffendste Vergleich. Walter Pause meinte in seinen „100 Genußklettereien“: „Jene Riesenplatte, durchaus vergleichbar dem ‚Grand Miróir‘ an der Argentinie überm Rhönetal, bildet den Knalleffekt des herrlichen Ostler-Weges...“

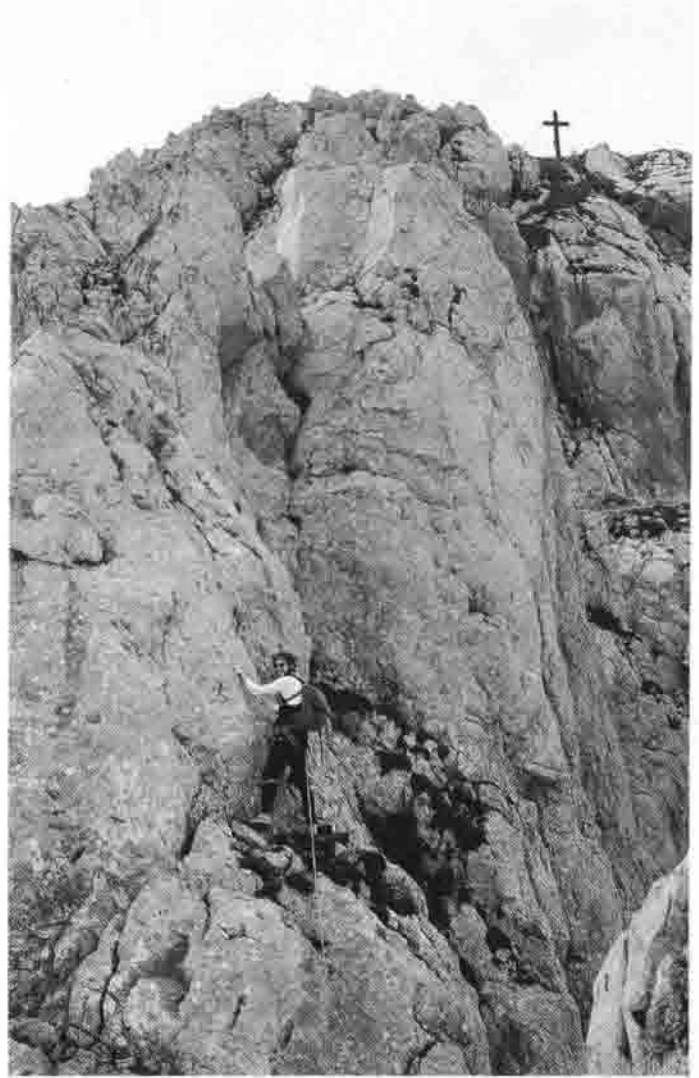
Das Überhangl (III+) kurz vor dem Ausstieg ist die einzige Stelle der Ostler-Führe, die Kraftaufwand verlangt. Über zu wenig Luft unter den Sohlen dürfte sich dort wohl kaum jemand beklagen. „Wer hier gleitet, ist ein toter Mann“ – so Fritz Schmitt in seinem „Buch vom Wilden Kaiser“.

Bergsteiger, die weite Zugangswege nicht scheuen, wären mit dem Sonneck-Ostgrat gut beraten. Den Steig zum Schneekar habe ich bereits gebührend gelobt. Diesmal allerdings muß man im steilen Karschutt mühsam bis zu den Schrofenhängen, die





zwischen Sonneck und Kleinkaiserl eingelagert sind, hinaufgehen und über sie den Ostgrat erreichen. Er ist zu Beginn nicht überall fest, weiter oben überraschen aber dann durchaus originelle Stellen: ein scharfes, plattiges Gratstück, eine steile, gutgriffige Wandstufe, eine kleine, luftige Verschneidung. Der größte Trumpf dürfte aber sein, daß man das Klettervergnügen selbst an schönen Wochenendtagen nicht mit allzu vielen Bergfreunden teilen muß. Denn allein zum Einstieg ist man gut 3 1/2 Stunden unterwegs. Der Kopftörlgrat, der Ostgrat auf die Ellmauer Halt, 2344 m, ist sehr wahrscheinlich die am meisten „gemachte“ Kletterei im Wilden Kaiser. Sie hat ausgesprochen anregende Passagen: Die Einstiegsrisse am Dritten Turm, die Verschneidungen, Wandstellen und Kamine am Leuchs-Turm und die kleingriffige Verschneidung am Sechsten Turm (mit dem luftigen Ausstieg auf die Südseite) sind Delikatessen III. und oberen III. Grades. Wer – wie ich – viel in einsamen Felsbereichen unterwegs ist, kann an diesem Kopftörlgrat seine Eingewöhnungsschwierigkeiten haben. Wir kletterten ihn an einem Wochentag im Juli, zusammen mit 17(!) anderen Seilschaften. Griffe und Tritte sind großteils so glatt, daß man geneigt wäre, die eine oder andere Stelle mit IV- zu bewerten (zum Beispiel den Ausstiegskamin zum Gipfel). Im Vergleich mit einer Untersberg-Südwand, die reine IVer-Passagen aufweist, wäre dies zweifellos zu vertreten. Ich glaube, daß viele Kopftörlgratbegeher ähnlich empfinden. Nachdem dieser



Anstieg jedoch seit Jahrzehnten als „klassischer Dreier“ gilt, wagt offenbar niemand, ihn höher einzustufen.

Die Bewertung der herrlichen Enzensperger-Führe an der Nordwestwand der Kleinen Halt, 2119 m – Franz Nieberl bezeichnete sie als „schönste der leichteren Kaisertouren“ – unterstreicht das eben Gesagte. Ganz klar: Schlüsselstelle III+, viele IIIer-Strecken, dazwischen überwiegend II. Grad. Eine Route, die zwar technisch deutlich einfacher als der Kopftörlgrat ist, aber erheblich größere Anforderungen an das Orientierungsvermögen stellt. Vom Standplatz nach der siebten Nordwestwand-Seillänge wäre man versucht, das verlockende, schräg aufwärts ziehende Schichtband weiter zu verfolgen. Die Devise heißt aber: von den Standhaken aus gerade empor! Kletterspuren sind hier spärlich. Wenn man über das Schichtband weitersteigt, ist man – in Gesellschaft etlicher Verhauerhaken – rasch im Fünfergelände.

Der Schönheitsfehler der Enzensperger-Führe – Karl Lukan bezeichnet ihn als den Brei, durch den man sich essen muß, um ins Kletterschlaraffenland (der eigentlichen Nordwestwand) zu gelangen – ist ihr Zustieg durch die Totensesselschlucht. Sie ist weniger brüchig (wenn auch eine große Felskulisse vor der eigentlichen Schlucht abbruchbereit, durch Spaltenfrost vom Bergstock gelöst, über den unter ihr Kletternden steht), als vielmehr auf Grund von Steinschlaggefahr durch Voraussteigende gefährlich.



Foto:  
T. Aumann

Mit Superlativen ist es immer so eine Sache. Viel zu häufig glaubt man zu lesen: „die interessanteste Führe“, „die schönste Aussicht“, „der lohnendste Weg“ und anderes mehr. Trotzdem: Die ersten beiden Seillängen am Nordgrat der Hinteren Goinger Halt, 2195 m, sind das Ideal III. Grades. Luftig, bis zu 70 Grad steil und mit herrlichen Griffen – immer gerade dort, wo man sie braucht – geht es etwa 70 Seilmeter gleichbleibend schwierig auf die Höhe des ersten Gratturms. Die restliche Strecke ist überwiegend II, nur eine etwa fünf Meter hohe, kleingriffige Wandstufe fordert noch einmal Konzentration.

Der Predigtstuhl-Nordgrat, die berühmte Nordkante des Nordgipfels, 2092 m, die eigentlich recht wenig Kanten-, sondern viel mehr Kaminkletterei bietet, ist an Einzelstellen einen vollen Grad schwieriger als der Goinger-Halt-Nordgrat. Die Matejäk- Traverse, die erste anspruchsvolle Passage der Führe, ist gleichzeitig auch Schlüsselstelle. Frei geklettert gut IV+ gilt es, ungemein luftig in einen Kamin zu queren, in dem man sich – aufatmend – geborgen fühlt. Nur am Beginn der Ausstiegswand, am berühmt-berüchtigten Ooppel-Band, heißt es, sich noch einmal in eine ähnliche, vielleicht sogar größere Exponiertheit zu wagen, wenn auch mit geringerer Schwierigkeit. Übrigens lassen sich Predigtstuhl-Nordkante und Hintere-Goinger-Halt-Nordgrat ideal kombinieren. Eine ausgefüllte Tagestour!

„An der Östlichen Hochgrubachspitze, 2284 m, bietet die Süd-kante prächtige Kletterei, die auffallend selten unternommen wird“, steht im Alpenvereinsführer, Ausgabe 1978. Acht Jahre danach ist die Rigele-Kante fast eine Modetour.

Wir kletterten sie 1984, nach dem zweiten Anlauf. Beim ersten Mal war bereits an der Ackerlhütte Endstation, weil der Nebel bis zu den Einstiegen herunterreichte. Vierzehn Tage später – Sicht gleich Null. „Heute gehen wir auf jeden Fall!“ Wir haben schon Mühe, überhaupt den Wandfuß zu finden. Patsch! Ein faustgroßer Stein schlägt direkt neben mir auf. Irgendwo da oben sind also schon ein paar am Werk. Wir setzen die Helme auf und machen uns auf die Suche nach den roten Markierungsflecken, die den Normalanstieg zur Westlichen Hochgrubachspitze bezeichnen. Wenn wir sie finden würden, hätten wir eine reelle Chance, auch an den Einstieg der Rigele-Kante zu gelangen. Nach einiger Zeit stoßen wir tatsächlich auf einen Felsbrocken mit Farblupfer. Bald darauf wird es ein wenig lichter, und wir finden die Trittspuren, die zur Südwand der Westlichen Hochgrubachspitze führen. Damit sind wir auch bald am Einstieg unserer Tour.

Kurz vor 13.00 Uhr, verdammt spät für einen 28. Oktober. In der dritten Seillänge klettern zwei Partien, Steine poltern rechts in die Schlucht des normalen Einstiegs. Also wählen wir den Direkten. Wir haben es nicht zu bereuen, es sind zwei herrliche Längen. Noch dazu kommt jetzt die Sonne heraus. Aber unsere Freude ist verfrüht, nach einer Viertelstunde klettern wir wieder hinter dem grauen Vorhang.

Es ist empfindlich kalt. Das macht sich besonders in der vorletzten, der Schlüsselseillänge, unangenehm bemerkbar. Wir sind nicht „warmgeklettert“, und außerdem stecken an dieser 20 Meter hohen, schwierigen Wandstufe nur drei Haken. Gut fünfter Grad.



Oben: Östliche  
Hochgrubachspitze-  
Südkante (Rigele-Kante),  
Direkter Einstieg.

Foto: H. Höfler

*Skifreuden im Kaiser:  
Abfahrt vom „Schönwetterfenster“  
(Westl. Hochgrubachspitze)  
ins Griesner Kar.*

*Foto:  
S. Brandl*

Froh darüber, hier nicht voraussteigen zu müssen, kann ich einiges riskieren und komme, bis auf einen Haken, frei hinauf. Aber dann drängt die Zeit. Thomas löst noch einen großen Block, der, wenige Zentimeter an Walter vorbei, krachend in die Tiefe fährt und in unzählige Stücke zerspringt. Wir haben nicht einmal registriert, daß mittlerweile – um 17.00 Uhr – gar kein Nebel mehr da ist. Orangefarbener Himmel über der Westlichen Hochgrubachspitze. Dorthin müssen wir noch, hetzen, klettern seilfrei mit dem letzten Tageslicht über den brüchigen Verbindungsgrat. An den nordseitigen Schrofenhängen pappt hartgefrorener Schnee. Dann der Abstieg. Nach einer Viertelstunde müssen wir die Stirnlampen aufsetzen. Ohne sie wäre ein Biwak fällig. Um halb neun Uhr abends, in stockdunkler Nacht, stehen wir wieder unten im Kar. Spannend wars. Ich ziehe mich in mich selbst zurück und lasse den Tag noch einmal Revue passieren. Eineinhalb Stunden später sind wir am Auto.

Das Lärcheck, 2124 m, hat für Freunde leichter Kletterei eine wirklich nette Route parat: den Anstieg übers Nördliche Grieschartl. Er zählt, ähnlich dem Zettenkaiser-Westgrat, zu den äußerst seltenen Führen II. Grades mit festem Fels. Der Zustieg kostet zwar einige Mühe, doch sie wird mit einem außergewöhnlichen Tiefblick belohnt. Jenseits des Nördlichen Griesschartls steht, scheinbar aus der Ostschlucht herauswachsend, die Lärchecknadel, im Volksmund als „Kaisermannl“ bezeichnet. Fritz Schmitt, der zusammen mit Sepp Brandl den kühnen Felsturm am 9. Oktober 1943 erstmals erkletterte, schreibt: „Das Kaisermannl ist ein senkrecht erhobener Felsfinger im ostseitigen zerklüfteten Steilgewand des Griesschartls zwischen Lärcheck und Gamsflucht. Gewöhnlich verschwimmt der Umriss der schlanken Nadel mit dem Steingrau des Wandhintergrundes, nur wenn die Wolken über die Grate ins Kar der Kreidegrube einfallen, dann springt das Kaisermannl wie eine dämonische Spukgestalt empor und wird sichtbar.“

Der Lärcheck-Anstieg aus dem Nördlichen Griesschartl beginnt mit brüchigen Schrofen, doch bereits der folgende Kamin entschädigt mit eisenfesten Griffen. Kaum weniger schön ist der Ausstieg aus ihm: Eine kurze, plattige Rampe führt in leichtes Gelände. Dann wendet man sich zur Westseite des Gipfelaufbaus. Zwei kurze Risse vermitteln dort die schönsten Kletterstellen.

## Der Kaiser als Skitourengebiet

Kaiserskitouren haben möglicherweise nicht den Rang der bekannten Ziele in den Berchtesgadener Alpen, Loferer und Leoganger Steinbergen oder im Dachstein. Aber was für einen Sinn haben solche Wertungen? Es gibt Leute, die einmal im Jahr mit ihren hochschäftigen Pistenstiefeln durch das Griesnerkar zur Fritz-Pflaum-Hütte (oder sogar bis zum Kleinen Törl) steigen und an diesem Tag eine Riesenportion Spaß und Freude mit nach Hause nehmen; eine Freude, wie sie viele der sogenannten „alten Tourenfuchse“ mit ihrer Routine und Erfahrung (und oftmals ehrgeizverzerrten Gesichtern) vielleicht gar nicht mehr zu empfinden imstande sind.



Das Kübelkar, südseitig unterm Ellmauer Tor, käme in der Beliebtheitsrangfolge der Kaiserskitouren an zweiter Stelle. Danach müßte man schon das Eggersgrinn, ein nordseitiges Steikar im Zahnen Kaiser, nennen – ein Zeichen dafür, auf welchem hohem Niveau heutzutage das skifahrerische Können der Tourengeher steht. Denn das Eggersgrinn ist eine sehr anspruchsvolle Sache!

Weitere Möglichkeiten seien nur angedeutet, denn wer den Kaiser im Frühjahr „mit offenen Augen“ betrachtet, wird etliche skifreundliche Kare entdecken: das Winkelkar östlich der Pyramidenspitze, das Schneekar zur Treffauer Lucke, die Scharlinger Böden zur Rote-Rinn-Scharte, den Hohen Winkel und andere mehr.

★

Jetzt aber, da ich dies schreibe, steht der Sommer ins Haus. Vom Wildbarren schlendern wir über blühende Wiesen zu Tal. Es ist Abend geworden. Hier, im freien Gelände, hat Grillenmusik den Gesang der Vögel abgelöst. Die geliebte Frau pflückt einen Blumenstrauß, dahinter, als Kulisse, die warmfarbenen Plattenwände des Wilden Kaisers. Ein Bild, das sich einprägt. Wir werden dort drüben Wandern gehen.

# Kaiserszenen

## Was Bergsteiger seit Generationen im Kaiser erlebten

Rast vor der Ranggenalm; die kleine, in die Südabhänge des Gratverlaufs Stripsenkopf, Feld- und Scheibenbichlberg eingelagerte Almfläche ist ein prächtiger Logenplatz vorm großen Bühnenbild des Wilden Kaisers. Spätherbst ist es, die Sohle des Kaiserbachtals deckt Mischwald. In kräftigen Farben lodert dessen Laub gelb-braun-rot noch einmal auf wie eine Lage langsam verlöschender Glut. Darüber das dunkle Grün der

Latschen und Schrofenhänge, die wie häßliche Kleiderfetzen an den Bergleibern hängen. Im milchigen Gegenlicht wirkt das Metallblau der blanken Felskörper wie immateriell – gleich einer Ton-in-Ton-Malerei abgestimmt auf das noch durchsichtigere des Himmels...  
Heure bleu: Fantasie und Erinnerung – die eigene wie die überlieferte – beleben das Bühnenbild mit Geschichten, Handlung...

*Es war anno 1853, also knapp 60 Jahre, ehe Hans Dülfer schon seine für die Entwicklung des modernen Felskletterns so bahnbrechenden Führen in den Kaiserfels legte (s. S. 51), und keine 50 Jahre, ehe erstmals Schwierigkeiten des unteren fünften Grades im Alpenfels gemeistert wurden: In diesem Jahr 1853 bestiegen die unternehmungslustigen Gebrüder Schlagintweit aus München den Gipfel des Treffauer im Wilden Kaiser. Einer der Brüder, Robert, hat darüber eine sehr ausführliche, Pflanzenbewuchs, Luftdruck, Neigungsverhältnisse und vieles andere berücksichtigende wissenschaftliche Arbeit geschrieben. Illustriert hat er die Arbeit mit zwei Zeichnungen seines Bruders Emil, wovon die eine (siehe Vorsatz) den Treffauer von Norden zeigen soll. Interessant an der Darstellung ist allerdings, daß der Treffauer darauf kaum, dafür aber deutlich in Bildesmitte gestellt der Stock der drei Halten zu sehen ist. Die Schlagintweits haben also von ferne betrachtet einen ganz anderen Bergstock für den gehalten, den sie tatsächlich bestiegen hatten. Das freilich ist so verwunderlich nicht für den, der weiß, daß es damals noch keine einheitliche Namensgebung, auch nur für die wichtigsten Hauptgipfel des Kaisergebirges, gab. Ja, sogar 15 Jahre später noch lotsten „gebietskundige“ Einheimische den Mitbegründer des DAV Karl Hofmann zuerst ebenfalls auf den Treffauer, dann auf die Ackerlspitze, ehe er endlich sein eigentliches Ziel, die Ellmayer Halt, den höchsten „Kaiserspitze“, betreten durfte. Der Informationsstand über den „Kaiser“ war in jenen Jahren somit weitaus geringer als der, den spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts unsere Expeditionsbergsteiger zum Beispiel über den Himalaya haben. Den Himalaya haben die Gebrüder Schlagintweit übrigens im Verlauf ihrer „Reisen in Indien und Hochasien“ von 1854–1858 ebenfalls schon besucht, beschrieben, abgebildet... So sind sie also auch, und dies im wahrsten Sinn des Wortes, frühe Vorgänger eines Ludwig Schmaderer, Peter Aschenbrenner („Himalayapeter“), Hermann Buhl und vieler anderer, deren Weg vom Kaiser zu den „Bergen der Welt“ geführt hat. Vom Treffauer aber weiß Dr. Robert Schlagintweit unter anderem zu berichten:*

## Secundäre Kaisergletscher?

Robert Schlagintweit

Der niedrigere Berg, welcher der Masse des Kaisergebirges vorliegt (der Zahme Kaiser, d. Red.), ist der Gernsberg. Seine sanfteren bewaldeten Abdachungen tragen wesentlich dazu bei, den eigenthümlichen Charakter des kahlen und schroffen Hochgebirges noch mehr hervorzuheben. Von dieser Seite kann man die höheren Gipfel desselben wegen ihres steilen Abfalles nicht erreichen, sondern nur von Süden aus. Ich erlaube mir, hier einige Bemerkungen über den Weg beizufügen, welchen wir einschlugen, um auf die höchste Spitze des Treffauerkaisers zu gelangen.

Der beste Ausgangspunkt schien mir Bärenstadt, eine Capelle mit einem einzelstehenden Hause. Wir verliessen diesen Ort am 8. September Morgens 6 Uhr und gingen über die Schliesslingerhöfe nach der Kaiser-alpe. Von hier aus verfolgt man bis über die Buchengrenze hinaus den tief eingeschnittenen Wegscheidgraben. Der Weg wendet sich hierauf etwas weiter nach Osten und führt über mehrere, steil abfallende Felsenterrassen, „Stufen oder Stiegen“ genannt, zu den letzten bewachsenen Abhängen des Treffauerkaisers, welche als Schafweiden benützt werden. Unterhalb „der Stiegen“ verliess ich den gewöhnlichen Weg, um eine westlich gelegene etwas grössere Schnee- und Firnmasse zu untersuchen, welche hier „Kees“ genannt wird. Sie besteht zum grössten Theile aus losen Firnkörnern: nur da wo sie auf dem Boden selbst aufliegt, finden sich kleine Lagen festeren Eises. Auch zeigte sie weder Spalten noch die übrigen für kleine secundäre Gletscher charakteristischen Eigenschaften.

Von den letzten kleinen Weideplätzen gelangt man sehr bald auf den Kamm des Gebirges, der unmittelbar gegen die Spitze führt; um 11<sup>n</sup> 30' a. m. erreichten wir den höchsten Punkt der Treffauerspitze, nachdem wir  $\frac{3}{4}$  Stunden dem Kamme gefolgt waren; dieser Kamm ist ziemlich schmal und zuweilen nur 2 bis 4 F. breit. Das Barometer stand hier (Höhe 7244,3 Par. Fuss) um 12<sup>n</sup> auf 570,6 M. M. Das Thermometer zeigte bei schwachen Nordostwind +2,1 C.

Die dichten Nebel, welche uns auf den höheren Punkten grösstentheils umgaben, gestatteten uns nur von Zeit zu Zeit einzelne Bruchstücke der umfassenden und belehrenden Aussicht auf die umgebenden Alpenzüge näher zu betrachten. Es fiel vor allem in die Augen der lange, beschneite

und beeiste Zug der Tauern mit der breiten Masse des Venedigers und der steilen Pyramide des Grosse Glockners. Einen schönen Gegensatz zu diesen Gipfeln der Hochalpen bildeten die näher gelegenen Bergrücken mit ihren dunkeln Tannenwäldern, grünen Weideplätzen und zahlreichen Alpenhütten, während gegen Norden zuweilen zwischen den Wolkenmassen einzelne Streifen der weiten bayerischen Hochebene am Fusse des Gebirges sich erkennen liessen.

(Aus „Bemerkungen über die physicalische Geographie des Kaisergebirges“, München 1854)

1869 – das Gründungsjahr des DAV; einer der Mitbegründer ist Karl Hofmann. Über diesen Karl Hofmann schreibt Fritz Schmitt: „Wäre 1870 der Krieg nicht ausgebrochen, wäre Hofmann nicht bei Sedan gefallen, hätte die Bergsteigergeschichte im Wilden Kaiser bestimmt eine andere Wendung genommen.“ Für diesen Sommer 1870 hatte Hofmann schon alle Vorbereitungen für einen Besuch der Venedigergruppe getroffen. Der Kriegsausbruch kam ihm dazwischen. Hofmann meldete sich freiwillig. Am 1.9. durchbohrte ihm eine Kugel Lunge und Zwerchfell, am 3.9. erlag er seiner Verwundung. So wurde er zum Opfer des Krieges, der schliesslich die Gründung des Deutschen Kaiserreiches zur Folge hatte. Da drängt sich die Gedankenverbindung zu Hans Dülfer auf, der „die Bergsteigergeschichte im Wilden Kaiser“ tatsächlich einer entscheidenden Wende zugeführt hat. Dülfer erfuhr vom Kriegsausbruch 1914 während eines sehr erlebnisreichen Kletterurlaubs in den Dolomiten. Spontan wie Hofmann zur Front meldete sich auch er. Und auch er fand einen allzu frühen Tod –: im Krieg, der das Ende dieses Kaiserreiches Deutscher Nation brachte... Karl Hofmann aber war nicht nur als Vereinsgründer auf den Plan getreten in jenem Jahr 1869. Da war er auch unterwegs auf der Suche nach dem höchsten Kaisergipfel. Als solcher galt immer noch der Treffauer:

## Und wie wild die Bursche aussahen!

Karl Hofmann

Meine Bemühungen, hier einen Führer auf den Treffauer Kaiser aufzutreiben, hatten günstigen Erfolg; es wurde mir versichert, dass in dem benachbarten Schiesslinger Hofe der älteste Sohn Peter Schiesslinger (recte Eisenmann) ein ausgezeichnete Steiger sei, der mehrere Jahre lang auf der Wegscheidalpe Schafhirt gewesen und auch schon öfter auf den Treffauer Kaiser gekommen sei. Ich wanderte daher sofort dem Schiesslinger Hofe zu und kam daselbst bei Einbruch der Dämmerung an.

Der Abend wurde in dem Kreise der Familie Schiesslinger zugebracht, in dem ich mich bald heimisch fühlte. Nur ein grosses Malheur kam hinzu. Ich hatte dem Peter eine Cigarre gegeben; aber kaum war die erste Rauchwolke seinem Munde entflohen, da kam der Schiesslinger vielköpfig Geschlecht, Vater und Mutter, Mädlein und Buben und alle waren Anhänger des Communismus. Seufzend wurde das Dutzend unter sie verteilt; nicht eine blieb mir übrig, um sie am folgenden Tage auf der Spitze des Treffauer zu verdampfen.

Der Aufbruch vom Schiesslinger Hofe erfolgte nach dem Eintritte einer genügenden Helle, um 3 Uhr 40 Min. Auf bequemem Alpenwege im

Wegscheidgraben aufwärts wandernd, erreichten wir um 4 Uhr 10 Min. die untere, um 4 Uhr 25 Min. die obere Wegscheidalpe, die auch die Namen Kaiseralpe und Kaiser-Hochalpe führen. Zwar scheint das Kaisergebirge vollständig wild und unzugänglich, doch enthält es in seinen unteren Theilen eine Menge von saftigen Alpenweiden, so dass sich in demselben ausser mehreren hochgelegenen Einzelgehöften über 20 Alpen befinden, meist jedoch nur einzelne Hütten. 5 Uhr 10 Min. hatten wir das letzte Wasser erreicht, wo wir eine kurze Rast hielten.

Bis hieher hatten wir einen ziemlich guten Alpenweg gehabt, von nun an gieng's pfadlos aufwärts. Hohe Felsterrassen mussten überklettert werden. Das Gewände ward steiler, so dass wir immer vorsichtig nach neuen Durchgängen spähen mussten. Wir waren einmal gezwungen, eine kleine Strecke zurückzukehren, um einen andern Durchweg zu versuchen. Bei dieser Gelegenheit machte ich eine nicht sehr erfreuliche Entdeckung. Als ich meinen Peter zu tadeln begann, dass er sich hier so schlecht auskenne, obwohl er nach seiner eigenen Aussage schon öfter den Treffauer Kaiser erstiegen habe, kam zu meiner Ueberraschung plötzlich das Geständniss zum Vorschein: „Ja! auf dene andern Spitzn da umananda, da bin i scho überall gwe'n, aber auf'm Trefferer, da war i no nie!“

Mein Aeger hierüber konnte mir wenig helfen. War mir doch allgemein der Schiesslinger Peter als der beste Steiger und Führer der Umgebung bezeichnet worden! Ich hätte wahrscheinlich für ihn auch keinen tüchtigeren Ersatz finden können. Um übrigens meinem Peter auch das verdiente Lob zukommen zu lassen, sei erwähnt, dass er sich wirklich im Laufe der Partie als trefflicher Steiger bewährte.

Doch die Schwierigkeiten waren geringer als ich Anfangs vermuthet hatte; obwohl die Ersteigung für uns beide völlig neu war, fanden wir doch allenthalben einen zwar beschwerlichen, doch keineswegs mit Gefahren verbundenen Durchweg. 7 Uhr 30 Min. hatten wir die erste Spitze des Treffauer Kaiser erreicht, wo sich bereits ein prachtvolles Panorama entfaltete. Aber noch war es nicht Zeit, sich um die Aussicht viel zu kümmern. Die mit grosser Macht aus den eisbelasteten Tauern emporsteigenden Wolken und Dunstmassen trieben zur Eile an, sollten wir unsere Spitze nicht erst erreichen, nachdem sie mit einer Nebelkappe geschmückt war. Unser Plan, auf dem Grate selbst fortzuwandern, zeigt sich als unausführbar, da derselbe äusserst zerschattet und zerschründet war. Wir mussten daher etwa 100 F. unter demselben an den Felsabhängen hinsteigen, eine Aufgabe, die ohne übergrosse Schwierigkeiten gelöst werden konnte. 7 Uhr 50 Min., also fast 4¼ Stunden nach unserem Abgange vom Schiesslinger Hof, hatten wir den höchsten Gipfel erreicht, ich in der frohen Erwartung nun auf dem culminierenden Punkte des Kaisergebirges zu stehen. – Welche Ueberraschung! – Da stieg vor mir im Osten ein mächtiger Coloss empor, den Treffauer Kaiser wenigstens um 200–300 F. überragend. Und hinter jenem, weit gegen Osten, mit ersterem durch einen gewaltigen Grat verbunden, erhob sich ein zweiter Gipfel, der nach dem Augenschein zu urtheilen, ebenfalls bedeutend höher war als unsere Spitze. Und wie wild die Bursche aussahen! Mit scheinbar senkrechten Wänden stiegen sie empor, vielkantigen Thürmen gleichend.

Peter, der sich allsogleich mit Gemüthsruhe ein Plätzchen zu mehrstündigem Schläfe ausgesucht hatte, setzte meinen wiederholten dringenden Fragen, wie denn die beiden Berge hiessen, ein phlegmatisches „Sell woass i net“ entgegen, mit einer Consequenz, die einer besseren Sache werth gewesen. Die beiden Gipfel waren, wie ich später erfuhr, die Haltspitze im Ellmauer Kaiser, der höchste Punkt des Kaisergebirges, und die Kaiserackerlspitze im Goinger Kaiser.

(Aus der „Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins“, Band 1. – Vereinsjahr 1869–1870)

Franz Nieberl,  
der „Kaiserpapst“; die  
Geschichte unten ist zwar  
erst 1918 in der ÖAZ  
erschieden, spielt aber in  
den Jahren kurz nach der  
Jahrhundertwende.  
Foto: F. W. Traut



Der Suche nach den richtigen Gipfeln folgte bald die nach dem richtigen, besten, interessantesten, sportlichsten Weg auf die einzelnen Kaisergipfel. 1881 besteigt Dr. Gottfried Merzbacher, geführt von Michel Soyer, dem „Steinackerer“, das Totenkirchl. Über diese Besteigung und ihre Begleitumstände, doch auch über den sportlich ambitionierten Georg Winkler, der in jenen Jahren im Kaiser auftritt, und über viele andere berichtet ausführlich Fritz Schmitt in seiner „documenta“ Wilder Kaiser (s. S. 7), zu der diese Geschichtensammlung als Ergänzung möge verstanden werden. Am Totenkirchl indessen durchsteigen die Kletterer jener Jahre zunächst auf der Suche nach dem Merzbacherweg, später nach dem Weg Herolds, bis zur Jahrhundertwende Kamin um Kamin, Rinne um Rinne. Schon damals avanciert das „Kirchl“ zum Modeberg. Franz Nieberl nennt es seine „große Kaiserliebe“. Und wie vertraut sich dieser Franz Nieberl und seine Zeitgenossen so kurz nach der Jahrhundertwende – der „Vordülferzeit!“ – mit dem Kaiserfels bereits fühlen, zeigt folgende Schilderung des später zum „Kaiserpapst“ erhobenen Nieberl:

## Päpstliches Steldichein

Franz Nieberl

Eines Abends hörte ich, wie Dr. Leuchs gesprächsweise verlauten ließ: „Ich bin neugierig, wer die Route südlich der Nordostkante wiederholt.“ Diese Neugier wollte ich befriedigen und nebenbei meine eigene. Allerdings stellte ich mir die Frage, ob ich wohl geeignet sei, die ungewöhnlich schwere überhangende Stelle im Kamin zu bewältigen; aber ich dachte mir, wenn's gar zu brenzlich wird, kehrt du einfach um. Und das war bei mir keine Phrase. Ich habe, mit einer Ausnahme, Unverantwortliches nie gewagt und bin am Kirchl einigemal umgekehrt, so bei meinen allein unternommenen Westwandklettereien.

So wanderte ich eines schönen Juliabends wieder einmal nach Hinterbärenbad; tags darauf stand ich frühzeitig im Teufelswurzgarten. Einige johlende Besucher arbeiteten schon stramm auf dem Führerweg und im Zottkamin. Ich stieg mit unendlicher Gemütlichkeit die leichten Schrofen auf dem Führerweg empor, sah dann im Führerkamin einen furchtbar dicken Touristen sich endlos am Führerseil des wackeren Kaindl Much abzappeln und schlug mich seitwärts in die Büsche. Wieder ging's gemütlich längs der wildzerspaltenen Nordabstürze der 2. Terrasse hinan, bis ich auf das schon von unten gut sichtbare Schärtchen in dem kurzen Gralstück gelangte, das an der Nordostkante entspringt. Tief drunten lag das grauweiße Firnfeld des Schneelochs, mir gegenüber der senkrechte Schichtenbau des Fleischbank-Nordgrates. Ein einsames, furchtbar wildes Plätzchen. Über den Weiterweg war ich mir im Klaren, weniger über die Bezwingbarkeit des abscheulichen Risses, der ihn eröffnet. Ich nahm mir vor, mit äußerster Vorsicht vorzugehen; denn ein winziges Gleiten kann hier den Alleingehrer ins gähnende Schneeloch hinabbefördern. Den Rucksack mit den Nagelschuhen band ich ans Seil; dann begann ich katzenartig schleichend den Angriff. Mir ist die Stelle, wie auch später noch öfters, nicht allzuschwer, wohl aber hübsch gefährlich vorgekommen. Nachdem mich der Riß freigegeben, gelangte ich ohne ernstliches Hindernis bis zur Kante. Also hier geht's hinaus in die Schneelochwand! Ich überlegte einen Augenblick; das Gesimse des Fünferwegs (= Heroldweg; d.Red.) lockte nach rechts. Dann schalt' ich mich selbst wegen meiner Feigheit, und der nächste Schritt schon hatte meine Bedenken entkräftet. Furchtbar ausgesetzt ist ja der kurze Gang, aber treu und fest ist

das Gestein; ein blühendes Alpenrosensträuchlein hat mich momentan hoch erfreut, und noch jetzt schaue ich, komme ich an diese Stelle, nach dem bescheidenen Vertreter organischen Lebens inmitten dieser todesstarr anorganischen Felswand. Da zieht schon der Kamin empor. Ich spähte hinan, um den Überhang zu gewahren. Der war unsichtbar. Der Einriß selbst erschien mir zunächst harmlos, aber sein Fußpunkt ruht auf schmalen Postament, darunter wieder turmtiefe Wand. Der Kamin war mir sofort sympathisch, als ich einmal drinnen stak; aber seine Anhänglichkeit an meine Gewandung ging mir fast allzuweit. Der Rucksack hat mich noch ein wenig aufgehalten; dann kam ich in dem schluchtartig verbreiterten Einriß unerwartet leicht vorwärts. Jetzt sah ich auch den Überhang. Der kam mir zunächst ganz ungefährlich vor, und er ist's auch; denn wenn man fällt, kanns nicht gar zu böse enden: nur ein paar Meter darunter liegt waagrecht ausgebreitet ein ansehnliches Geröllplätzchen. Als ich aber den Überhang anpackte, entdeckte ich, daß mein Blick für Beurteilung der Gangbarkeit von Kletterstellen noch stark getrübt war, wahrscheinlich infolge der unerwartet gut gelungenen Turen, die der heutigen vorausgegangen waren. Ich hab' ihn richtig angegriffen; als ich aber einmal im Schluß stak, den der Überhang zur Linken freiläßt, und meine Füße als ganz und gar unverwendbares Körperanhängsel unter dem Sperrblock in der Luft herumfuchtelten, als mir die schönsten Regenwurm Bewegungen der eingezwängten Arme und des Oberkörpers nichts fruchten wollten, da lernte ich rasch kennen, was Leuchs sagen wollte mit der „ganz ungewöhnlich schweren Stelle“. Als ich auf dem Block saß und auf meinen der Beförderung harrenden Rucksack hinuntersah, hätte ich mich am liebsten geohrfeigt. Ich hatte ihn nicht angebunden. Einen Augenblick überlegte ich allen Ernstes, ob ich das Scheusal nicht seinem Schicksal überlassen sollte. Dann stieg ich doch wieder hinab, denn meine Nagelschuhe und den Proviant konnte ich nicht gut liegen lassen. Wenn man nun glauben sollte, die 2. Erklammerung des wüsten Gesellen sei mir leichter gefallen, so muß ich der Wahrheit gemäß das Gegenteil behaupten; als ich wieder oben saß, bekam ich einen heillosen Respekt vor Dr. Leuchs, vor mir selber und vor allen meinen allfälligen glücklichen Nachfolgern. Dann setzte ich mich nieder, aß und trank und rauchte zur Belohnung eine vollgestopfte Vorgipfelpfeife. Der Weiterweg war einfach und genußreich; ich unternahm sogar einen Abstecher nach links, wo wieder eine düstere Schlucht heraufzog, und freute mich der zahlreichen wilden Turmgestalten, die jenseit derselben und über mir aus dem Felsenkörper gleich riesigen Zaunstaketen hervorwuchsen.

Auf dem Gipfel traf ich einen prachtvollen Touristen. Er trug Stadtstiefletten mit einigen Rundnägeln, eine helle, wenn auch nicht salonfähige Weste und einen sogenannten Stops, einen steifen Hut an einer Schnur. Rucksack fehlte; in den Taschen hatte er Wurst und Brot, einen Operngucker und ein Tascheneßbesteck. Wie der heraufgekommen, das wissen die Götter.

(Aus „Österreichische Alpenzeitung“, 40. Jg., Nov. 1918)

Hans Dülfer hat dem Vernehmen nach wenig geredet. Noch weniger hat er geschrieben. Hanne Franz, Dülfers Freundin und Begleiterin auch auf zahlreichen Felsgängen im Kaiser und in den Dolomiten, meldete sich bei Kriegsausbruch 1914 umgehend wie Dülfer zur Front zum Dienst in Feldlazaretten. „Jetzt umgibt mich Leid und Verzweiflung“, schreibt sie darüber in einem Erinnerungsaufsatz über ihre letzten Dolomitentage mit dem Freund. Nur ein halbes Jahr später hatte sie Anlaß, ihre Erinnerungen an Hans Dülfer niederzuschreiben:

## Nun ist auch er gefallen

Hanne Franz

Als ich vor einem halben Jahre (Ö.A.Z. 1915) einen Artikel über unsere letzten Dolomitentage veröffentlichte, da habe ich, offen gestanden, nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß mein Freund, der Freund unserer Berge, ein so rasches Ende draußen im Feindesland nehmen würde. Nun ist auch er gefallen, Hans Dülfer, wohl einer unserer besten Kletterer... Ich denke daran, wie mir einer seiner besten und liebsten Tourenfreunde, Freiherr von Redwitz, einmal erzählte, wie überrascht, sogar etwas unangenehm überrascht er war, als er ihn kennenlernte. Redwitz kam aufs Stripsenjoch, wo Dülfer ja monatelang weilte, und hörte, Dülfer sei drinnen in der Wirtsstube. Da habe er nun von einem Tisch zum anderen geschaut und sich den derbsten und verwegesten herausgesucht und gedacht: der ist es. Und hinten in der Ecke am Führertisch, da habe jemand gesessen, still und ernst, in einem schäbigen, einmal blau gewesenem Janker und mit einer Pfeife im Munde – das war er! Auch sein Äußeres, schmal und groß, fast schwächlich, das paßte nicht zu dem, was man sich unter dem großen Sportkletterer vorstellte. Als Gymnasiast mußte er wochenlang auf dem Lande weilen und wurde sogar seiner schwächlichen Konstitution wegen vom Turnen dispensiert. Oft erzählte mir sein Vater, wie sehr er sich um den schwachen Jungen gesorgt habe. Auch aus diesem Grunde trat er damals von seinem Herzenswunsch, Musiker zu werden, zurück... Ich erinnere mich, war für einen Bombenrespekt ich damals vor dem jungen Dülfer hatte, als ich hörte, er habe einen neuen Kamin am Totenkirchl gemacht. (Nebenbei gesagt, ist dieser Kamin bis jetzt wegen seiner Schwierigkeit noch nicht wiederholt worden.) Ich selbst war im Jahre 1908 auf der Kleinen Zinne, natürlich mit Führer, gewesen und brachte ihm meine Bitte vor, mit ihm das Jahr darauf eine Tour machen zu dürfen, Gründlich, wie Hans immer war, sagte er mir: „Erst muß man klettern lernen; dann erst darf man an Touren denken.“ Und so wurde ich seine Schülerin und später seine Kameradin auf seinen Bergfahrten.

*Seite 39: Der Predigtstuhl, Hans Dülfers Lieblingsberg im Kaiser, aus der Steinernen Rinne; als „Doppelbau des Nordgipfels“ bezeichnet Dülfer den eigentlichen Nordgipfel (links) und den heute sogenannten „Mittelgipfel“. Zwischen den beiden Türmen die Westschlucht, rechts des Mittelgipfels der Botzongkamin.*

Foto: R. Lindner

An den Ruchenköpfen im Schlierseer Gebiet, dort trafen sich im zeitigen Frühjahr alle namhaften Münchner Kletterer (Preuß, Schaarschmidt, Redwitz, Guttsmann u.a.)...

Dort wurde dann viel über Seil- und Mauerhakentechnik gesprochen – manch lustige Debatten über seine und Preußens Theorien gab es. Dann ging's in den Kaiser! Auf dem Stripsenjoch, dort saß die „Firma“, wie ich sie scherzweise immer nannte, Dülfer und Schaarschmidt, und ich war „stille Teilhaberin“. Wehe mir, wenn ich mich einmal der Konkurrenz anschloß. Und wie nett war es, wenn ich einen besonders kühnen Wunsch wagte, Totenkirchl-Westwand etc., und es wurde erst im hohen Rat erwogen, ob das Fränzchen auch fähig wäre, eine derartige Tour selbständig zu machen – es war das Prinzip der beiden, mich nur auf Touren mitzunehmen, wo ich keine Seilhilfe brauchte. Oft nur durfte ich Schuhträgerin, stille Teilhaberin bei einer Premiere sein; da drückten sie mir ein Zeißglas in die Hand, jauchzten mir nach jeder schweren Stelle zu, und ich rannte dann mit zwei Paar schweren Nagelschuhen auf die andere Bergseite. Dafür gab's Tag darauf eine Genußtour.

Mit welcher Freude teilte mir Dülfer damals seine erste Durchkletterung der Fleischbank-Ostwand mit. Da war so gar keine Renommisterei dabei, nur reine Freude am gelungenen Werk, am ideal gelösten Problem. Und dann kam ein Erfolg nach dem anderen...

Anfang August kam dann sein Vater dazu, und wir zogen zu dritt oder viert los. Es war eine Freude zu sehen, wie der Vater mit seinem Jungen die schwersten Touren mitmachte, wie er alle seine alpinistischen Interessen teilte. Wir fühlten uns so sicher mit unserem „Führer“. Die Ruhe und Sicherheit, mit welcher er eine Wand oder einen Riß machte, übertrug sich auch auf uns. Und wie genau erklärte er uns eine komplizierte Stelle; jeden Tritt, jeden Griff kannte er auswendig, jede Bewegung bei ihm saß. Er war kein Turner – er war ein Akrobat. Er hatte auch nicht das Katzenartige in der Bewegung, wie es z. B. Piazz hat. Ein bekannter Dolomitenführer sagte mir einmal: „Dülfer klettert nicht, er streichelt den Fels.“ Das ist das treffendste Urteil, was ich über sein Klettern hörte. Feinnervig im Gehen, raffinierte Balancierkunst – er kletterte halt mit dem Kopf.

Vor jeglicher Prahlerlei hatte er einen Abscheu, und wenn mir oft Leute in den Hütten mit ihren Leistungen imponieren wollten, dann sagte er: „Merke dir ein für allemal: alle die, die viel Sprüche machen, das sind nicht die besten!“ Und mit listigem Lächeln forderte er gern einmal einen von den Herren zu einer Tour auf, um ihnen zu zeigen, wie groß ihr Mund und wie gering ihr Können sei. Andererseits machte es ihm große Freude, jungen Leuten, die ihm ehrlich sagten: „Wir trauen uns allein nicht“, die Schönheiten seiner Wände und Kamine zu zeigen. Und immer war er als Lehrer geduldig und voll Verständnis für Befangenheit...

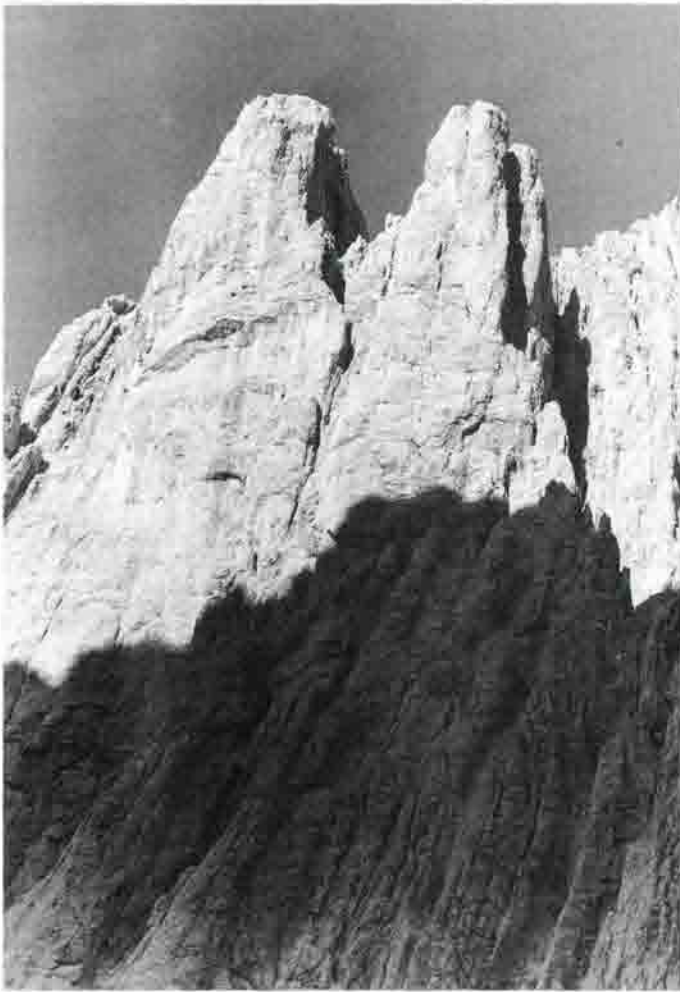
Da kam der Krieg. Dülfer stellte sich bald kriegsfreiwillig, kam aber erst am 1. Dezember an die Reihe. Seine Briefe vom Felde klangen vergnügt und zuversichtlich, und fast in jedem sprach er von seinen Bergen und von Erinnerungen an jene Zeit da draußen. Am 13. Juni noch schrieb er: „Morgen gehen wir wieder in Stellung, übermorgen am 15. ist das Jubiläum der Fleischbank-Ostwand. Ich rauche zur Feier aus der Pfeife, die mir damals mit dem Rucksack die halbe Wand heruntergepurzelt ist.“

Und am 15. starb er! Er stand als Beobachtungsposten vorn, vormittags 11 Uhr, mitten im heftigsten Artilleriefeuer, wie mir sein Kompagnieführer schrieb. Da fiel eine Granate auf den Schild vor ihm, platzte, und man meldete es dem Leutnant. Als dieser hineilte, habe Dülfer dagesessen; ein Granatsplitter hatte ihm den Hals aufgerissen, so daß er sofort tot war. Auf dem Soldatenfriedhof in Baillleul bei Arras, dort hat er sein Grab.

Es ist hier nicht der geeignete Platz, zu sagen, was ich an ihm verloren habe. Viele werden um ihn trauern...

(Aus: „Hans Dülfer – Bergsteiger, Markstein, Legende“ von Fritz Schmitt; Bruckmann, München 1985)





Die einzige Fahrtenschilderung, die Hans Dülfer veröffentlicht hat, ist dem Predigtstuhl – neben dem Totenkirchl Dülfers Lieblingsberg – gewidmet. Ihr sind die folgenden Zitate entnommen. Wer daraus wohl mehr spricht: der „leistungsorientierte Technokrat“ und Avantgardist der modernen Felsklettern oder die sensible Künstlernatur, der begabte Musiker, der eine „Eroica der Berge“ komponieren wollte, wie Franz Nieberl erzählt?

## Bald ist es Nacht

Hans Dülfer

Die Westwandroute Fiechtls (zum Predigtstuhl-Hauptgipfel; d.Red.) hat den Nachteil, daß sie unterhalb der markanten Schichtenlinie, die die Wand durchzieht, nach rechts ausbiegt und so den Grat noch unterhalb der Stelle erreicht, wo von der anderen Seite der Angermannweg heraufkommt. In kurzer Zeit bin ich auf dem Hauptgipfel; doch weile ich nicht lange auf dem schmalen Grate; auf der kleinen Plattform des Nordgipfels ist es schöner.

Dort kann man einsam liegen und träumen. Von Süden winken die firmbedeckten Berge der Hohen Tauern herüber, im Norden sieht man an klaren Tagen die Wellen des Chiemsees glitzern. Ein eigenartiger Gipfelscherz ist es, hier eine Tonleiter zu pfeifen; nicht etwa, um mühelos daran hinabzusteigen, nein: wenn ich mit der Tonleiter fertig bin, dann klingen die sieben Töne von der Fleischbank-Ostwand wider, und wenn diese ausgesungen hat, so hallt es von der Ostwand des Totenkirchls noch einmal herüber wie fernes Orgelspiel.

Nun stehe ich wieder unten am Eilmauer Tor und schaue zurück: Der Hauptgipfel mit der von Rinnen durchfurchten Westseite ähnelt in seinem

Gesteinscharakter mehr der zahmen Goinger Hall rechts. Doch anders geartet, kühn und stolz, erhebt sich der Doppelbau des Nordgipfels links des Botzong-Kamins. Als ich schon halb unten in der Steinernen Rinne bin, sehe ich mich noch einmal um, blicke aus dem Dämmerlicht hinauf zum Predigtstuhl, zu den beiden mit gelben überhängenden Wänden gen Himmel ragenden Türmen des nördlichen Gipfels. Von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne ist droben alles wie in flüssiges Gold getaucht. Bald ist es Nacht, und einsam steige ich weiter hinab ins Tal. (Aus „Hans Dülfer – Bergsteiger, Markstein, Legende“)

Vom Wirken der Epigonen Dülfers im Kaiser während der Zwischenkriegszeit von 1919–1939 erzählt Fritz Schmitt wiederum sehr lebensnah in seiner „documenta‘ Wilder Kaiser“! Und auch auf den Seiten 51 bis 67 ist darüber zu lesen. Nicht alle, die damals ins Gebirge zogen, waren Bergvagabunden. Und viele, die's waren, hätten ein anderes Los wohl nicht beklagt. Allen gemeinsam aber war, so unterschiedlich ihre persönlichen Voraussetzungen und Beweggründe gewesen sein mochten, ein zupackender „Auftrieb“. Leo Maduschka und Hias Rebitsch gehören dieser Generation an. Horchen wir, wie's klingt, wenn zunächst Maduschka eine frühe Begehung der „Fiechtl/Weinberger“ am Predigtstuhl und sodann Hias Rebitsch schildert, wie ihm als erstem nach Dülfer dessen Riß an der Fleischbank im Alleingang glückte.

## Gestern nachmittag...

Leo Maduschka

Noch braun und schmal von den Dolomiten her kam ich zu Mutter Maria hinauf, der besten aller Bergsteigermütter. Die Freundesgilde war droben (auf der Gaudeamushütte, d. Red.) bereits versammelt, und es wurden wieder einmal unvergeßliche Oktobertage.

Eines Tages aber sitzen wir droben in der Steinernen Rinne. Verdächtig viel Schlosserei und zwei dicke Selle liegen neben uns; denn es wird harte Arbeit geben. Vor uns liegt die Fiechtl-Weinberger-Wand des Predigtstuhls, meines Lieblingsberges im Kaiser; haarsträubend sieht sie aus, das müssen wir ihr lassen.

Darum steigen wir möglichst rasch ein. Es ist schon Mittag vorbei, aber das tut nichts, denn die Wand ist zwar äußerst schwer, doch nicht allzu lang. Das untere Stück kenne ich bereits von einer Begehung des Schüle-Diem-Weges her; rasch kommen wir höher; bald sitzen wir in einer Nische und treffen die letzten Vorbereitungen.

Dann trete ich langsam einen Meter nach links hinaus, schon schnappt das schwere Doppelseil in den ersten Karabiner, der Ernst beginnt. Nicht lange und wir sind unter der Schlüsselstelle der Wand; mäßig steil setzt eine Plattenverschneidung an, wird steiler, wird senkrecht – dann baucht sich ein riesiger Überhang heraus, glatt, einige Meter hoch. Langsam arbeite ich mich in der Verschneidung hoch; sie fordert bereits den Einsatz des ganzen Könnens; kein Tritt, winzige Griffe. Jetzt bin ich unterm Überhang; ein Haken – blitzschnell sind Karabiner und Seile drinnen, ich rufe: „Zug!“ – und hänge im Seil; die Füße gegen die Wand gespreizt und mich nach außen lehnd studiere ich den Überhang; je länger ich hinsehe, desto rätselhafter wird mir die Sache; der Seilzug schmerzt bereits, die Minuten dehnen sich, ich merke, daß es höchste Zeit wird; da richte ich mich auf, langsam und so weit es nur geht, erlange mit der rechten Hand einen Haken, greife nach links hinaus, erwische einen kleinen Knopfgriff,

Klimmzug links, ich bin wieder im Riß, einige Meter noch und ich habe den Stand.

Was weiter kommt, ist alles noch schwer und anstrengend; meistens Rißarbeit, mehr Kraft als Technik verlangend. Doch jetzt kann uns nichts mehr aufhalten, ohne Stocken läuft Seillänge um Seillänge ab.

Am nächsten Tag liege ich oben bei der Baumgartenbank – ein Platz, den ich lieb habe wie wenige sonst in den Bergen. Weich ist das Gras, wundervoll ist das Ziehen des Oktoberwindes, ich sehe den wenigen Wolken nach, die über das herbstliche Söllland hinüber zu den weißen Schneebergen segeln.

Gestern nachmittag: da waren die Finger in winzigen Kerben verkrallt, Haken hatten unter dem Hammer geklirrt, keuchend war der Atem gegangen. Gestern am Abend –: wir sitzen um den Tisch; dunkelrot leuchtet der Wein in den Gläsern, und unsere zwanzigjährigen Herzen sind voller Siegesfreude und Lebenslust... Heute aber liege ich hier heroben, der Tag ist wie aus Seide, der Wind streicht mir übers Gesicht, und ich sehe den wandernden Wolken nach.

(Aus: Leo Maduschka – „Junger Mensch im Gebirg“; Gesellschaft Alpiner Bücherfreunde)

## Des Meisters Visitenkarte

Mathias Rebitsch

An sich wäre diese etwas düstere Einfurchung unterhalb der Scharte zwischen Fleischbank und Christaturm kein bergsteigerisch verlockendes Ziel. Auch kein rein klettersportliches. Wenn der Dülfer-Riß trotzdem zu einem Begriff im Kaiser wurde und darüber hinaus einst sogar in den Nördlichen Kalkalpen und er früher einmal das Tourenbuch jedes extremen Kaiserkletterers zieren sollte, verdankt er dies der Zugkraft des berühmten Namens und dem Umstand, daß ihn der überragende Hans Dülfer bereits 1913 als erster im Alleingang durchstiegen hatte. Eine grandiose Leistung für diese Zeit, die als unüberbietbar galt. Selbst heute wird der Riß mit V+ bewertet, obwohl viel mehr Haken stecken. Wenn auch zahlreiche Seilschaften seither den Dülfer-Riß begangen haben, fand das Bravourstück des Felsenheros fast ein Vierteljahrhundert hindurch keine Wiederholung auf gleiche Weise. Obwohl der Riß solo als unübersehbare Herausforderung in der Steinernen Rinne den Zünftigen unablässig in die Augen stach.

Anfang der dreißiger Jahre war ich im Wilden Kaiser heimisch und selbstsicher geworden. Ich kannte alle damaligen extremsten Führen. 1936, in meiner körperlichen Höchstform, juckte mich das Fell und ich entschloß mich, den Dülfer-Riß im Alleingang zu wagen. Die ersten Passagen überspreize ich noch ziemlich unbeeindruckt. Aber dann wird es ernst. Über mir der gefürchtete, stark herausdrängende Überhang, linksseitig von einer scharfrandigen Schwarte flankiert. Da steckt ein altmodischer, verrosteter Stift, wohl von Dülfer stammend. Er hatte sich also ebenfalls selbstgesichert. Ehrfürchtig betrachte ich ihn wie eine Reliquie. Dann konstruiere ich mir mit dem Hanfstrick eine Selbstsicherung, klinke sie in den alten Haken ein und überwinde den Rißüberhang, an der Schwartenkante emporhantelnd, weit hinausgelehnt, im reinrassigen Piazzstil. Meine Stärke! Eine beeindruckende Mut- und Nervenprobe! Hier hat der Meister wahrlich seine Visitenkarte hinterlassen. Bewunderung für das Genie Dülfer und seine Verwegenheit erfaßt mich. Er hatte es weitaus schwerer als ich. Vor allem muß ihn das Hineinklettern ins Ungewisse bei dieser Schwierigkeit seelisch stark belastet haben. Ich kenne den Überhang von einer früheren Begehung, gesichert durch einen Gefährten. (Aus „Hans Dülfer – Bergsteiger, Markstein, Legende“)

1943 und 1944, während der schrecklichsten Kriegsjahre also, eröffneten Kletterer im Kaiser so bedeutende Neutouren wie die Mauk-Westwand, die „Peters-Eidenschink“ an der Totenkirchl-Westwand und die Fleischbank-Südostverschneidung. Auch Martl Schließler besuchte den Kaiser in diesen Jahren. Als Vierzehn- bzw. Fünfzehnjähriger war er seiner Jugend wegen noch nicht zum Kriegsdienst verpflichtet. Was Krieg heißt, hat er, wie jeder damals, dennoch erfahren – und dies besonders hautnah beim Klettern im Kaiser. Leser, die bis heute das Glück hatten, noch keinen Krieg miterlebt oder ihre Erlebnisse vergessen zu haben, bitten wir, in Martin Schließlers folgender Schilderung nicht nur ein grandioses Spektakel wahrzunehmen. In dem Bomber, der da „irgendwo hinter dem Predigtstuhl“ in die Felsen schlug, saßen Menschen. Dieser Krieg hat millionenfach Tod und Unheil über die Menschen nicht nur Europas gebracht. An seinem Ende fielen die Bomben auf Hiroshima und Nagasaki.

## „Die haben andere Sorgen“

Martin Schließler

Sommer 1944: Jede Nacht war Fliegeralarm – der Krieg ging seinem Höhepunkt entgegen. Kurt Jörger und ich machten als Eingetour die Fleischbank-Ostwand. Am Tag darauf ging's an die Südostwand.

So ungefähr wußten wir, wo die Route verläuft, und da eine ganze Menge Haken stecken sollten, mußte es schon möglich sein, den Weg ohne Beschreibung zu finden. Schließlich hatten die Erstersteiger ja auch keine gehabt. Wir fanden auch gut den Einstieg und kamen schnell höher. Es war ein glasklarer Tag, fast weiß standen die Felswände vor dem tiefblauen Himmel. Es war ganz still, bis das dumpfe Brummen von Flugzeugmotoren die Atmosphäre veränderte. Winzig kleine Pünktchen am Himmel in symmetrischen Formationen. Hunderte amerikanischer Bomber sind im Anflug auf München. Einige deutsche Jagdflugzeuge stellen sich. Direkt über dem Kaisergebirge kommt es zur Luftschlacht. Kanonen- und Maschinengewehrsalven mischen sich in das tiefe Brummen der Motoren. Dicht an uns fliegt eine doppelrumpfige Lightning vorbei, wir können ganz genau den Piloten sehen. Wir haben Angst, einer der Jäger könnte uns aus der Wand feuern wie auf dem Schießstand, aber die haben andere Sorgen. Mit mächtigem Feuerschweif stürzt ein viermotoriger Bomber ab und schlägt irgendwo hinter dem Predigtstuhl mit unheimlichem Krach in die Felsen. Fasziniert von diesem entfesselten Höllenschauspiel, verpassen wir den Seilquergang nach links an die Kante. Aus Versehen klettere ich nach rechts zu einem Haken, der mitten in einer Platte steckt. Von da weg besteht kaum noch eine Möglichkeit weiterzukommen. Überzeugt davon, daß wir auf dem richtigen Weg sind, sage ich mir, wo die anderen 'aufkamen, muß ich es auch können. Ich erwische mit der rechten Hand hinter der Kante einen feinen Riß und bin ganz sicher, daß jetzt ein Haken kommen muß, aber da steckt keiner. So klettere ich einige Meter direkt am Sturz vorbei, dann wird es leichter, bis zu einem bequemen Band mit Standhaken.

Später erfuhren wir, daß uns eine direkte Variante gelungen war... (Aus Martin Schließler: „Beruf Abenteurer“, BLV, München 1972)

Nach Kriegsende 1945: Wie lang der Friede halten wird, weiß niemand. Doch die bange Frage danach überlagert in den meisten das Gefühl der Erleichterung darüber, nicht mehr täglich mit

*Vernichtung und Tod rechnen zu müssen. Das hilft die Kriegsfolgen leichter zu ertragen. Gewiß nicht die gravierendste dieser Folgen ist, daß die Grenze zwischen Deutschland und Österreich bis auf weiteres gesperrt bleibt. Ein schwerwiegendes Faktum für junge Bergsteiger, die ihre Wunschziele jenseits der Grenze wissen, ist das freilich schon – doch der Anlaß auch für manch prickelndes Abenteuer:*

## Illegale Kaiser-Expedition

Hermann Huber

In der Zeit um die Währungsreform (1948/49) war der Wilde Kaiser und alles, was jenseits der bayerisch/tirolerischen Grenze lag, trotz gleicher Kilometer-Entfernung erheblich weiter entfernt von München als heute. Eigentlich war es sinnlos, über die Entfernung nachzudenken, weil die Grenze seit 1945 gesperrt war. Österreich, unser „befreites“ Nachbarland, hatte es auch nicht gut, aber was Grenzsperrungen zu Nachbarn anging, doch etwas besser. Nur auf den Tiroler Hütten, besonders auf denen, die traditionell vorwiegend von bayerischen Gästen lebten, war gähnende Leere.

In München gab es neben den seit langem etablierten DAV-Sektionen auch eine Klettergruppe, die „Alpinistengilde“ – ursprünglich eine Art Extremabteiler des Touristenvereins „Die Naturfreunde“. Die Alpinistengilde suchte aber bald die Nähe zum DAV, der 1948 kurzzeitig „Deutscher Alpenclub“ hieß. In der Jungmannschaft der DAV-Sektion München sammelte sich der aktive Teil der Alpinistengilde. Diese Leute (zu denen ich durch eine Baierbrunner Klettergarten-Bekanntheit stieß) trafen sich jeden Donnerstag Abend an einer bestimmten Ecke am Viktualienmarkt (weil keiner Geld hatte, die mit einem Treffen in einer Wirtsstube verbundenen Kosten zu finanzieren).

Bei so einem Abendtreff im Frühsommer 1949 kam die Rede auf den Wilden Kaiser, den wir bisher nur von Erzählungen übriggebliebener Bergsteiger aus der Vorkriegsgeneration oder aus Vaters alpiner Bibliothek kannten. Der Stellenwert des Kaisers war entsprechend hoch. Jedenfalls viel höher als das wenige, das uns damals per Eisenbahn oder Fahrrad legal erreichbar war (die bayerischen Vorberge, das Wetterstein oder die Berchtesgadener Alpen).

Freilich gab es „am Markt“ nicht nur alpinen Gesprächsstoff. Einer unter uns, Horst Wels, war in unseren Augen schon fast so etwas wie ein Großverdiener. Er war Akkordmaurer mit einem durchschnittlichen Stundenlohn von DM2,-. Unter Hinweis auf diese solide Tatsache versuchte er, Helmut Schmidt – genannt „Kekse“ – (weil sein Vater bei der Firma Feurich Keks arbeitete und der Sohn davon profitierend im Gebirge mit begehrten Keksen ausgestattet war) zu einem Berufswechsel zu überreden: „Kimm doch zu uns auf'm Bau, da konnst deine 89 Pfennig Stundenlohn vergess'n“ – die „Kekse“ bisher als gelernter Elektriker hatte. Der „Kekse“ ging zwar damals und auch später nicht zum Bau. Jenes Treffen am Markt hatte aber ein anderes Ergebnis, von dem gleich zwölf von uns profitieren sollten – einschließlich Horst Wels und „Kekse“, die sich damals zu einer Seilschaft zusammenschlossen – nämlich unsere erste illegale Kaiser-Fahrt. Durch die Umständlichkeit des Vorgehens kann man sie auch Expedition nennen, denn von der Abfahrt in München-Hauptbahnhof bis zur Ankunft auf der Gaudeamus-Hütte verging etwa so viel Zeit (ca. 20 Stunden), wie man heute braucht, um ins Dauphiné und zurück zu fahren. Ein normales Wochenende (zumal die meisten von uns damals am Samstag noch arbeiteten) hätte für den Kaiser also kaum ausgereicht. Deshalb nehmen wir etwas Urlaub, so daß Donnerstag bis

Sonntag (Fronleichnam 49) der Entdeckungsfahrt dienen konnten. Die Details der Grenzgeographie waren uns 18jährigen natürlich völlig schleierhaft. Wir hatten aber erfahrene Freunde im Club, für die derartige kein Neuland mehr war, sondern eher schon spannende Routine: Hermann Köllensperger, damals der anerkannt beste Münchner Kletterer (u. a. erste Solobegehung der Schober-Route am unteren Schlüsselkartum im Oberreintal und zusammen mit Anderl Heckmair erste deutsche Begehung des Walker-Pfeilers 1951) und Heini Bentz steuern, nachdem wir in Kiefersfelden den Bahnhof verlassen haben, schnurstracks auf den Friedhof zu. Das „Timing“ paßt genau (wenn es auch damals noch nicht so hieß). Im Schutz der Dunkelheit steigen wir über die rückwärtige Friedhofsmauer, stolpern eine Zeitlang durchs Unterholz in dem leider teilweise vergeblichen Bemühen, so zu schleichen, daß keine am Boden liegenden Äste knacken. Licht war selbstverständlich verboten, nach der fünfjährigen „Luftschutz-Verdunkelungszeit“ während des Krieges für uns kein besonderes Problem. Hermann und Heini wissen in etwa die Richtung, in der wir den Steilhang nehmen müssen, hinter dem man dann irgendwie zur Alten Hechtseestraße gelangt. Wie an den meisten Grenzen gibt es mehr als einen Schleichpfad. Wir Jungen sind schon sehr gespannt, wie das geht und ob sie uns wohl erwischen, aber das Gruppenbewußtsein der Schafherde mit den Leithammeln macht doch etwas stärker als wir eigentlich sind.

Sie haben uns nicht erwischt – aber der Kaiser ist noch weit, wenn man ihn zu Fuß erreichen muß. Zum Stripsenjoch wäre es bedeutend näher gewesen, aber aus irgendeinem Grund wollen wir auf die Kaiser-Südseite und zur Gaudeamus-Hütte.

Durch, beziehungsweise am Rand von Kufstein entlang fühlen wir uns keineswegs wohl in der Haut, denn jeder rot-weiß-rote Polizist hätte unschwer erraten, wo die 12 Gestalten mit den großen Rucksäcken herkommen. Das Schleichen von Deckung zu Deckung dauert seine Zeit. In Tirol ist gerade die Zeit der Heuernte. Der Frühsommer 49 war ziemlich feucht, und so halten sich die Tiroler Bauern an ein altbewährtes Mittel, das uns jetzt zu einer längeren Rast verhilft: Auf den gemähten Wiesen hinter Kufstein, kurz bevor dann das lange Tal der Weißache aufwärts geht, kriechen wir zu erholsamem Kurzschlaf in den Schutz der Heumandln. Irgendwie im Lauf des Tages kommen wir schließlich auf der Gaudi-Hütte an. Peter Hofer, der Hüttenwirt, der in den folgenden Jahren fast so etwas wie unser guter Hausvater wird, und seine Frau Steffi empfangen uns auf der bis dahin völlig leeren Hütte so herzlich, wie man sich dies im Zeitalter der überfüllten Hütten nicht mehr vorstellen kann. Auch die Hofers müssen ja von etwas leben und gewiß wissen sie, daß wir ihnen dazu nicht besonders wirksam verhelfen können – aber es ist eben erst knapp ein Jahr nach der Währungsreform in Deutschland, und die Grenzen sind noch immer zu.

Die kostbare Zeit im Kaiser zu nützen heißt es nun. So gehen wir noch am gleichen Tag, obwohl es schon reichlich spät ist, durchs Kübelkar hinauf Richtung Ellmauer Tor. Dort oben stecken wir in dichter Nebelsuppe, wollen aber noch nicht ganz aufgeben: Die Christaturm-Kante sollte unsere Einführungsfahrt in den Kaiserfels sein. Zwar klettern wir an plattigem Fels herum, der sicher zum Christaturm gehört, aber den richtigen Einstieg und den Weg über die Kante finden wir nicht. Vielleicht ist es auch besser so, sonst wäre wohl die Nacht schneller gewesen als wir. Sehr müde strecken wir uns abends auf den Lagern der Gaudi-Hütte aus, denn morgen...

„Kekse“ und Horst Wels halten wir, obwohl sie ja schon erheblich mehr Klettererfahrung haben als z. B. ich, für reichlich kühn, ist doch das Ziel ihrer ersten Kaiser-Tour die damals sehr berühmte Fleischbank-Südwand (die als VI- gilt). Jede Seilschaft sucht sich ihr Tagesziel. Routenbeschreibungen und Führerbuch gibt es nicht. Der Hermann hätte uns gewiß gesagt, wo welche Route ist, aber der verdammte Nebel ist noch genauso

dick wie gestern. Mit zwei Seilschaften entschließen wir uns für die Dülfer-Ostwand an der Fleischbank. Alois Rochelt, schon ziemlich erfahren, mit Heini Heupl, Paul Schirmer (er möge es mir verzeihen: „der kleine, rothaarige Giftzwerg“) und ich. Irgendwie finden wir den Einstiegsquergang der Ostwand und sind dann in dieser klassischen, für uns hochbegehrten Wand „unterwegs“. Unterwegs sind wir so lange, daß der größte Teil des Tages vergeht, nämlich insgesamt 7 Stunden. Einige Jahre später hätten wir gesagt, daß man in dieser Zeit die Wand von der reinen Kletterzeit her gesehen auch dreimal machen kann. Keiner von uns hatte je einen Seilquergang gemacht. Hier in der Ostwand gibt es gleich zwei davon und das Ganze mit zwei Seilschaften – es dauert also. In den 37 Jahren seither war ich noch öfters in der Ostwand. Einen so starken Eindruck hat sie natürlich nie mehr hinterlassen – speckig abgegriffen war der Fels damals aber auch schon, zumindest in den glatten Spiralfalten. Irgendwie finden wir vom Gipfel über den Herrweg auch wieder hinunter, und abends auf der Gaudi-Hütte gibt es Stoff zum Erzählen.

Aus meines Vaters alpiner Bibliothek wußte ich natürlich einiges über die Schüle-Diem-Verschneidung an der Predigtstuhl-Westwand. Ich träumte sogar schon lange intensiv davon. Es wäre aber doch wohl zu vermessen, jetzt bereits dort selbst Hand anlegen zu wollen. Wir wären auch nie auf die Idee gekommen, hätten nicht Hermann und Heini am nächsten Tag die „Schüle-Diem“ auf dem Programm gehabt. Heini, in behäbiger Breite und Ruhe, die er ausstrahlt, sieht kein Problem für uns: „Da geht’s einfach hinter uns nach.“ Also gehen Pauli und ich hinter den großen Meistern nach (sie würden uns doch im Ernstfall gewiß helfen). Schon den seilfreien Zustieg links aufwärts über den geneigten, aber plattigen unteren Wandteil finden wir etwas sonderbar. Weiter oben, unter der berühmten rechtwinkeligen 25-Meter-Verschneidung, deren Erstbegehung 1921 ein Meisterstück war, sollte Pauli die Führung treffen. Als treffendes Argument, die Reihenfolge anders zu setzen, versucht er jedoch, mich zu überzeugen, daß ich doch kurz vorher – Pfingsten 49 – in der Fränkischen Schweiz schon mit Schwierigkeiten dieser Art Bekanntschaft gehabt hätte und deshalb...

Es trifft also mich, die Verschneidung zu führen. Was die Sache nicht einfacher macht, ist, daß gegen Ende dieser Seillänge über uns Hermann seinem Gefährten „telefoniert“, daß das „ganz schön bratzat“ sei. Dieser damalige Modeausdruck der Münchner Klettergilde schockiert mich um so mehr, als er von deren anerkanntem Meister kommt.

Während ich in der Verschneidung kämpfe, die mir bei dem seinerzeit sehr sparsamen Hakenbestand unheimlich einheizt, entschwindet Heini, der Seilzweite, unseren Blicken in der folgenden Seillänge – es bleibt also nur Selbsthilfe. Irgendwie komme ich doch hinauf. Detailliertes technisches Wissen um die Seilsicherung und ihre Komponenten belastete damals nicht nur uns relative Anfänger nicht, eigentlich war es – gemessen am heutigen Wissensstand – überhaupt nicht vorhanden. Schultersicherung ist das einzige, was es in den Alpen gab. Wir klettern hier in der Schüle-Diem immerhin mit zwei Hanfstricken. Einer davon ist abgeschabt und uralt, der andere, mein Strick, ist ein 30m/12mm Hanfseil, ganz kurz nach der Währungsreform beim Tauwerk „Schwaiger’s Witwe“ aus gut abgelagerten Vorkriegsbeständen mit teurer DM erworben. Da ich in der Verschneidung nicht fliege, kann ich auch die Erfahrung nicht machen, die manche Kletterer nach einem härteren Sturz machen mußten, nämlich daß es die so solide aussehenden schweren Eisenkarabiner (die kleinen mit je ca. 150g und die großen mit je ca. 200–220g) sehr leicht aufzieht, weil sie nämlich nur eine von niemandem getestete Festigkeit von 500–1000kp hatten. Alternativ dazu hatte, wie vor allem erfahrene Bergwachtleute wußten, der Hanfstrick die Tendenz, bei einem halbwegs ernsten Sturz abzureißen. Vorwiegend deshalb und sekundär dann aus Gründen besserer Seilführung hatte sich für schwierige Klettereien das Doppelseil durchgesetzt. Es geschah aber z. B. in unserer Jungmannschaft, daß 1947

Dieter Nusselt in der Riffelkopf-Ostwand tödlich stürzte, weil seine beiden Seile abgerissen waren. Dieses Wissen haben wir immerhin in der Schüle-Diem dabei. Obwohl sie eigentlich kurz ist und man heutzutage anschließend gerne den Mittelgipfel-Westwandriß (Lackner-Langer, eigentlich aber Behringer-Haslacher) daranhängt, für uns ist es ein tagesfüllendes Unternehmen. Die erste Kaiser-Fahrt ging somit erfolgreich zu Ende.

Die Grenzhürde aber blieb uns noch eine Weile erhalten. 1950 gab es schließlich für Österreich ein 4-Wochen-Visum, das 10.–DM kostete, bei den damaligen Einkommensverhältnissen ein „dicker Hund“. Trotzdem kaufte ich es einmal – aber eben nur einmal. Ein andermal, als ich wieder mit dem Schirmer Pauli vom Kaiser zurückkam – Frühsommer 1950 – nach der Christaturm-Ostwand, der 15. Begehung der damals noch hochbegehrten Fleischbank-Südostverschneidung, erwischten uns die Grenzer, wir wurden mit Buße belegt. Schon immer gab es aber auch sehr humane Grenzpolizisten. Einer verdient besondere Erwähnung. Nicht zum Klettern, sondern mit Zielrichtung Großvenediger, unsere erste selbständige Fahrt ins Gletschergebirge, steigen wir, außer dem Rucksack lange Ski auf dem Rücken, über den Steilhang an, der grenzüberschreitend zur Alten Hechtseestraße führt. Er muß uns schon lange gesehen haben, bevor wir ihn bemerkten. Jedenfalls oben an der Hangkante angelangt, winkt ein bayerischer Grenzer, seine Pfeife gemütlich im Mundwinkel, „Halt!“ Wir labern die auswendig gelernte Ausrede herunter, daß wir zum Brunnstein wollen, uns aber wohl verlaufen haben müssen – er weiß ausreichend Bescheid. Vielleicht teilt er sogar unsere Sehnsucht nach den großen Skibergen in Österreich. Er zeigt uns eine Richtung, in die wir verschwinden sollten – im übrigen habe er uns nicht gesehen.

*Hermann Buhl, schon 1943 entscheidend an der Erstbegehung der Mauk-Westwand beteiligt, entwickelte sich nach dem Kriegsende von 1945 zur Bergsteigerpersönlichkeit, die ein ähnlicher Nimbus umgab wie den Reinhold Messner der siebziger Jahre. Sein Hausgebiet als Innsbrucker waren zwar die Kalkkögel und das Karwendel. Doch daheim fühlte er sich weiterhin auch im Kaiser:*

„Daß die andern schauen“!

Hermann Buhl

Herbst im Wilden Kaiser. Ausklang und Abschied von einem Bergsommer. Man hat viel gesehen und erlebt – aber am Ende der jährlichen Kletterzeit müssen die Nordtiroler Heimatberge stehen, ebenso wie sie am Anfang standen. Schon der Anblick des Wilden Kaisers: So vertraut und doch immer neue Schönheiten offenbarend. So kühn und doch so lieblich. Kulissenartig schieben sich die einzelnen Kämme und Grate hintereinander: Lärcheck, Mitterkaiser, Predigtstuhl, der Pfeiler der Fleischbank und dahinter noch das Totenkirchl. Und drunten der herbstlich prangende Laubwald, durch den der hellgraue Kalkfels schimmert. Daheim ist daheim.

Allerdings – so ganz daheim bin ich im Kaiser nicht. Wenigstens nicht in den Augen der ausgepichteten Lokalpatrioten, der Kufsteiner, Kitzbühler und St. Johanner. Als Innsbrucker bin ich schon halber „Ausländer“. Und es stärkt immer das Selbstbewußtsein, wenn sich so ein „Zugereister“ im eigenen Hoheitsgebiet die Hörner abstößt.

Als wir – Rudl Seiwald und ich – eines Nachmittags auf das Stripsenjochhaus kommen, läßt uns die zünftige Runde der „Kaiserspezialisten“ keine Ruhe. Man hat offensichtlich Sorge, daß wir „außer Form“ kommen. Zu freundlich! Wer rastet, der rostet. Willst du rosten, Hermann? Nein? Dann



Links: Das Totenkirchl von Norden: „Dülfer- und Fiechtl-U“ befinden sich im besonnten Wandteil rechts der Bildmitte unterhalb des Latschenbandes (1. Terrasse).

Foto: W. Rauschel

Ilse Fuchs, die Autorin der folgenden Schilderungen, hat zwar das Totenkirchl zum Beispiel über die Westwandföhre Dülfers öfter als ein Dutzendmal und insgesamt so häufig wohl wie wenige durchstiegen. Und doch haben wir Zweifel, ob wir sie, ganz genau genommen, zum Kreis derer zählen dürfen, die selbst einen Hermann Buhl als fremden Eindringling in ihr „kaiserliches“ Hoheitsgebiet ansahen. Sie stammt nämlich aus dem benachbarten Ausland. Durch freundschaftliche, später Ehebande, ist sie jedoch so eng mit der Kufsteiner Bergsteigerzunft verbunden, daß wir ihre „kurzen, wahren Geschichten“ aus dieser Zunft wohl als „authentisch“ werten dürfen.

## Kurze wahre Geschichten

Ilse Fuchs

### Hüttenwirte im Kaiser – solchene und solchene

Als der Weinberger Franei noch Hüttenwirt in Hinterbärrbad war, da hat er am Abend oft von seinen Abenteuern und Streichen erzählt, und manches davon klang so unglaublich, daß wir Jungen dachten, das meiste davon müsse wohl derlogen, oder doch weit übertrieben sein. Da war die Geschichte von Pontresina, wo sie mit dem Luis Trenker bei der Filmarbeit waren und dann im Nobelhotel Ferialarm gegeben und die Gäste, die aus den Zimmern gestürzt sind, mit dem Feuerwehrschauch abgespritzt haben.

Aber dann hat der Trenker das Ereignis im Fernsehen erzählt und mit genau den gleichen Einzelheiten; also muß es wohl gestimmt haben.

Jedenfalls hat der Franei immer sehr viel Verständnis für die „Buam“, wie er die jungen Bergsteiger nannte, gehabt.

Einmal, nach einer Westwandbegehung am Kirchl, wurde anschließend in Bärrbad tüchtig gefeiert, und als das Geld knapp wurde, rief man den Wirt vom Auracher Löchl an, er soll ein paar Liter Wein spendieren, denn die Westwand, die war damals noch was besonderes.

Am Höhepunkt der Stimmung brach das kühne Germanenblut durch und der Wiechentaler Friedl und der Fuchs Toni ergriffen die langen Küchenmesser, hängten sich die Herdringe um den Hals als Rüstung, sprangen auf den Herd und trugen dort ihre Ritterspiele aus. Sie müssen wohl recht heftig gefochten haben, denn eine Messerklinge brach ab und mein Mann hat heute noch eine lange Narbe über dem Handrücken.

Während des Kampfes hat der Franei dauernd geschrien: „Ös Saubuam, ös elendigen!“ Aber als dann alles vorbei und jeder noch lebendig war, hat er nur gesagt: „Das Messer müßt's mir schon ersetzen, Buam.“

Zu der Zeit war auf Strips der Aschenbrenner Peter Hüttenwirt. Damals wurde die Hüttenruhe nicht sehr streng eingehalten, und manches Mal wurde am Kuchltisch bis zum Morgen durchgefeiert. An einem verregneten Sonntagmorgen zogen diese Unentwegten als Musikanten durch die Lager zum Wecken. Mit einer „Zugin“, einer eingeschlagenen Gitarre und Topfdeckeln sorgten sie für einen höllischen Lärm, und der Rainer Kuno schüttete obendrein den Löschsand säckeweise über die Lager, von wo Gekreisch und empörtes Geschimpfe zu hören war. Hintendrein lief händeringend das Roserl, dem Kuno seine Frau, und es war deutlich zu sehen, daß da ein eheliches Nachspiel kommen würde. Das hat der Kuno dann auch gemerkt, denn er war plötzlich weg, und der Aschenbrenner Peter hat sich die Bescherung angeschaut und hat nur gesagt: „So Mander, und jetzt ramts zam!“ Und das taten sie auch. Nur der Kuno blieb verschwunden, und als er nach zwei Tagen immer noch nicht wieder aufgetaucht war, hat man angefangen sich Sorgen zu machen, es könnte ihm etwas zugestoßen sein. Die Bergrettung hat ihn dann im Teufelswurz-

sollst du gar nicht verschnaufen, sondern gleich das „Fiechtl-U“ probieren. Dort soll ein Griff ausgebrochen sein, nur eine kleine Schuppe. Aber ein entscheidender Griff! Und ohne diesen hat man die große Chance, zu fliegen. Wäre es nicht ein Heidenspaß für die ganze Korona der „Kaiserlichen“, einen dort oben stürzen zu sehen? Den Hermann Buhl zum Beispiel? Aber da ergreift auch Freund Rudl die Partei der Schaulustigen, allerdings in anderem Sinn: „Das packst du leicht, Hermann. Die sollen nur schauen...“

Oh, du liebe Eitelkeit! Natürlich gehe ich in das „Fiechtl-U“, allerdings nicht um „herunterzupatschen“, sondern „daß die andern schauen“.

Nun nur kurz eine Lagebeschreibung: in einem an sich unbedeutenden lotrechten oder überhängenden Wandabbruch, ziemlich am Sockel des Totenkirchl, in Rufweite des Stripsenjochs, sind zwei U-förmige Risse zu sehen: Das „Fiechtl-U“ – und das „Dülfer-U“.

Eine Abordnung der Kufsteiner Steilwandspezialisten, die vom Predigtstuhl bis zur Kleinen Halt jeden Griff im Schlaf auswendig kennen, postiert sich gegenüber am Kaiserkopf, mit scharfem Glas ausgerüstet...

Bald sind wir drüben unterhalb dieser berüchtigten Kletterstelle. Also, da ist er, der U-förmige Riß in glatter Plattenwand, ungefähr 20 Meter hoch. Immerhin ausreichend, um herunterzufallen. In der Mitte ein glatter, überhängender Bauch, das problematische Stück. Wirklich, eine Schuppe fehlt. Man merkt deutlich, daß hier einmal so etwas Ähnliches wie ein Griff war. Mit den Füßen stehe ich auf steilem, glattem Fels, und jedesmal, wenn ich mich aufrichten will, um höher zu greifen, habe ich das unglückliche Gefühl, als ob die Füße plötzlich zu rutschen begännen. Ein Gleichgewichtsspiel! Langsam schiebe ich mich, den Oberkörper eng an die Wand geschmiegt, höher. Jetzt richte ich mich auf, kann oberhalb etwas erreichen, wenn auch nicht viel, aber die Finger verkralen sich darin. Ich ziehe mich hoch, noch ein anstrengender Überhang, und das Fiechtl-U liegt unter mir.

Abends sind wir wieder am Stripsenjoch, in der gastlichen Hütte, aber wegen des Fiechtl-U's fällt von seiten der „Einheimischen“ kein Wort mehr. Offenbar ist ihre Rechnung nicht aufgegangen...

(Aus Hermann Buhl: „Achttausend drüber und drunter“, Nymphenburger Verlagshandlung, München 1954)

garten gefunden, wo er biwakiert hat, und das Roserl war so froh, daß sie gar nichts mehr gesagt hat.

Als der Stöger Franz Hüttenwirt in Vorderkaiserfelden war, hat dort die Jungmannschaft der Sektion Kufstein einmal Anlaß zu Klagen gegeben. Es wurde gerangelt und dabei gar ein Stuhlbein abgebrochen. Der erboste Hüttenwirt schrieb einen Beschwerdebrief an den Alpenverein, worin er die Missetäter als Gauner und „Jungmannschaftsgangster“ bezeichnete. Diese Ungerechtigkeit konnte man nicht hinnehmen, und die Jungen schmiedeten Rachepläne.

Der nächste Jungmannschaftslauf wurde an der Naunspitze ausgetragen und in Vorderkaiserfelden bekanntgegeben. Der Wirt rechnete sich nach der Teilnehmerzahl aus, wieviele Knödel er zu Mittag kochen mußte. Aber nach dem Rennen fuhr die gesamte Jungmannschaft zum Pfandhof zum Mittagessen und der Stöger Franz blieb auf seinen Knödeln sitzen. Seitdem heißt er nur noch „der Knödelwirt“.

Den Mitgliedern der Kufsteiner Jungmannschaft und Hochtouristengruppe wurde das Heiraten von ihren Kameraden allezeit recht schwer gemacht. Das war auch verständlich im Hinblick darauf, daß sie mit dem Eintritt in den Ehestand häufig aus dem Bergsteigerkreis austraten.

Beim Pichler Helmut war es besonders arg. Kaum war er verlobt, durfte er schon nicht mehr auf den Berg gehen. Als er doch einmal wieder in Hinterbärnbad auftauchte, sannen seine Kameraden auf Mittel und Wege, den Ärmsten vor seinem traurigen Los zu bewahren. Sie hängten ihm einen solchen Rausch an, bis er bewußtlos war, luden ihn dann auf einen Schubkarren voll Mist und stellten ihn seiner Paula vor die Haustüre.

Die Hochzeit kam trotzdem zustande, der Pichler Helmut war für's Gebirge verloren und die Paula hat heute noch eine schlechte Meinung von den Bergsteigern.

## Russische Bergsteiger im Kaiser

Im Rahmen der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft veranstaltet der ÖAV seit Jahren einen Bergsteigeraustausch, wodurch jährlich etwa 12 russische Bergsteiger auch in den Kaiser kommen. Sie werden hier von Mitgliedern der Sektion Kufstein betreut.

In diesem Zusammenhang ist es interessant, auf einige grundsätzliche Unterschiede zwischen diesen russischen Bergsteigern und Kletterern aus anderen Ländern hinzuweisen: Während sich letztere je nach Können und Neigung eine Tour aussuchen und einsteigen, wann immer sie dazu Lust haben, herrscht bei den Russen absolute Disziplin.

Am Abend vor der Tour findet eine offizielle Besprechung statt. Wir, die zwei Betreuer, erkundigen uns mit Hilfe des Dolmetschers Heinz, welche Länge und Schwierigkeit die Tour haben soll. Diese Entscheidung trifft der bergsteigerische Leiter der Gruppe; z. B. IV. Grad, 5–6 Std. Daraufhin bestimmen wir das Ziel und müssen dann ganz detailliert angeben, welche Ausrüstung jeder mitnehmen soll, wieviele Karabiner, Reepschnüre, Haken, welche Anseilart bei Dreier-Seilschaft, Abmarschzeit – da geht nichts mit so vagen Angaben wie: „Na ja, nach dem Frühstück.“ Es muß heißen: „Punkt 7.30.“ Wir gewöhnen uns Autorität an.

Auf der Tour selber haben wir den bergsteigerischen Leiter meist nicht mehr dabei, da dieser gewöhnlich kein Bergsteiger ist. Da wird die Stimmung bald locker und kameradschaftlich, wir radbrechen in allen Sprachen, erfahren manches über Beruf, Familie und Lebensumstände, albern herum, denken: Bergsteiger sind doch auf der ganzen Welt gleich – und erleben sofort wieder eine Überraschung: Während wir anderen mit leichtem Gepäck klettern, zerrt ein kleiner Russe einen riesigen Rucksack über Kamine und Überhänge. Am Gipfel packt er aus, den Proviant für die ganze Mannschaft. Er schneidet Brot, Speck und Knoblauch, richtet jedem seine Ration her. „Warum ausgerechnet er?“ frage ich, denn es sind zwei kräftigere Burschen dabei. Außerdem ist es bei uns üblich, daß jeder seine

eigene Brotzeit mitträgt; ich z. B. einen Apfel und ein paar Dörripflaumen in der Anoraktasche. Ich werde darüber belehrt, daß das der Doktor sei, der für das leibliche Wohl der Truppe zu sorgen habe.

Wer von den sowjetischen Bergsteigern ins Ausland darf, gehört natürlich zur Elite, ist mindestens „Meister des Sports“, kommt gerade aus dem Kaukasus oder Pamir. Infolgedessen sind wir immer etwas besorgt, daß unser geliebter „Kaiser“ wegen seiner mangelnden Höhe und Größe zu wenig beeindruckt könnte. Wir haben inzwischen aber Wege gefunden, unseren Gästen Respekt vor dem Kaiser beizubringen: Wenn man im Rahmen einer 8-Stunden-Tour im IV. Schwierigkeitsgrad von der Strips aus über Predigtstuhl-N-Kante – Mittelgipfel – Goinger Halt – Christurmkante – Totenkirchl-SO-Grat zurück zur Strips geht, sagt niemand mehr, daß ihm das Gebirge zu klein vorkommt.

An Regentagen ist z. B. die Kombination: Christ/Fick-Kamin – Stöger-Gschwendtner-Kamin – Pfann-Kamin sehr geeignet, bleibende Eindrücke zu hinterlassen. Die Fleischbank-Verschneidung begeistert auch extreme Krimkletterer.

Den bei uns üblichen Gipfelhändedruck gibt es bei den Russen nicht. Das kommt erst bei der Rückkehr zur Hütte, wo man feierlich empfangen und beglückwünscht wird.

Feierlich geht es auch beim gemeinsamen Abendessen zu, da werden Reden gehalten und Ehrenzeichen an die Gipfelsieger verteilt. Bei jedem ausgebrachten Toast muß das Wodkaglas geleert werden; jetzt verlagert sich der friedliche Wettstreit Tirol-UdSSR vom Klettern auf die Trinkfestigkeit.

Nach einigen Tourentagen entwickelt sich eigentlich immer ein sehr herzliches Verhältnis. Wir werden eingeladen, am Kartenspiel teilzunehmen und bekommen selbstgebrauten Tschai angeboten. Dann beginnt auch der Handel mit den bei uns so begehrten Titaneisschrauben, Wodka und Kaviar wechseln den Besitzer. Für das Geld kaufen die Russen meist Ski und Skiausrüstung. Ob und wie sehr sie von unserem Überangebot an Konsumgütern beeindruckt sind, ist nicht erkennbar.

Am letzten Abend veranstalten wir ein großes Lagerfeuer, die Russen singen ihre schwermütigen Lieder, und bevor die Abschiedsstimmung gar zu traurig wird, flicken wir ein paar Tiroler Gstanzln ein.

## Skitour auf das Sonneck

Der Wilde Kaiser sieht ja auf den ersten Blick nicht gerade wie ein Skitourengebiet aus, abgesehen von einigen Karen, die schon seit jeher als herrliche Firnabfahrten bekannt sind. Aber auch auf Touren, die noch vor wenigen Jahren als Geheimtip einiger Einheimischer galten, trifft man jetzt oft Scharen von Skitouristen, wie z. B. am Wiesberg oder auf dem sogenannten „Kaiserexpress“ von Ellmau nach Ebbs. Etwas einsamer ist da schon das Sonneck, und ich konnte es mir eigentlich als Skiberg nicht recht vorstellen, da ich es vom Sommer her eher felsig in Erinnerung hatte. Doch ein paar Kufsteiner Bergsteiger waren mit Ski vom Sonneck nach Hinterbärnbad abgefahren, und ihre Schilderungen reizten mich so, daß ich nach einem Partner für dieses Unternehmen Ausschau zu halten begann.

Nun gibt es unter den Bergsteigern auch Jäger, oder unter den Jägern auch Bergsteiger, und die kennen ihr Revier und die günstigsten Bedingungen. Im Kaiser gibt es so einen. Als er meinte, jetzt seien die günstigsten Bedingungen, hatte ich gerade ein Loch im Kopf, weil mir auf diesen am Schrankogel jemand einen mittleren Felsen hatte fallen lassen, was mir zu einem kostenlosen Hubschrauberflug verhalf. Aber die Aussicht, gleichzeitig mit der erstrebten Skitour noch eine Auerhahnbalz erleben zu dürfen – „auf den Großen Hahn gehen“ –, das ist eine Ehre, das weiß man schließlich aus der Literatur und von allen Bekannten, das läßt man sich nicht entgehen, Loch oder nicht.



*Links: Balz jetzt  
endlich oder scher dich  
fort!*

*Foto:  
H. Niesters*

Wegen der langen Tour und außerdem wegen des Hahns geht man schon mitten in der Nacht weg. Im steilen Wald zieht man hundertmal die Ski an und aus, weil es stellenweise schon aper ist. Außerdem soll man gefälligst geräuschlos durchs Unterholz stolpern, damit man den Hahn nicht verscheucht. In halbgebückter Schrittstellung, einen Ski in jeder Hand, erhalte ich plötzlich das Zeichen: da ist er! Auf einem Ast, gut erkennbar gegen den grau werdenden Himmel, sitzt regungslos ein großer schwarzer Vogel (die Jäger mögen mir meine unwaidmännische Ausdrucksweise verzeihen). Wir rühren uns nicht und schauen ihn an.

Nach einiger Zeit schläft mir der linke Zeigefinger ein, den ich zwischen die Skibindung geklemmt habe. Ich konzentriere mich auf den Hahn. Dann beginnt es im Rücken zu jucken, da sind mir trockene Nadeln in den

Kragen gefallen. Der Hahn rührt sich immer noch nicht, ich versuche zu meditieren. Wie lange kauere ich hier schon? Minuten? Stunden? Ich bekomme einen Krampf im Oberschenkel. Verdammtes Vieh! Balz jetzt endlich oder scher dich fort! Ich kann nicht mehr, ein Ski fällt mir aus der Hand. Der Hahn fliegt davon – es war eine Henne. Endlich können wir auf unsere Skitour gehen. Allmählich wird es hell und dabei stellt sich heraus, daß nicht nur der Wetterbericht irren kann, sondern auch ein Jäger. Die günstigsten Verhältnisse werden heute nicht sein, weil der Himmel bedeckt ist und der beinhart gefrorene Schnee nicht auffirnen wird.

Die Querung ins Gamskar mit den Skiern in der Hand ist etwas heikel, aber ich denke, da kann man noch hinunterfallen, ohne daß man gleich ganz tot ist. Im Gamskar liegen riesige gefrorene Lawinenbrocken, die einen wieder vor die Wahl stellen, ob man mit oder ohne Ski besser vorwärts kommt. Zum Grat hinauf wird es dann immer steiler – daheim im Keller liegen meine Steigeisen. Endlich der Grat: Jetzt können sich Muskeln und Nerven für eine Weile erholen. Bis auf eine überhängende Wächte geht es über Mulden und Aufschwünge problemlos zum Gipfel. Mein Optimismus steigt wieder, der Kopf brummt erträglich, und vielleicht kommt doch noch die Sonne.

Die Sonne kommt zwar nicht, dafür ein eisiger Wind, und das bedeutet, daß wir ohne die versprochenen günstigsten Firnverhältnisse abfahren müssen. Also, um es kurz zu machen: Man empfindet es als sehr steil, wenn es hart ist, und bei einem Sturz fliegt man geradeaus über die Felsen hinunter. Ich habe mich entsprechend gefürchtet und bin lieber nicht geflogen.

Später war ich noch einmal bei herrlichem Wetter und Firn am Sonneck, und da war es ein Abfahrtsstraum!

*Der Griesnerkamin ist ein Unikum im Kaiser. Zwar gibt es dort vergleichbare Riesenschluchten; die Straßwalchschlucht an den Hackenköpfen zum Beispiel, oder die Ostschlucht an der Fleischbank. Doch keine ist so bequem erreichbar, nämlich bis zur Griesner Alm und damit fast bis zum Einstieg mit dem Auto, wie dieser Griesnerkamin. Dennoch mieden ihn die Kletterer jahrzehntelang konsequent. Als sich dann 1968 doch mal wieder Interessenten einfanden, dies ausgerechnet im Winter.*

*In jenen Jahren noch dazu, da nach wie vor eine ausgeprägte Abbuchungsmentalität auch unter vielen Bergsteigern als „echte Winterbegehung“ alles notierte, was nur im Verlauf des kalendari-schen Winters geschah. Und sei's drum, daß es allzu häufig die Hakenleitern an möglichst prallen, sonnenbegünstigten Wandfluchten waren, woran die Kletterer ihr Winterbegehungskonto aufzubessern trachteten, ohne von den Widrigkeiten des Winters allzusehr behelligt zu werden. Günstige Möglichkeiten für diese Art von Winterbergsteigen gibt's im Kaiser gar nicht so viele; die besten wohl im Bereich des Ellmauer Tors. Denkbar ungünstigste Voraussetzungen aber bietet, so betrachtet, der Griesnerkamin. Doch während, wie vernommen, der Trend unterdessen dahin geht, selbst Unternehmungen im Himalaya im Alpenstil durch-zuziehen, gehört der Griesnerkamin zum höchst exklusiven Zirkel der Ostalpenrouten, die ihrerseits einer Belagerung im Expeditionsstil standzuhalten hatten. Wir wollen indessen auch darüber nicht hochnäsiger vom „Grünen Tisch“ aus theoretisieren, sondern lieber Martin Lutterjohann, einen der damaligen „Belagerer“, erzählen lassen, wie er den winterlichen Griesnerkamin in praxis erlebt hat.*

## Abenteuer Griesnerkamin

Martin Lutterjohann

Durch grundlosen Pulverschnee spure ich mit Tilo abwechselnd den steilen Waldhang zum Riesenschlund hinauf. Unser heutiger Besuch ist ganz unverbindlich. Wir wollen die Frage, ob wir uns mit Ernst-Eugen Stiebritz und seinem Schwager Gerd Uhner wirklich auf eine Winterbegehung des Griesnerkamins einlassen sollen, nicht in der warmen Stube beantworten. Dort hätten wir diese Horrortour an einem Abend erledigt.

Ein 40-Meter-Seil hängt über die steile Wand herab, die den Zugang zur Schlucht versperrt. Der Fels ist teilweise vereist. Statt respektvoll den Hut vor unseren beiden Partnern zu ziehen, setzen wir unsere Helme auf, binden die Steigeisen um und steigen mit Hilfe geliehener Steigklemmen langsam aber bequem zum eigentlichen Beginn des fast tausend Meter hohen Griesnerkamins hinauf. Immer wieder ergießen sich Schneeduschen über uns. Es ist tiefster Winter, Ende Januar 1968. Wir stehen am Fuß einer steilen Schneerinne, die ein Stück höher oben von einer senkrechten Wandstufe unterbrochen wird und sich anschließend weiter fortsetzt.

„So schlimm sieht er gar nicht aus“, machen wir uns gegenseitig Mut. Der Schnee verdeckt wohl gnädig manche sommerliche Boshaftigkeit dieser abschreckenden Schlucht, die zu durchsteigen mir bei meinen vielen Kaiser-Besuchen als das Absurdeste vorgekommen wäre, das ich mir freiwillig anzutun bereit war.

Umso verrückter muß da die Absicht erscheinen, diese schaurig-düstere Schlucht mitten im Winter durchsteigen zu wollen. Die 60er Jahre waren noch ganz vom heroischen Zeitalter des Alpinismus geprägt. Wer in der „Szene“ mitreden wollte, mußte entweder mit Hakenrasseln durch überhängende Bruchwände glänzen oder mit wilden Wintererstbegehungen. Dabei war deren Prestige so hoch, daß die wirklichen Verhältnisse keine

Rolle spielten. Was zählte, war die Kalender-Wintererstbegehung, egal ob die Wand möglicherweise dann sommerlicher war als an manchen Tagen im Sommer.

Wahrscheinlich war Ernst-Eugen auf die größtenwahnsinnige Idee mit dem Griesnerkamin gekommen, ihm war so etwas jederzeit zuzutrauen. Als mein Freund Bernhard („Tilo“) Tillmann mir von dem Plan berichtete und mich fragte, ob ich mitmachen wollte, erbat ich mir ein paar Tage Bedenkzeit. Mir persönlich ging es da nicht etwa um Ruhm und Geltung. Ich gehöre nicht zur ersten Garnitur der Bergsteiger und habe meinen Lebensplan auch nicht darauf angelegt, auf diesem Feld besondere Lorbeeren zu erringen. Ich erlag ganz einfach der Faszination, den Konflikt zwischen Angst und Mut zugunsten der Tat zu entscheiden.

Wir steigen die Rinne dieses Mal noch nicht empor, für heute begnügen wir uns mit diesem ersten Blick ins Innere der Schlucht. Wir seilen uns nach der Kurzbesichtigung wieder ab, schwingen für heute erleichtert zurück zur Griesner Alm und lassen uns in unserer eigenen Spur zum Wirtshaus in der Griesenau hinuntertragen.

Zwei Wochen später kommen wir wieder. Früh sind wir aufgebrochen, um unser erstes Tagwerk im Kamin zu verrichten. Mal sehen, wie weit unsere Kollegen schon gekommen sind; auch in der Stellstufe oberhalb der ersten Schneerinne hängt bereits ein Fixseil. Zwei Tage haben sie geschuftet. Jetzt endlich sind wir dran, die Wintererstbegehung weiter voranzutreiben. Oberhalb der zweiten Schneerinne beginnt ein nach links ziehender Kamin. Ich bin an der Reihe. Die nächsten fünf Stunden wühle und kämpfe ich mich im Schneekentempo höher. Der Kamin erweitert sich bald. Ich kann ihn nicht ausspreizen, sondern muß mich ganz an die linke Wand und deren spärliche Möglichkeiten halten. Eine Schneekulisse in seiner Mitte ist zu morsch, um sie zum Gegenstemmen benutzen zu können. Um drei Uhr nachmittags beschließen wir, Schluß zu machen. Ich schlage einen Haken, in den ich das Fixseil hänge und seile mich ab. Bis zur ersten großen Höhle hätte ich es gern geschafft. Eine Woche später vollendet Tilo diese Seillänge. Wir dürfen zwei Wochen Pause machen, können endlich mal wieder genüßliche Skitouren unternehmen. Jetzt ist die Reihe an den andern beiden.

Anfang März. Die Tage sind wärmer geworden. Der Winter scheint auf dem Rückzug zu sein. Bis zum Frühlingsanfang haben wir noch Zeit, die Schlucht hinter uns zu bringen. Aber solange wird das Unternehmen „Griesnerkamin“ nicht mehr dauern. Ernst-Eugen und Gerd haben inzwischen den schwierigen Eisüberhang nach der unteren Höhle bewältigt. Über ihn steigen wir in ein flaches Wandstück aus. Die Schlucht öffnet sich hier. An der linken Seite steigen wir in leichtem, schon ausgeapertem Fels zur Fortsetzung der Schlucht. Steile Schneerinnen führen uns in Richtung auf die Schlüsselstelle: die große Höhle, deren überhängendes Dach uns abschreckt. Wie werden wir darüber hinwegkommen? Noch schieben wir das Problem vor uns her, hängen zur Bequemlichkeit in die steilen Rinnen noch ein Fixseil. Dann seilen wir uns wieder ab und fahren nach Hause, um unter der Woche unseren Ferienjobs nachzugehen.

Einige Tage später wollen wir das Kapitel beenden. Wir steigen Seillänge um Seillänge empor, teils an den Fixseilen, teils frei – da, wo sich der Fels nun schon gut klettern läßt. Gegen sechs Uhr abends erreichen wir eine überhängende Kaminseillänge, die zur großen rötlichen Höhle führt. Eng aneinander gedrückt biwakieren wir im Spalt. Jedes Wendemanöver muß mit dem Kameraden abgesprochen werden. Am nächsten Morgen lassen wir uns unverständlicherweise von dem überhängenden Kamin abschrecken. Wir unternehmen nicht mal einen ernsthaften Versuch, sellen uns schon bald wieder ab.

„Der Eugen sagt, daß sie heute die Höhle gepackt haben, die Schlüsselstelle ist geschafft. Sie sind fertig“, gibt Tilo am Montag drauf wieder, was ihm Ernst-Eugen am Telefon berichtet hat. Wir sind zugleich geschockt und erleichtert. Sollen wir überhaupt noch weitermachen? Die anderen

beiden haben das Problem doch schon erledigt. Vergessen wir das Ganze. Den Rest dieses Tages vergammeln wir im Studentenheim. Abends treffen wir uns im Keller zu einer Stockwerksfete. Doch weder die Bar noch die Mädchen können uns vom alles beherrschenden Thema ablenken. Der fehlende Abschluß der Aktion „Griesnerkamin“ sitzt wie ein Stachel im Fleisch. Es hilft nichts. Wir müssen ihn herausziehen. Weit nach Mitternacht – die Party ist längst zu Ende – sind wir wieder unterwegs zur Griesenau. Um acht Uhr stehen wir schon am Wandfuß. Wir sparen uns dieses Mal die untersten Seillängen, steigen statt dessen links über eine steile Rampe auf und queren von ihrem Ende in den offenen Schluchtteil. So stehen wir bereits um zehn Uhr dort, wo wir das letzte Mal biwakiert hatten. Tilo ist an der Reihe, den vorher kampflös aufgegebenen Kamin anzugehen. Ich zwänge mich im Nachstieg hindurch. Wir ärgern uns, daß wir beim ersten Mal keinen ernsthaften Versuch am Kamin gestartet, sondern an der rechten Schluchtwand einen wesentlich schwierigeren Überhang vergeblich berannt hatten. Gemeinsam stehen wir in der Höhle. Ist sie nun überhängend oder nicht? Der splittig wirkende Fels schreckt uns so oder so ab. Wir werden rechts herausqueren müssen, Tilo kann seinen Rucksack nicht aufziehen. Der hat sich im engen Spalt verklemmt. Brutal kappen wir einfach das Seil. Wir haben keine Zeit mehr für Befreiungsmanöver. Es hat zwischenzeitlich nämlich zu schnellen angefangen. Wir nehmen die restlichen 30 Meter vom Seil mit. Das abgetrennte Ende hängt, an einem Haken fixiert und von Tilos Rucksack beschwert, im überhängenden Kamin.

Ich mache mich an die Querung. Ich weiß später nicht mehr, wie lange ich für meine Seillänge gebraucht habe, aber es ist ein Kampf um Zentimeter, getragen vom Willen, nicht jetzt aufzugeben. Jeder Griff und Tritt muß vom dicht fallenden Schnee befreit werden. Irgendwie schaffe ich es nach einer halben Ewigkeit und erreiche einen kleinen Schneesattel. Auf der anderen Seite geht es ein paar Meter hinunter in eine Rinne. Rechts ansteigend könnten wir in leichtem Gelände in die Wand aussteigen. Aber wir wollen uns so nah wie möglich an das Höhlenloch halten. Links versuchen wir uns hochzunageln. Mir entgleiten wertvolle Haken, ich komme einfach nicht weiter, gebe den Versuch an dieser Stelle auf. Tilo versucht es weiter rechts, als ich schon keine Chance mehr sehe. Und tatsächlich findet er Haken. Wir sind auf der Route! Die inzwischen wieder hochwinterlichen Verhältnisse lassen uns alle Stiffragen vergessen. Dabei wäre gerade diese Seillänge im Sommer vermutlich ganz genüßreich. Oben angekommen quere ich hinüber in die Fortsetzung der Schlucht. Über mir zieht sich wie eine weiße Schlange ein scheinbar ununterbrochenes Schneeband nach oben. Der immer noch lautlos herabrieselnde Schnee und die hereinbrechende Nacht nehmen uns jede Lust, der Form halber die Schlucht zu Ende zu steigen. Ich stehe über dem Höhlenloch. Die Schlüsselstelle ist geschafft. Ich gehe ohne langes Zögern zu Tilo zurück. Wir seilen uns ab.

Ich erwürge mich beinahe, als ich einen Meter über dem Wandfuß am Seilende hänge und den Knoten nicht an den Schlingen vorbeibringe. Anders als Toni Kurz am Eiger kann ich mich mit einer Gewaltanstrengung freikämpfen und in den Schnee springen. Als auch Tilo unten steht und wir am Seil zerrn, kommt der nächste Schreck; einer muß wieder hinauf, weil das Seil klemmt. Tilo fühlt sich eine Spur frischer und schafft die Seillänge ein zweites Mal.

Dann sitzen wir auf dem kleinen Schneesattel. Den Quergang zur Höhle würden wir auch bei Tage nicht schaffen. Bleibt nur der direkte Weg nach unten. Tilo seilt sich ab. Er verliert seine Stirnlampe, bevor er ausloten kann, ob das Seil bis in die Schneerinne der Schlucht hinunterreicht. Hätten wir jetzt das komplette zweite Seil, vielleicht hätte es gereicht? Es hilft nichts. Tilo muß wieder zu mir heraufsprusken. Ich schlafe alle



Augenblicke ein. Dabei muß ich Tilo hinaufsichern. Vier Stunden arbeitet er sich hinauf. Seit wir uns vom Umkehrpunkt abzuseilen begonnen hatten, wären wir zu weit schlimmeren Fehlern fähig gewesen. Wir sind viel zu müde, um uns in dieser Nacht bewußt zu werden, wie nah wir einem Desaster sind. In die Reste meiner Rettungsdeckenfenzen gehüllt, sitzen wir frierend auf dem Schneesattel. Tilos Rucksack, der unweit von unserem kalten Sitzplatz im Kamin klemmt, enthält das bessere Biwakmaterial. Dennoch nicken wir sogar kurzzeitig ein, bald darauf gewinnt die Vernunft aber wieder Oberhand und wir ziehen es vor, dem Morgen schlaflos entgegenzuzittern.

Was ein paar Stunden Ruhe und wenige Augenblicke Schlaf doch für Wunder bewirken können! Als es hell genug ist, mit dem Abstieg zu beginnen, findet sich alles wie von selbst. Wir seilen ein Stück schräg nach links ab. Ich quere heikel die verschneite Wand in Richtung Höhle, um einen Punkt zu finden, von dem unser Seil reichen wird. Der Spuk ist bald vorbei. Wir stehen wieder in der Rinne. Als erstes bergen wir den Rucksack. Im Abstieg laden wir uns Seil um Seil auf. Der Belagerungsstand ist aufgehoben. Alles Material, das wir und die beiden andern eingesetzt hatten, entfernen wir. Jeder von uns hat am Wandfuß vier, fünf Seile im und auf dem Rucksack. So schlingern wir wenig elegant durch das gefrorene Wasser. Kurz vor der Griesenau kommt uns Gerd entgegen. Es ist meine erste Begegnung mit unserem leistungsstärksten Mitunternehmer. Er sucht nach seinem Rucksack, den er vor Erschöpfung kurz vor der Griesenau ins Gebüsch geworfen hatte – oder war es Ernst-Eugen?

Auf der Heimfahrt nach München werden aus Bäumen Kamele und bisher nie wahrgenommene Fabeltiere. Plötzlich weicht Tilo einem Mann aus, der mitten auf der Autobahn läuft. Ich greife ihm ins Lenkrad und frage, was er da mache. Die Polizei hätte für unsere Sonderwahrnehmungen, die sich dieses Mal ganz bestimmt von denen der anderen Autofahrer unterscheiden, eine einfache Erklärung. Wir auch. Aber wir sind zu müde dazu. Nur schnell nach Hause und nur noch schlafen, ...

*Zwischen den beiden Weltkriegen und in den Jahren unmittelbar nach dem Zweiten waren Winterbegehungen von Ostalpenwänden hauptsächlich des Trainings für große Westalpenfahrten – fallweise auch als Ersatz dafür – oder des Abenteuers wegen gefragt unter den Bergsteigern. Das gilt, soweit der unterschiedlichen Voraussetzungen halber Vergleiche da zulässig sind, auch heute wieder, seit nicht mehr ein pralles Konto an „Winterbegehungen“, gleich welcher Qualität, sondern Expeditionserfolge als Kriterium für die Spitzenstellung eines Bergsteigers gelten. Als Kontrapunkt aber zu Martin Lutterjohanns „Expeditionsbericht“ vom Griesnerkamin sei hier die Schilderung einer Durchsteigung der winterlichen Fleischbank-Ostwand im Stil der fünfziger Jahre von Jürgen Wellenkamp, dessen Todestag sich 1986 zum 30. Mal jährte, gesetzt.*

## Im Winter durch die Fleischbank-Ostwand

Jürgen Wellenkamp

Wieder liegt eine vereiste und verschneite Seillänge unter uns. Die wievielte? Wir zählen sie nicht mehr!

Und als wir nun nebeneinander in der abschüssigen Schneerinne unter den Ausstiegsrissen der Fleischbank-Ostwand stehen, da lassen schon die Schatten des Abends in der Steinernen Rinne tief unter uns das Weiß des Schnees und das Dunkel der Felsen zu einem gleichgültigen Grau

verschmelzen. Ein kleiner Trotz in mir will die Notwendigkeit eines Biwaks noch nicht wahrhaben, will mich noch hinauftreiben in die schweren, vereisten Ausstiegsrisse.

„Ein guter Platz hier, wir bleiben!“ Der Freund sagt es, und der kleine Trotz in mir bricht sich vor der Vernunft. Der sinkende Abend hat uns gerade zum besten Biwakplatz in der großen Wand geführt: Da spaltet ein schmaler Kamin den Fels und schließt sich erst nach sechs oder sieben Metern im Berg drinnen. Die Sohle des Kamins ist flach, es liegt dort nur wenig Schnee, dafür aber hat der Wind eine schützende Schneebrüstung gegen den Abgrund herangeweht. Wir nehmen diesen besten aller Plätze zum Beweis, daß ein guter Stern über unserer großen Bergfahrt steht.

Wir räumen den Schnee ein wenig hinaus, ebnen die Kaminsohle, wir hängen den Zeltsack aus blauem Perlon, in dem man immer an schönes Wetter glaubt, an den Kaminwänden auf, wir ziehen trockene Wollstrümpfe an, noch eine Zigarre, dann beginnt unsere Nacht. Der vergangene Tag liegt in unserer Erinnerung, ein Zusammenklingen vieler Eindrücke: Nein, die Eindrücke liegen nicht nacheinander, es ist ein Zusammenklingen wie bei einem Kunstwerk, das uns viel sagen will und das wir nicht gleich verstehen. Ich muß mich anstrengen, die Gedanken an die Wand in ein zeitliches Hintereinander aufzugliedern.

Im Morgendämmern waren wir, Willi Bachmaier aus Rosenheim und ich, in die Wand hineingequert, schon dort, in den steil an die Felsen geklebten kleinen Schneefeldern, kam uns der Ernst unserer Fahrt ins Bewußtsein. Der kalte Januarmorgen aber trieb uns an, und wir kletterten schnell die vier Seillängen der Spiralarisse hinauf in die grauen Plattenpanzer bei den Quergängen. Wir genossen den herben Reiz der graukalten und mitleidlosen Felsen. Der erste Quergang: Jeder Griffwechsel und jeder Schritt in den vereisten Felsen forderte die Aufmerksamkeit und die Überlegungen wie bei einer ersten Begehung. Tiefverschneite Felsen führten zum zweiten Quergang. Als ich mich an kleinen glatten Griffen über eine Stufe zum Stand vor dem zweiten Quergang hinaufziehen wollte, da zogen sich die Finger meiner rechten Hand zu einer Faust zusammen. Anstrengung, Nässe und Kälte hatten die Muskeln des Unterarms verkrampft. Mit der linken Hand bog ich die Finger auf, aber die größte Willensanstrengung hinderte nicht, daß sie sich wieder zusammenzogen, als ob sie mir nicht mehr gehörten.

Der Freund fand die richtigen Worte: „Machen wir Mittag!“ Aus dem Schnee stampften wir uns einen kleinen Stand, aßen ein Stückchen Speck und einen Apfel, bissen vom Brot und verschnauften. Dann begann ich den zweiten Quergang. Man mußte da über eine stark geneigte Platte, auf der trotz ihrer Steilheit dicker mehliger Schnee lag, vier Meter nach links hinauf auf ein schmales Bändchen. Rechts oben hatte ich mir zur Sicherung einen Mauerhaken geschlagen und zielte nun auf das Bändchen. Aber es half nichts, der Schnee hielt nicht auf den Platten, unter dem Schnee war eine dünne Schicht glasiges Eis, das Seil zog mich zu stark nach rechts. Wieder und wieder rutschte ich aus, pendelte zurück und sauste mit beiden Füßen in den tiefen Schnee am rechten Ende des Querganges. Wie ein Spiel war es, denn die Pendelei an der Platte war reizvoll und harmlos wie ein Spiel – und leider auch ebenso nutzlos. Nach dem fünften Zurückpendeln wurde ich zornig über das Nutzlose des Spiels, doch es war der gute Zorn, der erfinderische, aus dem die Ideen entspringen. Und eine Idee wurde Wirklichkeit: Wieder krallte ich mich auf der spiegelglatten Platte so weit es ging nach links, dann angelte ich mit dem Pickel, dessen unterstes Ende die linke Hand hielt, zum Bändchen, ich legte die Pickelhaue über eine Felskante. Nun mußte es schnell gehen! Seil nachlassen, ein paar Klimmzüge am Pickel und ich konnte die Kante des Bändchens fassen, ein paar mal hangeln, zweimal hastiges Nachtreten mit den Füßen, dann stand ich auf dem Bändchen. Nur wenige Sekunden hatte es gedauert.

Nach dem zweiten Quergang kam die Gleichgültigkeit über uns, wo man nicht mehr die Seillängen zählt, wo man nicht mehr mit der Zeit rechnet, wo

man Schweres und Leichtes nicht mehr trennt, wo man nur noch klettert, nicht zu schnell, nicht zu langsam, wie eine präzise Maschine.

Und nun sitzen wir zum Biwak in dem Spalt. Als das bißchen Wärme, das uns umgibt, dann langsam schwindet, da zünden wir eine der Christbaumkerzen an, die dem Wirt von der Wochenbrunner Alm übriggeblieben sind. Wir träumen und die Zeit vergeht, wie wir in das kleine Licht schauen, Wir schlafen beide ein und wachen erst um sieben Uhr auf. Vier Stunden Schlaf in einem Winterbiwak, das ist unbezahlbar! Es ist draußen ganz hell geworden und es kommt der böse Augenblick, wo man in die steinhart gefrorenen Schuhe steigen muß. Wir trampeln uns Wärme in die Füße, und um dem Stampfen einen Sinn zu geben, singen wir. Nach dem sechsten Lied sind die Füße wieder warm. Der Freund schaut als erster aus dem Spalt: „Schönes Wetter, aber es hat in der Nacht geschneit.“ Es hat geschneit, die steilsten Felsen sind überzuckert, es bedeutet, daß wir nun für jede Seillänge wohl doppelt so lange brauchen, wie wir gerechnet haben. Ich freue mich, daß wir im Schutz unseres Spaltes nichts vom Schneefall der Nacht gemerkt haben, man hätte sich Sorgen gemacht und bestimmt keinen Moment geschlafen. „So, es hat geschneit!“ In der Helle eines schönen Wintermorgens nimmt man mit erstaunlicher Ruhe davon Kenntnis. Fast zwei Stunden brauchen wir für die erste Seillänge über unserem Nachtlager. Ein Königreich für einen Handbesen, denke ich manchmal. Ohne Besen muß ich mit den Händen die Tritte, die ich benützen will, vom Schnee abstauben und das drunterliegende Eis mit der Wärme der Hände wegschmelzen. Der folgende Riß hängt stark über, so daß kaum Schnee an ihm haftet. Über trockene Griffe und Tritte turnen wir schnell hinauf. Der Riß gilt im Sommer als eine der schwersten Stellen der Wand, in ihm merken wir, daß wir in bester Verfassung sind, daß einzig Schnee und Eis unseren Weg so schwer und lang machen.

Die letzte schwere Seillänge ist die gewagteste: Ohne Zwischensicherung steige ich vom kleinen Stand acht Meter hinauf, schnell, denn lange kann man auf den kleinen glatten Tritten nicht stehen. Dann muß ich irgendwie einen Mauerhaken anbringen, muß, denn die folgende, leicht überhängende Stelle ist in ihrer Vereisung frei nicht zu überwinden. Selbst der Freund, der immer vor sich hingedudelt hat beim Sichern, ist still geworden. Ich weiß, daß es alles gilt, und eine beglückende Ruhe kommt über mich. Ganz sachte lege ich den Fels um mich vom Schnee frei, aber keine Möglichkeit für einen Haken bietet sich, die breiten Risse schließen sich stumpf. Ich hebe einen Altschneebrocken aus einer seichten Einbuchtung, und da – ein Mauerhaken. Voll Freude und Erleichterung hänge ich Karabiner und Seil in den kleinen rostbraunen Eisenstift. Er kommt mir vor wie der Deus ex Machina eines großen Dramas, der mit einem Schlag alle Verwicklungen löst. Ich schaue zum Freund hinunter, der schon wieder vor sich hindudelt: „Ro-Ro-Robinson hatte noch kein Grammophon...“ Ich schaue nach Osten zu den geliebten Gipfeln der Berchtesgadener Heimat, und ich weiß, daß die Wand uns gehört. Langsam löst sich der Bann und die Anspannung von uns, zwar dauert es noch lange, bis wir uns über die Schrofen zum Gipfel gewühlt haben, bis die steilen Rinnen des Herrwegs uns zu den Skiern am Ellmauer Tor hinuntergeleitet haben. Doch unbeschwert und glücklich fahren wir dann, wie die Sonne gerade über dem Zillertal versinkt, über rotgoldene Hänge der Geborgenheit einer Hütte entgegen.

(Aus „Hans Dülfer – Bergsteiger, Markstein, Legende“)

*Die Kaiserszene der achtziger Jahre beleuchtet aus seiner Warte Wolfgang Müller auf den Seiten 68 bis 72. Doch in dieser Szene agieren ja nicht nur die, die an Kaiserwänden der Linie einer „Odyssee“ folgen oder eine Operation „Sportherz“ vornehmen. Zum Ensemble gehören auch die, die kletternd, wandernd oder nur schauend Erleben, Bestätigung oder Zeitvertreib suchen; auf Wegen und an Orten, die ihnen Generationen von Vorgängern erschlossen und ausgetreten haben. Manchem mag deshalb die Szene allzu belebt, allzu voll besetzt erscheinen. Doch hat – gottlob – keiner das Gebirge, also auch den Kaiser, für sich gepachtet. Toleranz und Bereitschaft zu friedlicher Koexistenz ist darum von jedem gefordert, der selbst nicht ausgeschlossen bleiben will aus dem kleinen Welttheater, das sich da abspielt zwischen den Kulissen der Kaiserberge. Und schließlich: Sind es nicht gerade die Eigenheiten der verschiedenen Mitspieler, ihre großen und kleinen Unterschiede, die einer Szene Lebensnähe vermitteln? Davon etwas spüren lassen sollte auch der Schlußakt unseres Inszenierungsversuchs: die Damentour von Ulrike Kaletsch.*

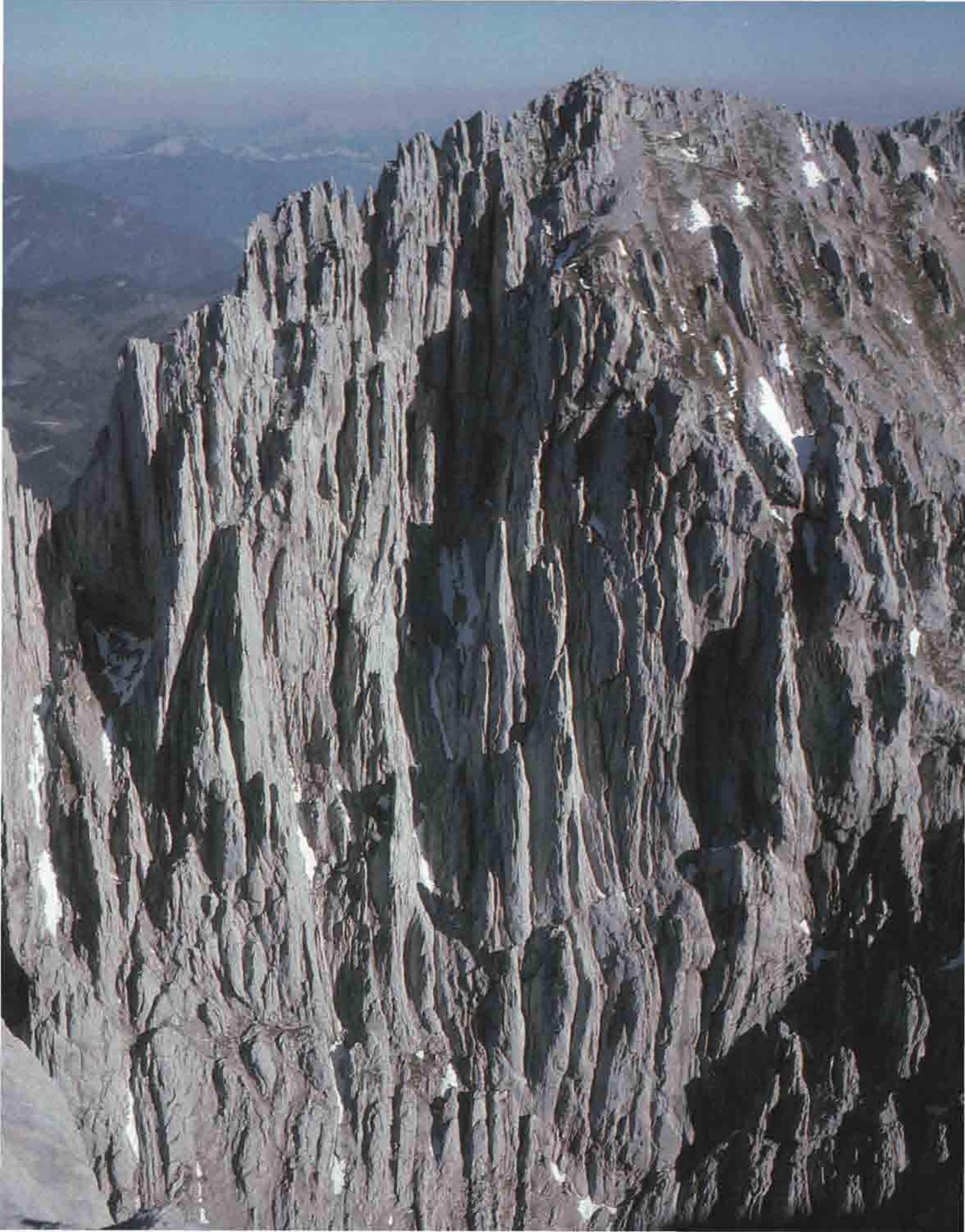
## Die Damentour

Ulrike Kaletsch

„Was die zwoa bloß allerweil für a G'schiß um ihr' Damentour machen!“ bekommen Gabi und ich zu hören, als wir im Kreis unserer Freunde die längst fällige Kletterpartie endlich konkret planen. Und wir zwinkern uns zu und haben schon an der Ausmacherei die höchste Freude. Gabis Mann ist Bergführer, mein Freund Hochtourenführer – und wir beide somit meistens die Geführten („Geführtinnen“ wäre ja vielleicht der präzisere Ausdruck für so manche Berggefahrntinnen!). So froh wir oft sind über Erfahrung und Können unserer Partner, so schön ist es, auch einmal unabhängig davon zu sein und etwas Eigenes auf die Beine zu stellen. Die richtige Genußtour haben wir uns auch schon ausgesucht: In den Kaiser soll es gehen, über den Nordgrat auf die Hintere Goinger Halt. Freilich, es gibt Frauen, die klettern weit schwierigere Touren zusammen, aber – ganz abgesehen davon, daß wir beide unsere Grenzen ja kennen – geht es uns ja nicht um emanzipatorische Höchstleistungen, sondern eben darum, den Ehrgeiz abzulegen, zu genießen, nicht fürs Tourenbuch, sondern „nur“ für uns. Und da ist so ein kurzer Dreier gerade das Richtige. Daß unsere Planung als „G'schiß“ bezeichnet wird, scheint mir ebenso symptomatisch wie amüsant. Symptomatisch, weil es für Männer offensichtlich nicht einfach ist, auf ihre lang trainierte Führerrolle zu verzichten und amüsant, weil sie scheinbar plötzlich völlig vergessen haben, was sie vor ihren Touren oftmals für ein Hin und Her von endlosen Telefonaten, Wetterdiskussionen und Ausrüstungsdebatten veranstalten. Sei's drum, am nächsten Sonntag um sechs soll ich bei Gabi sein. Daß der Petrus ein Mann ist, war mir klar, aber daß er Frauenseilschaften gegenüber feindlich gesinnt zu sein scheint, mutet nicht gerade himmlisch

*Seite 49: Die Hintere Goinger Halt von der Fleischbank aus fotografiert: ganz links die Predigtstuhlscharte, von ihr aus nach rechts ansteigend der Nordgrat.*

*Foto: H. Mägdefrau*



an. In der Nacht hat es ein Gewitter gegeben; fette graue Wolken hängen über München, als ich morgens aus dem Fenster sehe. Weiterschlafen? Dann werden wir nur ausgelacht!

Der Ehrgeiz, dieser hartnäckige Bursche, hat mich scheinbar noch immer im Griff. Als ich vor Gabis Tür stehe, fängt es an zu regnen. Das darf doch einfach nicht wahr sein! Dennoch fahren wir, hauptsächlich auf mein Drängen hin, mit einem trotzigem Wir-beide-gegen-den-Rest-der-Welt-Gefühl los. Kaum jemand ist unterwegs an diesem Augustmorgen, alle anderen sind offensichtlich klüger als wir – oder zumindest weniger verbohrte. Einmal arbeiten sich ein paar Sonnenstrahlen gebündelt zwischen zwei Wolken hindurch und spiegeln sich auf der nassen Straße. Ein apokalyptisches, unwirkliches Licht. Nein, wir haben unser Strickzeug nicht dabei; zumindest Wandern gehen wir auf alle Fälle!

Die Frau, die an der Mautstelle zur Griesenau die Gebühr kassiert, meint, daß das Wetter gar nicht so schlecht werden wird. Es hat hier weniger geregnet, und im Westen lichten sich die Wolken. Also packen wir das Seil doch in den Rucksack und machen uns auf den Weg. Ein gutes, sehr tiefes Gespräch entwickelt sich. Wir reden über die Beziehungen zu unseren Partnern, stellen Parallelen fest und Unterschiede, kommen dann auf das Thema „Eltern“, auch endlos und sehr offen. Wie gut, die Vertrautheit einer Freundin warm und nah zu spüren – gerade hier, wo die Schönheit der Landschaft und die Frische des Morgens dem Gespräch eine zusätzliche Dimension zu geben scheinen. Ein paar Männer überholen uns, stumm, keuchend, aber sehr schnell. Wie oft bin ich früher meinem Vater und dann dem Freund hinterher gehechelt und hatte keinen Atem mehr für ein paar Worte. Mittlerweile habe ich zwar gelernt, mein eigenes Tempo zu finden, aber im Aufstieg so ausführlich zu reden, das ist neu. Viel spielerischer ist das Gehen auf diese Weise, lockerer, vielleicht weniger ernst. In der Steinernen Rinne erfordert der Weg später mehr Konzentration; das Gespräch verebbt.

Je höher wir gestiegen sind, desto mehr hat die Sonne sich gegen die Wolken durchsetzen können. Als wir am Einstieg stehen, strahlt der Himmel ebenso wie unsere Gesichter. Ein wenig Ehrgeiz und Trotz, ein wenig Verbohrtheit und Eigensinn scheinen zum Bergsteigen manchmal eben doch unerlässlich. „Eigentlich war's ja klar“, meint Gabi, die heute früh noch am liebsten umgekehrt wäre, „wenn Engel reisen!“

Als wir Engel uns gerade ins Seil gebunden haben, tauchen unter uns zwei adonishafte Gestalten auf: junge Burschen, muskulös, kräftig, gutaussehend. Einer trägt ein Stirnband, so daß er aussieht wie ein Photomodell einer Sportartikelfirma. Unmöglich, daß solche Männer in eine so leichte Tour einsteigen! Doch sie kommen näher. Und nun verläßt mich wiederum die ganze Courage, die ich dem Wetter gegenüber noch aufgebracht hatte: Die sind sicher schneller. Lassen wir sie lieber vor. Ich hab keine Lust, mich in der Tour von irgend jemandem hetzen zu lassen... Gabi liest meine Gedanken und beeilt sich daraufhin erst recht. Wer hätte gedacht, daß auch sie so stur sein kann! Schon hat sie die ersten Meter hinter sich. Ich sichere, mit skeptischem Blick auf Adonis, der sich mittlerweile als Schwabe entpuppt.

„Nachkommen!“, „Kommel!“ – Auch von der Fleischbank schallen Seilkommandos herüber. Unsere Stimmen sind die einzigen weiblichen weit und breit, Verständigungsprobleme haben wir also keine. Wir klettern, als wären wir ein schon lange eingespieltes Team, als wäre nichts normaler als zwei Frauen am Seil. Wir fühlen uns beide sicher und wohl, genießen jeden Meter, bauen kleine Varianten in die Tour, wo sie uns zu einfach scheint. Eine Ausgeglichenheit und Ebenbürtigkeit ist zwischen uns, wie wir sie mit unseren Partnern sonst kaum je erreichen. Ich klettere nicht zum ersten Mal mit einer anderen Frau, erlebe heute aber diese weibliche Dimension ganz besonders stark. Das Gespräch im Aufstieg war dafür sicher entscheidend. Ist es nicht überhaupt so, daß sich das persönliche

Verhältnis zwischen Menschen immer auch auf deren bergsteigerische Harmonie auswirkt? Kann es eine gute Seilschaft ohne persönliche Beziehung zum anderen je geben? Potenzieren sich nicht vielmehr Freundschaft oder auch Schwierigkeiten im Gebirge erst recht?

Sehr glücklich, allerdings bedauernd, daß die Tour schon zu Ende ist, erreichen wir den Gipfel. Die Schwaben haben wir weit hinter uns gelassen. Während wir über diesen kleinen Triumph noch lachen, begreife ich plötzlich etwas von der Not der Männer. Warum sollte einer, der ein paar Muskeln mehr hat, unbedingt besser und schneller klettern? Warum erwarten wir immer Supermänner? Oh diese festgefügteten, hartnäckigen, uralten Vorstellungen!

Im Abstieg brennt die Sonne herunter. Das ist August! Am Rande eines alten Schneefeldes machen wir eine ausgedehnte Pause, kühlen die Füße, legen uns „oben ohne“ auf die Rucksäcke, schlafen fast ein. Männerstimmen kommen näher. Reflexhaft ziehe ich mein T-Shirt über. Auch das ein anerzogener, im Moment völlig unbewußter Mechanismus. Weil sich Gabi vor ein paar Jahren eine Knieverletzung zugezogen und jetzt noch Probleme mit dem Gelenk hat, gehen wir extrem langsam bergab. Schon verhältnismäßig weit unten spricht uns ein älterer Mann an, der uns forschen Schrittes eingeholt hat: „So, Madln, wart's beim Klettern?“ Ein weißhaariger, braungebrannter, fröhlicher Herr, dessen strahlende Äuglein, von tausend Lachfalten umrahmt, uns neugierig begutachten. Schnell kommen wir ins Gespräch. Daß er der Erich ist, sagt er, und von seiner Jugend an immer wieder unterwegs im Kaisergebirge. Heut sei er auch auf der Goinger Halt gewesen, über den Normalweg allerdings, weil man in seinem Alter allmählich mit dem Klettern aufhören müsse. Wie alt er denn sei, fragen wir, und die Antwort ist schier unglaublich: vierundsiebzig Jahre! Auf sechzig hätte ich ihn vielleicht geschätzt. Aber Bergsteigen scheint jung zu halten: Vor zehn Jahren war Erich noch im Himalaya; mit siebzig kletterte er noch die Delagokante im Rosengarten, „aber nur im Nachstieg“, lacht er. Ich kann es wirklich kaum fassen, daß der Mann im selben Alter sein soll wie die vielen senilen und verkalkten Menschen, die ich im Altenheim schon gepflegt habe. Welten liegen dazwischen!

Einen fürchterlichen Durst habe er jetzt, meint der Erich, und ob wir ihm noch die Freude machen würden, mit ihm ein Bier zu trinken. Dem Gedanken sind wir natürlich nicht abgeneigt, obwohl wir selbstverständlich gut gefüllte Trinkflaschen dabei hatten. Erich hatte nichts mit, nicht einmal einen Rucksack. Früher war das nicht üblich, erzählt er. Im Gebirge habe man eben Durst – gegen alle Vernunft und Sportmedizin.

Und dann fängt er an, von der Ausrüstung zu reden und erzählt von Zeiten, in denen man noch mit Hanfstrick und Dachdeckerpatschen, freilich ohne Helm kletterte. Wieviel sicherer ist das Bergsteigen seither geworden – und wie gefährlich kann gerade diese vermeintliche Sicherheit wiederum werden, wenn man mit Ausrüstung mangelndes Können aufwiegen zu können meint!

Inzwischen sind wir unten angekommen. Mit dem Bier hat Erich auch noch eine Brotzeitplatte für drei Personen bestellt und fordert uns auf, tüchtig zuzulangen; Madln in unserem Alter hätten doch sicher einen riesigen Hunger nach einer Tour, und überhaupt fände er es so gut, daß zwei Frauen zusammen klettern. Und jetzt möchte ich natürlich wissen, ob er denn früher mit seiner Frau auch viel unternommen habe im Gebirge. „Naa, mir war's immer lieber, wenn sie net dabei war“, wehrt er ab. „Wollen hätt's freilich. Dann hab i's halt amal mitg'nommen in a Direttissima und hab's a bisserl abg'schreckt. Das Klettern war halt doch mehr a Männer-sach. Und überhaupt, mir war's lieber, wenn's Essen scho fertig war, wenn i von der Tour kumma bin!“ Sein herzliches Lachen übertönt unsere Proteste. Und obwohl ich weiß, daß unsere heutige Einstellung zum Thema „Frauen und Bergsteigen“ die bessere ist, komme ich mir plötzlich noch sehr jung und dumm vor.

## Die Entwicklung des modernen Felskletterns – ablesbar an Kaiserwänden

Elmar Landes/Wolfgang Müller (zur Entwicklung ab 1977)

### Siebzig und Sieben

Die Stunde hat sich mit dem Gedächtnis eingepreßt: Es ist Sonntag, der 16. Juli 1969, gegen Abend. Von der Griesner Alm im Kaiser kommend nähern wir uns dem Grenzübergang bei Erl. Der Platz wirkt wie ausgestorben. Kein weiteres Auto, kein Abfertigungsbeamter. Wir halten dennoch, warten, zunehmend verwundert. Es dauert eine geraume Weile, bis sich endlich doch ein Grenzbeamter blicken läßt. Aber eilig winkt der uns nur weiter, will gar nicht unsere Pässe sehen, springt zurück ins Grenzgebäude noch bevor wir wieder starten. Dabei ist das Wetter gut, es regnet nicht, ist nicht zu kühl! Für Sekundenbruchteile dringt die Stimme eines Fernseh- oder Radiosprechers aus der Tür, hinter der der Beamte schleunigst wieder verschwindet. Die Stimme klingt heiser, aufgekratzt. Da endlich begreift Harry als erster von uns. Fiebrig beginnt er sofort an den Knöpfen des Autoradios herumzufingern: Wellensalat, unverständliche Stimmen, doch aufgekratzt auch sie, kein deutschsprachiger Sender herzukriegen, endlich doch einer, aus der Schweiz –; wir hören gerade noch wie der Sprecher sagt, auf Schweizer Art bedeutsam jedes Wort betonend: „Der erste Mensch auf dem Mond ist gelandet.“

Im Westen, also für ein ganz kurzes Stück noch in unserer Fahrtrichtung, ehe wir nach Norden auf die Inntalautobahn einbiegen, schwebt der Mond schon über dem bayerischen Vorgebirg: bleich, unbeteiligt-gleichgültig auch gegen die blauschwarzen, bizarr zerfransten Wolkenfetzen, die rasch vorüberziehend ihm jeweils nur ein wenig dauerhaftes Versteck vor unseren Blicken sind...

Ein einprägsames Erlebnis, gewiß!

Und doch: Das Datum hätte ich mir so genau vermutlich kaum gemerkt, wär's uns an diesem Wochenende im Kaiser nicht außerdem gelungen, die Rebitchrisse am Fleischbankpfeiler zu durchklettern. Das war zwar nichts besonderes für einen Harry Rost. Der nämlich hatte die Route vorher bereits zweimal durchstiegen – davon einmal solo! Doch immerhin: die Rebitchrisse galten damals, da frei zu klettern, als die „schwierigste Kaisertour“. Eben deshalb hatte ich sie mir so recht nie zugetraut – und sie nun doch geschafft! Besser sogar als befürchtet! Die daher rührende Euphorie aber vermengte sich alsbald wohl abgetönt und nachhaltig mit der Stimmung, in die mich das „Grenzerlebnis“ bei Erl tauchte...

Der Nimbus, die schwierigste Kaiserkletterei zu bieten, sollte den Rebitchrischen (zusammen mit dem Schmuckkamin an der Fleischbank) noch annähernd acht Jahre erhalten bleiben. Zum jähen Verblässen dieses, meinem Selbstwertgefühl als Kletterer doch so bekömmlichen Nimbus aber sollte ausgerechnet einer aus meinem Freundeskreis beitragen: Helmut Kiene nämlich, als er am 2. Juli 1977 zusammen mit Reinhard Karl die gleich rechts um die Ecke parallel zu den Rebitchrischen hochziehenden, deutlich schwierigeren Pumprisse erstmals erkletterte. Doch damit nicht genug werteten Karl und Kiene ihre Neutour auch noch keck mit VII; dies verbunden mit der Forderung, die bislang gültige und bei VI endende alpine Schwierigkeitsskala nach oben hin – also auch über den siebten Grad hinaus – zu öffnen. Doch davon später! Zunächst sei lediglich festgestellt, daß sich Helmut Kiene von seiner Erstbegehung, vor allem aber von seinem Bewertungsvorschlag, nicht umsonst eine besondere Signalwirkung erhoffte. Unter anderem äußerte diese sich freilich darin, daß der Ruf der schwierigsten Kaiserkletterei die Pumprisse nur sehr kurzfristig zierte. Denn von den Neuanstiegen, die eine neue Generation von Kletterern seither mit Vorliebe auch an der Fleischbank-Ostwand, also in unmittelbarer Nachbarschaft der Pumprisse kreierte, teilten Prem Darshano und Wolfgang Müller ihrer „Odyssee“ bereits 1984 den Grad IX zu. Sogar schon den X. Grad aber erreichten im selben Jahr Spitzenkletterer wie Jerry Moffat und Wolfgang Güllich an den Jurafelsen im Altmühltal.

Um vieles dauerhafter erweist sich somit im Rückblick die Spitzenstellung, die die Rebitchrisse einmal unter den Kaiserklettereien behaupteten. Dies gilt besonders, wenn wir berücksichtigen, daß diese Führe als Toptour reichlich spät neu entdeckt wurde: nämlich erst Anfang der sechziger Jahre, nachdem im Herbst 1959 Lothar Brandler und Karl Schönthaler einen direkten, vorwiegend „künstlich“ zu kletternden Zustieg zum Ansatzpunkt der Risse in der oberen Wandhälfte eröffnet hatten. Dorthin war Rebitch aus der südlich des Pfeilers eingekerbten Ostschlucht der Fleischbank gelangt – am 25. Juni 1946!

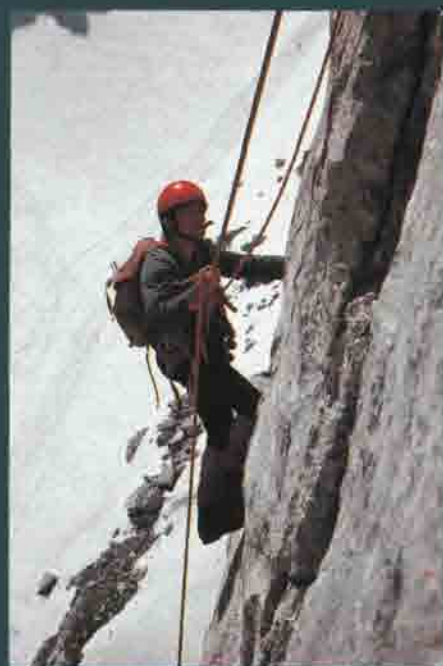
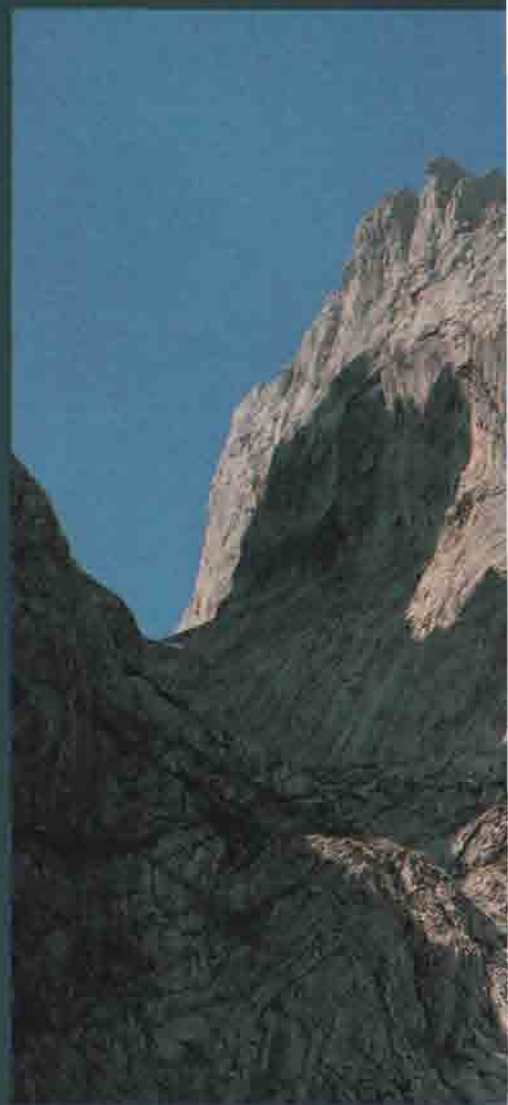
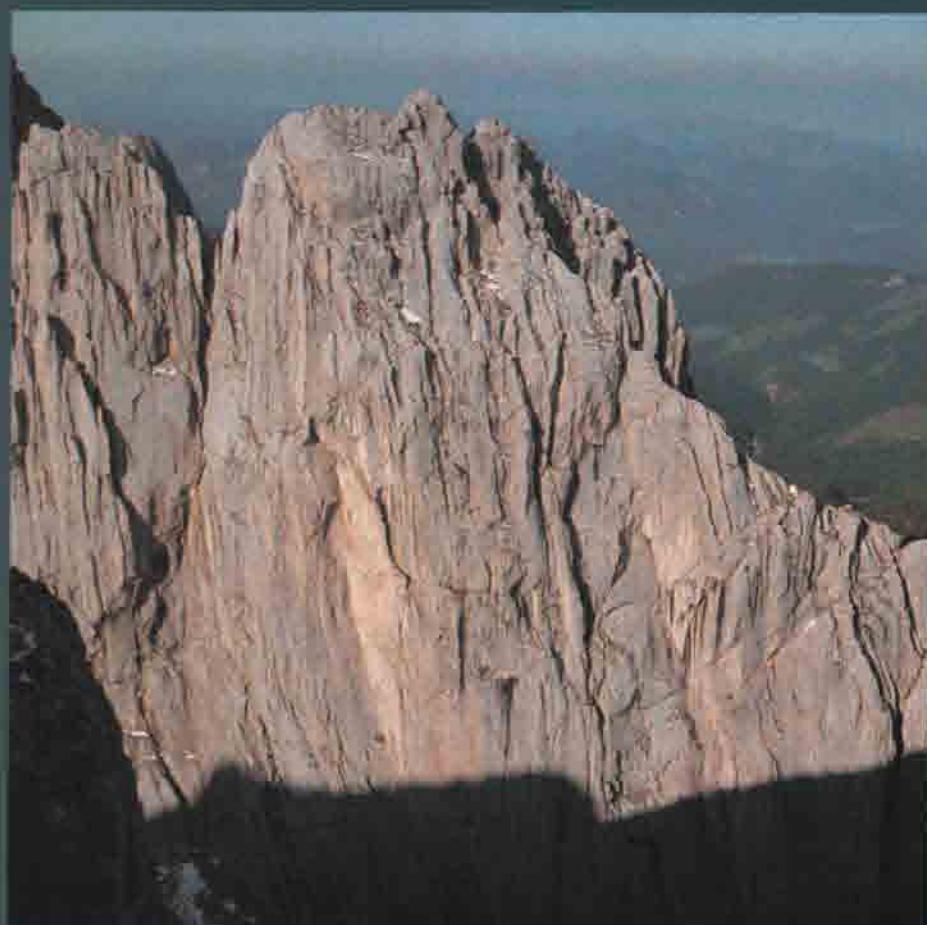
Mehr als 30 Jahre also liegen zwischen den beiden „Premieren“ von Rebitch und Kiene ohnehin. Keinesfalls zu kühn aber ist es, festzustellen, daß sogar 40 – 50 Jahre dazwischen liegen könnten. Denn Stil und Schwierigkeit dieser Rebitchführe aus der unmittelbaren Nachkriegszeit übertreffen nicht den Standard, den im Felsklettern Leute wie Rebitch selbst oder Vinatzer (oder Burger

# Kaisergipfel

## Marksteine des Kletterns im Fels

*Bild unten: Christaturm (ganz links) und Fleischbank (über deren Gipfel und den oberen Teil des Nordgrats aus dem Hintergrund hervorspitzend das Totenkirchl); Der Dülferriß endet in der Scharte zwischen beiden Gipfeln. Knapp rechts der Gipfelfalllinie die klassische Ostwandführe Dülfers (siehe auch Foto Seite 71). Direkt in Gipfelfalllinie die markante Kerbe der Fleischbankverschneidung; zwischen dieser und dem Dülferriß die Südostwand.*

*Foto: W. Rauschel*



*Rechts: Der erste Seilquergang in der Fleischbank-Ostwand (Dülfer).  
Seite 53 unten links: In der Fleischbank-Ostwand (Dülfer)*

*Fotos: R. Köfferlein*



Links: Fleischbank (links) und  
Fleischbankpfeifer mit ihren Ost-  
und Nordostwänden

Foto:  
W. Rauschel



Oben: Blick vom Christa-  
turm zum Fleischbankgipfel

Foto:  
W. Rauschel



Links: Dülferriß  
Schlüsselstelle



Foto:  
H. Mägdefrau

oder auch andere) bereits in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, also während der berühmten dreißiger und wohl auch schon gegen Ende der zwanziger Jahre erreicht hatten – dies auch also in Alpenwänden; Rebitsch zum Beispiel an seinem Originalzustieg zu den Rissen am Fleischbank-Pfeiler. Zumindest mittelbar aber ist diese Entdeckung ebenfalls auf die Signalwirkung zurückzuführen, die Kiene mit seiner Pumprißbegehung auslöste. Von da an nämlich zeigte sich die junge Klettergeneration zunehmend „spitz“ auch darauf, alte, bisher kaum wiederholte, oder durch den Hilfsmiteinsatz der Wiederholer ihrer ursprünglichen Schwierigkeit beraubte Routen sauber, also (wieder) möglichst hilfsmittelfrei zu klettern. Schließlich vollendeten Karl und Kiene ihre Neutour über die Pumprisse selbst noch ganz im Geist und somit weitgehend auch im Stil eines Hias Rebitsch –: Oder sind diese Pumprisse richtiger doch als Ausdruck einer Renaissance zu sehen, die dieser Stil im Vorfeld eines erneuten, grundlegenden Stilwandels beim Felsklettern noch einmal erfuhr? Diese und damit zusammenhängende Fragen werden uns im Verlauf dieser Betrachtungen gleichfalls noch beschäftigen. Endlich an der Zeit indessen ist es, darauf hinzuweisen, daß ein Stilwandel ebenso grundlegender – (und verwandter?) – Art, wie er derzeit allen Anzeichen zufolge beim Felsklettern im Gange ist, daß ein solcher Stilwandel erst hinführen konnte zu den Unternehmungen eines Rebitsch, Vinatzer, Steger, Micheluzzi, Stösser, all ihrer Weggenossen und Konkurrenten. Herausragender Repräsentant aber der Avantgarde von Kletterern, die diesen Stilwandel bewirkte, war Hans Dülfer. Und vorzugsweise waren es bekanntlich die Wände des Wilden Kaisers, woran dieser Hans Dülfer seine Inspirationen verwirklichte! Doch auch im Hinblick auf die Schwierigkeiten, die Dülfer im Fels zu meistern vermochte, stand er schon seinen Epigonen späterer Jahrzehnte soviel jedenfalls nicht nach. Als beredtester Beleg dafür kann im Kaiser der Dülferriß zur Scharte zwischen Fleischbank und Christurum gelten. Diesen erkletterte Dülfer erstmals 1913 – allein! Der nächste aber, der am Dülferriß die Bewährungsprobe als Alleingänger bestand, war 1936, also 23 Jahre später, kein anderer als – Hias Rebitsch. (s. S. 40). Die Schwierigkeit dieser Stelle ist heute mit V+ nach der Alpenskala sicherlich nicht überbewertet; und demnach hatte Dülfer trotz seiner so kurzen Laufbahn als Kletterer (von 1910 – 1914) zumindest schon sehr entschieden den Fuß im Spalt der Tür vom fünften zum sechsten Grad. Zu ermessen, was dies heißt, hilft sicher ein Blick darauf, daß ein Wanddurchstieg mit wiederholt anzutreffenden und länger vorhaltenden Schwierigkeiten eindeutig fünften Grades erst seit 1908 im Kaiser existierte: die Piazföhre nämlich an der Totenkirchl-Westwand. Immerhin eine Stelle dieser Schwierigkeit meisterte ein Jahr früher bereits Josef Klammer in seiner Route durch die Straßwalchschlucht an den Hackenköpfen. Die ersten Routen aber im Alpenraum, die dem unteren Bereich des fünften Grades zuzuordnen waren, datieren um die Jahrhundertwende: So zum Beispiel der Nordwandriß an der Spritzkarispitz-Nordwestwand im Karwendel ins Jahr 1902, oder gar schon ins Jahr 1899 die Melzerföhre an der Nordwand des Pflerscher Tribulauns (Stubai).

Unsere bisherigen Betrachtungen zusammenfassend, läßt sich

also resümieren, daß es von 1907/08 bis 1977 siebzig Jahre währen sollte, ehe die Entwicklung des Kletterns im Alpenraum vom fünften zum siebten Grad – von einzelnen Vorböten abgesehen – dauerhaft als abgeschlossen gelten durfte. Von 1977 bis 1984 nur weitere sieben Jahre indessen sollte die Wegstrecke vom siebten Grad zum neunten erfordern!

Von den Verhältnissen im Kaiser derart verallgemeinernd auf die im gesamten Ostalpenraum zumindest zu schließen, ist so abwegig gewiß nicht. Ebendrum verspricht auch der Versuch einiges, über wesentliche Ereignisse aus der Ersteigungsgeschichte des Kaisers Aufschlüsse zu erhalten darüber, was je auf die Entwicklung des modernen alpinen Felskletterns besonders fördernd, konsolidierend oder auch hemmend wirkte. Wann und wo immer nämlich ein neues Kapitel der Geschichte dieser Entwicklung geschrieben wurde, hat das seinen Ausdruck dergleichen im Kaiser gefunden: in Gestalt typischer Routen für den jeweiligen Entwicklungsverlauf. Doch wiederholt auch haben Kletterer entscheidende Seiten dieser Geschichte an Kaiserwänden im Original geschrieben.

## Dülfer und Preuß

Am nachhaltigsten getan hat dies, wie schon erwähnt, Hans Dülfer. Das heißt freilich nicht, daß die bergsteigenden Zeit-, Weggenossen, Seilgefährten und Konkurrenten des Hans Dülfer mit dem „Schreibzeug“, dessen sich dieser dabei bediente, nichts anzufangen gewußt hätten. Im Gegenteil, sie haben es tatkräftig und ideenreich mitentwickelt. Dem Otto Herzog zum Beispiel war da zuerst einmal das Licht aufgegangen, daß sich die Eisenkarabiner, die er beruflich beim Gerüstbau kennengelernt hatte, vorteilhaft auch beim Klettern verwenden ließen. Erst aber, nachdem dieser Vorläufer unserer heutigen Leichtmetallkarabiner unterschiedlichster Konstruktion Eingang gefunden hatte in die Ausrüstung der Kletterer, war es möglich geworden, praktikable, den Ansprüchen des modernen Felskletterns angepaßte Sicherungsmethoden zu entwickeln. Daß ein möglichst hoch über kniffligen Quergangsstellen fixiertes Seil gute Dienste zur Absicherung, doch auch zur klettertechnischen Erleichterung solcher Stellen leisten konnte, leuchtete manchem bereits ein. Rudolf Schietzold hatte sowas 1907 praktiziert bei seinem Abstieg vom Totenkirchl über die Westwand (zur Erkundung der Föhre, die ihm nach Jahresfrist im Aufstieg mit Piaz, Klammer und Schroffenegger gelingen sollte), Josef Klammer 1908 am Einstiegsquergang zu „seinem“ Kirchlkamin. Die Zeit war überreif geworden für die „Erfindung“ von Seil- und Pendelquergängen. Otto Herzog und Georg Sixt übten solche Quergänge im Münchner Klettergarten bei Baierbrunn, Dülfer an den Sparchenwänden oberhalb Kufsteins. Ja, Georg Sixt und Hans Fiechtl waren bei einem abenteuerlich endenden Versuch sogar an der Fleischbank-Ostwand schon über den ersten Seilquergang hinaus vorgedrungen. Hans Dülfer aber wußte wohl die Möglichkeiten, die diese neuen Techniken eröffneten, methodisch am präzisesten zu nutzen: Darum gewiß zurecht verhalf ihm das Glück des Tüchtigen auch dazu, im Zeichen dieser Neuerungen die überzeugendsten Bei-



träge für das Geschichtsbuch der Entwicklung des Kletterns zu gestalten: Als der große Wurf Dülfers gilt seine Führe an der Fleischbank-Ostwand, die erste dort überhaupt. Am 15. Juni 1912 gelang ihm der Erfolg gemeinsam mit Werner Schaarschmidt. Die bahnbrechende Wirkung aber dieser Routen-Kreation ging fortan davon aus, daß in ihr stilsicher schon alle Gestaltungselemente einer neu erstandenen Schule des Felskletterns klar und in ihrem konstruktiven Sinn erkennbar zum Ausdruck gebracht waren.

Was da Schule machte, gefiel, wie anders nicht zu erwarten, vielen freilich gar nicht. Namhafteste Leitfigur aber einer Gegenbewegung zu dieser Schule und insofern Antipode Dülfers war Paul Preuß. Natürliche Autorität in dieser Rolle verlieh dem, der Hilfsmittel wie Haken und Karabiner sogar für Sicherungszwecke ablehnte, ein ähnlich überragendes Kletterkönnen wie das Dülfer auszeichnende. Im Kaiser zeugt von diesem Können die „Preußschlucht“ am Mitterkaiser. 1913, also im selben Jahr wie Dülfer seinen Riß an der Fleischbank und genau wie Dülfer dort „solo“ unterwegs, durchkletterte Preuß diese unmittelbar gegenüber der Griesner Alm beeindruckend aufsteilende Schlucht erstmals. Für den Ruf dieser Tour als ziemlich schwierige (ebenfalls bis V+), vor allem aber alpin-heikle Kletterei spricht indessen nichts beredter als jene Anekdote vom Wirt der Griesner Alm: der hatte, so erzählt die Sage, ein Faß Wein als Preis für eine Durchsteigung der Schlucht ausgesetzt – diesen jedoch jahrzehntlang weder an einen weiteren Alleingänger noch an eine Seilschaft auszuzahlen. Mehr Interesse fand dieser Anstieg erst wieder in jüngerer Zeit – allerdings aus recht unterschiedlichen Beweggründen, wie wir noch feststellen werden.

Paul Preuß aber und Hans Dülfer zu ihrer Zeit bewährten sich wie im Fels so vorbildlich auch als faire Gegenspieler in der theoretischen Auseinandersetzung um ihr Tun und Lassen – in einer der seit jeher unter Bergsteigern so beliebten „Ethikdiskussion“ also: Paul Preuß war überzeugt und sagte dies auch: „Dülfer klettert besser als ich.“ Dülfer hingegen schrieb einmal sogar: „Als überzeugter Anhänger Preuß'scher Grundsätze (!) versäume ich es keineswegs in den sehr seltenen Fällen, daß die eigene Sicherheit durch unmittelbar drohende Gefahren illusorisch werden könnte, mir durch zweckmäßige Sicherung eine gewisse Notreserve zu schaffen.“ Das kann nur heißen, daß Dülfer Sinn und Berechtigung seiner Methoden allein darin sah, daß sie der geeignete Schlüssel waren, den Zugang zu neuen, lange unerahnten Möglichkeiten für weitgehend lupenreines Freiklettern zu erschließen. Und tatsächlich sollte ja die klettersportliche Entwicklung, der Dülfer und Co. die Bahn brachen, in einer Blütezeit alpinen Freikletterns, dessen Stil ganz wesentlich von eben jener Preuß-Dülferschen Auffassung geprägt blieb, gipfeln. Dülfer selbst war es vergönnt, noch vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges ein deutlich in diese Richtung weisendes Zeichen zu setzen, als er im Herbst 1913 zusammen mit Willi von Redwitz die Westwand des Totenkirchls erstmals in direkter Linienführung zum Gipfel erkletterte. Im selben Jahr setzten Otto Herzog und Hans Fiechtl ein solches Zeichen mit der sehr anspruchsvollen Route, die sie als erste der Schüsselkar-Südwand im Wetterstein abtrotzen konnten...

## Erster Weltkrieg und Zwischenkriegszeit

Die Nachricht von Mobilmachung und Kriegsbeginn im Sommer 1914 überraschte Dülfer während eines Dolomitenurlaubs. Sponstan meldete er sich wie so viele seiner Zeit- und Altersgenossen als Kriegsfreiwilliger. Am 15. Juni 1915, dem dritten Jahrestag seines Erfolgs an der Fleischbank-Ostwand, fiel er vor Arras. Noch 1914 aber, also schon ganz zu Anfang, fielen in diesem Krieg zwei, die zusammen mit ihren Malerkollegen vom „Blauen Reiter“ das Ihre im Prozeß eines großen Stilwandels auch der Kunst beigetragen hatten: August Macke und Franz Marc. Und zugrunde ging in diesem Krieg schließlich das Deutsche Kaiserreich. In diesem Reich hatte allerdings das nationale Wiederauferstehungspathos der Gründerzeit (1871 und Folgejahre) zuletzt zunehmend ein Hang der Reichsbürger zu satter Gemütlichkeit überlagert. Das Bild vom „deutschen Michel“, der zipfelbemüht sich in selbstzufriedener Behaglichkeit weidet – und wenn rundum die Banken zusammenkrachen! – stammt aus jenen Jahren. Michel nutzte diese Gemütlichkeit wohl auch als Schutzschild gegen die Erschütterungen, die noch von den großen Umwälzungen aus dem 19. Jahrhundert herwirkten: industrielle Revolution, Marxismus – Darwinismus, religiöser Jenseitsentzug. Nicht alle Zeitgenossen indes schienen wie Michel gegen diese Erschütterungen gewappnet. Es war auch die Zeit bigottisch-demonstrativer Religiosität, wie sie Ludwig Thoma in seinem Stück „Moral“ geißelte, die Zeit zugleich vielgestaltigen Sektierertums, die Reifezeit der Tiefenpsychologie...

Die Bergsteiger und Kletterer, soweit der Krieg sie überleben ließ, suchten mit den neuen Verhältnissen auf ihre Weise zurechtzukommen: Sie gingen ins Gebirge. Sie gingen wirklich, viele jedenfalls, oder sie radelten. Denn andere Verkehrsmittel zu nutzen, konnte ein Großteil von ihnen sich nicht leisten. Manche sparten sich darum zu häufige Anreisen, nisteten sich auf irgendeiner Alm oder Hütte ein, kehrten gelegentlich in die Städte nur zum „Stempeln“ und Empfang der Arbeitslosenunterstützung zurück. Die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Hintergründe, vor welchen auch dieses viel- und leichtthin besungene „Bergvagabundentum“ zu sehen ist, haben Berufene und Unberufene beschrieben; am präzisesten vielleicht Lion Feuchtwanger und Oskar Maria Graf –, der eine von deutlich die bürgerliche Herkunft verratender, der andere nicht immer glücklich mit dem „Proletariat“ sympathisierender Warte aus: das Gebrodel der Revolutionswirren aus dem Boden des in sich zusammengestürzten Reichs, das Werden der Weimarer Republik, die zunehmend diese Republik erschütternde Massenarbeitslosigkeit. Schließlich haben, jeder von seiner Warte aus, Graf und Feuchtwanger auch das Geschick Hitlers und seiner Mitmischer geschildert, das dieser Massenarbeitslosigkeit innewohnende Verzweiflungspotential zusammen mit Traditionsverbundenheit, Sorge um Recht, Gesetz, Besitz auch, mit Privilegienreiterei, Machtanspruch, spekulierender Habsucht ebenso wie mit gläubig vertrauender Hoffnung, Einsatz- und Opferbereitschaft erneut zu einem deutschen nationalen Wiederauferstehungspathos zu verbrauen; und daraus eine tödlich-militante Rassenideologie zu destillieren.

# Wege der Erbfolger des Hans Dülfer

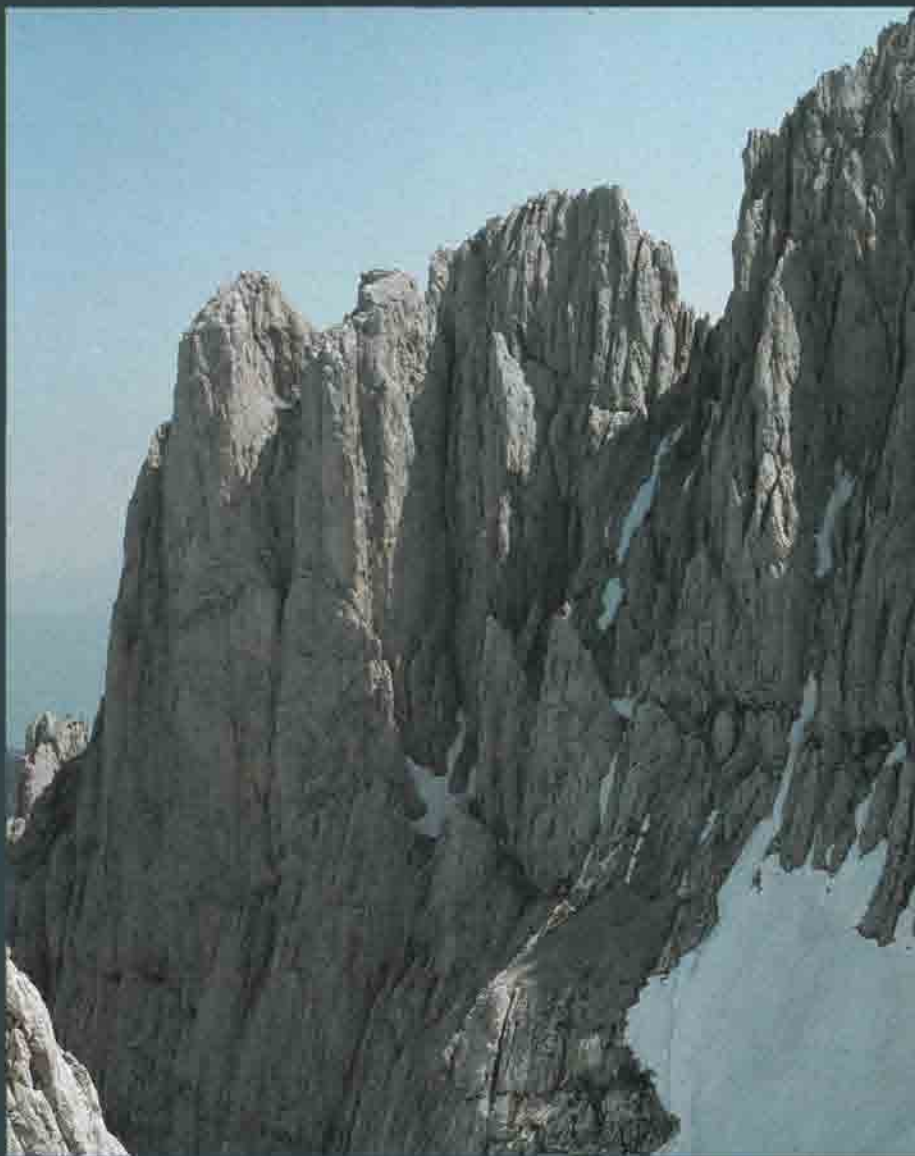


*Predigtstuhl-Nordgipfel-  
Westwand (Schüle/Diem)*



*Quergang in der Fleischbank-  
SO-Wand (Rossi/Wiessner)*

*Fotos:  
K. Schrag*



Links: Der Predigtstuhl von Westen; von links: Nord- und Mittelgipfel, letzterer nur durch ein winziges Schärtchen getrennt vom Hauptgipfel. Ganz rechts die Predigtstuhlscharte mit dem Ansatz des Goinger Halt-Nordgrates. Zwischen Nord- und Mittelgipfel die Westschlucht, zwischen Mittel- und Hauptgipfel der Botzongkamin. Links von diesem die Mittelgipfel-Westverschneidung (Gretschmann/Leixl), rechts des Botzongkamins die pfeilerartige Westkante zum Hauptgipfel.

Foto: W. Rauschel



Oben: In der Hochgrubach-Südwand (Kramheller/Schmidt)



Ganz links: An der Westkante des Predigtstuhl-Hauptgipfels



Links: In der „alten“ Westwandroute des Bauernpredigtstuhls

Fotos:  
H. Mägdelrau

Im bisher zweiten Weltkrieg des gegenwärtigen Jahrhunderts krachte auch dieses Hitlerreich, das sogenannte Dritte Deutsche Reich, in sich zusammen. Zwischen diesen beiden schwarzen Löchern unserer Geschichte von 1914/18 und 1939/45 allerdings hatten die Bergsteiger Zeit, wie vernommen allzu häufig unerbeten viel Zeit, für ihre Ambitionen.

Und sie – Bergvagabunden oder nicht – nutzten ihren Spielraum. Im Kaiser gingen sie bereits 1919, manche noch behindert von schweren Kriegsverletzungen, daran, zunächst die Wege Dülfers zu wiederholen. Doch bald schon reizten neue Anstiegsprojekte, die die Schule Dülfers in den Bereich des Möglichen gerückt hatte. Damit zugleich rückte jenseits der Steinernen Rinne der Predigtstuhl, das elegante Vis-à-vis der Fleischbank, wieder mehr ins Blickfeld. Emil Gretschmann und Otto Leixl durchkletterten dort 1919 als erste die Westverschneidung zum Mittelgipfel. Ziemlich am Südrand der Hauptgipfel-Westwand eröffneten 1921 Karl Schüle und Paul Diem eine neue Route mit Ausstieg über die Westschlucht zwischen Haupt- und Mittelgipfel, im nördlichen Bereich derselben Wand Franz Weinberger und Hans Fiechtl eine weitere mit Ausstieg zum Nordgrat. Auf die andere Seite der Steinernen Rinne wechselte der Schauplatz des Geschehens wieder, als 1925 Roland Rossi und Fritz Wiessner der Fleischbank-Südostwand eine Führe verpaßten. Am Christaturm, dem grazileren südlichen Nachbarn der Fleischbank, kletterten ein Jahr später, also 1926, Fritz Schmitt und Georg Mitterer über das Riß- und Kaminsystem der „Direkten Ostwand“ erstmals zum Gipfel... Fritz Schmitt hat das sehr lebendig auf den Seiten 7 bis 22 und umfassend in seinem „Buch vom Wilden Kaiser“ beschrieben. Darin hat er zudem der Chronistenpflicht genügt und genau Buch geführt auch über all die neuen Wege, die die Erben Dülfers im Lauf dieser Epoche noch „aus der Taufe hoben“. So mag es hier genügen, stellvertretend nur einige herausragende Namen zu nennen, derer, die da am Geschehen beteiligt waren: Peter und Paul Aschenbrenner zum Beispiel, Hans Lucke, Pert Fankhauser, Ernst Minarek, Adolf Göttner, Mathias Rebitsch...

Die Schule Dülfers schuf freilich nicht nur im Kaiser, sondern alpenweit ein reiches Betätigungsfeld für die umständehalber sehr unternehmungshungrige Bergsteigergeneration jener Jahre. Dazu boten sich naturgemäß die Dolomiten besonders an. Dem Zufall allein freilich ist es wohl nicht zuzuschreiben, daß vor allem zu Beginn dieser Erschließungsepoche auch in den Dolomiten häufig kaisererprobte Kletterer an akzentsetzenden Neutouren beteiligt waren: So 1924 Roland Rossi mit Felix Simon an der Pelmo-Nordwand, 1925 Fritz Wiessner und Emil Solleder an der Furchetta-Nordwand (an der sich 1914 kurz vor Kriegsbeginn bereits Hans Dülfer mit Luis Trenker versucht hatte) ebenfalls 1925 Emil Solleder und Gustav Lettenbauer an der Civetta-Norwestwand. Doch auch an den schnee- und eisverkrusteten Urgesteinsmauern der Westalpen waren die ostalpinen Felsspezialisten, wenn sie erst einmal ihr Lehrgeld im Eis bezahlt hatten, damals mit dem Rüstzeug und den Methoden aus der Hinterlassenschaft Dülfers sehr erfolgreich: Franz und Toni Schmid 1931 an der Matthorn-Nordwand, Rudolf Peters und Martin Meier 1935 an der Nordwand der Jorasses, Anderl Heckmair und Ludwig Vörg

trainierten, ehe sie sich 1938 auf das Abenteuer Eiger-Nordwand einließen, sogar gezielt an Kaiserwänden...

## Zweiter Weltkrieg und Nachkriegszeit

Von einer Woge spontaner Freiwilligenmeldungen ähnlich der von 1918, konnte bei Kriegsausbruch 1939 kaum die Rede sein. Sofern sich namhafte Kletterer wie einst Dülfer meldeten, zumeist deshalb, weil sie zur Gebirgstruppe und so den Bergen nahe bleiben wollten. Ja, manche nutzten noch während der härtesten Kriegsjahre ihre Urlaubstage für Unternehmungen im Gebirge: auch im Kaiser. Da kamen zum Beispiel 1943 Rudolf Peters und Otto Eidenschnik, um an der „Kirchl“-Westwand eine möglichst direkte Verbindungsführe zwischen den Routen von Piaz und Dülfer zu schaffen. Im selben Jahr 1943 kostete dem Hermann Buhl sein ausschlaggebendes Mitwirken (zusammen mit Wastl Weiß und Hans Reischl) beim entscheidenden Versuch, endlich auch an der Mauk-Westwand im Ostkaiser eine Route zu Ende zu führen, ein Vielfaches der verfügbaren Zeit. Da er sich tags darauf deshalb erst sehr verspätet wieder zur Ausbildung an der Heeresgebirgs-Sanitäterschule in St. Johann einstellen konnte, hatte er sich als Folge davon einem Disziplinargericht zu stellen; das Urteil: Abstellung an die Front. Besser bestellt wars da doch um den Wastl Weiß. Der nämlich war gerade vom Kriegsdienst freigestellt. Sein Freund Peter Moser aber befand sich wegen eines Beindurchschusses auf Genesungsurlaub. Von solch günstiger Konstellation inspiriert, führte die beiden ein Versuch sehr hoch hinauf am zentralen Teil der Nordgipfel-Westwand des Predigtstuhls. Doch der Versuch endete annähernd katastrophal: für Peter Moser jedenfalls mit einem doppelten Schädelbasisbruch – der andererseits freilich verhinderte, daß Moser erneut zur Front einrücken mußte! Dieser abermaligen Fügung des Glücks im Unglück aber dankten Weiß und Moser kein ganzes Jahr nach dem Debakel am Predigtstuhl auf ihre Art: Am 1. und 2. Juli 1944 trotzten sie der Fleischbank eine neue Route über die eindrucksvolle Kerbe der Südostverschneidung und die pfeilerartige Kante oberhalb dieser ab.

Bei seinen Versuchen an der Mauk-Westwand schon hatte Wastl Weiß an einer Stelle, wo sich anders Haken nicht anbringen ließen, zum Steinbohrer gegriffen und Bohrhaken gesetzt. Dasselbe geschah in der Fleischbankverschneidung. Darüber gab es zwar schon Diskussionen, doch hatten die Leute, auch die Bergsteiger, damals hauptsächlich wohl andere Sorgen. Ostalpenweit höchst erregten Widerhall fand die Frage, ob im „Bergsteigen etwas“ grundsätzlich „anders geworden“ sei, jedenfalls erst 14 beziehungsweise 15 Jahre später, als 1958 Lothar Brandler, Dietrich Hasse, Jörg Lehne und Siegfried Löw ihre direkte Nordwandroute an der Großen Zinne ebenfalls – maßvoll – mit Bohrhaken bestückten.

Nach dem Kriegsende von 1945 aber sahen die Bergsteiger zunächst Anlaß und Gelegenheit genug gegeben, erneut die „alte Bergvagabundenherrlichkeit“ aufleben zu lassen. Mit als erste im Kaiser erschienen Hias Rebitsch und Sepp Spiegel wieder zur Neuland-Nachlese. Wir erinnern uns an die Geschichte der Rebitschrisse am Fleischbankpfeiler aus dem Jahr 1946. Sogar

um einige Tage älter noch als diese Pfeilerföhre ist die bis heute gleichfalls guten Ruf genießende Route an der eigentlichen Fleischbank-Ostwand, die Rebtsch und Spiegel damals auf ihr Neutourenkonto abbuchten. Schließlich stammen aus jenen Jahren auch die Reißföhre von Hans Lucke und Hermann Strobl, dem späteren Wirt der Gaudeamushütte, an der Westwand des Bauernpredigtstuhls (1947) oder der ähnlich den „Rebtschritten“ lange höchst respektvoll eingeschätzte Kaminanstieg von Markus Schmuck, Rudolf Bardodej und H. Pollack an der Fleischbank-Ostwand.

Noch offenbleiben hingegen bis 1952 sollte das „Problem“ von Wastl Weiß und Peter Moser aus dem Kriegsjahr 1943: Die Westwand-Direttissima zwischen der „Fiechl/Weinberger“ und der „Schüle/Diem“ am Predigtstuhl-Nordgipfel. Und dazu, dieses Problem zu lösen, verfielen Peter Hofer, damals noch Wirt der Gaudeamushütte und Hans Wörndl wiederum auf eine zumindest nicht allgemein übliche Praxis: Vom Oppelband unterhalb des Gipfels seilten sie ab bis oberhalb des Überhangs, der nach zahlreichen Versuchen noch als das große Fragezeichen der projektierten Route galt. Dort verharrte Hofer. Wörndl seilte weiter ab, um sich anschließend von Hofer gesichert, also „top rope“ nach heutigem Sprachgebrauch, über den Überhang wieder zu seinem Partner hochzunageln. Tags drauf allerdings durchklettern die beiden die Route in einem Zug von unten her; und bis zur „Neuentdeckung“ der Rebtschritte und des Schmuckkamins galt die Predigtstuhl-Direttissima, in diesem Ruf die „Mauk-West“ und die „Fleischbank-Verschneidung“ ablösend, als die schwierigste Kaiserkletterei. Zurecht: denn abgesehen von lediglich zwei damals weitgehend hakentechnisch zu bewältigenden Seillängen, nämlich der über den Überhang und der hinauf zum recht delikaten Linksquergang, der unter diesen Überhang hinleitet, war in dieser Direttissima vorwiegend recht rassistige Freikletterei geboten, die in ihrer Eigenart gut auch in irgendeiner der „klassischen“ Extremföhren aus den dreißiger Jahren gefaßt hätte: dies bestimmt jedenfalls in dem Zustand, in dem Wörndl und Hofer die Route ihren Wiederholern hinterlassen haben.

Doch von unorthodoxen Praktiken, deren sich Kletterer bedienen, allein schon darauf zu schließen, daß sich Wesentliches gewandelt habe beim Bergsteigen, ist zumindest ein sehr dem Vordergrund verhaftetes Verfahren. Nicht wenige Anzeichen sprechen dafür, daß auf Ideen wie Hofer und Wörndl vorher auch andere schon gekommen waren, nur nicht davon redeten. Das gilt auch für die „Bohrhakenfrage“. Schon die Zeitgenossen Dülfers munkelten, dieser habe an der „Kirchl-Westwand“ einen Steinbohrer mitgeführt, den allerdings dann nicht eingesetzt. Später tatsächlich gebohrt im Fels hat Otto Herzog, Dülfers großer Konkurrent im Werben um die Fleischbank-Ost- und die Schlüsselkar-Südwand; obendrein weiß die Fama gerade auch von diesem Otto Herzog zu berichten, daß er schon sehr frühzeitig sehr erförderlich gewesen sei, wenn es galt, Felsprobleme auf ungewöhnliche Weise zu lösen. Zudem: beweist nicht das Beispiel der gegenwärtigen Generation von Kletterern, daß der Einsatz von Bohrhaken, der top-rope- oder ähnlicher Methoden einer sportlichen Weiterentwicklung des Kletterns auch förderlich sein kann?

## Die sechziger Jahre: Allheilmittel Technik

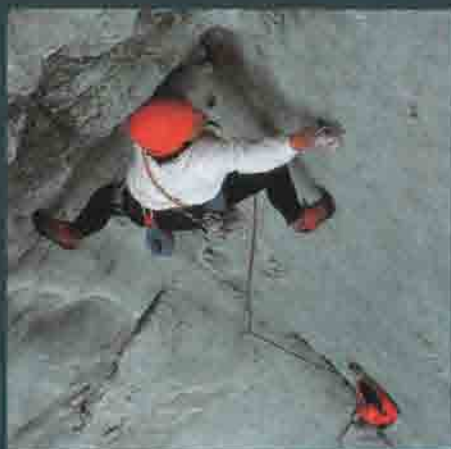
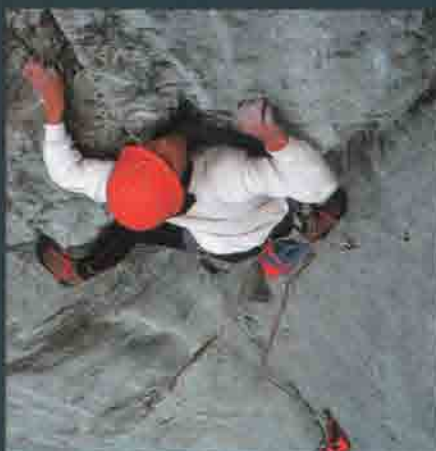
Dennoch ist nicht zu bestreiten, daß spätestens ab Ende der fünfziger Jahre für mehr als ein Jahrzehnt von einer sportlichen Weiterentwicklung des Kletterns im Alpenraum nicht, bestenfalls von einer Stagnation, zutreffend aber wohl nur von einer Rückentwicklung die Rede sein konnte. Die Gründe dafür sind vielfache und auch vielfach miteinander verstrickte. Sie liegen zum Teil in der Entwicklung des Kletterns selbst, zum Teil indessen in der auch das Klettern umgreifenden allgemeinen Entwicklung der Zeit begründet.

Da war ein Grund gewiß die unter den Bergsteigern der neuen Generation weit verbreitete und lähmende Einsicht, daß ihnen Legionen tüchtiger Vorgänger seit Dülfer kaum mehr lohnende Möglichkeiten, sich ebenfalls in „Neuland“ zu bewähren, übrig gelassen hatten: jedenfalls keine, die in herkömmlichem Stil und mit herkömmlichen Methoden zu lösen gewesen wären. Lähmend mußte zudem die Erkenntnis wirken, daß diese Vorgänger dank ständiger Übung, die ihnen ausgiebig – wenn auch vielfach unerbeten – zur Verfügung stehende Zeit erlaubte, im Klettern einen Leistungsstandard erreicht hatten, der kaum überbietbar schien.

Doch dies waren ja gleichzeitig die Jahre des berechtigten Stolzes der Nachkriegsgesellschaft auf ihre Wiederaufbauleistung seit 1945, des – noch – unangekratzten Glaubens an ein immerwährendes Wirtschaftswunder, des gläubigen Vertrauens in die Lösbarkeit aller Probleme durch die Technik. Also entsprach es ganz der Logik des Zeitgeistes, wenn die Bergsteiger jener Jahre ihren Problemen vorwiegend ebenfalls mit technischen Mitteln beizukommen suchten. Und nur als streng folgerichtig ließe sich, so gesehen, wohl der Trend einschätzen, solche Mittel nicht mehr lediglich zur – ohnehin zunehmend aufwendigeren – „Erschließung“ von Klettermöglichkeiten herkömmlicher Art zu verschwenden, sie vielmehr dort einzusetzen, wo ihre Möglichkeiten am deutlichsten zur Geltung kamen: An so gepriesenen „größten Dächern der Welt“ oder, in „Linie des fallenden Tropfens“, an möglichst ungliederten Wandabbrüchen.

Wer freilich im Kaiser nach besonders charakteristisch dem Trend jener Jahre entsprechenden Routen sucht, wird keineswegs überreich fündig werden. Das mag zunächst verwundern, erklärt sich aber weitgehend von Eigenart, Aufbau und Gliederung der Kaiserwände her. Typisches Beispiel: der schon erwähnte Brandler-Schönthaler-Anstieg am Fleischbankpfeiler, der unter den Rebtschritten endet. Wie so viele Routen an der Fleischbank, verlangt auch die Direkte Nordostwand von Wulf Scheffler und Peter Siegert (1960) im oberen Teil vor allem gekonntes Reiß- und Kaminklettern. Oder die Route von Lothar Brandler, Fritz und Wulf Scheffler am Westpfeiler des Totenkirchls (1960): dort verschaffen einige auch mit Bohrhaken bestückte „Nagel“-Seillängen den Zugang zu erstaunlich, und zwar über weite Strecken erstaunlich gut kletterbarem Gelände oft sogar nur vierten bis fünften Grades. Besser repräsentieren den Stil jener Jahre immerhin Routen wie die Direkte Ostwand an der Fleischbank von Mathias Noichl und Hans Wörndl (1957), die Direkte Leuchtsturmsüdwand von Wulf

# Neue Ideen neue Vorstellungen neue Linien



*Oben: Der junge Traunsteiner Alexander Huber bei einer Rotpunkt-Begehung der „Bellissima“ am Predigtstuhl-Nordgipfel zwischen „Fiechtl/Weinberger“ und „Schüle/Diem“.*

*Fotos:  
K. Schrag*

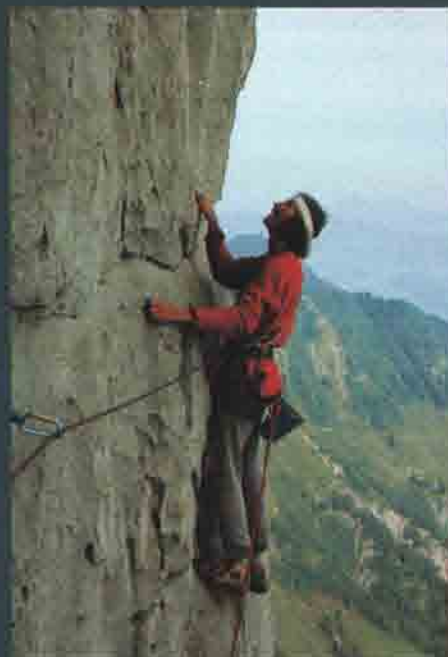


*Links: Das Ellmauer Tor  
zwischen Predigtstuhl und  
Fleischbank (rechts)*

*Foto:  
W. Rauschel*



*Untere Bildleiste von links  
und oben: Martin Leinauer  
und Michael Hoffmann wäh-  
rend der ersten Rotpunkt-Be-  
gehung des „Schlichtweges“  
an der Fleischbank-  
Ostwand.*



*Fotos:  
M. Hoffmann*

Scheffler und D.Meier (1961) oder als vielleicht krassestes, wengleich kaum bedeutendes Beispiel die Bauernpredigtstuhl-Nordwestkante von Hansjörg Hochfilzer und Andi Schlick (1967). Doch wenn schon der Kaiser also keineswegs die spektakulärsten dieser Art von Routen präsentieren kann, eine der originellsten und – wegen ihrer geradezu karikaturenhafte Originalität – wohl zugleich beispielhaftesten bestimmt: das „Flimmerkistendach“, mit 17 m Ausladung immerhin das „größte Dach“ im Kaiser, erstmals „bezungen“ 1967 vom Normalweg zur Hinteren Karlspitze aus anlässlich der Dreharbeiten für einen melodramatischen Berg-, Heimat-, Helden- und Liebesfilm...

## Sammel- und Rationalisierungsstreben

Für die erwähnte sportlich-qualitative Rückentwicklung des Kletterns ist allerdings, wenn überhaupt, so keineswegs ausschließlich entscheidend, daß in jenem Jahrzehnt die „Eroberer“ von „Neuland“ ihr Heil vorzugsweise in der Technik suchten. Entscheidender vielmehr dürfte sich ausgewirkt haben, daß der Anspruch der Kletterer dieser Generation (es ist die meine!) zunehmend weniger dahin ging, ihr tatsächliches Können an einer Route bestimmter Schwierigkeit zu messen. Mehr und mehr hingegen richtete der Ehrgeiz sich darauf, in möglichst kurzer Zeit eine möglichst große Zahl möglichst namhafter Routen auf dem eigenen Tourenregister abbuchen zu können: Für Kommentatoren aus der Schule Erich Fromms also ein Musterbeispiel von wegen „Sein und Haben“. Jedenfalls zählte zunehmend mehr das „Was“ denn das „Wie“ – auch beim Bergsteigen. Im selben Maß tiefer sank die Hemmschwelle, durch zusätzlich geschlagene Haken (oder andere Hilfen) die Schwierigkeit einer Route dem eigenen Können anzupassen, wo eine Beschränkung auf die Mittel, mit welchen die Vorgänger dort noch ausgekommen waren, einen Rückzug befürchten ließ.

Hinzu kam ein weiteres: nämlich eine bis dahin unvorstellbare, nahezu unbeschränkte (Auto-)Mobilität, der sich auch die Bergsteiger erfreuten. Dadurch wandelten sich die Westalpen vom Traumziel in eines selbst für Kurzurlaube, die Dolomiten vom Urlaubs- zum obligaten Wochenendziel. Je nach eigener und Wetterlaune ließ sich außerdem schnell und relativ bequem ein Wechsel von den Westalpen in die Dolomiten oder umgekehrt vollziehen. Leider nun sieht die optimale Ausrüstung, zum Beispiel das Schuhwerk, für Klettereien im Kaiser oder in den Dolomiten ziemlich anders aus als die für große Eis- oder kombinierte Anstiege etwa im Gebiet des Montblanc. Doch selbst in reinen Felsgebieten taugt der beste Kletterschuh nicht annähernd so gut für lange, lästige Abstiege über Schutt und Schrofen. Ständig aber die Schuhe wechseln und überlegen zu müssen, was mit den gerade nicht benötigten anzufangen sei, ist ärgerlich umständlich. Rationalisierung tat not!

Der Rationalisierungseffekt aber war der, daß dieselben Schuhe, gewaltige Trittlinge zumeist, für Anstiege zum Montblanc genauso taugen mußten wie für eine Dolomiten- oder Kaiserklettere. Das drückte im besonderen natürlich auf das allgemeine Niveau der Kletterleistung –; und dies trotz der gegenüber der Vorkriegszeit

zweifellos enorm verbesserten sonstigen Bergsteigerausrüstung wie Seile, Karabiner, Haken... „Dank“ der, wie vernommen, ziemlich allgemein verbreiteten Tendenz, die Schwierigkeiten einzelner Routen dem eigenen Klettervermögen anzupassen, empfand indessen kaum ein Felskletterer das Handicap, das jener Rationalisierungseffekt gerade für ihn bedeutete, sehr stark als solches.

Eben darum war unter den Kletterern dieser anderthalb Jahrzehnte auch noch kein ernsthaftes Aufflackern von Häresie gegen den unanfechtbar, als eine Art Paradigma also, von den Alpenvereinen und der UIAA hochgehaltenen Satz zu erwarten, wonach die höchste Kletterschwierigkeit mit VI+ zu bewerten und alle anderen Schwierigkeitsabstufungen darunter einzuordnen seien. Zugrunde lag diesem Paradigma nämlich die feste Annahme, die obere Grenze des Kletterbaren im Fels sei längst erreicht oder zumindest doch nicht mehr wesentlich zu überbieten. Die verbreitete Neigung aber, Felsschwierigkeiten zu nivellieren, konnte diese Ansicht ja eigentlich nur noch fester untermauern.

Der Gerechtigkeit halber sei hier indessen festgestellt, daß keineswegs alle Bergsteiger in jenen Jahren darauf vergessen hatten, was wirklich „drin“ war im Freiklettern, und daß diesem zweifellos der Vorzug gebührte vor bedenkenloser Nagelei. Pit Schubert (zusammen mit Wolfgang Zeis auch Autor der letzten Auflagen des Kaiserführers) gehört zu denen, die das immer ahnten, und mit der „Neuen Ostwand“ an der Fleischbank hat er, gemeinsam mit Udo Pohlke, wohl seine Vorstellung von einer zwischen technischer und freier Kletterei harmonisch wechselnden Route recht überzeugend zum Ausdruck gebracht.

## Renaissance des klassisch-alpinen Stils

Seit dem Ende der sechziger und dem Beginn der siebziger Jahre trat auch im Kaiser jedoch nach und nach eine neue, dem gerade vorherrschenden Bergsteigerbetrieb gegenüber offensichtlich recht skeptische Generation von Kletterern auf den Plan. Sie verbündete sich zum Teil mit denen aus der alten, die skeptisch geblieben oder es geworden waren. Gemeinsam suchten sie zunehmend Abkehr von übermäßiger Technokratie beim Bergsteigen; und dies also zu einer Zeit, da die ersten Menschen auf dem Mond, Amerikaner bekanntlich, das (wegen der spektakulären Sputnik-Erfolge der UdSSR) angeknackste nationale Selbstbewußsein der Yankees wieder gehörig aufmöbelten, doch auch weit über die USA hinaus einer technikgläubigen Fortschrittseuphorie neuen Auftrieb bereiteten...

Diejenigen Kletterer aber, deren Auftrieb, wie vernommen, neuerdings eher eine Abkehr von der Technik beflügelte, fanden, wonach sie suchten, im Kaiser unter anderem – im Griesnerkamin: in alten Routen also, die in Vergessenheit geraten oder halt jahrzehntelang ignoriert worden waren (über die ganz anders motivierte „Entdeckung“ des Griesnerkamins als „lohnendes“ Winterziel s.S. 45). Sie fanden, sofern sie aber nach „Neuland“ suchten, das ihren Vorstellungen entsprach, auch solches; wengleich dies meist etwas abseits oder doch einigermaßen an der Peripherie der vorzugsweise heimgesuchten Kaiserziele.



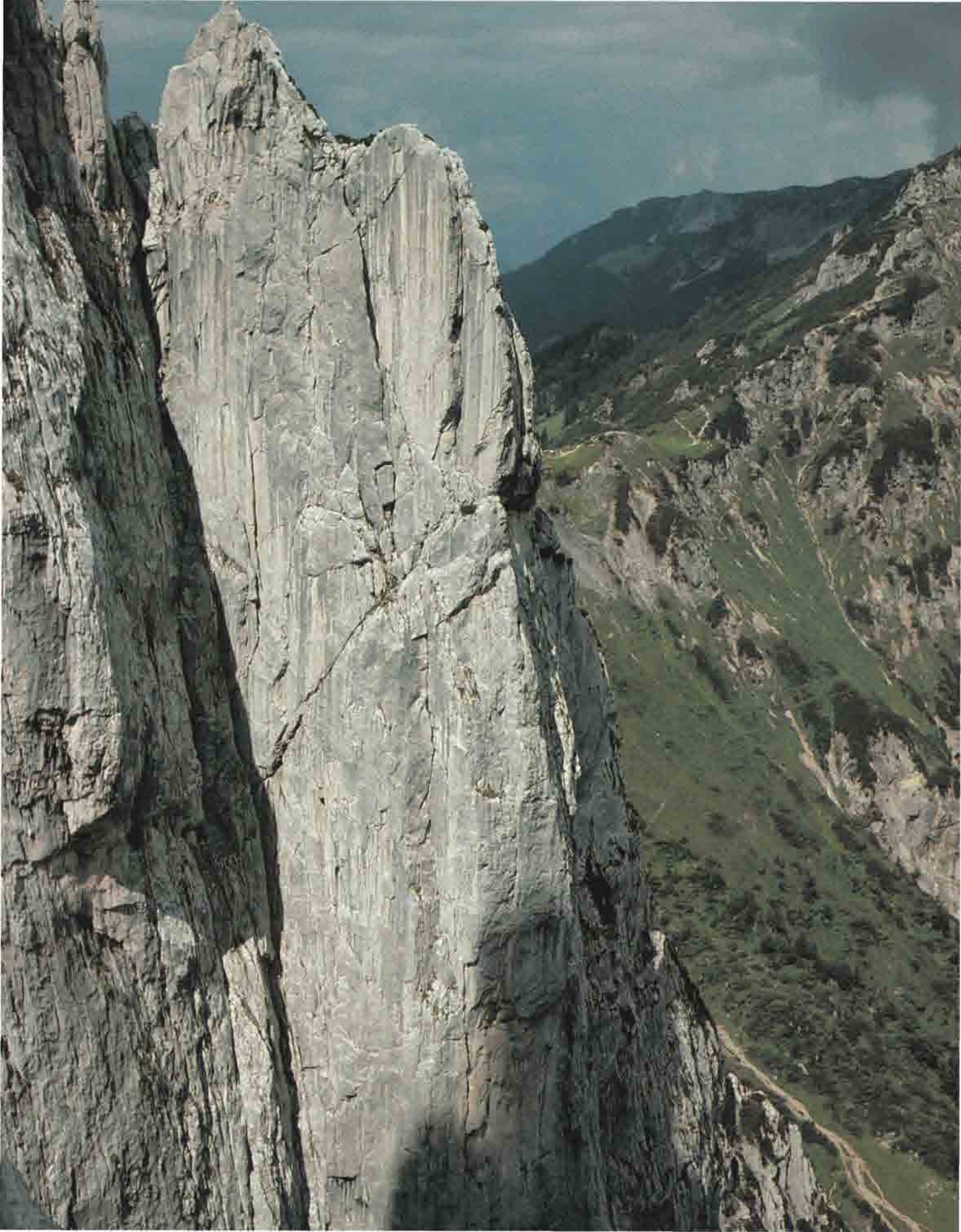
Am idealsten verwirklicht haben ihre so gearteten Vorstellungen vermutlich 1968 schon G. Sander, W. Heckmann und E. Niehaus in ihrer „Kaiserführe“ an der Nordwestwand der Kleinen Halt: laut Pit Schubert und anderer Wiederholer eine äußerst großzügige Kletterei klassischen Stils von 800 m Wandhöhe und 1200 m Kletterlänge. Indessen sei an dieser Stelle einmal mehr auf die Chronik in Fritz Schmitts Kaiserbuch, doch auch auf die reichlichen Angaben zur Ersteigungsgeschichte im Schubert-Zeisschen Kaiserführer verwiesen. Denn selbstverständlich können alle in diesem Beitrag erwähnten Klettereien nur als Beispiele für viele andere stehen. Darum sollte es auch genügen, wenn hier stellvertretend wiederum nur einige Namen genannt sind derer, die da besonders im Ostkaiser, am Mitterkaiser und Lärcheck vor allem, doch auch an den Türmen des Kopftörlgrates oder am vielgestaltigen Massiv der Karlspitzen „Neuland“ in möglichst „archaischem“ Stil begingen: Peter Brandstätter, Bruno Friedrich, Hartwig Erdenkäufer, Sepp Gschwendtner, Rolf Kajanne, Werner Lang, Hans Saler, Eugen Stiebritz, Richard Stummhofer, Wastl Thaller, Jürgen Vogt... Helmut Kiene war 1971 samt einem untreuen Haken schon einmal aus dem Quergang geflogen, der heute vom Ende des Brandler-Schönthaler-Zustiegs zu den Rebtschritten nach rechts führt zum Beginn der Pumprisse.

## Paradigma VI+

Dieser Helmut Kiene hatte damals – im Rahmen eines Schüleraustauschs – bereits einen ersten USA-Besuch und damit seine erste Begegnung mit der amerikanischen Kletterszene hinter sich. Es sollte nicht bei dieser einen bleiben. Wie Helmut Kiene aber suchten ab Beginn der siebziger Jahre laufend mehr junge Kletterer aus Europa die Begegnung mit dieser Szene – vor allem im Yosemite-Valley. Was sie dort kennenlernten, hat niemand packender und einfühlsamer geschildert als Reinhard Karl: die Lebenshaltung und -philosophie, die sich viele der amerikanischen Kletterfreaks aufgebaut hatten als Gegenwelt zum vorherrschenden „american way of life“, die Hippiebewegung, Drogenszene – doch eben auch: die erstaunlichen Leistungen, zu welchen die Kletterer dort ständiges Training befähigte, das ausgeklügelte Regelwerk für stilreines Klettern, dem sich die scheinbar so bindungslosen Freaks freiwillig unterwarfen. Natürlich fühlten sich die jungen Europäer dadurch angespornt; – ... vom Leistungsvorbild, in ihrer Bereitschaft zu trainieren, verbindliche Regeln beim Klettern anzuerkennen. Außerdem hatten sie sehr schnell (wieder-)begriffen, daß leichtfüßiges und doch exaktes Klettern halt nur in Schuhen möglich ist, die das zulassen. Zurückgekehrt mit ihren Erfahrungen nach Europa, entdeckten manche dieser Yosemite-Pilger zudem, um wieviel näher das Gute eigentlich auch hierzulande gelegen wäre: Fahrten ins Elbsandsteingebirge, die Wiege des sportlich-regelgerechten Freikletterns (Näheres darüber erschien in BERG '85) kamen zunehmend in Mode; je offener die Grenze zur DDR für solche Besuche wurde, desto mehr. Längst aber hatten vor 10–15 Jahren die Klettereien im Elbsandstein sowohl als auch im Yosemite das Schwierigkeitslimit, das in

den Alpen gemeinhin immer noch mit VI+ gehandelt wurde, um ein Vielfaches übertroffen. Doch auch im Frankenjura pinselte ein Kurt Albert, yosemite- und elbsandsteinerfahren, nicht nur bereits rote Punkte an den Fels zur Kennzeichnung von Routen, die bisher ausschließlich „technisch“ geklettert worden waren, die er oder seine Kameraden nunmehr aber frei geschafft hatten. Die neuen Routen, mit denen Kurt Albert dort im Frankenjura um diese Zeit Aufsehen erregte, lagen gleichfalls schon im Schwierigkeitsbereich VII – VIII. Daß, was da in Bewegung geraten war, auch auf die Alpen übergriff, konnte nicht ausbleiben. Abwägend aber zwischen seiner Einsicht, daß das Äußerste an Kletterschwierigkeit noch längst nicht erreicht sei, und der Forderung, daß die Ziffer VI+ der alpinen Schwierigkeitsskala eben diesem Äußersten vorbehalten bleiben müsse – wie sollte sich da ein gewissenhafter Kletterer entscheiden? Viele gerade der fähigsten entschieden sich so, daß sie die Schwierigkeiten eigener Neutouren mit IV zum Beispiel angaben, obschon eben diese Schwierigkeiten diejenigen der Führe Dülfers an der Fleischbank-Ostwand, V, eher übertrafen. Erhebliche Konfusionen wegen zunehmender Unvergleichbarkeit der Wertungen waren die absehbare Folge. Konfusionen, von welchen in steigendem Maß alle, also auch die Durchschnittskletterer betroffen waren, ganz besonders aber die Autoren von Führerwerken, deren Bewertungssysteme von Auflage zu Auflage mehr durcheinandergeraten mußten.

Dabei hatte Dülfer seinerzeit solche Konfusionen ganz offensichtlich schon vorausgesehen und darum „eine Richtigstellung der Schwierigkeitstabelle alle 5–7 Jahre“ als „notwendig“ erachtet. Wer um Dülfers eigene Kletterleistungen Bescheid weiß und außerdem nach Adam Riese richtig zu folgern versteht, kann jetzt hochrechnen! Das Ergebnis einer derartigen Hochrechnung vermag – unbesehen – wohl nur Erstaunen auszulösen. Doch Dülfer, Musikstudent und, allen überlieferten Anzeichen zufolge, eine große Pianistenbegabung, hatte einst ja auch geschrieben: „Sind manche Bergsteiger nicht wie Dilettanten am Klavier, die oberflächlich, ohne jedes ernste Sich-Vertiefen in etwas Erhabenes, bald dieses, bald jenes Kunstwerk anfassen?“ Dülfer hielt es also für angemessen, die richtige Bewältigung von Kletterpassagen genauso zu „erlernen“ wie Takt für Takt einer Sonate. Wie je könnten gewissenhaftes und von einer großen Zielvorstellung getragenes „Training“ besser beschrieben werden? Ganz offenkundig also waren die Ein- und Ansichten des Bergsteigers Dülfer seiner Zeit noch um einiges weiter voraus als dessen bahnbrechende Taten. Zu weit! Dies zumal, da Dülfer selbst viel zu jung einem unseligen Krieg zum Opfer fallen mußte... In der „Österreichischen Alpenzeitung“ vom Mai 1926, also knapp elf Jahre nach Dülfers Tod, tat Willo Welzenbach kund: „Der Ansicht Dülfers, es würde alle 5–7 Jahre eine Richtigstellung der Schwierigkeitstabelle notwendig werden (ÖAZ 1914), kann ich nicht beipflichten. In Voraussicht des in den kommenden Jahren unfehlbar eintretenden Stillstands der Entwicklung erachte ich den Zeitpunkt für gekommen, ein für allemal gültige Leitsätze in der Bewertung alpiner Leistungen zu schaffen...“ Das Paradigma des sechsten Grades war auf seinen Thron gehoben.



Seite 64: Der Fleischbankpfeller; in der Scharte links des Pfeilergipfels endet die Ostschlucht, auf dem Absatz rechts davon die Rebtschrisse. Den Ansatzpunkt dieser Rißreihe, im Bild erkennbar als grasdurchsetzter Fleck oberhalb des unteren Schattenabsatzes, erreichten Rebtsch/Spiegl aus der Ostschlucht, Brandler/Schönthaler direkt von unten. Knapp unterhalb dieses Flecks querten Karl und Kiene nach rechts zu den Pumprissen. Diese ziehen zunächst direkt am Pfeiler, im oberen Teil knapp links davon zum Ausstieg.

Foto: H. Mägdefrau

## Pumprisse: Öffnung der Alpenskala

Dem immer noch und, wie es schien, auf ewig huldigen zu sollen, reizte an die fünfzig Jahre später sehr den scharfen Widersinn des Helmut Kiene. Dem hatten nicht allein einige Amerikabesuche, sondern unterdessen auch Erfahrungen, die er gemeinsam mit Reinhard Karl und Sepp Gschwendtner vom Schnellkletter-Wettbewerb 1976 in der UdSSR mit nach Hause brachte, aufgezeigt, welche Perspektiven sich für eine Leistungssteigerung beim Felsklettern noch auftaten. Dazu wußte er genau, was sich dazumal im Frankenjura und anderen Klettergebieten des Mittelgebirges, doch – ansatzweise – auch schon in den Alpen abspielte. Und eindringlich setzte er mir bei Treffen, meist im heimatlichen Konstein, wieder und wieder seine Erfahrungen auseinander sowie die daraus abzuleitende Notwendigkeit, die alpine Schwierigkeitsskala nach oben zu öffnen. Dabei konnte er manchmal wie besessen wirken. Und dies, obschon er doch kaum Mühe hatte, mich zu überzeugen. Was durch gezieltes Training zu erreichen war, eine Lektion darüber hatte ich mir, 1971 gemeinsam mit Manfred Sturm als Beobachter des DAV und der UIAA auf die Krim zu den nationalen Meisterschaften der UdSSR im Schnellklettern delegiert, als einer der ersten Westeuropäer ja schließlich selbst holen können. (Als Starter außer Konkurrenz war ich damals heilfroh, wenigstens eine der Ausscheidungsrouten für den Endkampf, wenngleich in miserabler Zeit, geschafft zu haben. Fortan aber beschränkte ich mich auf meine Rolle als „Beobachter“ – und aufs Trainieren.)

Doch darum, *mich* bloß zu überzeugen, ging's dem Helmut gar nicht. Der plante einen größeren Streich! Das stellte sich heraus, als er gänzlich unerwartet zusammen mit Reinhard Karl am späteren Vormittag des 1. Juni 1977 mich in der Redaktion auf Münchens Präterinsel aufsuchte. Ohne weitere Umschweife erklärte er mir da, daß der Reinhard und er anschließend gleich weitermüßten in den Kaiser, um dort tags darauf die bewußten Risse am Fleischbankpfeller erstmals zu erklettern. Dies geschähe in der Absicht, die Route hinterher mit VII zu bewerten – einen leisen Einwand Reinhard Karls konterte Kiene mit dem Hinweis, diese Schwierigkeit ließe sich dort durch Verzicht auf künstliche Hilfsmittel „schon einbauen“. – Mit VII also wollten sie ihre Route bewerten und durch diese demonstrative Bewertung der Forderung nach der so überfälligen Öffnung der alpinen Schwierigkeitsskala über VI+ hinaus gehörigen Nachdruck verleihen. Daß dies endlich geschehe, sei zuhächst an der Zeit. Und ganz wichtig sei's zudem, daß die Bergsteiger selbst diese Entscheidung herbeiführten. Keinesfalls dürfe es nämlich dahin kommen, daß da wieder irgendwelche Bergsteigerfunktionäre an grünen Tischen eine kernfaule Kompromißentscheidung ausheckten. Ganz ohne Funktionäre ging das aber halt leider doch nicht. Der Bericht über die Erstbegehung samt Begründung der Bewertung und der Forderung nach Öffnung der Alpenskala bedurfte ja der Veröffentlichung. Eben dafür aber genügend Platz freizuhalten im nächsterscheinenden Heft der DAV-Mitteilungen, das erwartete er nun von mir, der Helmut Kiene. *Dazu* also hatte er mich erst „weicheredet“ – und dies im verflixten siebten Jahr meines Funktionärsdaseins beim Alpenverein!



Helmut Kiene, Häresiarch wider das Paradigma VI+, flog am 2. Juni 1977 zwar erneut aus dem Quergang zu den Pumprissen (links). Doch diesmal kehrte er deswegen nicht um, sondern führte seine Route zu Ende (oben).

Fotos:  
R. Karl

Rechts: Helmut Kiene 1976  
beim internationalen Kletterwettbewerb  
in der UdSSR.

Foto:  
R. Karl

Doch von Helmut Kiene war ich einiges gewohnt. Seine Kletterfähigkeiten kannte ich. Eine Blamage war also nicht zu befürchten, wenn ich auf sein Vorhaben einging. Nur zu stichhaltig war außerdem sein Plädoyer dafür, der grassierenden Abwertung aller überlieferten Schwierigkeitsbewertungen durch eine Öffnung der Skala nach oben zu begegnen. Was Brandaktuelles hätte ich in den „Mitteilungen“ endlich auch mal zu bieten, und dies authentisch illustriert mit den Fotos eines Reinhard Karl...

Die Auseinandersetzung mit meiner Funktionärsseele entwickelte sich ziemlich dialektisch. Am 2. Juni 1977 flog Helmut Kiene zwar ein weiteres Mal aus dem Quergang zu „seinen“ Rissen. Diesmal kehrte er deswegen aber nicht wieder um. Beim nochmaligen Versuch schaffte er die heikle Stelle und anschließend als allein Führender die Risse. Dabei verwendete er zur Zwischensicherung in den fünf Seillängen nur Klemmkeile (Friends gabs damals noch keine!), und die eben nur zur Sicherung, nicht also zur Fortbewegung. Der Bericht darüber erschien im nächsten DAV-Heft (4/77), ohne vorher weitere grüne Tische belastet zu haben. Nach Jahresfrist aber, also im Sommer 1978, erteilte die UIAA dem Vorgang ihren Segen. Der siebte Grad und mit ihm die Öffnung der alpinen Schwierigkeitsskala hatte von da an folglich auch auf grünen Funktionärstischen als Realität zu gelten. So also hatte Helmut Kiene durch seinen Streich nicht zuletzt erreicht, daß die seiner Zeit weit vorausseilenden Einsichten des Hans Dülfer spät zwar, doch nun sogar „vom Amts wegen“ eingeholt worden waren vom Troß der Bergsteiger.

Heute ist Helmut Kiene wissenschaftlicher Mitarbeiter des Fachbereichs Medizin an der „Alternativen Universität“ in Herdegge. Als Anthroposoph in der Nachfolge Rudolf Steiners stehend, kämpft er dort so jugendlich-forsch wie einst gegen das „Paradigma“ des sechsten Grades gegen ihm suspekt erscheinende Paradigmen der modernen Wissenschaftstheorie. Als Gegenentwurf zu dieser hat er bereits seine Vorstellungen von den „Grundlinien einer essentialen Wissenschaftstheorie“ in einem Buch für die Universitätsbibliothek von Herdegge skizziert. Ein weiteres derartiges soll dem Vernehmen nach bald folgen. Nicht so konsequent zwar wie Kiene, doch unverkennbar tendieren heute indessen auch einige andere noch von denen, die seit dem Ende der sechziger Jahre die Renaissance alpinen Kletterns im Stil der Zwischenkriegszeit bewirkten, zu einer „alternativen“ Lebensweise...

Daß diese nochmalige Renaissance extremen Freikletterns streng alpinen Stils in den „Pumprissen“ ihren Höhepunkt und besonders klaren Ausdruck gefunden habe, ist – in rhetorischer Fragestellung – hier schon angeklungen. Kennzeichnendes Element dieses Stils ist, daß Schwierigkeit und Risiko einer Kletterei in ziemlich ausgewogener Proportion zueinanderstehen. Können, abwägende Vorsicht und Entschlußkraft eines Begehers also in annähernd gleichem Maß fordern.

Eigen ist dieses Stilelement deutlich auch der Route, die Michael Hoffmann und Andreas Schrank noch im selben Jahr 1977 durch die Nordostverschneidung zum Nordgipfel des Predigtstuhls legten. Und schon der Name, „Lohn der Angst“, den 1979 Sepp Gschwendtner, M. Ertl und Andreas Schrank als Erstbegeher



einer weiteren Route an der Christaturm-Ostwand zudachten, läßt auf dieses Element schließen.

## Erneuter Wandel

Gewiß sind Tourenziele, die solchen Stilvorstellungen entsprechen, bis heute begehrt geblieben: So hat der Harry Rost, inzwischen ein Senior von 60 Lenzen, bis 1985 bereits zum dritten Mal nun auch die Pumprisse durchklettert. Und auch, wer nach Möglichkeiten sucht, Neuland in diesem Stil zu begehen, findet, die Chronisten diverser Alpinzeitschriften belegen es, solche alpenweit, also ebenfalls im Kaiser (s. S. 69 ff.). Dennoch: Daß Ereignisse von einiger Signalwirkung nicht zuverlässig drauf schließen lassen, wohin eine Bewegung, die da einen kräftigen Schub nach vorne erfahren hat, tendieren wird, auch dies lehrt das Beispiel der Pumprisse. Zu einem deutlich überwiegenden Anteil nämlich erfolgte die Weiterentwicklung des Freikletterns seit 1977 nicht in klassisch-alpiner, sondern anderer Richtung. Und zwar in einer, worin das Risiko als Stilelement von – zumindest mehr oder weniger – untergeordneter Bedeutung blieb gegenüber der regelgerecht zu überwindenden Schwierigkeit.

Was im Frankenjura der Kreis um Kurt Albert oder in den norddeutschen Mittelgebirgen der um Richard Goedeke seit Jahren schon vorexerzierte, wurde zunehmend nun beliebte Praxis auch an Alpenwänden: Rotpunkt-, Rotkreis-, Rotkreuz- oder AF – also mehr oder minder vollendet gelungene freie Begehungen von Routen, die bislang teils oder auch vorwiegend nur mit Haken- und sonstigen Hilfen geschafft worden waren. Doch wengleich nicht als Hilfs-, als Sicherungsmittel waren die Haken, die in solchen Routen meist ausreichend genug zu stecken pflegen, nach wie vor sehr willkommen. Immer mehr Anhänger verschrieben sich fortan dieser – also relativ risikoarmen – Stilrichtung sportlichen Kletterns. Diese Entwicklung zum Breitensport aber brachte es mit sich, daß auch eine größere Zahl von wirklichen Kletterbegabungen ihr Talent tatsächlich erprobte – und sodann durch intensives Training förderte. Die Folge: Die Möglichkeiten für solche „Rotpunkt-“ oder ähnliche Begehungen

waren bald weitgehend „abgegrast“. Der Ausweg: Die Kletterer „erschlosserten“ sich neue Routen selber zuerst wieder haken-technisch, um sie hinterher frei zu versuchen. Da sie nach dieser Methode freilich nur mehr an Wandstreifen verfahren konnten, die selbst während der Hochzeit technokratischen Kletterns in den sechziger Jahren unberührt geblieben waren, erhöhte sich nun doch wieder bei diesen Unternehmungen der Anteil auch des Risikos im Verhältnis zur Schwierigkeit erheblich. Da lag es nahe, zur Risikoverminderung projektierte Anstiegslinien zunächst von oben her, abseilend, ausreichend mit zuverlässigen Haken, also häufig wohl Bohrhaken, zur Sicherung auszustatten, und erst dann mit den Ersteigungsversuchen von unten her zu beginnen. In den Klettergebieten der Mittelgebirge ist dies heute bereits ganz überwiegend die übliche Praxis. Doch auch an Alpenwänden und auch im Kaiser gibt es schon Beispiele solcher Art, im Kaiser sogar schon sehr frühe, wenn wir an die Predigtstuhl-Direttissima denken.

Im Gange ist ein weitgehender Umgestaltungsprozeß des Felskletterns wie zu Dülfers Zeiten. Den noch viel tiefergehenden Umgestaltungsprozeß zu bezeichnen, der heute, wie zu Dülfers Zeiten, gleichfalls im politischen, technologischen, wirtschaftlichen, sozialen Bereich im Gange ist, mögen hier – wahllos – wenige Stichwörter genügen: Satellitenfernsehen, Challengerexplosion, Wettrüsten, Atomtests für friedliche und militärische Zwecke, „GAU“ von Tschernobyl, Kriegs- und Existenzangst, Geburtenrückgang in Europa, Umweltkatastrophe, Hunger in der Dritten Welt, Kunstherz, Retortenbaby, Mikroelektronik, Video, Arbeitslosigkeit, Jobsharing, Ausländerfeindlichkeit, Diskriminierung von Minderheiten, Hinwendung vor allem Jugendlicher an die unterschiedlichsten Heilslehren, Punkszene –, die Günter Grass in seinem Endzeitroman „Die Rätin“ mit den Flagellantenzügen des ausgehenden Mittelalters assoziiert – ...

Swami Prem Darshano, einer der gegenwärtig erfolgreichsten Kletterer, ist Sannyasin, also Anhänger von Baghwan. Er klettert in orangegefärbtem Smoking und mit gleichfarbigem Zylinder. Das erinnert an Paul Preuß, in dem sich das rechte Klettergefühl nur einstellen wollte, wenn er eine farblich passend auf die jeweilige Jahreszeit abgestimmte Krawatte trug.

„Da hinunter, das wäre der schönste Tod“, sagte Dülfer auf der Kleinen Halt zu Franz Nieberl, mit der Hand in die Tiefe weisend, der sie gerade als Erste (zusammen mit J. Klammer und A. Wolochowe) über die Nordwand entstiegen waren. Und wie drückt ein Spitzenmann von heute sein Klettergefühl aus? Wolfgang Güllich sagt: „... das muß die Idealisierung des sportlichen Freiklettergedankens sein. Eine solche besondere Situation weckt die allerhöchste Motivation – sie konzentriert alle Energien nur noch auf ein Ziel.“ Doch nachdem dies Ziel endlich erreicht ist: „Nach dem Koitus ist jedes Lebewesen traurig! Und so folgen dem Aufbäumen in fanatischer Kletterleidenschaft Tage totaler körperlicher und geistiger Erschöpfung...“ „Mythomania“ benannten eine der jüngeren Routen im Kaiser deren Erstbegeher. Solche Namen sind wohl ebenfalls Ausdruck eines Kletter- oder auch Lebensgefühls –; oder der Versuch eines Gegenentwurfs für ein Lebensgefühl jenseits des der Wirklichkeit verhafteten.

Die „Mythomania“ ist eine jener Anstiegslinien, die im Verlauf des letzten Jahrzehnts das Routenraster an der Fleischbank-Ostwand gewaltig verdichtet haben: es sind bis heute in diesem Raster weit mehr solcher Linien aus den Jahren nach 1977 zu finden als aus den Jahrzehnten seit 1912 davor. Wie die Schlüsselkar- oder die Marmolada-Südwand gehört die „Fleischbank-Ost“ zudem zu jenen Wänden, an welchen die Entwicklungsgeschichte des modernen Felskletterns so deutlich wie an wenigen anderen abzulesen ist. In Urschrift von Anfang, also 1912 an, steht diese Geschichte sogar allein an der Fleischbank-Ostwand geschrieben.

## Großer Klettergarten?

Kräftig mitgewirkt am Kapitel, das gegenwärtig geschrieben wird im Kaiserfels, hat bis heute Wolfgang Müller. Er hat es auch unternommen, die Ereignisse dort seit 1977 für die folgenden Seiten dieses Buches nachzuzeichnen. Die Lektüre solcher Seiten weitab vom eigentlichen Ort des Geschehens mag leicht zum – ziemlich abschätzig gemeinten – Kommentar verführen: Großer Klettergarten! Dazu hat Pit Schubert einiges zu sagen (s. S. 255): Mir hilft gegen solche Anwendungen sehr zuverlässig wiederum die Erinnerung an ein eigenes Kaisererlebnis:

Mitte Mai 1964, reichlich spät für unser Vorhaben, brechen wir, zu viert, von der „Strips“ auf zum Westwandpfeiler des Totenkirchls. Den Zustieg zum Pfeiler wählen wir über die Piazwand. Das „Piazwand“, also der berühmte Riß an der Schlüsselstelle, ist gemein naß. In den Hakenseillängen am Pfeiler erscheinen uns einige Stifte nicht übertrieben vertrauenerweckend. Wir schließen uns wiederholt zu einer Viererseilschaft zusammen. Als wir endlich auf die dritte Kirchlterrasse aussteigen, ist die Dämmerung schon ziemlich vorangeschritten. Zum Glück hat das Wetter bis jetzt unsere optimistischen Prognosen bestätigt. Noch ist das befürchtete Gewitter ausgeblieben. Wir steigen sofort ab. Die Nacht holt uns ein: kein Mond, keine Sterne. Wieder verbinden wir uns zu einer Viererseilschaft. Nicht der Sicherung wegen: Wir wollen lediglich verhindern, daß wir uns gegenseitig in der unterdessen fast vollkommenen Finsternis verlieren, wenn der eine in diesem, der andere in jenem Kamin nach dem Weiterweg sucht. Am „Führerwand“: zu zweit stehen wir noch oberhalb, einer der Kameraden im Kamingrund darunter, der vierte tastet sich gerade den kurzen Gegenanstieg hinauf zur langen Querung hinüber zum Vorbau. Da –: ein gewaltiges Schnalzen, Blitz und Donner in einem, gleichzeitig öffnen sich alle Regenschleusen, im Nu ergießen sich durch die Kirchl-Kamine munter sprudelnde Bäche, alle vier gleichzeitig „lupft“ uns sanft, aber merklich genug, ein elektrischer Schlag. Darauf folgt Blitz auf Blitz. Doch die haben auch ihr Gutes. Sie lassen nicht nur in der Tiefe das Stripsenjochhaus greifbar nah erscheinen. Taghell vielmehr leuchten sie uns jedesmal auch den Weiterweg aus. So erreichen wir endlich doch wieder die „Strips“. Fehl schlägt dort allerdings der Versuch, telefonisch die gewiß lang schon an diesem Sonntag unserer Heimkehr harrenden Angehörigen zu verständigen: Zwar läßt sich gerade noch die Verbindung herstellen. Doch dann setzt ein Blitz die Elektroanlagen des Hauses samt Telefonleitung außer Dienst.

## Die Geschichte der Geschichte die Geschichte ist

Wolfgang Müller

Die weißen Finger, die jetzt den Ton auf meiner Schreibmaschine angeben, stampfen noch etwas verhalten und unsicher auf den vier Tastenreihen der Maschine, die so unendlich viele Wörter verbergen. Laß sie nur kommen, sage ich mir mit riesigen Falten auf der Stirne. Wie die Kugel in einem Flipperkasten schießen mir die Wortfetzen durch das Hirn, ohne daß es mir möglich ist, sie auch nur kurz festzuhalten.

Ich lege mich halb auf die elektrische Schreibmaschine, die plötzlich wie wild anfängt, unsinnige Buchstaben auf das Papier zu drucken. Erst als mir der Ellenbogen, der den Kopf stützt, schmerzt von der harten Unterlage, habe ich einige Satzteile entziffert. So schnell es meine Schreibkünste zulassen, versuchte ich sie schwarz auf weiß zu fesseln.

„Pumprisse“ von Reinhard Karl und Helmut Kiene werden mit dem 7. Grad erstmals bewertet... „Schlemmerrisse“ mit dem eineinhalb Meter ausladenden Rißdach... „Mythomania“, „Neue Dimension des Herzens“, „Sinfonie in Rot“ mit Swami Prem Darshano aus dem Zillertal... Michael Hoffmann und Andreas Schrank klettern die von ihnen erstbegangene „Frustlos“ an der Fleischbank frei und führen damit den 8. Grad ein... erstmals der 9. Grad im Kaisergebirge... viel Angst und das Wort „Odyssee“... „Sporthetz“ wird als erste Route von oben eingebohrt, mit Willi Brunner gelingt mir die erste freie Begehung dieser Route... in die klassische Predigtstuhl-Direttissima werden Bohrhaken geschlagen, und die Route so frei geklettert... Klettergarten im Gebirge oder Gebirge-Klettergarten? ...die einzigartige Plattenwand mit dem „Schlichtweg“ von Michael Hoffmann... „Bellissima“ und der „Weg zum Ende“ ...und schließlich viele Stunden zwischen Aufstieg, Einstieg, Ausstieg und Abstieg.

Wolfgang Müller  
in „Bellissima“



Foto:  
M. Hoffmann

Die Fingerspitzen brennen von dem harten Aufschlagen auf der Tastatur, während die Wörter ihren Platz finden. Schnell wollte ich die Buchstaben auf das leere, weiße Papier bringen, welches den Gedankenfluß viel stärker anregt als das schon beschriebene, um hinter diese, für viele so ungereimten Wörter zu blicken. Gleich einem Bienenschwarm umgeben die Sätze beim Nachdenken den Kern der Sache:

Die Sache, die in diesem Fall Thema heißt. Genauer eine Arbeit, die ich für BERG '87 schreiben soll oder besser möchte. So manche Stunde habe ich dann über das Thema: „Die Entwicklung des Kletterns im Kaisergebirge seit den „Pumprissen““ gegrübelt. Mir war bald klar, daß ich in dieser trockenen Form, wie sie in der Überschrift anklingt, nur schwerlich etwas zustande bringen kann. Jetzt, wo so viele fette schwarze Zeilen sich über das Papier ziehen und so etwas wie Ordnung in die Gedanken gekommen ist, entdeckte ich hinter den schwärmenden Arbeiterbienen den Bienenstock mit der Königin.

Die Geschichte, die seit den Pumprissen im Kaiser geschrieben wurde, ist zeitweise auch ein Teil meiner Geschichte, ständig zumindest Wegbegleiter. Zu oft bin ich die Steinernen Rinne emporgegangen, zu viel habe ich in den Wänden links und rechts der Steinernen Rinne gesucht und gefunden, als oftmals rettendes Ufer, zuviel Angst, Freude und gewollte Kraft über, unter und in einem der vielen Meter von grauem Kaiserfels dort in den Wänden gehabt.

Bald habe ich mit Sicherheit auch das Wort Kaiser und Fleischbank in meinem Kopf überstrapaziert, so daß ich nach einigen Touren, die dort geplant oder bereits begonnen sind, eine längere Denkpause benötige, um wieder etwas distanzierter vom Parkplatz an der Griesner Alm in Richtung Ellmauer Tor laufen zu können.

Nicht weil ich als Lokalmatador, Gebietskenner, Erschließter oder vielleicht als Einfaltspinsel betitelt werden möchte, ist es immer wieder die Fleischbank mit ihren Nachbarwänden, die mich anzieht. Grund bzw. die Gründe sind vielmehr die gleichen, die auch so viele Kletterer vor mir schon angezogen haben, gerade hier über ihre Grenzen zu springen und Neues zu ertasten. Anzuführen, welche Gründe es gibt, würde vieler Worte bedürfen. Ein Grund, der für alle sicher gleich gilt, ist der steile, geschlossene und vor allem feste Kalkfels, welcher der Fleischbank und den Nachbarwänden schon so viele Routen förmlich aufgezwungen hat. Allein die unterdessen enorme Anzahl von Führen zwingt die Kletterer, immer kühnere Linien für ihre Erstbegehungen zu suchen. Die Chronik der Ersteigungsgeschichte dieser Wände läßt keine Widersprüche gelten.

### 1977

Am 2.6.77 gingen Helmut Kiene und Reinhard Karl sicher nicht vergebens zum Einstieg des Fleischbankpfeilers. Gewiß dürfte auch sein, daß sie ein kleines Rumoren in der Magengegend verspürten, spätestens als sie unter dem Pfeiler standen und ihre geplante Linie noch einmal mit den Augen abgingen. Am Abend konnten die beiden die erste Begehung der „Pumprisse“ am Fleischbankpfeiler in ihr Tourenbuch einschreiben. Diese Neutour



Links: Der Fleischbankpfeiler,  
 1 = Rebitschrisse mit Brandler/Schönthaler-Zustieg,  
 2 = Pumprisse, 3 = Variante Pickl/Scharl. Links die Ostschlucht,  
 aus der der Originalzustieg von Rebitsch zu seinen Rissen und  
 neuere Routen wie „Theaterrisse“, „Schlemmerrisse“,  
 „Sphinx“ zum Pfeilergipfel leiten.

Foto: R. Karl

wurde als erste in den Alpen mit einem neuen Schwierigkeitsgrad bewertet. Mit den berühmt-berüchtigten „Pumprissen“ sollte sich aber nicht nur der siebte Grad durchsetzen, sondern auch der Begehungsstil, in dem diese Erstbegehung ausgeführt wurde, bestach. Helmut und Reinhard verwendeten zur Sicherung in den Rissen nur Klemmkeile, die sie wieder mitnahmen und so jeder Seilschaft das Problem der Absicherung selbst überließen. In den nächsten Folgejahren wurden fast alle von unten erreichbaren Risse frei geklettert, wobei die Keile das Hauptsicherungsmittel waren. Freies, sauberes Klettern hieß ab der Erstbegehung der „Pumprisse“ die Devise beim Eröffnen neuer Kletterrouten.

## 1978

Josef Heini und Rolf Kajanne folgten ein Jahr später, am 23. 7. 78, dem Beispiel von Helmut Kiene und Reinhard Karl, kletterten mit der Erstbegehung der „Theaterrisse“, ebenfalls am Fleischbankpfeiler, eine Reißreihe, die heute mit 7- bewertet und ebenfalls fast ausschließlich mit Keilen aller Größen abgesichert wird. Bei dieser Art von Freiklettereien muß der Begeher nicht nur den reinen klettertechnischen Schwierigkeiten gewachsen sein, sondern auch die Schwierigkeiten, die beim Sichern auftreten, mit einbeziehen.

## 1979

Riß um Riß wurde von den Kletterern angegangen, denn in den Rissen versprachen die Keile gute Sicherung. Normalhaken wurden nur dort geschlagen, wo es sonst keine Sicherungsmöglichkeit für den Kletterer gab. Zwei Jahre nach den „Pumprissen“ wurde der siebte Grad an seiner oberen Grenze erreicht. Michael Hoffmann und Andreas Schrank stiegen noch spät am Tag des 3. 6. 79 vom großen Quergang der Rebitsch-Spiegl-Führe aus in die glatte obere Wandhälfte der Fleischbank-Ostwand ein. Dieser Wandteil wird nur von einem abweisenden feinen Riß durchzogen, der an einigen Stellen unterbrochen ist. Zwei Stellen mußten von

Andreas und Michael vorerst technisch mit Hilfe von Keilen überwunden werden. Die Route, die sie „Frustlos“ nannten, war aber auch mit ein paar Metern technischer Kletterei ihrer Zeit um eine Nasenlänge voraus. 7, A2, gaben die beiden als Schwierigkeit an. Nur neun Tage später, am 12. 6. 79, waren es Reinhard Pickl und Werner Scharl, die sich ein Reißsystem an der Fleischbankpfeiler-Südostwand ausgesucht hatten. Mit ihrer Erstbegehung der „Schlemmerrisse“ stießen sie ebenfalls an die obere Grenze des siebten Grades. Sie kletterten dabei unter anderem ein eineinhalb Meter ausladendes Reißdach frei. Zu dieser Zeit wurde das Freiklettern im Gebirge wieder ganz groß geschrieben und fast keine ernsthaften technischen Routen eröffnet.

Einen etwas brüchigen Weg suchten sich Reinhard Schiestl und Swami Prem Darshano am 19. 8. 79 zum Gipfel des Fleischbankpfeilers aus. Das letzte hier noch frei gebliebene Reißsystem, das sich zur Absicherung nur mit Keilen und Normalhaken anbot, war das Ziel der beiden Österreicher. Reinhard Schiestl, der gerade aus dem Yosemite Valley in den Vereinigten Staaten zurückgekommen war und dort die letzten Feinheiten im Umgang mit Rissen und Keilen gelernt hatte, klemmte sich als Seilerster über die Hauptschwierigkeiten der Risse hinauf. „Sphinx“ nannten die beiden Tiroler diese ernste, anstrengende Freikletterei und bewerteten sie mit dem 7. Grad.

## 1981

Bereits zu Pfingsten waren Andreas Schrank und Michael Hoffmann ausreichend trainiert und motiviert, das Tüpfchen auf das i ihrer Erstbegehung von 1979, die Route „Frustlos“, zu setzen. Die erste freie Begehung derselben stand als Problem noch offen. Den beiden Erstbegehern selbst sollte diese Begehung schließlich glücken, wobei sie die Route bis auf einmaliges Ruhen in der sechsten Seillänge „rotpunkt“ bewältigen konnten. 8-, so lautete die Bewertung der frei gekletterten „Frustlos“, und sie war somit die erste Freikletterroute des achten Grades im Kaisergebirge (über die „rotpunkt“- u. a. Begehungen „alter“ Routen siehe Seite 66). Wird dieser wunderschöne Kletterweg heute fast jedes Wochenende geklettert, so war er die ersten Jahre nach seiner Eröffnung einer der gefürchtetsten im Kaiser.

## 1982

War es bis jetzt immer die Fleischbank mit ihren steilen Kalkwänden gewesen, an der sich die Neuerungen im Kaiser abspielten, sollte es diesmal die Maukspitze mit ihrer kompakten Westwand sein. Josef Heini, bekannt für sein gutes Neulandaugen und als Erschließer sicherer Kletterwege, fand im linken Wandteil die Möglichkeit für eine moderne Sportkletterroute („Pantherschreck“), wie sie es bis dahin im Kaiser noch nicht gab. Mit Bohrhaken sicherte er diese Platten- und Wandkletterei ab, was auf die bisher übliche Art und Weise mit Keilen und Normalhaken nicht mehr möglich gewesen wäre. Michael Kies kletterte den „Pantherschreck“ dann am 26. 9. 82 frei, nachdem vorher alle nötigen Zwischensicherungen und Standplätze eingerichtet waren. Die Bewertung mit 9- von den beiden Erstbegehern wurde schon bald von den Wiederholern auf den achten Grad reduziert.

Bestätigt haben allerdings alle, daß es sich um eine der schönsten modernen Routen handle.

Erst zwei Jahre später sollte sich der moderne Stil, auf diese Art Erstbegehungen zu machen, d. h. Bohrhaken als Sicherung zu benützen, wie dies Heintl beim „Pantherschreck“ praktiziert hat, durchsetzen. Der Vorteil liegt darin, daß das Klettern sicherer wird, Wände begangen werden können, die mit der konventionellen Methode nicht erschlossen werden konnten, und Schwierigkeitsgrade sicher geklettert werden können, wie sie bisher nur in den Klettergärten möglich waren, wo der Bohrhaken schon lange als Sicherungsmittel eingesetzt wird. Die Kehrseite der Medaille ist, daß die Kletterer sich selbst in nur kurzer Zeit den Spielraum für eine weitere Entwicklung nehmen. Denselben Vorwurf macht man heute auch den Sportkletterern in den Klettergärten der Mittelgebirge.

Auch im Gebirge allerdings stecken unterdessen bereits in einigen Touren Bohrhaken, wo übliche Sicherungsmittel wie Keile, Haken oder Schlingen ebenfalls ausreichende Sicherheit versprochen hätten. Der größte Nachteil dieser Methode für den Neutourenerschließer selbst dürfte darin liegen, daß er sich selbst um ein Gefühl bringt, welches den besonderen Reiz einer Erstbegehung ausmacht. Plötzlich kann man die psychischen Anforderungen auf physische minimieren.

Im weiteren Verlauf des Sommers '82 war Josef Heintl aber auch an der Fleischbank-Ostwand unterwegs, diesmal zusammen mit Albert Gilgenrainer. Den beiden gelangen dort zwei sehr anspruchsvolle Neutouren. Mit dem „Erotischen Abenteuer“, 7, A1 am 4.9.82 und tags darauf dem „Face Lifter“, 8-, A1, kletterten die beiden Wandpartien, die nahezu ungangbar anmuteten. Allerdings mußten sie auch Haken zur Fortbewegung benützen, um wieder in frei kletterbares Gelände zu gelangen.

## 1983

Die meisten Erstbegehungen in diesem Jahr wurden noch ohne den Einsatz der Bohrhaken geklettert. Dennoch gab es eine wahre Lawine von Erstbegehungen im Kaisergebirge, und vor allen anderen war wiederum die Fleischbank-Ostwand mit ihrem grauen, festen Kalkfels davon betroffen. Hier wurden alle bisherigen Grenzen des Kletterns im Kaisergebirge gesprengt.

Am 12.6.83 gelang es mir mit S. P. Darshano, an der Fleischbankpfeiler-NO-Wand entlang einer Linie, die vollkommen selbständig zum Gipfel leitet, ohne einen Zu- oder Ausstieg fremder Kletterwege benützen zu müssen, zu klettern. „Neue Dimension des Herzens“ taufen wir die Route, die neben einer guten Beinarbeit vor allem starke Nerven fordert, wenn die Seillängen wie bei der Erstbegehung geklettert werden. Auch diese Linie wurde nur mit Normalhaken und Keilen gesichert, was meist nicht ganz einfach ist. So aber behielt diese Route auch für die Wiederholer einen ähnlichen Reiz wie den, den wir bei der Eröffnung empfanden!

Kurz danach, am 23.6.83, kletterten wir (W. Müller und S. P. Darshano) durch einen glatten, bisher unberührten Teil derselben Wand und erweiterten die Liste der Achter-Routen im Kaiser um die „Sinfonie in Rot“. Die schönste Linie jedoch fand in diesem Jahr Michael Hoffmann mit einem markanten Rißsystem rechts

der klassischen Führe, über die Hans Dülfer und Werner Schaar Schmid zum ersten Mal über die Ostwand den Fleischbank-Nordgrat erreicht hatten. Schwierigkeit bei freier Kletterei 8-, Routenname „Pötz Blitz“. Erste freie Begehung Anfang Juli durch Michael Hoffmann mit Hans Martin Götz, so lauten die schlichten Daten dieser anspruchsvollen Rißkletterei. Den Schlußpunkt in diesem Jahr setzten Swami Prem Darshano und ich mit der Eröffnung der Route „Mythomania“ in der Fleischbank-Ostwand. Die „Mythomania“, welche kühne Rißspuren als angedeutete Wegweiser zum Gipfelgrat benützt, war die erste Route, die, erstbegangen im klassischen Stil, mit glatt 8 bewertet wurde. Sie stellt höchste klettertechnische und moralische Ansprüche und brachte sicher den Höhepunkt an Schwierigkeiten, die bis zu diesem Zeitpunkt im Kaisergebirge geklettert wurden. Die Führe verläßt zwingend sichere Rißsysteme und führt mehrfach über steile, teils kompakte Wandstufen, die äußerst schwierig abzuschließen sind.

## 1984

Der etwas kühne, teilweise vielleicht sogar gefährliche Stil, in dem im Sommer 83 einige Neutouren durchgeführt wurden, setzte sich auch zu Beginn des neuen Sommers durch. Gleich zum Auftakt der Klettersaison konnten wir, Wolfgang Müller und Thomas Schäfer, am 3. und 4.6.84 eine abweisende Linie im oberen Teil der Fleischbank-Ostwand klettern. Wegen der meist steilen Wandkletterei haben wir zur Absicherung viele Normalhaken verwendet, da Klemmkeile solide Risse für eine gute Sicherung voraussetzen, die in dieser kompakten Wand nur selten zu finden sind. „Kopf ohne Welt“ nannten wir die Tour, die mit 8-, A0, hart bewertet sein dürfte. Oftmals klettert man in dieser Route, wie in vielen anderen dieses Stils, mit dem ständigen Bewußtsein als Wegbegleiter, jeden Zug beim Klettern genau kontrollieren zu müssen, da der kleinste Fehler nicht mehr korrigiert werden kann. Der Gang in den oberen Schwierigkeitsgraden darf dort für die Begeher keinesfalls ein Gang an der Sturzgrenze sein. Nur wer diesen Vorsatz beachtet, wird in den Genuß vieler solcher Touren kommen.

An der SO-Wand der Fleischbank waren am 19.8.84 Gerhard Hörhager jun. und Paul Koller erfolgreich. Stellenweise nur mit Skyhooks abgesichert, kletterten die beiden Tiroler durch glatte Platten im unteren und steile Rißsysteme im oberen Teil der SO-Wand. Gerhard und Paul sicherten ihre Route „Long Schoat“ nur mit Keilen und Normalhaken ab. Auf die Spitze getrieben wurde diese Weise, Routen von unten zu erschließen nur mit Normalhaken und Keilen als Sicherungsmittel, gewiß während der Erstbegehung der „Odyssee“, 9-, an der Fleischbank-Ostwand am 20./21.10.84. Diese zu verwirklichen kostete mich zusammen mit Darshano etliche Tage harter Kletterei. Dabei konnte die Schlüsselseillänge nur im Nachstieg frei bewältigt werden. Der Rest der Route war jedoch schon damals als das momentan größte Kletterproblem im Kaiser (und nicht nur dort) anzusehen. Doch noch während unserer Erstbegehung wurde der Stil, in dem wir diese durchführten, endgültig überholt von dem, Neutouren mit Bohrhaken als Sicherungspunkten zu erschließen.





Links: Die Fleischbank-Ostwand mit:  
 1 Südostverschneidung,  
 2 Direkte Ostwand,  
 3 Neue Ostwand,  
 4 Dülferföhre, 5 „Potz Blitz“, 6 Rebitsch/Spiegel,  
 7 „Frustlos“, 8 „Integer“,  
 9 „Schlichtweg“.  
 Der breite Schatten links der Routen „Integer“ und „Schlichtweg“ (die Routen überkreuzen sich im unteren Teil mehrmals, zu sehen ist nur der obere Teil) markiert die Ausstiegsschlucht der Aschenbrenner/Lucke-Föhre; in der schattigen linken Schluchtwand verläuft der obere Teil der „Mythomania“, im Bereich „Integer“ und „Schlichtweg“ außerdem die „Odyssee“. Ganz rechts der Schmuckkamin.

Foto:  
 J. Winkler

1985

Diesen Sommer war es endgültig so weit: die Kletterer hingen wie Spechte in den Wänden und hämmerten in den geschlossenen Kalk des Kaisergebirges Löcher für die Bohrdübel. Das, was man noch vor Jahren als Ende des Gebirgskletterns verteuftelte, sollte zur liebsten Beschäftigung einiger Kletterer werden.

Die ersten bedenklichen Erscheinungen sollten nicht lange auf sich warten lassen.

„Sportherz“ nannten die Erstbegeher Walter Wick, Steffen Geißler und Werner Grulich Mitte August ihre neue Route an der Karlspitz-Ostwand. Diese hatten sie als erste derartige Route im Kaisergebirge von oben eingebohrt; d. h. aus dem Abseilsitz wurden hier die Bohrhaken also gesetzt, damit die Route anschließend sicher von unten zu klettern sei. Wurde den Erstbegehern eine Stelle zu schwierig, verkürzten sie den Hakenabstand so, daß sie bequem technisch darüber hinwegklettern konnten. Verfolgt man diese Richtung bei der „Erschließung“ neuer Kletterföhren konsequent weiter, so wird die Infrastruktur der Wände bald wieder um solide Eisenleitern erweitert werden. Und der neueste Stand der Technik ist ja schon die mit Akku betriebene Bohrmaschine, die schließlich alle Wege öffnet. Problematisch erscheint mir da nur noch der

anstrengende Transport von ein paar Kilogramm geballter Technik zum Einstieg bzw. zum Ausstieg. Oder soll ein solcher Einstieg besser vielleicht doch als endgültiger Ausstieg bezeichnet werden?

Doch Bohrhaken hin und her oder besser oben und unten; letztlich muß jeder Kletterer selbst darüber entscheiden, wie er sich verhält. Regeln und Gesetze gibt es schon genug, doch sollte man vielleicht wie früher lieber noch einen Winter lang trainieren, ehe man eine Kletterstelle mittels Bolt löst. Im übrigen paßt hierzu, glaube ich, am besten der Spruch: „Jedem bei jedem Wie viel Spaß“.

Die Routen '85 lassen trotz allem aufhorchen: Thomas Schäfer und Georg Kronthaler klettern Mitte Mai an der Predigtstuhl-Westwand eine schöne Linie, die sie „Bellissima“, 8-, taufen, und die trotz der geschlagenen Bohrhaken den geschickten Einsatz von Keilen zusätzlich erfordert. Diese Route wurde, wie bisher fast alle modernen Sportkletterrouten, von unten geklettert, wobei man die nötigen Bohrhaken vom Skyhook (eine Art Klemmkeil mit Trittschlinge, d. Red.) oder von provisorisch angebrachten Sicherungspunkten aus schlägt. Ist die Route schließlich voll eingerichtet, wird sie durchgehend von unten „rotpunkt“ oder „rotkreis“

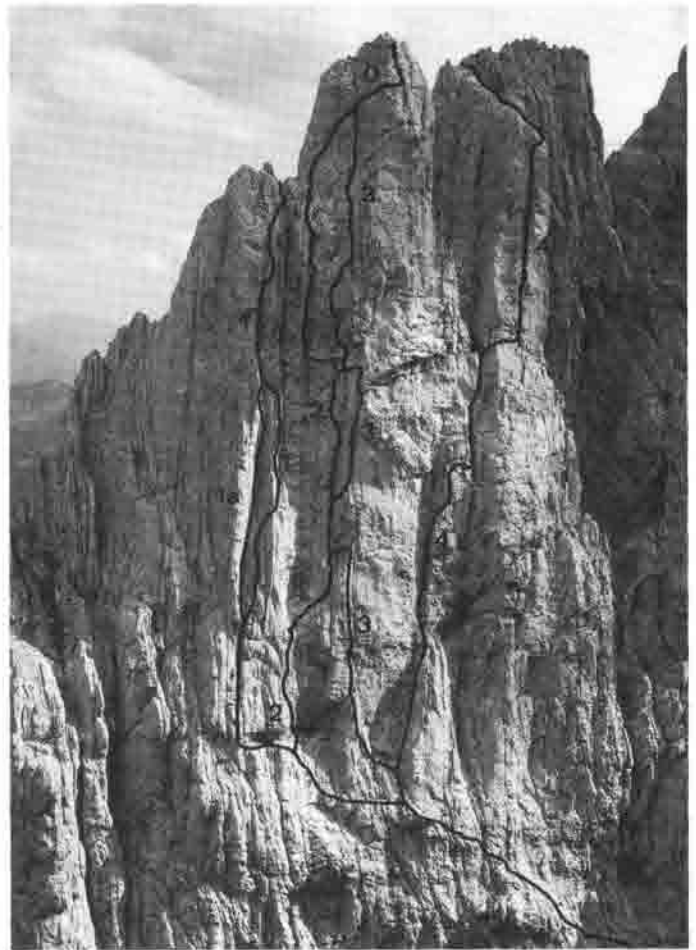
geklettert, wie dies auch in den Klettergärten geschieht. Das lautlose Kletterreglement schreibt diesen Begehungsstil vor, damit die Route als frei geklettert gilt. Anmerkungen wie „Rotpunkt mit einmaligem Ruhen“ sollten künftig in Wandbüchern nicht mehr zu finden sein.

„Rotpunkt“-klettern konnten Heinz Mariacher und Luisa Jovane für Filmarbeiten endlich auch die Predigtstuhl-Direttissima. An dieser bis dahin stellenweise hakentechnisch zu kletternden Route aus dem Jahr 1952 scheiterten bisher alle Versuche, sie frei zu klettern, da meist schlechte Haken an den schwierigen Stellen und auch an den Standplätzen nur unzureichende Sicherung für die bei freier Kletterei ziemlich hohen Schwierigkeiten versprachen. Heinz schlug deshalb an den problematischen Stellen und an den Standplätzen Bohrhaken. Neu abgesichert ist diese Route, die jetzt mit 8 bewertet wird, eine sehr lohnende Sportkletterroute, die im selben Jahr noch einige Wiederholungen in freier Kletterei verzeichnen konnte.

Und endlich gelang auch eine freie Begehung der umstrittensten Route aus dem Jahr 84, der „Odyssee“, von der wir damals die entscheidende Seillänge nur „Rotkreuz“, d. h. im Nachstieg frei klettern können. Der innere und der äußere Druck, auch diese Seillänge „rotpunkt“ oder „rotkreis“ zu klettern, ließ mich nicht mehr los. Nach einigen vergeblichen Anläufen glückte schließlich eine Rotkreisbegehung am 28.9.85. Die Bewertung mit 9- ist mehr als gerechtfertigt. Es handelt sich bei der „Odyssee“ um die erste Route des neunten Grades, die von unten nur mit Normalhaken und Keilen gesichert erstbegangen wurde. Wiederholer sollten gute Moral mitbringen und außerdem einen Spagat trainieren. Die offene, überhängende Verschneidung der Schlüsselseillänge ist nämlich fast ausschließlich mit Stütztechnik zu klettern, damit die Seitenwände mit ihren etwas unzuverlässigen Schüppchen nicht unnötig belastet werden.

Einen Kletterweg in besserem Fels fand Michael Hoffmann im selben Wandteil der Fleischbank-Ostwand. Durch die geschlossene Plattenwand zwischen der Aschenbrenner-Lucke-Schlucht und dem Schmuckkamin führt die Linie („Schlichtweg“), die Michael nach vielen Versuchen erst technisch kletterte, um sie am 1.10.85 zusammen mit Martin Leinauer „rotpunkt“ zu meistern. Die Standplätze sicherte Michael mit soliden Bohrhaken ab, über die die Wiederholer auch abseilen können. Die Schlüsselseillänge übte er zuerst von oben gesichert, um ihre freie Begehbarkeit für die endgültige Durchsteigung zu testen.

Die letzte vollständig „rotpunkt“ gekletterte Erstbegehung im Spätsommer 85 gelang am 3. 10. 85 schließlich mir zusammen mit Willi Brunner am Fleischbankpfeiler. Zuvor war ich die Route mit Gipsarm am Seil von Thomas Schäfer nachgestiegen, mit dem ich früher schon den unteren Teil der Anstiegslinie überklettert hatte. „Weg zum Ende“ oder – ohne Ausstiegsriß – „Langes Ende“ nannten wir diese Neutour, die mit 8- streng aber richtig bewertet sein dürfte. Den Namen wählten wir, da wir für diese Route erstmals bei einer Erstbegehung Bohrhaken verwendeten und bald einsehen mußten, daß auf diese Weise fast alles möglich ist. Der große Reiz, den uns unsere im alten Stil geglückten Neutouren noch vermitteln konnten, war verschwunden.



*In Lesern, die das Klettergeschehen der letzten Jahre nicht selber genau verfolgen konnten, mögen Wolfgang Müllers Ausführungen einige Verwirrung auslösen. Präzisiert sei deshalb hier noch einmal (s. S. 67), was in seiner „Geschichte der Geschichte, die Geschichte ist“ unausgesprochen mitklingt: Bestrebt, ihre neuen Freikletterrouten so anzulegen, beziehungsweise „einzurichten“, daß deren Absicherung im jeweils notwendig erscheinenden Ausmaß gewährleistet ist, vollziehen nämlich die Kletterer dieser Jahre in nur leicht abgewandelter Form noch einmal die Entwicklung der „Erschließung“ moderner Felsenwege nach. Seinen Ausgang genommen hat dieser Nachvollzug beim „clean climbing“ nach amerikanischem Vorbild. Dabei bringt jede Seilschaft, die eine Route begeht, ihre Sicherungsmittel (meist Klemmkeile unterschiedlichster Art) dort selbst an und – nimmt sie wieder mit. So verfahren Helmut Kiene und Reinhard Karl an den Pumprissen (nicht aber im Quergang, der zu den Rissen führt). Da Möglichkeiten, die diesen Stil erlauben, also entsprechende Risse, auch im Kaiserfels so häufig nicht sind, war der nächste Schritt der, die Routen – wieder – mit einer ausreichenden Anzahl fixer Haken auszustatten. Zunächst mit Normalhaken wie einst Roland Rossi den Überhang unterm Grasband der Fleischbank-Südostwand oder neuerdings Prem Darshano und Wolfgang Müller ihre „Odyssee“ an der Fleischbank-Ostwand. Wo aber gänzlich geschlossener Fels selbst die spezialsten Normalhaken nicht mehr annimmt, behelfen sich wie in den vierziger Jahren Wastl Weiß an der „Mauk-West“ und an der „Fleischbankverschneidung“ so vierzig Jahre später Michael Hoffmann am „Schlichtweg“ (Fleischbank-Ostwand) mit – wenigen – Bohrhaken. Folgt schließlich der – bislang – letzte Schritt, daß die Erschließer neuer*

Seite 72: Die Westwand des Predigtstuhl-Nordgipfels:

1 Fiechl/Weinbergerföhre (1a Direktvariante), 2 „Bellissima“, 3 Direttissima, 4 Schüle/Diempföhre mit – 4a – Haslacher-Beringer-Ausstieg zum Mittelgipfel (Pfeil: Ausstieg durch die Westschlucht). Eine neue Route zwischen den Routen 3 und 4 zum Nordgipfel ist derzeit projektiert.  
O = Oppelband

Foto: J. Winkler

Routen diese mit dem nötigen Sicherungsinventar nicht mehr in „klassischer“ Manier von unten sich emporarbeitend versehen, sondern – abseilend – von oben: so geschehen an der Karlspitz-Ostwand mit der Route „Sportherz“.

Unbestritten freilich – und das ist das eigentlich Neue an der jüngsten Entwicklungsphase des Kletterns – unbestritten als mustergültig zählt die „Begehung“ einer Route erst, wenn ein Kletterer diese „frei“ geschafft, die dazu benötigten Sicherungsmittel also nur zum Selbst-, nicht aber zum Zweck der Fortbewegung benutzt hat. Die „Stillfragen“, die Wolfgang Müller in seinem Beitrag aufwirft, beziehen sich fast ausschließlich also auf die Art, wie die „Erschließer“ von neuen Routen diese zunächst mit der nötigen Sicherungs-(oder hilfsweisen Fortbewegungs-)Ausstattung präpariert haben. In die derzeit ziemlich kontrovers geführte Diskussion um diese Stillfragen greift Wolfgang Müller selbst nur mit sehr zurückhaltender Kritik ein. Darum wollen wir von der Redaktion auch hierbei nicht der Untugend verfallen und altklug vom „grünen Tisch“ aus urteilen. Statt dessen geben wir die Gedanken wieder, die sich **Michael Hoffmann** anlässlich der Eröffnung des „Schlichtweges“ an der Fleischbank gemacht und für Heft 4/1986 der Sportkletterzeitschrift „Rotpunkt“ niedergeschrieben hat. (d. Red.)

„Ich möchte etwas über den Stil- und Ethikwandel bei Erstbegehungen sinnieren und eine Brücke schlagen zum Wiederholer der Routen. Zwei Schlüsselfragen beherrschen diesen Themenkreis; nämlich einerseits die Art der Sicherungsmittel, und andererseits, wie sie angebracht werden.

Die Einstellung mancher Kletterer Haken, Bohrhaken, Friends und Klemmkleien gegenüber mag seit eh und je die gleiche geblieben sein. Die anderer Kletterer mag sich im Lauf der Zeit geändert haben, wie etwa die meine. Wettete ich 77 noch gegen die Verwendung von Haken überhaupt (Predigtstuhl NO-Verschneidung), so akzeptierte ich sie 79 immerhin an Standplätzen (Frustlos). 82 waren dann plötzlich Bohrhaken an Standplätzen und geschlagene Zwischenhaken in Ordnung (Pötz-Blitz) und heute gefallen mir sogar gebohrte Zwischenhaken. Sich auf eine bestimmte Ethik der Sicherungsmittel einzuschließen, kann ich nach dieser Wandlung nur noch als dumm erachten. Der Verfechter irgendeiner Ethik ist immer entweder festgelegt, oder, so er im Lauf der Zeit unterschiedliche Inhalte verfiel, zunehmend unglaubwürdig. Folglich seien deshalb alle je von mir vertretenen Statements in dieser Sache annulliert.

Wie die Sicherungsmittel am Fels angebracht werden, ist die zweite Kernfrage der Stil- und Ethikdiskussion. Während der klassische Erstbegeher stets im Vorstieg und ohne die bevorstehenden Kletterstellen zu kennen eine neue Route eröffnet, setzt der moderne Erstbegeher Haken und Bohrhaken während des Abseilens oder im Jümar hängend, wobei die Verwendung eines akkubetriebenen Schlagbohrgerätes auf besondere Professionalität hinweist. Die so eingerichteten Seillängen wurden dabei entweder vorher toperope geklettert oder nicht; letzteren Fall erkennt man bisweilen an unglücklichen Plazierungen einzelner Bohrhaken.

Doch zur Aussage: auch in diesem Punkt kann ich mich nicht mehr

dazu versteigen, die eine oder andere Methode zu verteufeln. Selbst wenn meine Begehungen bislang einem mehr oder weniger klassischen Stil zuzuordnen sind, werde ich mich davor hüten zu postulieren, daß dies so bleiben wird. Jeder Erstbegehung liegt eine Idee zugrunde. Jede Route enthält die Idee einer Linie und die Idee eines Stils, widerspiegelt die gegenwärtige Haltung dessen, der sie eröffnet. Namen gewisser Erstbegeher sind ein Prädikat für gutgesicherte oder gleichwohl für gefährliche Touren, verbürgen sich für verlässliche Standplätze oder machen alpinbrüchige Passagen wahrscheinlich.

Jeder Erstbegehung liegt eine Idee zugrunde. Der klassische Erstbegeher könnte es leichter haben, seilte er sich von oben in die Route ein; die meisten Modernen könnten es leichter haben, verwendeten sie eine Bohrmaschine, und selbst die Profis könnten es leichter haben, indem sie ihre Haken setzen ließen. Doch da ist die Idee, und möge sie auch aus irgendeiner Abwägung oder Notwendigkeit resultieren. Die Idee, keine Haken zu verwenden, keine Bohrmaschine zu verwenden, eine Route von unten nach oben zu eröffnen, oder von oben nach unten.

Es hat sich eingebürgert, die Idee der Linie in exakten Skizzen mitzuteilen, um potentiellen Wiederholern das vollendete Werk schmackhaft zu machen. Es bürgert sich aber auch ein, die Idee des Stils gar nicht zu erwähnen – und da kann sich schon mal ein Wiederholer des Verdachtes kaum erwehren, hier solle das vollendete Werk seines Schöpfers Können in ein besonders strahlendes Licht rücken.

Ich verstehe diese Worte als einen Aufruf (auch an mich), über gelungene Neutouren auch das Wie ihres Zustandekommens mitzuteilen, nicht nur die Linie allein. Zwar kann das Wie bisweilen durch detektivisches Analysieren der Route rekonstruiert werden, aber zumindest den potentiellen Wiederholer erreicht es ansonsten nur über die meist vieleckige alpine Gerüchteküche.

Im gleichen Maße wie dem Wiederholer die ganze Idee einer Tour zugänglich sein soll, möge er sie auch respektieren. Wenn beispielsweise jemand fünf Meter nach dem letzten Haken und zwei Meter vor dem nächsten seinen Skyhook in ein Erosionsloch hängt, sich fixiert und einen Bohrhaken schlägt (Schlichtweg, dritte Seillänge), so demonstriert er damit sehr deutlich, daß er nicht gewillt ist, die Idee der vorhandenen Route zu respektieren (außer er behauptet, den zwei Meter entfernten Haken nicht gesehen und sich in unbegangenen Neuland geglaubt zu haben). Auch wenn jemand belassene Haken nach eigenem Gutdünken entfernt, kann man von Nicht-Respektieren sprechen, mögen auch die Motive der beiden Jemandes noch so unterschiedlich sein. Genug der Worte, die Botschaft ist eigentlich kurz und bündig zu formulieren: Erstbegeher, seid ehrlich! Wiederholer, beläßt die Routen im ursprünglichen Zustand!

Und schon habe ich mich wieder einmal für etwas ereifert, das aus anderem Winkel betrachtet zwangsläufig belanglos ist. Aus diesem anderen Winkel muß mein Eifer für einen Unbeteiligten oder für einen Weisen als Dummheit erscheinen. Zumindest der Weise wird die Dummheit verzeihen, ist ihm doch bewußt, daß immer nur über Idee, Ziel und Versuch Vollendung erreicht werden kann, selbst wenn im Nachhinein jeder Versuch eine Dummheit war.“



# Der Preis des Sieges über die Vertikale

Ein Gespräch über das Sportklettern mit Kurt Albert, Sepp Gschwendtner, Wolfgang Güllich und Elmar Landes

Peter Baumgartner

Seite 74: Wolfgang Güllich solo an der „Supernase“ (8) bei Gößweinstein.

Foto: G. Heidorn

Auf die Frage, was ich mit dem Sportklettern zu tun habe, könnte ich mit einem Zitat von Reinhard Karl antworten: „Eigentlich nichts“.

Karl hat dieses Zitat allerdings in einem etwas anderen Zusammenhang gebraucht. 1979, bei einer Alpinismustagung in Bad Boll, wo es um Ziele und Aufgaben der Bergsteigervereine ging, wo davon die Rede war, was die Extrembergsteiger eigentlich vom Alpenverein erwarten, antwortete er mit diesem seither klassischen Zitat.

Die Sportkletterer unter den Lesern dieses Beitrages werden mir sicher auch den Gefallen tun, von mir keinen wesentlichen Beitrag zu ihrem Tun zu erwarten. Bei dem im folgenden wiedergegebenen Gespräch mit Kurt Albert, Sepp Gschwendtner und Wolfgang Güllich, zu dem uns Elmar Landes auf Münchens Praterinsel eingeladen hatte, wurde zwar versucht, die ganze Spannweite des modernen sportlichen Kletterns abzustecken – dies aber eben nicht in der Art nüchterner Systematiker, sondern einerseits reflektiert durch die drei unmittelbar Beteiligten, andererseits hinterfragt von zwei Bergschreibern, von denen zumindest der eine – ich – keinen Anspruch darauf erheben kann, in diesem Thema wirklich Bescheid zu wissen. Ich war der Maschinist am Tonband. Es kommt mir auf den folgenden Seiten daher auch in erster Linie auf die Atmosphäre dieses Gespräches an. Die einzelnen Aussagen sollen nicht solange geglättet, frisiert und geliftet werden, bis sie auch der Nachprüfung in einem sportwissenschaftlichen Seminar standhalten würden. Das wäre allenfalls ein Beitrag zur alpinhistorischen Bewältigung des Problems, aber keine Gelegenheit für mich und meinesgleichen, einmal hinter den Vorhang zu schauen, hinter dem sich die geistige Welt der Cracks des siebenten bis zehnten Grades abspielt.

Zum Szenario, das ich mich hier zu entwerfen bemühe, gehört natürlich auch die Frage der Rollenbesetzung: Warum waren es ausgerechnet der Kurt, der Sepp und der Wolfgang, die dort um das Mikrofon saßen.

Uns Österreichern sagt man die Sucht nach Titeln und Auszeichnungen nach. Ein „Silbernes Lorbeerblatt“ allerdings, wie es Kurt Albert, Sepp Gschwendtner und Wolfgang Güllich im Jahre 1985 vom zuständigen deutschen Bundesinnenminister erhalten haben, das gibt es nun diesseits der rot-weiß-roten Grenze nicht. Ich stelle das fest, ohne mich weiter in unpassende Äußerungen über die Frage der offiziellen Anerkennung klettersportlicher

Leistungen zu verwickeln; unpassend über Titel und Auszeichnungen äußern sich bekanntermaßen nur jene, die dergleichen selber nicht haben.

Praktisch ist ein derartiges Lorbeerblatt natürlich schon. Es erspart einem lange Begründungen für die Einladungsliste.

Die vom silbernen Lorbeer Gekrönten wurden also mißbraucht, um die deutsche und die internationale Sportkletterszene auszu-leuchten. Man wird am Ablauf dieses Gespräches sehen, daß es Themen gab, die unseren drei Scheinwerfern nur ein müdes Blinzeln entlockten. Bei anderen wieder, insonderheit bei der Frage der Schwierigkeitsbewertung, gab es grelles Licht auf die Szene; und bei wieder anderen Themen, etwa beim Spannungsfeld zwischen dem Naturschutz und dem Sportklettern, roch es unter dem gleißenden Licht manchmal deutlich nach Versengtem. Ich riskiere es, diese Dinge im wesentlichen so stehen zu lassen, wie sie gesagt wurden – mit den nötigen Abstrichen natürlich, die sich einfach aus dem Platzbedarf ergeben; das Gespräch dauerte schließlich einen halben Tag. Das, was hier davon übrig geblieben ist, steht für mich als Symbol für die Szene: aufregend, neu, gelegentlich bestürzend, immer spannend, jedenfalls vorhanden als ein Grund für viele junge Leute, sich den Felsen überhaupt zu nähern.

## Wie es angefangen hat

Elmar (Landes): Es heißt zwar, daß der Sepp Gschwendtner der Senior des Sportkletterns ist, aber der Kurt Albert hat die Anfänge des Sportkletterns am intensivsten miterlebt und maßgeblich mitgestaltet. Er war mit einer der ersten, die rote Punkte an die Wände gemalt haben, an Wände, die früher technisch geklettert worden sind. Albert kommt vom alpinen Klettern. Er ist einer der ganz wenigen deutschen Bergsteiger, die den Walkerpfeiler zwei Mal gemacht haben, und er hat das alpine Klettern trotz des Sportkletterns auch nie aufgegeben. Er hat mit Wolfgang Güllich die erste Route des achten Grades in den Alpen gemacht, an der Schlüsselkar Spitze. Aber der Sepp Gschwendtner ist einer von denen, die der Kurt Albert sehr verschreckt hat mit seinen roten Punkten. Als der Sepp die roten Punkte gesehen hat und gehört hat, was das bedeutet, daß man das nämlich freiklettern kann, hat das seinen Ehrgeiz angestachelt, hat er es auch probiert und das war, glaube ich, der Beginn seiner Sportkletterlaufbahn.

Fotos: G. Heidorn

**Sepp (Gschwendtner):** Ich will mich nicht hinstellen, daß wir damals schon so gut im Freiklettern waren, aber es ist eine Tatsache, ich habe nie bei Wiederholungen einen Haken geschlagen, die ganze Zeit, in der ich im Gebirge geklettert bin, habe ich außer am Stand keinen einzigen Haken dazugeschlagen. Als ich mit der Daisy (Voogt) die Bancon-Ost gemacht habe, war die ziemlich ausgenagelt. Die A4-Haken waren heraußen, weil sie wahrscheinlich ausgebrochen sind. Und das bin ich damals schon freigecklettert. Das war deutlich schwerer als die anderen Touren, die ich damals gekannt habe.

**Elmar:** Der Sepp war eine schillernde Persönlichkeit, dem ist das Hakenklettern zu dumm geworden, der ist dann Autorennfahrer geworden. Das sage ich deshalb, weil wir dann später vielleicht noch darauf zurückkommen. Ganz lustig ist auch: Er hat als Kletterer einen Weltmeister im Bodybuilding als Vorbild gehabt. Über den Wolfgang Güllich weiß ich am wenigsten, aber das macht nichts, denn der ist derzeit der bekannteste. Beim Wolfgang war das – glaube ich – so, daß er gleich in das Sportklettern hineingewachsen ist. Ich kann mich erinnern, wie der Reinhard Karl immer geschwärmt hat von einem ganz jungen Talent im Sandstein...

**Wolfgang (Güllich):** In den ersten beiden Jahren wurde ich vom technischen Klettern beeinflusst. Dann hatte ich, zusammen mit dem Reinhard Karl, einmal ein Erfolgserlebnis: Wir haben einfach einen guten Tag gehabt, und da haben mich die anderen wohlwollend behandelt. Da habe ich das natürlich als eine nette Sportart gesehen; nur war es mir zunächst ein bißchen zu anstrengend.

**Elmar:** Ich glaube, ihr wart damals vor allem vom amerikanischen Klettern beeinflusst.

Rechts: Sepp  
Gschwendtner

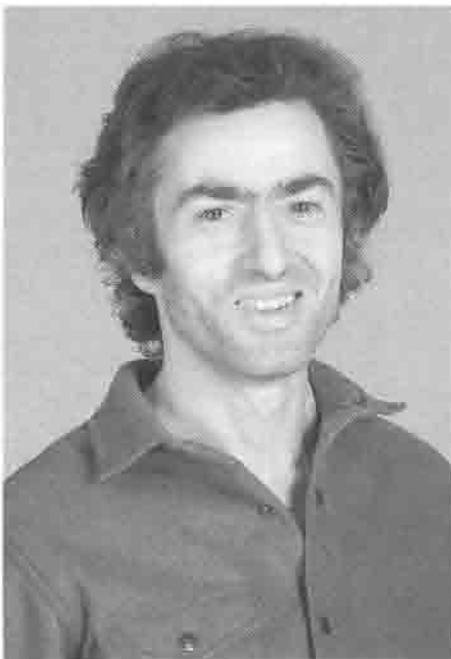


Foto:  
Archiv Sport  
Scheck

**Wolfgang:** Ja. Der Kurt Albert ist in die USA gefahren, hat die Möglichkeiten der Amerikaner gesehen und hat den Stil zu uns gebracht. Während die Norddeutschen wahrscheinlich mehr vom Elbsandstein beeinflusst waren.

**Peter (Baumgartner):** Wenn wir kurz noch bei dieser historischen Phase bleiben: Wann hat die Sportklettere bei uns eigentlich angefangen?

**Wolfgang:** 1974/75. In der Fränkischen hat es 1975 mit dem Rotpunktklettern angefangen. Da war das Leistungsmaximum so Sechs plus. Die erste Sieben dürfte es um 1976 gegeben haben, die ersten Achter 1978.

**Peter:** Solche Entwicklungen haben irgendeinen Grund. Warum seid ihr damals so plötzlich Siebener- und Achtergeher geworden?

**Sepp:** Der Grund war der, daß wir die Entwicklung draußen mitbekommen haben, Fotos gesehen haben. Ich habe zum Beispiel einmal ein Foto gesehen vom Yosemite, und das war unvorstellbar: ein Riß, wo bei uns zwanzig Haken drinnen gesteckt wären. Und da habe ich einmal probiert, ob man so etwas auch klettern kann, ich weiß, das war für uns sicher ein Auslöser. Aber noch mehr haben die Pumprisse vom Helmut Kiene uns allen einen Aufschwung gegeben. Daß da plötzlich der siebente Grad da war, sozusagen offiziell – da hat es uns schon alle gereizt, über unsere Sechs plus etwas hinaus zu probieren.

**Peter:** Wann man es überspitzt formuliert, könnte man sagen, der Elmar Landes hat das Sportklettern eingeführt?

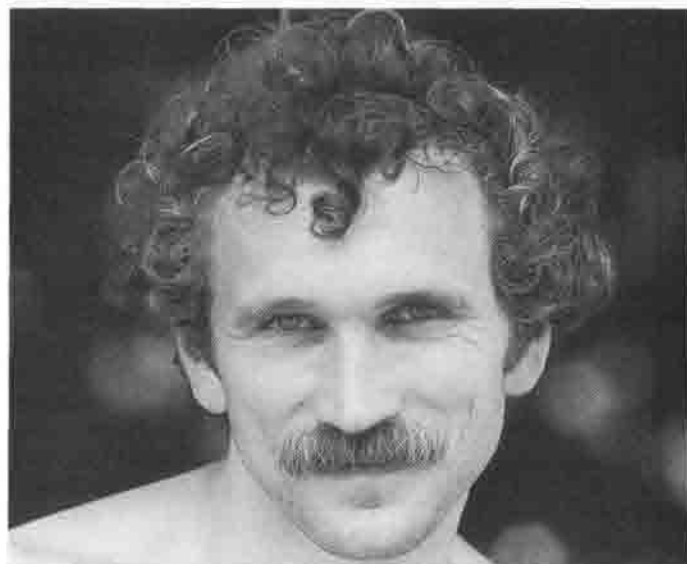
**Sepp:** Ja, das hat sicher sehr dazu beigetragen. Einfach dadurch, daß es den Siebener gegeben hat, hat man gewußt, daß man auch einen Achter machen kann.

**Elmar:** Ich muß da protestieren, den Siebener hat der Kiene eingeführt; ich war da bloß am Schreibtisch beteiligt.

**Sepp:** Ja, aber dadurch ist der siebente Grad sozusagen offiziell geworden. Das war unheimlich wichtig. Da hat man plötzlich ganz neue Möglichkeiten gesehen. Man konnte etwas Neues machen. Wenn ich an mich denke: Ich habe jede Tour schon fünfmal gekannt. Das war schon langweilig. Aber durch das Sportklettern waren diese Touren alle wie neu.

**Elmar:** Die Pumprisse sind ja eigentlich im alpinen Stil gemacht worden, eine Neutour, bei der man keine Haken verwendet hat, die man frei geklettert ist. Es ist aber dann nach den Pumprissen nicht etwa eine Phase gekommen, wo man überall in den Alpen derartige Neutourenmöglichkeiten gesucht hat; sondern man hat alle die alten, technischen Routen nun frei zu klettern versucht...

**Sepp:** Das hatte bei mir einen ganz einfachen Grund: Um ganz große, freie Erstbegehungen im Gebirge zu machen, war ich zu feig, um das ganz klar zu sagen. Ich habe mich das nicht getraut. Im Gebirge bin ich weit unter der Grenze meines Könnens geklettert. Im Klettergarten konnte man hingegen was Neues probieren. Ich habe da so rote Punkte gesehen in Konstein und habe den Punktemaler Kurt gefragt, was das soll, und er hat gesagt, daß man das frei klettern kann, und da habe ich mir gedacht, der spinnt ja, weil da haben wir uns immer auf Seilzug rübergelassen; und dann habe ich das frei probiert und festgestellt, daß das einfacher ist, als ich's zunächst befürchtet habe,



weil da so große Griffe waren, die man vorher gar nicht gesehen hat.

**Wolfgang:** Bei uns war die Entwicklung völlig anders. Bei uns war das Ziel, schwierige Wege zu wiederholen. Wir sind sehr häufig in das Elbsandsteingebirge gefahren, und wenn man dort nicht sportlich hat klettern können, hat man die Wege gar nicht erst versuchen brauchen. Man hat schon mit dem hohen Standard antreten müssen, um überhaupt von Ring zu Ring zu klettern. Mein Ziel war immer, die Wege hochzukommen. In der Pfalz war die Sache ähnlich, die Pfalz war vollkommen vom Elbsandstein beeinflusst, von überhaupt keinem anderen Gebiet. Da sind dann die Neurouten geklettert worden, da waren auf dreißig Meter zwei Sicherungen drinnen, das sind heute noch Todestouren, die hat man mit ganz hohen Sicherheitsreserven durchsteigen müssen. Und das weiß ich noch genau, das war mein Auslöser, anzufangen zu trainieren. Ich bin im Elbsandstein ein paar Mal so weit runtergefallen, weil mich die Kraft verlassen hat; und da habe ich mir gedacht, das darf mir nicht mehr passieren.

**Peter:** Jetzt könnten wir eigentlich über das Training reden, aber vorher eine Frage: Ich kann mir nicht vorstellen, daß man zwischen einer Sieben und einer Acht überhaupt unterscheiden kann.

**Sepp:** Also der Unterschied zwischen einer Neun und einer Zehn ist genauso merkbar wie zwischen einem Dreier und einem Vierer.

**Peter:** Aber kann man es im Sportklettern einem Unbedarften wie mir nicht erklären? Beispiel: Daß ein Skirennfahrer oder ein Autorennfahrer besser ist als einer seiner Konkurrenten, das ist einem Zeitungsleser, der nichts von dem Sport versteht, relativ leicht zu erklären. Da sagt man einfach, bisher ist man die Streif am Hahnenkamm in einskommafünfzignullnull gefahren; heute war unser großer Sieger zwei Hundertstel schneller. Wie erklärt man einem, der nichts davon versteht, daß die Odyssee in der Fleischbank-Ost unbedingt ein Achter sein muß?

**Sepp:** Weil das deutlich schwerer ist und deshalb einen anderen Grad haben muß. Grundsätzlich bestimmen die Wiederholer, ob das deutlich schwerer ist.

**Wolfgang:** Man kann das schon auch anders abgrenzen. Ein neuer Schwierigkeitsgrad ist immer ein Einstieg in eine neue Dimension. Jemand, der eine Sieben klettert, ohne viel trainieren zu müssen, der muß, um eine Acht sicher zu klettern, eben trainieren; um eine Neun zu klettern, muß ich wesentlich schwierigere koordinative Bewegungsaufgaben lösen, und bei Zehn

kommt dann eine ganz ausgesprochene Motivation dazu.

**Sepp:** Man könnte es vielleicht auch mit der Zahl der Leute erklären. Es gibt in Deutschland, um irgendeine Zahl zu nennen, fünftausend, die einen Siebener klettern können, aber vielleicht drei- bis vierhundert, die einen Achter klettern usw. Also muß ein Unterschied sein, sonst könnten alle, die eine Acht schaffen, auch einen Zehner klettern.

**Peter:** Ich bestreite ja nicht, daß da ein Unterschied ist, aber wir kitzeln da etwas Neues heraus mit dem, was Wolfgang Güllich gesagt hat: daß bei jedem Grad mehr auch etwas anderes, eine andere Qualität, dazukommen muß. Wenn man sich an die alte Alpenskala erinnert: Bis zum Dreier braucht man einen Standhaken, bei Vier hin und wieder einen Zwischenhaken, und bei Fünf fängt dann das technische Klettern mit Seilzug oder auch schon Trittschlingen an. Ist das beim Sportklettern so ähnlich?

**Wolfgang:** Ein normaler Mensch hat einen Grundbewegungsschatz, einfach durch die normalen Bewegungsaufgaben, die er täglich löst – Stiegensteigen, der Trambahn nachlaufen, was weiß ich – oder durch andere Sportarten, die er ausübt. Eine Technikschiulung für das Sportklettern wird zu diesem Grundbewegungsschatz das Einüben von zusätzlichen Einzelaufgaben suchen. Diese Technikschiulung, die setzt dann wieder ganz bestimmte Muskelgruppen voraus, die man trainieren muß, um eine Acht oder Neun klettern zu können. Und beim 10. Grad kommen dann ganz neue Klettertechniken dazu, die der Achter-Kletterer wahrscheinlich noch nie verwendet hat, Feinkoordinationen, dynamisch fließende Bewegungen: zum Beispiel das Greifen im toten Punkt.

Das ist eine dynamische Bewegungsform, da steht der Kletterer an der Wand und durch Ziehen des Körpers an die Wand gibt er dem Körper einen Bewegungsimpuls. Bevor der Körper zurückfällt, erreicht er einen toten Punkt, das heißt, der Körper befindet sich in einer kurzen Ruheposition. Während dieser ganzen Bewegungsphase hat der Kletterer beide Hände an der Wand, und diese kurzzeitige Ruhestabilisationsphase nutzt man jetzt zum Klettern, das heißt, man spart enorm viel Kraft, die man früher zum einarmigen Weitergreifen gebraucht hat. Das setzt sehr viel Feinkoordination voraus, weil man genau den Impuls im Gefühl haben muß, den man jetzt gibt, man darf sich nicht an die Wand reißen, weil das Ganze sonst zu ruckhaft geht, und man darf nicht zu wenig Impuls geben, weil man sonst nicht an die Wand rankommt.

Man kann das an einem Basketballer erklären: Wenn einer untrainiert wirft, dann wirft er im Hochspringen oder im Runterkommen, und dadurch ist das Ganze nicht zielsicher. Dagegen der Basketballer, der diese Feinbewegung hat, der springt hoch und kann im Umkehrpunkt, praktisch ruhig in der Luft stehend, zielsicher seinen Wurf ansetzen.

Man kann das aufs Klettern übertragen und sagen, der Kletterer, der hochspringt und dann genau den Umkehrpunkt der Kräfte erfühlt, kann, weil er so ruhig in der Luft steht, theoretisch ein Einfingerloch greifen, das er am Boden grad noch halten kann.

### ... daß man viel mehr klettert als früher

*Peter:* Bis jetzt ist man mit einem selbstgestrickten Training auch für das Sportklettern vorzüglich ausgekommen. Man weiß zwar nicht, wie sich dieses Training auf die Fingergelenke auswirken wird, wenn man sechzig Jahre alt ist. Wir haben noch keinen sechzigjährigen Sportkletterer, zumindest nicht in Europa – wenn ich mir diese Geschichte über die Feinkoordination, dieses Beispiel vom Greifen im toten Punkt aber so anhöre: Wer, außer ein paar Super-Naturbegabten, kann denn das lernen, wenn man das Training dafür nicht systematisiert?

*Wolfgang:* Ja, man müßte das auf jeden Fall systematisieren, und zwar hält man sich im Klettern bis jetzt nur an so allgemeine Fitnessprogramme. Man muß sich viel mehr an diesen Koordinationsaufgaben orientieren, weil der Muskel reagiert ja nicht nur auf den Reiz, der ihm gegeben wird in Form von hoher Belastung, sondern der Muskel reagiert auch auf das Zusammenspiel der Muskelgruppen.

*Sepp:* Die sportliche Weiterentwicklung, der Schritt vom Neuner zum Zehner ist nicht dadurch entstanden, daß man mehr trainiert hat. Den Fehler macht man heute, daß man das glaubt. Der Fortschritt kommt in erster Linie daher, daß man viel mehr klettert als früher. Früher war man am Wochenende im Gebirge; man hat eine Tour gemacht oder zwei. Das waren jeweils vielleicht zehn Seillängen, davon waren neun Seillängen Schrofen und wirklich nur fünfzig gescheite Meter den ganzen Tag, wenn man ehrlich ist.

Heute geht man im Jahr, ich zumindest, fast zwölf Monate zum Klettern. Im Winter fährt man nach Südfrankreich, da klettert man an einem Wochenende entweder ganz schwer oder mindestens zwanzig Seillängen Sieben oder Acht. Früher war es so, im Winter war ich skifahren oder langlaufen, es hat bis Mai, Juni gedauert, bis ich wieder in Form war, und im Herbst ist das Wetter schlecht geworden, so bin ich das ganze Jahr vielleicht ein paar hundert Meter gescheit geklettert. Heute klettere ich fast jeden Tag ein paar hundert Meter schwer. Das ist ein Hauptgrund – außer der körperlichen Fitneß, die man heute mehr hat – warum es so weitergegangen ist.

*Wolfgang:* Genau das ist der praktische Hinweis. Wenn man jetzt das ganze Jahr über klettert und das konditionelle Training etwas vernachlässigt, hat man zwar nicht die ganz große Muskelkraft, aber man hat diese Verbesserung von Muskelbewegungen und das verbesserte Zusammenspiel.



*Sepp:* Der Großteil der Jungen meint, wenn sie im Tag fünfhundert Klimmzüge machen, dann werden sie Superkletterer. Die Kraft umsetzen aufs Klettern, das ist wahrscheinlich das Schwierige, und das kann man nur durch viel Klettern lernen. Aber zum Training wollte ich sagen, daß man da noch hauptamtliche Trainingslehrer braucht. Ich glaube, daß das schon weiterbringt, aber die Leute sollen sich darüber klar sein: die Besten in jedem Sport sind immer jene, die nach dem Instinktivprinzip arbeiten, wie man das beim Bodybuilding nennt. Die besten Bodybuilder, die besten Skifahrer sind immer die, die sich selber was einfallen lassen. Die auf ihren eigenen Körper horchen.

Instinktivprinzip ist, daß mir mein Körper sagt, was ich tun soll. Das erste, bevor ich trainiere oder bevor ich irgendetwas mache, ist, meinen Körper kennenzulernen. Das Nachmachen von anderen Leuten bringt einen immer nur zum Mittelmaß. Wenn man darüber hinaus will, muß man sich selbst etwas einfallen lassen. Wenn einer von den eifrigen Trainierern z.B. die Rechnung aufmachen würde: der Güllich macht im Tag 300 Klimmzüge, mache ich 500, dann bin ich in einem Jahr besser als er –, na, da würde der sich sehr wundern; da hat er nur kaputte Gelenke davon, aber sonst gar nichts.

### Wettklettern? Solo? Great Six?

*Peter:* Wäre ich jung und halbwegs talentiert, würde ich Euch jetzt fragen: Wozu soll ich denn überhaupt noch trainieren? Was könnt Ihr mir im Sportklettern denn noch für neue, grundlegend neue



Foto: G. Heidorn

Ziele anbieten, für die sich diese tägliche Schinderei des Trainings überhaupt lohnt?

*Sepp:* Der Wolfgang hat gesagt, daß sich verschiedene Arten entwickeln werden, weil man bei der Steigerung der klettertechnischen Schwierigkeiten ansteht. Wenn alle Leute heute Neuner klettern, nützt es nichts, wenn ich auch Neuner klettere, wenn alle Leute Zehner klettern, nützt es nichts, wenn ich auch Zehner klettere, also muß ich anderes machen: die Touren nach Zeit klettern, solo gehen, lange Sachen hintereinander machen, was zum Beispiel die Franzosen im Moment tun, fünf ganz große Touren in einem Tag...

*Wolfgang:* Oder das Sportklettern wirklich in das Gebirge übertragen und nicht in klettergartenähnliche Gegenden! Meine Idee wäre nach dem Vorbild der Amerikaner ein „great six“ – eine Tour, wo man biwakieren muß – in die Alpen übertragen. Alles, was man bisher bei uns gemacht hat, hat die Länge von Nachmittags- und kürzeren Tagestouren. Das sind Routen, wenn man die nicht schafft, dann seilt man ab und ist auch eine Stunde später beim Auto.

*Peter:* Ihr seid aber schrecklich konservativ mit euren Vorschlägen. Ich habe doch erwartet, daß ihr den jungen Leuten das Wettklettern anbieten werdet.

*Wolfgang:* Das wird sicher kommen, aber durchsetzen wird es sich nicht.

*Sepp:* Ich glaube, daß das in einigen Ländern sicher kommt, wo es problemlose Kletterwände gibt, wie Italien, wo man an jedem Eck eine Wand findet. In Deutschland kommt es wahrscheinlich nur an künstlichen Wänden, weil an natürlichen Wänden gibt es solche Probleme mit dem Naturschutz... also das wäre schlimm, wenn Wettbewerbe auch noch wären; da würden wir die Naturschützer noch mehr gegen uns aufbringen.

*Elmar:* Sepp, du hast vor kurzem etwas gesagt, was mir sehr sympathisch war: Du warst ja Profisportler, als Autorennfahrer, und aus dieser Erfahrung heraus hast Du Dich entschlossen, beim Bergsteigen ganz bewußt keinen Wettkampf zu treiben.

*Sepp:* Mit der Einschränkung, daß das Klettern, so wie es heute ist, bis zu einem gewissen Grad auch ein Wettkampfsport ist. Doch da suche ich mir die Gegner noch selber aus, und vor allem – es geht nicht ums Geld. Wenn es um Geld geht, kann ich dem Wolfgang zum Beispiel nicht sagen, wo der nächste Griff ist. Wenn wir heute über eine schwere Tour diskutieren, wirst Du mir immer sagen, wie die Stelle geht, und ich sage es Dir auch. Das würde ich nie tun, wenn es um ein Preisgeld geht, sondern ich würde ihm sagen, ums Eck muß Du greifen – und dort ist dann mit Sicherheit nichts. Ich kann es vom Autorennen sagen, da ist es soweit gegangen, daß man in der Nacht neben dem Rennwagen schlafen hat müssen, weil sonst haben sie in den Vergaser Steine hineingeworfen, daß am nächsten Tag der Motor kaputt war. Es wäre schön, wenn man das Klettern davon freihalten könnte.

*Wolfgang:* Also das Klettern, so wie es jetzt schon ist, das ist auch sehr wettkampfbetont. Aber das ist irgendwie ein indirekter Vergleich und nicht so unbarmherzig. Man ist schon sehr interessiert, wer schafft die Routen und wer schafft sie nicht. Es ist schon ein Wettbewerb.

*Sepp:* Wenn ich mich dem Brutaldruck des echten Wettbewerbes aussetzte, würde ich das nicht für die paar Mark machen, die einer beim Wettklettern bekommen kann; die wären mir den echten Wettkampf nicht wert.

*Peter* (zu Kurt Albert, der eben eingetroffen ist): Kurt, Du hast ja auch am Wettkampfklettern teilgenommen, siehst Du das auch so? Würdest Du den letzten Satz bejahen? Oder glaubst Du, daß es wie beim Skifahren ist, wo vor sechzig Jahren auch niemand geglaubt hat, daß man damit Geld verdienen kann?

*Kurt:* Also, mit dem Fernsehen ginge es vielleicht.

*Sepp:* Das Fernsehen kommt nur dann hin, wenn die Leute davon begeistert sind, und begeistert sind die Leute nur von Sensationen, und wenn es keinen runterhaut, ist das keine Sensation. Ein Sport, bei dem es nicht raucht und kracht, ist doch kein publikumswirksamer Sport.

*Elmar:* Gesetzt, es gäbe die verschiedenen Möglichkeiten des Wettkletterns bei uns – Klettern gegen die Uhr, Parallelklettern und dergleichen – würdet ihr das machen wollen?

*Peter:* Zwei Herren haben sich schon klar dagegen ausgesprochen. Nur der Kurt ist noch nicht richtig aufgewärmt.

*Kurt:* Nein, die Atmosphäre beim Klettern gefällt mir sehr gut, die wird durch das Wettklettern nur zerstört.

*Sepp:* Wir sind die einzigen Sportler, die nicht ferngelenkt von irgend jemandem sind, das ist für mich ein ganz wichtiger Faktor. Es würde wahrscheinlich auch beim Alpenverein ein paar geben, die gerne Funktionär beim Wettklettern spielen möchten. Wettkampfsport ist nur möglich mit Funktionären, mit Trainern, mit Schiedsrichtern, die mein Leben bestimmen; heute bestimme ich mein Leben selbst.

## Alpenverein: Lobby auch für Sportkletterer?

*Peter:* Stichwort Alpenverein: Nach dem Symposium in Brixen hatte ich den Eindruck, die Sportkletterbewegung wird vor allem von den Funktionären dieses Vereins an die Brust gedrückt und weniger von den jungen Vereinsmitgliedern.

*Sepp:* Jetzt, wo die Probleme extrem groß werden, ob das mit dem Naturschutz oder mit anderen Sachen ist, werden die Kletterer auf jeden Fall irgendjemand brauchen, der ihnen hilft. Ob das jetzt der Alpenverein oder der ADAC oder irgendjemand anderer ist, das wird sich ja bald herausstellen. Ich glaube, daß da der Alpenverein der richtige Verband wäre, ich sehe das Problem im Alpenverein überhaupt nicht, die sind auf dem richtigen Weg. Wenn man Sportklettercamps macht, wo die Jungen was lernen können, ist das viel gescheiter als Wettklettern. Ein Problem sehe ich, wenn die Jugend des DAV tatsächlich so gegen das Sportklettern ist, wie ich das neulich von einem ihrer Sprecher in der SZ gelesen habe. Vom Alpenverein selbst glaube ich das in keiner Weise.

*Peter:* Bevor wir über die Naturschutzproblematik reden: Was müßte der Alpenverein konkret für das Sportklettern tun?

*Kurt:* Als Sponsor müßte er auftreten, damit die Leute günstig wo hinfahren könnten; eventuell auch selbst Veranstaltungen organisieren!

*Elmar:* Welche Veranstaltungen?

Foto: Archiv  
H. Zak

**Kurt:** Klettertreffen, keine Wettkämpfe! Sportklettercamps, wo man auch internationale Spitzenleute einladen kann. Das können die jungen Leute ja selber nicht zahlen.

**Sepp:** Also, so teuer ist die Szene vielleicht doch noch nicht. Zumindest AV-Sektionen könnten sich das schon leisten. Ich weiß, was Du verlangst und was ich verlange. Ich verlange für das Wochenende 500 Mark, da verfährt man um die Hälfte Benzin, weil man da selber hin will und klettern. Ich glaube, daß da keiner außer dem Bubendorfer – und das ist kein Sportkletterer – die große Mark kassiert.

**Peter:** Könnte der Beitrag des Alpenvereins auch in Richtung Training gehen, Ausarbeiten von Trainingsmethoden zum Beispiel?

**Wolfgang:** Ganz sicher, daß das interessant wäre, auch für den Alpenverein, weil zunehmend tauchen jetzt Verletzungen bei Sportkletterern auf. Da wäre es sehr notwendig, daß die Leute aufgeklärt werden.

**Elmar:** Der DAV versucht das überregional und auch regional über Sportklettercamps; regional ist man natürlich auf die Bereitschaft der örtlichen Sektionen angewiesen.

**Wolfgang:** Man sollte solche Camps regional auch gleich zu einem Treffpunkt für Sportkletterer gestalten. Dann bringt es dem Alpenverein und den Kletterern etwas.

**Peter:** Das ist jetzt ein Problem, zu dem man euch ausquetschen muß. Auf der einen Seite gibt es also dann diese „Albiklettercamps“ – wenn ich das jetzt einmal als „advocatus diaboli“ so formulieren darf –, und auf der anderen Seite treten AV-Leute, auch Funktionäre, aus Naturschutzgründen für Klettersperren ein. Werden da wohl die lieben kleinen Sportkletterlein zu diesem Verein gehen?

**Sepp:** Wenn man es logisch überlegt, wir Sportkletterer allein haben keine Chance, daß wir Kletterverbote verhindern. Wir brauchen eine Lobby. Jäger, Fischer, Naturschützer, alle haben eine Lobby. Der Alpenverein wäre für uns die beste Ausgangsbasis. Und wenn der Verein das nicht macht, muß man sich andere suchen, Firmen, der ADAC, wer immer...

## Erziehung zu umweltbewußtem Verhalten

**Elmar:** Natürlich, der Alpenverein ist ein Dienstleistungsbetrieb für Bergsteiger, ist eine Interessenvertretung für Bergsteiger, zumindest seit Brixen, und da hat sich auch der ÖAV dazu bekannt. Er ist aber nicht nur der „ADAC“ für Sportkletterer.

**Sepp:** Seh ich schon ein, daß die Naturschutzbelange vom Alpenverein vertreten werden müssen. Aber das ist ja kein Gegensatz zum Sportklettern. Oder glaubt da irgendwer, daß ich lieber an einer Müllhalde klettern möchte. Man muß im Alpenverein Kletterer durch Veröffentlichungen zum umweltbewußten Verhalten erziehen, genauso muß aber der Alpenverein gegen unsinnige Felssperrungen auftreten.

**Peter:** Was Du jetzt gesagt hast, Sepp, erinnert mich sehr an die österreichischen Gesetze. Ich weiß nicht, wie es in Deutschland mit den Gesetzen steht, wahrscheinlich nicht anders: Das ist wunderschön, es stimmt alles, es fehlt aber die Durchführungsver-

ordnung. Wie, konkret, erzieht man wen zum umweltbewußten Verhalten?

**Sepp:** Also im Raum Essen, da ist ein Steinbruch, der war völlig verwahrlost, zum Teil als Müllkippe mißbraucht, den haben sich Kletterer hergerichtet, haben den Müll rausgeräumt, haben die Felsen gesäubert, daß man klettern kann, und durch diese Aktivitäten der Kletterer haben sich da neue Pflanzen eingefunden, ist das ein Kleinbiotop geworden. Dann haben die Behörden die Kletterer ausgesperrt.

**Peter:** Wer macht denn sowas?

**Sepp:** Die Naturschutzbehörden!

**Peter:** Also, das ist doch eine Behörde, und ich arbeite in Österreich auch bei einer Behörde. Das kannst Du mir doch nicht erzählen, daß bei euch in Deutschland die Beamten in der Naturschutzbehörde sitzen und sagen: Wir haben den ganzen Tag nichts zu tun. Uns ist so schrecklich fad. Machen wir eine Klettersperre. Da kommt doch jemand und beantragt das.

**Sepp:** Jäger werden sicher dahinterstecken; zum Teil stecken auch frustrierte Kletterer dahinter, das muß man auch sagen, in der Pfalz stecken eindeutig frustrierte Kletterer dahinter.

**Wolfgang:** Da stecken auch Naturschützer dahinter, die nicht zur Jägerlobby gehören, und die haben ihre Sorgen, das will man auch nicht abstreiten.

**Sepp:** Dadurch, daß die Kletterer mehr geworden sind, ist das sicher ein Problem. Wenn da früher zehn geklettert sind, hat das ein Gebiet nicht beeinflußt, im Gegensatz zu heute, wo tausend klettern. Drum sage ich, der Alpenverein muß sie dazu bringen, daß sie sich so sauber verhalten wie damals die zehn; dann kann er auch ihre Interessen vertreten.

## Was heißt schon Bewertung

**Elmar:** Mir käme es aus redaktionellen Gründen darauf an, daß wir noch über die Schwierigkeitsgradbewertung reden können, wenn Ihr einverstanden seid. Ist, und das interessiert mich im Hinblick auf die Weiterentwicklung eures Sports, noch was denkbar jenseits von 10 plus?

**Sepp:** Sicher. Warum soll das das Ende sein?

**Wolfgang:** Aber das müßte etwas sein, das noch höhere Anforderungen an die Konzentration und die Motivation des Kletterers stellt. Einfach nur ein bißchen schwerer klettern als in irgend einer Zehn plus, das ist noch nicht elf.

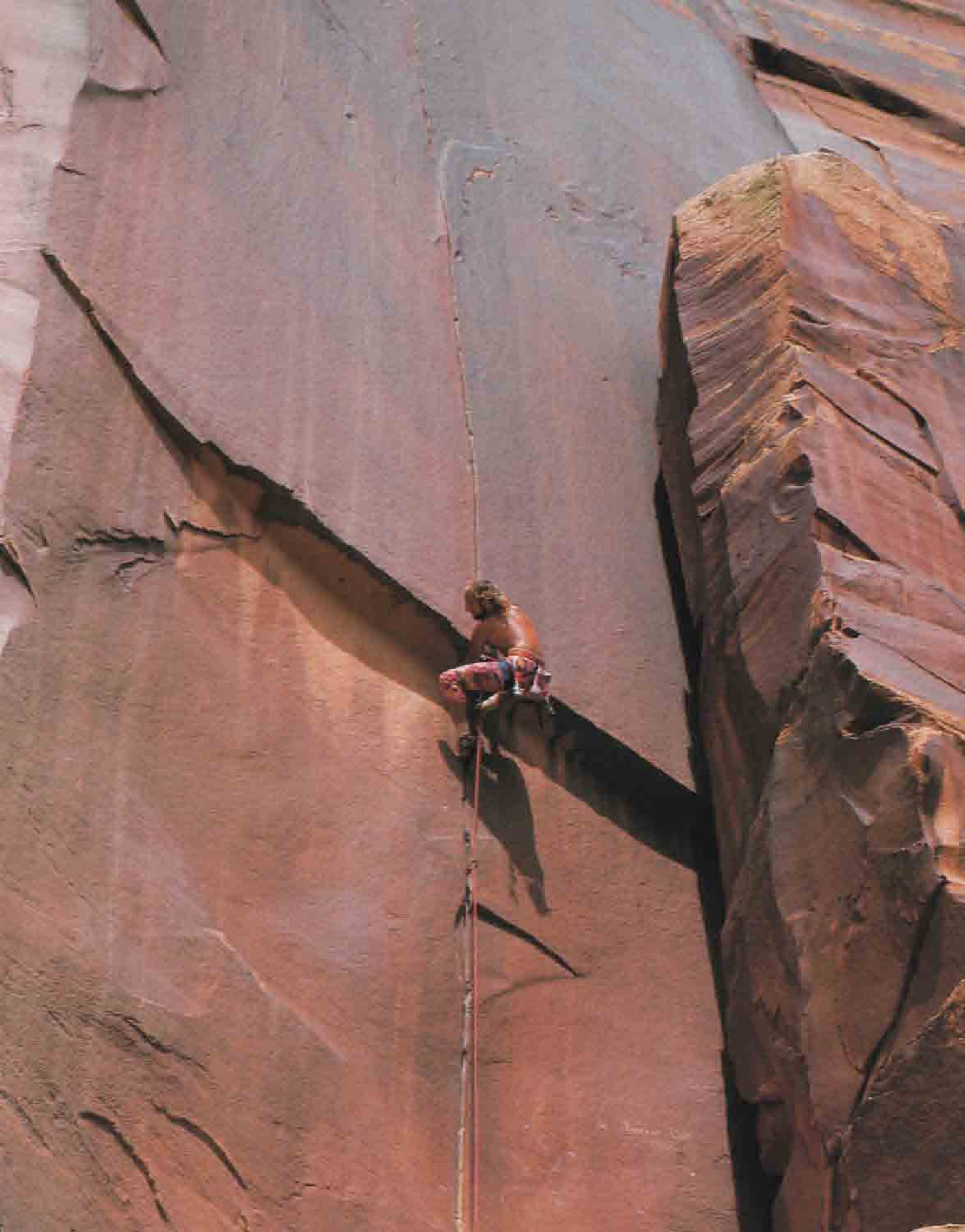
**Sepp:** Du legst in die Bewertung, in die Schwierigkeitsgrade, etwas hinein, was da drin nichts verloren hat.

**Wolfgang:** Aber was heißt schon Bewertung. Es hat jedes Land seine eigene Schwierigkeitsbewertung. In Deutschland geht es halt von 1 bis 10 mit Unterstufen, in Frankreich geht es bis 8b, in Australien zählen sie von 1 bis 32, in Amerika von 5,0 bis 5,13, unterteilt in a, b, c. Da gibt es Umrechnungen wie bei der Währung.

**Elmar:** Du hast gesagt, bei uns geht es von 1 bis 10, in Australien bis 32, bei uns ist die Skala aber nach oben offen.

**Wolfgang:** Das ist überall so.

**Elmar:** In dem Jahrbuch liegt eine Karte vom Kaiser bei, und an dem Thema Kaiser wollen wir beispielhaft über die Entwicklung im



Felsklettern schreiben. Im Kaiser war es doch, wo unsere Skala nach oben geöffnet worden ist, mit der ersten Sieben in den Alpen, den Pumprissen von Kiene und Karl an der Fleischbank. Wir haben schon vorhin kurz darüber gesprochen. Ich war davon überzeugt, daß das kommen mußte, weil wir, Peter, der Manfred Sturm und ich, in der UdSSR auf der Krim bei dem Wettklettern der Sowjets erlebt haben, was man alles über die Sechs plus hinaus machen kann; und von Kiene und anderen habe ich gehört, was in Amerika durch Training bereits erreicht war. Es war mir also klar, daß eine Steigerung nach oben in der reinen Freikletterei möglich ist, was man bis dahin allerdings bei uns abgestritten hat. Es war damals nicht ganz unproblematisch, das durchzusetzen. Jetzt, wenn schon ein Kaiser-Jahrbuch kommt, das ich zu machen habe, möchte ich doch auf die Frage eingehen, daß die Öffnung nach oben die Abwertungstendenzen nach unten endlich abgeblockt hat.

*Wolfgang:* In den Gipfelbüchern der Pfalz ist 1976 schon der siebte Grad drinnengestanden.

*Peter:* Bei uns hat man aber gesagt, der siebte Grad ist nur eine Spinnerei dieser Klettergartenbolzer. Den gibt's in den Alpen nicht und wird ihn nie geben. So wie damals bei der Erfindung der Abseiltechnik die Walliser Führer gesagt haben: Ja, bei euch, im Kaiser und in den Dolomiten, da mag dieser faule Trick mit dem Abseilen gehen. Aber bei uns im Wallis, da sind die Wände viel zu hoch dafür.

*Sepp:* Die Veröffentlichung über die Pumprisse hat mit Sicherheit zur offiziellen Einführung des siebten Grades geführt, weil in der Pfalz der Siebener, der war nicht offiziell. Das beschließt nicht Du, Wolfgang, und das beschließt nicht ich, das beschließt die UIAA.

*Wolfgang:* Seit ich klettere, habe ich vom siebten Grad gehört, das hat uns gar nicht besonders beeindruckt, die Pumprisse, wie die zurückgekommen sind, na und...

*Peter:* Es geht hier wirklich nicht um deine Pfalz, sondern um die Schwierigkeitsbewertung in den Alpenwänden. Wenn man in den Alpen die alte Welzenbachskala mit ihrer UIAA-Definition beibehalten hätte – Sechs plus ist die Grenze des Menschenmöglichen –, dann wäre die Fleischbank-Südost heute etwa ein Zweier. So schnell, wie wir in dem letzten halben Jahrzehnt die Touren hätten abwerten müssen auf Grund dieser Explosion des Kletterkönnens, so schnell kannst Du keinen Führer neu drucken. Da mußst Du dann Kletterführer auf Flugzetteln machen.

*Wolfgang:* Aber was ich an sich sagen wollte, ist ja nur, daß es den siebten Grad vorher schon gegeben hat. Der Kurt hat den „Exorzist“ nicht mit Sechs plus bewertet sondern mit Acht minus. Und das war 1977 oder 78.

*Sepp:* Stimmt. Und es ging weniger um die Pumprisse und daß die beiden damals gesagt haben, das ist ein Siebener. Es ging nicht einmal darum, ob das wirklich ein Siebener ist oder nicht ist, es ging einfach um den Mut, ganz offiziell zu sagen, wir brauchen die Öffnung nach oben – und das bei einer Alpentour und nicht im Klettergarten.

*Elmar:* Der Durchbruch war nicht für Euch Sportkletterer, sondern für so bornierte Leute wie uns, damit wir uns wieder auskennen.

*Peter:* Ich stelle mir vor, daß es bei der Vielzahl von Sportkletterbe-

wertungen, die es heute gibt, auch nicht einfach ist. Wenn ich heute nach Australien fahre, kenne ich mich dort auf Anhieb aus?  
*Wolfgang:* Ich würde sagen, es ist schwieriger, daß du dich bei uns oder in Arco auskennst. Was dort Sieben plus ist, ist bei uns eine Acht, oder was bei uns vor einem Jahr eine Neun war, ist jetzt Acht plus.

*Elmar:* Wenn die Öffnung der Skala nach oben notwendig war, warum wird dann heute trotzdem ständig abgewertet?

*Wolfgang:* Das liegt daran: Wenn man ein bißchen schwerer geklettert ist, hat man gedacht, man hat einen neuen Grad erreicht. In Grenzbereichen verschätzt man sich leicht. Das Urteil sprechen doch die Wiederholer.

*Sepp:* Trotzdem! Warum werden die Touren immer leichter, das möchte ich auch gerne wissen. Alle viertel oder halben Jahre werden sie ein bißchen leichter.

*Wolfgang:* Im Grenzbereich kann man sagen, was einem ein bißchen schwerer vorkommt, ist noch kein neuer Grad. Wenn du sagst, die neue Route ist schwerer als die mir bekannten Neun plus, dann ist das für mich trotzdem nicht Zehn minus. Zehn minus erfordert für mich einen anderen Einsatz bei Motivation und Psyche.

*Sepp:* Ich hab's vorhin schon gesagt: Da tust du in die Skala etwas hinein, was in der Skala überhaupt nichts zu suchen hat, die Skala ist dafür da, daß jemand, der nicht Bescheid weiß, sich auskennt, wenn er in den Frankenjura fährt.

*Wolfgang:* Haben wir doch vorher über die Anforderungen in den einzelnen Schwierigkeitsbereichen gesprochen. Eine Sieben schafft man ohne Training. Für den Achter muß man trainieren, für den Neuner muß man gute Bewegungssteuerung haben und austrainiert sein, und für den Zehner muß ich hoch motiviert sein und ganz sensible Feinsteuerung für die Bewegung haben.

*Sepp:* Meinst du, daß das jedem so geht wie dir? Einen Siebener, sagst du, kann man ohne Training klettern; meinst du, daß jetzt alle Leute einen Siebener ohne Training klettern können?

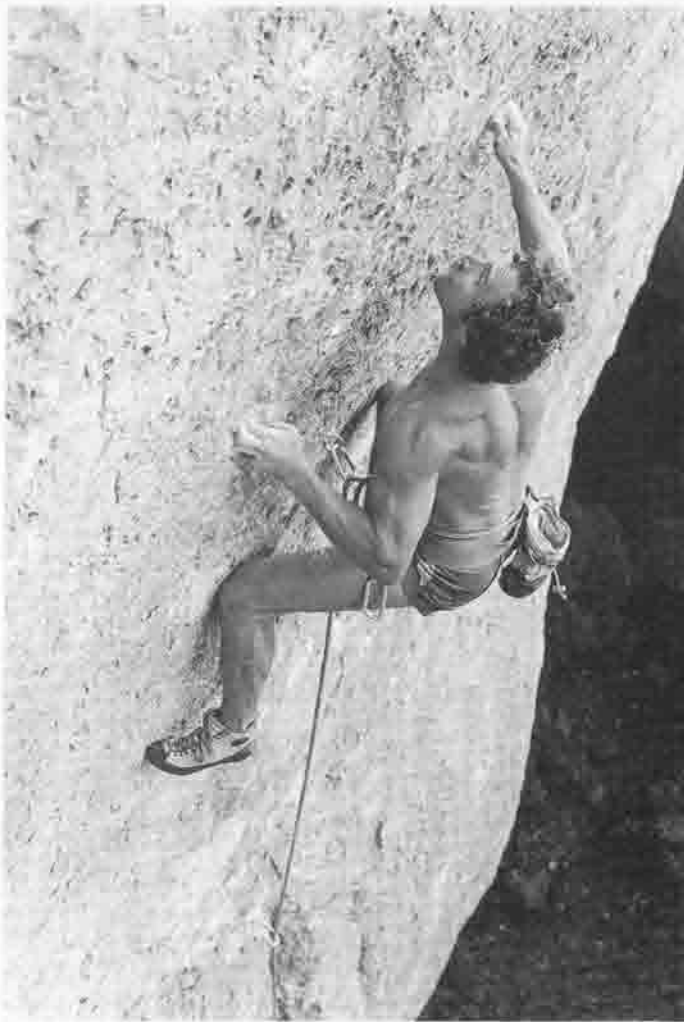
*Wolfgang:* Ich habe gemeint, ein sportlich veranlagter Mensch.

*Sepp:* Das kann unter zehn vielleicht einer. Du kannst doch nicht eine Skala mit deinen eigenen...

*Wolfgang:* Dann mußt du das Ganze einen Grad niedriger ansetzen, dann klettert der Untrainierte den Sechser, muß für den Siebener trainieren usw.

*Kurt:* Für mich sollte das eine reine Schwierigkeitsaussage sein, die nicht vom eigenen Geltungsdrang abhängig ist, was sie im Moment ganz stark ist: Die einen bewerten über, die anderen unter. Der, der unterbewertet, der hat das Gefühl, wenn er jetzt sagt, das ist ein Neuner, dann denken alle, wenn das für den nur ein Neuner ist, muß der gut sein. Der andere sagt von Haus aus: sauschwer! Aber die Gradzahl soll nur sagen, wie schwer das ist und sonst nichts.

*Peter:* Ich schlage vor, wir versuchen es vielleicht einmal umgekehrt: Es gibt Touren, die leichter geworden sind. Gibt es auch umgekehrte Touren, die heute höher eingestuft werden als vor ein paar Jahren? Ich glaube, wenn sich das lediglich innerhalb eines Grades bewegt – soll's halt von Neun minus bis Neun plus oszillieren –, dann ist das keine Abwertungstendenz wie früher bei



Links: Kurt Albert in „Sautanz“, 9–, einer seiner Erstbegehungen, die heute zu den bereits klassischen Sportkletterrouten im Frankenjura zählen.

Foto: G. Heidorn

ernsthaft ist das? Es gibt genügend Reibungsseillängen, wo du auf dreißig Meter keine Sicherung legen kannst. Das gibt es im Granit. Das ist für dich lächerlich, das ist klar, aber wie ernsthaft ist das für jemand, der an seine Klettergrenze kommt.

*Wolfgang:* Ich würde sagen, fatal, wenn er stürzt.

*Peter:* Meine Frage: Haben wir ja eine Ernsthaftigkeitsbewertung nicht seit jeher in der Führerliteratur drinnen? Da gibt es doch diesen Vorsatz vor jeder Routenbeschreibung, wie hoch der Gipfel ist, wie lange die Tour usw. Glaubt ihr nicht, daß es gescheiter wäre, diesen Vorsatz zu systematisieren, als da eine neue Skala einzuführen.

*Wolfgang:* Ich glaube, das ist noch keine ausreichende Information. Da muß man doch nur die Frage stellen, was passiert im Falle des Sturzes, tödlich, Verletzungen oder ungefährlich, das sind drei Abstufungen in jeder Tour. Natürlich ist das in der Fränkischen einfach, weil da fixierte Sicherungen stecken, aber ich glaube, in Zukunft wird das saubere Klettern ein bißchen mehr in Mode kommen. Dann werden einfach keine Sicherungen stecken, und man kann oft vom Boden aus nicht beurteilen, wie die Klemmkeilmöglichkeiten in der Route sein werden. Wenn man dann von vornherein so einen Zusatz hätte – meinetwegen achter Grad, zweite Gefährlichkeitsstufe; man kann sich verletzen bei der Tour – dann ist das eine gute Information, die wertvoll wäre. Ich kann mich an Touren in England erinnern, wo du zum Beispiel droben ein Loch siehst, und du mußt da erst mal hochbouldern. Wenn ich weiß, das ist eine Zwei, also mit Verletzungsrisiko, dann ist das Loch eben wirklich eins. Wenn ich diese Zusatzinformation nicht habe, dann ist das Loch womöglich keins.

der Alpenskala, wo einer im Wetterstein schon einen Haufen Fünf plus erledigt hatte und im Montblanc draufkommen mußte, daß er über eine Vier nicht hinaufkommt.

Kann es mir passieren, wenn ich als Sportkletterer in ein neues Gebiet komme, und ich weiß, ich klettere in der Pfalz einen Achter, daß ich dort in einem Neuner locker durch- oder beim Siebener nicht hinaufkomme?

*Kurt:* Zwei Grad nicht, aber einen Grad, das kann es geben.

*Elmar:* Ich würde gerne noch über die A-Bewertung und über die Gesamtbewertung reden. Ich habe den Eindruck, seit es die Freikletterbewegung bei uns gibt, richtet man auf A-Bewertung kein Augenmerk mehr, alles, was technisch ist, ist A0. Ihr habt einmal beim „Weg durch den Fisch“ die Überraschung erlebt, daß A2-Stellen Eurer Meinung nach viel zu schwierig waren für diese Bewertung. Stimmt der Eindruck, daß die A-Bewertung bei uns ein bißchen vernachlässigt wird?

*Wolfgang:* Nein, das Ganze hat feste Definitionen, die Amerikaner haben ganz feste Definitionen, bei uns wird das übernommen.

*Kurt:* Aber da gibt es doch unterschiedliche Auffassungen. Die einen bewerten die Haken nach der Schwierigkeit, sie anzubringen, die anderen danach, wie sie halten, wieder andere, wie schwer sie zu erreichen sind.

*Wolfgang:* Ich glaube, was vielleicht noch interessant wäre, das wäre so ein Ernsthaftigkeitsgrad.

*Sepp:* Auch sowas! Was ist dann die Gimpel-Nordwand für einen Viererkletterer? Da, wo alle dreißig Meter eine Sicherung ist, wie

## Profi und Amateure

*Peter:* Lustig ist für mich an der ganzen Geschichte, daß bei weitem am ärgsten über die Schwierigkeitsbewertung gestritten worden ist. Damit wir das in Harmonie auflösen, dürft ihr alle was zum professionellen Bergsteigen sagen, zum Profikletterer.

*Wolfgang:* Ich bin sicher, daß man mit Bergsteigen nicht viel Geld verdienen kann, das verdienen wir, um zu klettern, aber ich glaube nicht, daß Leute davon besonders angezogen werden, weil sie sehen, da ist eine Mark damit zu verdienen. Da geht's anderswo ganz anders zu. In Bonn war das, wo wir am Tisch gesessen sind mit diesen Hockey-Europameistern. Da sind die gefragt worden, warum sie in diesem Jahr nicht so gut waren. Haben die gesagt, sie haben in diesem Jahr nicht so viel Geld vom Bundesausschuß für Leistungssport bekommen, deshalb haben sie in ihrem Beruf mehr arbeiten müssen und nicht soviel trainieren können.

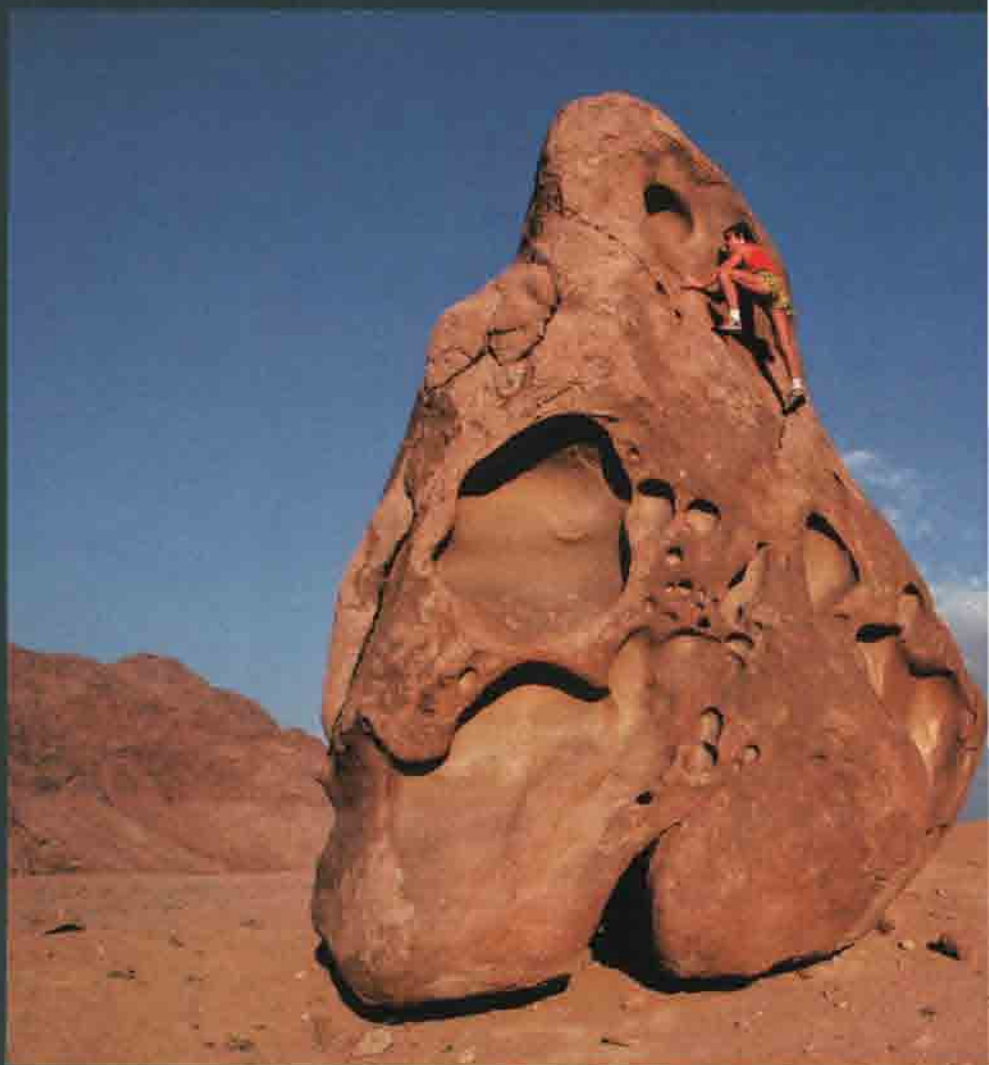
*Elmar:* Das waren aber „Amateure“?!

*Wolfgang:* Ja, das sind Amateure! Das ist mir sehr komisch vorgekommen, wenn ich bedenke, unter welchen Entbehrungen Kletterer leben. Wenn man die Engländer anschaut, tausende arbeitslos, die wirklich von Weißbrot und Senf leben, die überhaupt keine Mark damit verdienen, die nur für den Sport sind.

*Sepp:* Ich bin ja das Symbol des reichen Profi. Ich kann dazu auch bloß sagen, bei meiner Firma sind fünf Handelsvertreter, von denen klettern vier nebenher Vierer oder Fünfer. Die verdienen

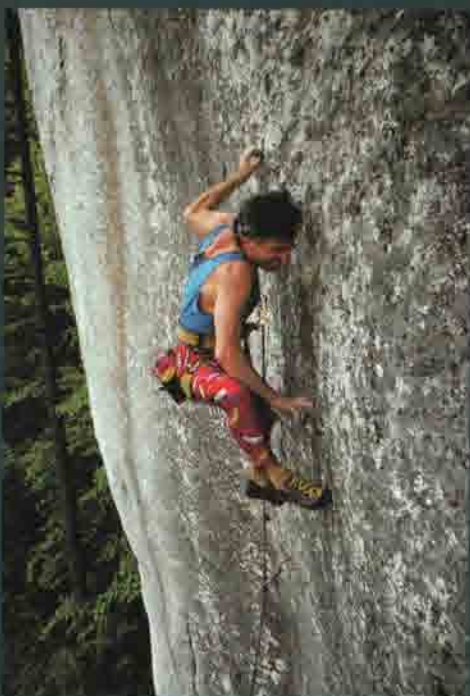
Rechts: Auf Sinai  
Unten: Wolfgang Güllich in  
„Catch 22“ (Schellneckpfeiler/  
Altmühltal)

Fotos: G. Heidron



Oben: Andrea Eisenhut in  
„Conan“.  
Rechts und ganz rechts: Sepp  
Gschwändtner in „Face“  
(Altmühltal)

Fotos: H. Zak

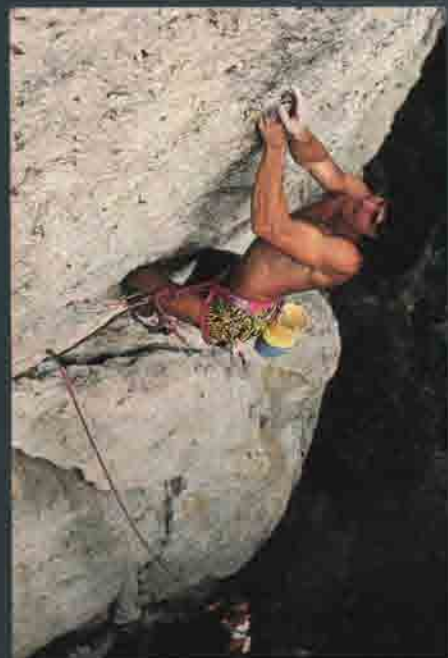


# Die Kunst der genau dosierten Impulse



Unten: Wolfgang Güllich  
in „Peace“, Erinnerungswand  
(Franken)

Unten: Wolfgang Güllich in  
„Schwarzenegger“, Richard-  
Wagner-Fels (Franken)



Links: Wolfgang Güllich in  
„Heiße Finger“, Student (Franken)

Fotos (oben und links):  
G. Heidorn

alle genauso viel Geld wie ich. Ich werde keine Mark mehr bezahlt, ich bin von Beruf Handelsvertreter und nicht Kletterer.

*Elmar:* Sepp, du hast den Profisport, das Autorennen, aus bestimmten Gründen aufgegeben, ich weiß nicht, ob du das sagen willst.

*Sepp:* Den Profisport habe ich unter anderem auch aus dem Grund aufgegeben, weil zu wenig Geld damit zu verdienen war, weil jeden Tag der Gerichtsvollzieher da war, weil das auch so war, daß die Einnahmen nicht einmal zum Existenzminimum gereicht haben. Ich bin auch in der ganzen Welt herumgezogen, und wenn man 500 DM Startgeld bekommt und fährt nach Schweden, kannst du dir vorstellen, wie du davon leben kannst. Da gibt es auch nur Weißbrot und Senf und irgendwann ist es dann so, daß du dir soviel Schulden als Profi aufgebaut hast, daß du aufhören mußt, obwohl es im Autorennensport möglich wäre, auch den Sprung in das echte Geldverdienen zu schaffen. Ich bin überzeugt, daß man mit dem Klettern – und die Träume muß man den Jungen nehmen – niemals genug verdient, um davon allein leben zu können.

*Elmar:* Bedauerst du das?

*Sepp:* Mir tun die Jungen zum Teil leid, weil mir das unheimlich gefällt, wenn jemand so hinter seinem Sport steht, und ich finde es pfundig, wenn man dann voll für seinen Sport leben kann. Nur über eines müßten sich die angehenden Profisportler auch klar sein: daß die Profisportler einem ganz anderen Druck ausgesetzt sind. Als Profisportler muß man eine Leistung bringen, als Profisportler muß man das tun, was die Funktionäre wollen, und es gibt keinen Profisportler auf der Welt, wo nicht Funktionäre dahinter sind und nicht Manager dahinter sind, es gibt keinen Profisport, wo man sagen kann, heute klettere ich einmal und morgen mag ich nicht. Ob das erstrebenswert ist, muß jeder selbst entscheiden. Wenn es für jemanden erstrebenswert ist, soll er sich so einen Sport suchen. Beim Klettern ist es im Moment nicht möglich, und ich würde es sehr bezweifeln, daß es jemals möglich wird.

*Wolfgang:* Der Edlinger lebt ganz gut.

*Sepp:* Das ist ganz was anderes, der macht nicht bloß in einem Kletterfilm mit, weil er ein sehr guter Kletterer ist, er schaut auch gut aus und gibt sich gut, und das sind auch Kriterien für einen Kletterfilm. Wenn der so eine Birne aufhätte, würden sie ihn dafür nicht nehmen. Der ist Filmschauspieler. Im Profisport ist es so, daß da ein Wettkampf ist, und dafür gibt es ein Preisgeld, und es ist völlig wurscht, ob der Boris Becker schön oder grauslich aussieht.

*Peter:* Wolfgang, würdest du dich als Kletterprofi bezeichnen?

*Wolfgang:* Nein, das sind schon andere Sachen, wo man das Geld verdient, so Kletterkurse.

*Elmar:* Kann man bei uns von Werbeverträgen leben?

*Kurt:* Es gibt – glaube ich – welche, die davon leben. Da muß man sich intensiv drum kümmern, und es ist das auch eine Frage der Ansprüche, die du ans Leben stellst.

*Peter:* Profisportler werden für den Start bezahlt. Wenn du als Berater bei einer Sportartikelfirma einen Werbevertrag hast, gleichst du der Filmschauspielerin, die für eine Seifenmarke wirbt. Bezahlt wird sie fürs Schauspielerin.



*Wolfgang:* Ja, aber Werbeverträge hängen doch auch mit dem Sport zusammen, mit den Leistungen, die man bringt.

*Peter:* Das ist bei der Seifenwerbung genauso. Die nehmen dort auch nicht irgendein Trutscherl, das einmal kurz in einem Amateurfilm über die Leinwand gehuscht ist. Die nehmen ein Gesicht, das man kennt.

*Sepp:* Daß einem eine sportliche Bekanntheit oder eine sportliche Höchstleistung hilft im Leben, braucht man nicht verschweigen. Ich täte mich bei der Arbeit auch nicht so leicht, wenn ich nicht vom Klettern her bekannt wäre, das ist schon klar. Wenn du durch irgend etwas bekannt bist oder gut bist, daß dir das nützt, das sehe ich als ganz pfundige Sache an. Aber Voraussetzung ist es nicht. Du mußt mit Sicherheit außer dem Klettern noch irgendwas dazutun. Entweder du drehst Filme oder du schreibst. Und dann kommt bei uns noch dazu, daß sich Deutschland nicht für Fan-Kults eignet. Wenn in Deutschland auf einem Magnesiabeutel „Sepp Gschwendtner“ draufsteht, bin ich überzeugt, daß ihn die Leute nicht kaufen, weil sie sagen: Ich kaufe doch nicht gerade den Magnesiabeutel, damit sich der wieder ein dickes Auto kaufen kann. In Italien, wenn auf dem Magnesiabeutel „Mariacher“ draufsteht, kaufen mindestens fünfmal so viel Italiener den Magnesiabeutel, weil sie einfach Fans vom Mariacher sind. Wenn bei uns in der Zeitung steht, was der Becker verdient, regen sich zwei Drittel der Leser darüber auf und sagen, das wäre viel zuviel. In Amerika wäre der in den Augen der Leser eine Pfeife, wenn er nicht soviel verdiente. Die Leute bei uns sind sich gar nicht bewußt,



Foto: H. Zak

wie schwer es ist, z.B. ein Boris Becker zu sein, da sind wahrscheinlich fünf Lotto-Sechser einfacher als das.

## Der Preis für den Sieg über die Vertikale

Wie immer kam die heikle Frage erst „off the records“. Das Tonband war eingepackt, wir saßen rum und redeten, und da begannen Sepp und Wolfgang unvermittelt eine Art „Anabolika“-Diskussion:

– Also du bist echt überzeugt, daß du deine Knochen dabei ruinierst?

– Ja, ich glaub das schon.

– Na, ich hoff's nicht.

Man redete über Kurts Probleme mit seiner Schulter, über Jerry Moffats Gelenke...

– Ich glaube, da kommst du gar nicht vorbei, das ist die Entscheidung, entweder willst du die ganz schwere Tour klettern oder du bleibst unten. Du kannst vor allem die Verletzungen nicht vermeiden, weil du hast einfach definiert nur das Loch und das mußt du soweit durchziehen.

– Ich glaub, ich bin dann noch nie so schwer geklettert, ich habe keine Verletzungen.

– Wenn du die Tour hast, die du unbedingt schaffen willst und du weißt, das ist jetzt ein neuer Grad, das ist etwas ganz besonderes für dich, dann machst du das.

– Da können wir jetzt lange diskutieren, ich glaube, ich bin da realistischer als du, ich täte es aus einem Grund nicht, weil ich genau weiß, daß es soviel andere gibt, die das können und sich nicht wehtun dabei. Du, ich muß dir eines sagen, das find ich zu

blöd: Ich reiß mir den Finger aus, und die anderen sausen rauf. – Granitrisse zum Beispiel, da verdrehst du dir so die Knochen, daß... Kurt, wie du dir die Gelenkkapsel zerrissen hast... das nimmst du doch so in Kauf.

– Zum Beispiel, dir tun die Finger so weh, da ißt du ein Schmerzmittel, damit du immer noch weiterklettern kannst, weißt aber genau, daß das Schmerzmittel auch zum Krebs oder irgendwas führt, tätest du das immer noch? Da würde ich nicht mehr klettern.

– Daß ich langfristige Schäden habe, daß weiß ich; und du weißt es auch, du bekommst auch welche.

Pfui, wendet sich da der wahre Bergsteiger und schüttelt abscheu-voll seinen Filzhut, daß die Abzeichen klirren – und vergißt ganz drauf, was sich im Zeitalter des Eroberungsalpinismus abgespielt hat mit dem Pervitin und anderen Aufputzmitteln.

Grenzgänger im Bereich menschlicher Möglichkeiten mit den Maßstäben eines vorsichtigen Oberbuchhalters zu messen, muß immer zu Schwierigkeiten führen. Der Leistungssport, der seine Apologeten nicht in irgendeiner Form auch schädigt, der ist noch nicht erfunden. Was aus diesem kurzen Schlußdialog außer Programm aber hervorgehen sollte, und dazu steht er hier, ist: Der Vergleich des Sportkletterns als „Tanz in der Vertikalen“ ist eine ganz brutale Wahrheit. Hinter diesen luftigen, lustigen Bildern vom Sieg über die Schwerkraft vor einem blauen Himmel über sonnigem Land steckt wahrscheinlich ebensoviel an Schmerz und Selbstquälerei wie hinter den luftigen, duftigen Traumbildern vom Tanz. Nur, daß bisher die Sportkletterer noch ihren Sport selbst gewählt haben und nicht von ehrgeizigen Eltern schon im vierten Lebensjahr in eine Ballettschule gesteckt wurden...



Links: Sportklettern, das ist auch sportliche Betätigung in reizvoller und kulturträchtiger Umgebung – Wolfgang Güllich am Weltenburger Pfeiler am Beginn des Donaudurchbruchs bei Kloster Weltenburg.

Foto:  
G. Heidorn



# Wieso? – Oder: mit 46 Pilaströ mit Prothese

## Über die Motivation von Körperbehinderten am Berg

Marcus Lutz

*Immer wenn sich psychologisch interessante Fragestellungen mit Bergsteigerthemen paaren und darüber eine schriftliche Stellungnahme erwünscht ist, wendet sich der Jahrbuch-Redakteur vertrauensvoll an mich. Eine Einstimmung in den Bericht von Marcus Lutz ist dabei eigentlich überflüssig, denn der Autor liefert in einer (selbst-)kritisch-schonungslosen Analyse seines Umganges mit körperlicher Behinderung beim Klettern am Beispiel eigener Versehrtheit und in der wachsenden Beziehung zu einem seiner Lehrmeister, der seit einem Unfall eine Unterschenkelprothese trägt, selbst die Erklärung für das Wieso.*

*Wir Menschen haben leider nur eine begrenzte Fähigkeit zur Regeneration. Haare und Fingernägel wachsen nach, abgetrennte Gliedmaßen oder Nervenverbindungen in der Wirbelsäule nicht. Wenn operative Maßnahmen erfolglos bleiben oder nicht erfolgen konnten, bleibt dann oft nur künstlicher Ersatz für den verlorengegangenen Körperteil. Zurück bleibt eine mehr oder minder einschränkende Behinderung. Marcus Lutz setzt sich sehr engagiert mit der Haltung der Gesellschaft (sich selbst eingeschlossen) gegenüber nicht mehr makellosen Menschen auseinander. Er selbst hat eine Phase der Berührungsscheu mit solch einem „Behinderten“ zu überwinden, der mit seinem Holzfuß besser klettert als manch Junger auf dem Höhepunkt seiner Leistungsfähigkeit.*

*Der „Held“ – Rainer Loderer aus dem Allgäu – lehrt ihn, wie eine solche körperliche Einschränkung zwar nicht überwunden, aber ohne wirkliche Abstriche in der eigenen Leistungsfähigkeit mit Bescheidenheit, Zähigkeit und positiver Lebenseinstellung beinahe aufgehoben werden kann. Die Haltung gegenüber der Behinderung ist mitentscheidend: wer sich aufgibt, resigniert, wer sein Behindertsein zu einem Teil seines Lebensinhalts macht, stempelt sich selbst zum „Behinderten“, zum „Nicht-Vollwertigen“*

*oder schlimmer ab. Wer seine Einschränkung akzeptiert und mit Humor und gesundem Lebenswillen erträgt, wer seine Ziele anpaßt aber nicht aufgibt, der kann den Mangel kompensieren, ja bisweilen überkompensieren: die eigene Leistungsfähigkeit, das eigene Können steigern sich sogar noch.*

*So habe ich gehört, daß der Autor nach einem Unfall, der nach eigenen Angaben zu 30%iger Behinderung führte, heute eher besser klettert als zuvor. Wer sich gegen die Einschränkung innerlich nicht wehrt, sondern sie als Faktum bejaht, wird bewußter in der Ausübung körperlicher Betätigung. Der Loderer Rainer muß eben genau hinschauen, wie und wohin er den gefühllosen Kunstfuß setzt. Seine Bewegungen sind also präzise und damit vielleicht besser als vor der erlittenen Behinderung, wobei allerdings gerade er schon vor seinem Unfall ein exzellenter Kletterer war.*

*Behinderung ist nicht gleich Behinderung. Eine Armprothese wäre – davon bin ich überzeugt – beim Klettern weit einschränkender. Blinde sind viel stärker behindert, Querschnittgelähmte schließlich können vom Bergsteigen nur noch träumen und sich, falls ihre Arme bewegungsfähig geblieben sind, bestenfalls auf fahrbaren Wegen in den Bergen bewegen.*

*Mancher verkrampft freilich innerlich wie äußerlich in seinem Ehrgeiz, mit den Gesunden mithalten zu wollen. Wenn der selbstquälerische Einsatz zum Zwang wird, wenn tiefe Befriedigung über die erkämpfte Leistung fehlt, bleibt Leere zurück und die Jagd nach dem persönlichen Glück geht endlos weiter. Behinderung kann das Leben aber auch reicher machen. Der Rainer Loderer kann Vorbild sein für Benachteiligte. Möge er dem Autor in seiner Gelassenheit gegenüber eigenen und mitmenschlichen Schwächen noch einige Zeit Lehrmeister bleiben.*

Martin Lutterjohann

Seite 88:

*Die Tofana von Südosten;  
rechts der Bildmitte der Pilaströ  
mit der dächergespickten  
Pfeilerwand*

Foto:  
M. Lutz

## Vorbemerkung

Wieso? Diese Frage gilt nicht nur für die Suche nach der Motivation von Körperbehinderten am Berg beim extremen Klettern. Dieses „Wieso“ stelle ich ganz bewußt an den Anfang meiner Ausführungen, denn als Autor frage ich mich durchaus, weshalb ich eigentlich diese Thematik nun doch ein wenig schriftlich durchwühlen will.

Zum Verständnis eines Artikels gehört einfach auch eine Bereitschaft des Autors, über seine Hintergründe zu plaudern. Nur dann kann der willige Leser einen sinnvollen Einstieg in den Artikel finden und ist nicht dazu verurteilt, jeden Absatz bisweilen zigmale zu lesen, um auch so etwas wie eine Intention aufzuspüren.

Mir geht es in diesem Artikel nicht darum, den Namen Rainer Loderer in aller Munde zu bringen, nach dem Motto: schaut mal her, ihr Schlappies, der kommt da auch noch mit Prothese besser rauf als ihr mit eurem Wohlstandsbödy! Ich beabsichtige auch nicht, mich in den Vordergrund zu spielen. Das haben mir schon manche unterstellt. Doch gottlob habe ich Distanz zum eigenen Tun gewonnen. Daher ist es mir „wurscht“, vornehm ausgedrückt völlig gleichgültig, wie die Alpinszene über den Autor Marcus Lutz denkt. Ich bin beruflich anderweitig engagiert, das gibt mir die Freiheit, als Alpin-Autor das zu sagen, was ich denke. Dies stellt auch die nötige objektive Distanz zur Thematik her und läßt den Leser erkennen, daß Klettern wirklich nur ein kleiner Ausschnitt des Lebens ist. Nicht zuletzt deshalb landete auch die schon lange fertiggestellte erste Fassung dieses Artikels im Papierkorb!

## Beginn

Es soll also hier über einen Menschen geschrieben werden, der trotz einer schwerwiegenden Behinderung das Leben auch an seinen geliebten Wänden gemeistert hat. Rainer Loderer, „d'r Rainar“, wie wir Ostallgäuer sagen, muß seit seinem 21. Lebensjahr ohne seinen linken Unterschenkel „auskommen“. Und darüber möchte ich hier schreiben und trotzdem nicht Gefahr laufen, zum Exhibitionisten unserer Freundschaft zu werden. Aber diese Grenze, wie weit, und wie weit nun nicht, was gibst du preis, was wieder besser nicht, diese Grenze ist fließend. Und darüber bin ich mir als Autor auch im klaren.

Jedoch steht Rainer Loderer voll im Leben, mit ihm wird sich jeder Leser sofort identifizieren können. Eine Tatsache, die bei den neuzeitlichen Kletterprofis bei weitem nicht gegeben ist. Oder wäre vielleicht jeder bereit, für ein paar Meter im XI. Grad sein ganzes Leben aufzugeben? Aber das ist nicht das Thema dieses Artikels!

## Rote-Flüh-Südostwand

So heißt unser Ziel an einem dunstigen Herbsttag vor bald 10 Jahren. Für mich ist es eine der allerersten extremen Klettertouren. Eine Tour, die mich so beeindruckt hat, daß ich sogar in einem Deutschaufsatz eine Verknüpfung herstellen kann und von jenem

Zeitpunkt an die volle Bewunderung meines damaligen Deutschlehrers genieße. Denn der hat ein Faible für das extreme Klettern. Jedoch, eine erste Begegnung hat mich bis heute eigentlich am meisten mit jenem Herbsttag verbunden. Schließlich handelt es sich um eine Jungmannschafts-Klettertour, die da stattfindet. Der Leiter dieser Gruppe ist zu jenem Zeitpunkt noch Rainer Loderer, „der mit'm Holzfuß!“, wie man hierzulande mit ländlicher Herbeheit festzustellen sich getraut. Ich kann es kaum glauben, daß es einen gibt, der da mit einem Prothesen-Fortsatz genüßlich den steilen Weg zum Einstieg meistert. Und der es dann nicht dabei beläßt, andächtig den „heldenhaften“ Extremen vom sicheren Boden aus zuzusehen. Nein, dieser Jemand, dieser Loderer, durchsteigt an jenem Tag eine noch schwierigere Führe als meine Begleiter und ich und ist auch noch gleichzeitig mit uns am Gipfel. Ich sitze da mit weit aufgerissenem Mund. Soll ich nun stolz sein, eine extreme Führe gemeistert zu haben, es gab anno dazumal noch keinen VII. Grad, oder soll ich mich nurmehr belächeln, weil ich mit gesunden Gliedmaßen auch nicht mehr zu leisten imstande gewesen bin? Es gibt da eine Berührungsschmerz, für mich ist Rainer in diesem Moment noch viel unantastbarer, als es ein Reinhold Messner jemals gewesen war. Es gelingt mir nicht, einen Bezug zu Rainer herzustellen, mir bleibt nur das andächtige Lauschen seiner Begehungsschilderung und das Gefühl, nun ganz peripher zur Gilde der Extremkletterer dazuzugehören. Am Gimpelhaus verliert sich dann zunächst seine Spur. Wir eilen hinab, ein Seilpartner muß den heimischen Stall versorgen, während der Rainer den Tag genüßlich ausklingen läßt.

Bisweilen treffen wir im Klettergarten aufeinander, einmal sichern wir ihn über die sogenannte Platte, zu jener Zeit die schwierigste Kletterstelle in unserem Gebiet. Ruhig, mit gezielten Bewegungen, steigt er fließend höher. Uns bleibt wieder nur das Staunen, wie der Rainer das mit'm „Holzfuß“ bloß schafft.

## Kennenlernen

Jahre später, ich bin daran, Führerautor für den Alpenvereinsführer Tannheimer Berge zu werden, werde ich automatisch mit dem „Begriff“ Rainer Loderer wieder konfrontiert. Er ist im Füssener Raum eine bekanntere Persönlichkeit und er kennt einige Erschließer aus früheren Jahren, ist letztendlich auch selbst ein Erstbegeher von anspruchsvollen Führen. So kommt es, daß ich mit ihm näher in Kontakt trete. Was ich mich nunmehr auch geradeso getraue, weil ich doch selbst einige bescheidene Klettererfolge schon vorzuweisen habe. Daß es darauf überhaupt nicht angekommen wäre, das weiß ich eigentlich auch erst bewußt seit geraumer Zeit.

So lerne ich also die Privatsphäre von Rainer kennen und es fällt mir schwer, damals jedenfalls, zu begreifen, daß man mit einer Behinderung so viele Sportarten betreiben, und was wichtiger ist, auch bei allen mit sich zufrieden sein kann. Er erzählt vom Segeln, seinem „Kat“ (Katamaran) mit dem er übers Wasser rauscht. Reicht mir Bilder vom Drachenfliegen und schließlich fällt mein Blick unweigerlich auf eine ganze Wand voll Pokale, die er als Mitglied der Deutschen Behinderten-Ski-Alpinnationalmannschaft

Rechts: Rainer Loderer in der Quergangssellänge der Geiselstein-Nordwand und – Bild unten – im Plattenpfeilerausstieg nach dem Hauseck.

Fotos:  
M. Lutz

errungen hat. Er war Vizeweltmeister, Olympiateilnehmer und...

Aber er ist auf dem Teppich geblieben, menschlich gesehen. Vom Materiellen schon gar nicht zu reden, in unserer Sportgesellschaft werden Behinderte niemals werbefähig. Denn sie passen nicht in das kratzerlose Image des jungen Erfolgsmenschen. Oder welcher Schuhhersteller würde denn eine Prothese auf einem Werbeplakat dulden! – Ich komme mit ihm ins Gespräch, möchte endlich meine mir schon peinliche Scheu ablegen. Die Scheu, die in unserer Gesellschaft unzweifelhaft ausgeprägt ist. Die Scheu im Umgang mit Behinderten. Ich erzähle ihm, daß ich mir bislang unter dem Begriff „Behinderte“ eigentlich immer nur die aus der Aktion Sorgenkind bekannten Lebensschilderungen spastisch behinderter Mitmenschen vorgestellt habe. Mit keinem Wort, keinem Gedankengang habe ich vorher jemals auch Prothesenträger unter die Gruppe der Behinderten eingereiht.

Wer von uns denkt denn schon an Körperbehinderte? Keiner wagt auch nur einen Moment lang sich vorzustellen, wie es wäre wenn... Das wird einfach verdrängt, man läuft dem Traumbild des sportlich dynamischen Erfolgsmenschen hinterher. Sucht sich seine Idole im Sport, in der Werbung und findet einen Boris Becker einfach umwerfend, ohne die menschliche Größe zu hinterfragen. Aber an jenem Abend gibt es noch keinen „BUM-BUM“, es gibt jedoch ein menschlich sehr nützliches Gespräch. Ich lerne ihn langsam kennen und schätzen, den Rainer. Wir vereinbaren eine gemeinsame Klettertour, der Winter ist dieses Jahr allerdings schneller als wir. Nächstes Jahr halt...



## Die Nordwand

Es ist die Geiselstein-Nordwand, also mein Hausberg, an dem ich wirklich jeden Winkel kenne und schätze ob des guten Felsens. Hier kommen wir endlich zu der ersten gemeinsamen Klettertour. Vor seiner Knieoperation am gesunden rechten Bein möchte er noch eine schöne Klettertour erleben. Es ist wirklich eine Freude, mit ihm zu klettern, vor allem menschlich stimmt die Harmonie. Eine Tatsache, auf die ich besonders jetzt unbedingten Wert lege. Denn wie viele Touren ist man in Zweckseilschaft geklettert, nur um diese oder jene Wand gemacht zu haben. Da sollte jeder ehrlich zu sich selber sein und nicht mit dem Finger nach der Seite zeigen.

Den Quergang in der zweiten Seillänge steigt er gleich mal vor, es läuft sich gut an. Wir verbleiben auf der klassischen Herzogführe und sind rasch am Kamin nach der großen Grotte. Die Pfeilervariante lockt und ist wenige Minuten später schon Gegenstand von freudigen Bewegungsschilderungen. Weil's so gut ging, wähle ich einen direkten Ausstieg über den Plattenpfeiler am Hauseck, der allerletzten schwierigeren Stelle der Route. Hier erreichen die Schwierigkeiten den unteren VI. Grad. Kletterei an diffizilen Platten, Bewegung und Technik sind gefragt. Unter uns herrliche Wolkenspiele, Rainer ist schneller heroben, als ich das Seil einholen kann, weil ich auch noch fotografiere. Am Ausstieg erleben wir noch ein ganz intensives Brockengespenst, ich finde meinen Nebelschatten gleich so umwerfend, daß ich mehrere

Bilder verknüpse. Später darf ich dann mit der Lupe nach dem Brockengespenst suchen. – Ein herrlicher Tag findet seinen Ausklang in einem geruhsamen Abstieg, sehr gut für meine Knie, und dem gemeinsamen Wunsch, vielleicht bald eine weitere Route „draufzulegen“.

## Boulderpech

Ein unfreiwilliger Absprung im Klettergarten führt dann im folgenden Jahr zu einer weiteren Annäherung. Rainer ist zu 60% körperbehindert, ich „bringe“ es seither auf 30%. Aber das ist eigentlich nicht zum Lachen, denn von nun an weiß ich wirklich aus eigener Erfahrung, wie schnell man ein Behinderter wird. Von einem Tag auf den anderen kann es einen ereilen, ganz unvermittelt stimmt etwas nicht mehr an deinem Körper. Dann treten „Probleme“ auf, der ganz banale Alltag wird zum täglichen Problem, viele Handlungen müssen neu angetestet werden.

Geht dies, geht das. Enttäuschungen, Entbehrungen, Minderwertigkeitskomplexe. Und immer wieder probieren, versuchen. Dies muß doch gehen, was ist mit der Sache?

Ängste quälen einen, man paßt nun nicht mehr in die gewohnten Rollenklischees. Aus ist es mit dem makellosen Bild des sonnengebräunten Erfolgsathleten. Käseweiß verbringt man Tage, Wochen und noch mehr in Kliniken, Krankenzimmern, bei Orthopäden. Es ist eben alles anders. Mir persönlich aber hat die Freundschaft zum Rainer hier geholfen, da konnte ich alle Zweifel besiegen. Schließlich klettert er noch mit Prothese! Solche Vergleiche halfen die düsteren Ärzteprognosen zu überwinden. Ich will aber hier nicht von mir reden, obwohl ich seit dem eigenen Unfall mich schon prädestinierter fühle als andere Mitbürger, wenn es um Fragen von Behinderten geht. Der eigene Unfall hatte auch gute Seiten, wie alle Dinge zwei Seiten haben. Manchmal glaubt man das allerdings erst, wenn es schon fast zu spät ist.–

Ich bin nun öfter zu Gast bei Rainer und Marianne, seiner Frau, die, so weiß ich nunmehr, sicher einen erheblichen Anteil an Rainers Lebensbewältigung hat. Sie ist eine zurückhaltende, bescheidene Person, ein guter Geist in der vierköpfigen Familie. Sie haben zwei Söhne, beide sportlich begabt und aktiv. Und beide finden gerade in letzter Zeit immer mehr Gefallen am Klettern, sehr zur Freude des Herrn Papa, der dann zwei weitere Seilgefährten „zur Verfügung“ hat.

Sie wohnen in einem geräumigen Haus, selbst erarbeitet und in herrlicher ruhiger Wohnlage. Vor allem vom Wohnzimmer aus hat man einen umfassenden und am Abend herrlichen Panoramablick auf unsere Ostallgäuer Berge. Ich bin gerne zu Gast bei den Loderers, nicht um den bei meinen Freunden berüchtigten Appetit zu stillen, nein es gibt immer interessante Gespräche und den Rainer freut es, wenn er Bilder von „Locker vom Hocker“ sehen kann! Nicht, daß ich ihm damit imponiere, vielmehr verfolgt er sehr interessiert, aber doch mit der gebotenen Distanz, die neuere Entwicklung. Und soweit ich dazu in der Lage bin, sie im alpinen Teilbereich mitzumachen, bringe ich sie ihm auch gerne näher. Seit meinem Unfall habe ich auch ganz offen mit Rainer über seinen Unfall geredet. Ein Verstehen ist seither kein Problem und

ich muß vor dem Rainer wirklich meinen Hut ziehen (besser gesagt meine Schlägerkappe, eine andere hutähnliche Kopfbedeckung befindet sich nicht in meinem Besitz).

Rainer Loderer war schon mit 15 Jahren ein sehr aktiver Kletterer, mit 16 machte er seine erste Erstbegehung. Er hatte dabei allerdings wenig Zeit zur Verfügung und war auf freie Sonntage angewiesen. Das elterliche Geschäft verlangte vollen Einsatz als Heizungsinstallateur und Spengler. Trotzdem gelingen die damals schwierigen Routen, und er macht seine Meisterprüfung im Fels zusammen mit Schorsch Ostler an der Gimpel-Nordwand mit der Erstbegehung der Direkten Nordwandroute. Die heute vermagelte Route sollte nicht über das Können der Erstbegeher hinwegtäuschen. Die „VI+“ von 1959 ist es auch heute noch, bei freier Kletterei. Am meisten freut es mich, daß ich mit der freien Erstbegehung der „Klagemauer“ den von Rainer projektierten Ausstieg seiner Route vollenden konnte. Diese Seillängen stellen den ersten zwingenden VII. Grad in den Tannheimer Bergen dar.–

Den Tribut an den Staat zollt Rainer durch Meldung zum Hochgebirgszug nach Mittenwald. Eines Tages dann eine Klettertour in den Wilden Kaiser, das dienstfreie Wochenende will genossen sein. Auf der Heimfahrt dann schon Dunkelheit, eine lange Gerade, Gegenverkehr, Lichterkegel.

## Ein Auto überholt

Die beiden Lichter kommen immer näher, die Dunkelheit läßt es ihm nicht ratsam erscheinen, einfach rechts von der Straße zu fahren, mit seiner 500er BMW. Also einfach so weit rechthalten wie möglich, aber es geht alles so schnell. Es knallt, er fliegt von der Straße, seine Maschine hinterher, er überschlägt sich und findet sich wieder in einer Wiese. An der Maschine hat es den linken Zylinder weggerissen, sein linker Unterschenkel hängt nurmehr an Hautfetzen.

Ein Verkehrsunfall, wer wagt es da, gescheit zu labern, daß ihm das nicht passieren kann! Für Rainer Loderer bedeutete das einen absoluten Neuanfang. Da schmerzte es noch am wenigsten, daß dies genau vor seiner Entlassung und dem lange geplanten Kletterurlaub passierte. Dem Urlaub, mit dem die Erfüllung lange ersehnter Wünsche verbunden war. Seine Spezl'n sahen ab in diesem 61er Sommer, klettern alles, was in den Alpen damals hoch im Kurs gestanden hat. Sicher, auch das ist bitter, aber wie geht es weiter, was ist mit dem linken Bein noch zu machen? Welchen Beruf soll er denn in Zukunft ausüben? Fragen über Fragen... ein Jahr später ist er bereits wieder im VI. Grad unterwegs und hat auch eine neue berufliche Existenz gefunden. Diesen harten Weg muß jeder alleine meistern, sicher gibt es auch viele, die nicht so erfolgreich sind.

Er wird Jungmannschaftsleiter in der Sektion Füssen und nimmt diese undankbare Aufgabe 15 Jahre lang wahr. An ihm hat es sicher nicht gelegen, daß seine Vorschläge nicht jedes Jahr angenommen wurden, von der freizeitverwöhnten Jugend. Aber es hat ihm trotzdem gefallen, diese Zeit, die auch mit einigen unvergeßlichen Gemeinschaftstouren verknüpft ist.

## Der Pfeiler in der Abendsonne

Schaut man von Rainers Panorambalkon auf die Hochplatte im Ammergebirge, so leuchtet im Sonnenlicht am Abend besonders plastisch ein markanter Pfeiler. Irgendwann kommen wir darauf zu reden und ich erzähle ihm, daß ich den eigentlich schon einmal erstbegehen wollte. Und im Nachsatz füge ich hinzu, daß er jetzt fällig sei, der Pfeiler. – Gesagt, getan, nur das mäßige Wetter verhindert eine sofortige Verwirklichung unseres Vorhabens. Aber dann klappt es doch, der Winter naht, Rainer ist froh, daß der gefallene Schnee noch einmal geschmolzen ist. Gar nicht mal so langsam gehen wir hinauf zum vermeintlichen Einstieg, denn noch wissen wir nicht exakt, wo wir unsere Route beginnen wollen.

Einfallender Nebel zwingt dann zu rascherem Handeln und wir wählen die Pfeilerkante als Routenziel.

Vor wenigen Wochen bin ich mit Rainer die Eckverschneidung am benachbarten Kenzenkopf geklettert. Dabei sind trotz der klettertechnischen Schwierigkeiten in einigen Passagen keine Probleme aufgetreten, so daß heute Optimismus ob der zu bewältigenden Schwierigkeiten vorherrscht. Es geht auch zügig voran, bald sind die ersten beiden Seillängen unter uns. Nun steilt sich der Pfeiler allerdings bedeutend auf, Nebel verhüllen die oberen Partien. Eine abdrängende Verschneidung verlangt dann schon ein sauberes Hinlangen, erst recht die sie abschließende Wandstelle. Es gelingt, einen soliden Zwischenhaken zu schlagen und ich muß schon ordentlich anziehen, um hinaufzukommen. Noch ein Haken fährt vor dem abschließenden Rechtsquergang in den Fels. Ich möchte nicht, daß Rainer im Nachstieg an der Schlüsselstelle einen flauen Magen bekommt, wenn er die Möglichkeit eines satten Pendlers erkennt. Aber die Sorgen sind so nicht mehr gegeben und außerdem entdeckt der Spitz doch glatt eine andere Griffabfolge in der Wandstelle, die später als Schlüsselstelle einzustufen ist!

Grinsend steht er dann bald neben mir und ich suche im Nebel den leichtesten Weg durch die Überhänge der nächsten Seillänge. Drei sperrige Wülste verlangen jeweils einen Sicherungshaken und wohlüberlegtes Klettern. Bald kommt Rainer nach und wenig später stehen wir am Ausstieg des Pfeilers. Unweit von uns pilgern wahre Massen trotz des nebligen Wetters auf dem Normalweg zur Hochplatte. Wir machen aber erst einmal genüßlich Pause, freuen uns über das Aufreißen der Nebeldecke und verzichten auf den Gipfel. Jetzt hat der Rainer doch wieder eine Erstbegehung gemacht, mit Prothese, ich glaube, er freut sich riesig, inzwischen weiß ich es genau. Und irgendwie kann die Möglichkeit noch nicht ausgeschlossen werden, daß er noch ein weiteres Mal über eine Wand als Erster mitklettert. In der Kenzenhütte wird dann ein Leberkäs als Festmenü verzehrt, mit Logenblick auf „Nebelreiben“, wie unsere Tour heißt, weil die Wolken heute unser Tempo mitbestimmen haben.

## Viele fragen

Viele fragen immer, wie es denn möglich ist, mit einer Prothese zu klettern. Ich glaube, daß man das als Außenstehender nur ganz entfernt nachempfinden kann, welche exakte Technik da vonnö-

ten ist, wenn man nicht mehr stürzen als klettern will. Rainer meint, daß das oberste Prinzip das Klettern mit den Augen sei, denn nach Gefühl kann er nicht gehen. Erst wenn er sieht, ob und wie er auf einem Tritt steht, dann kann er sich wieder auf die anderen Gliedmaßen konzentrieren. Wegen seiner Prothese kann er nicht mit Reibungskletterschuhen gehen, da er dann nicht genügend Halt mit seiner Prothese findet. Daß er gerade aber in Plattenklettereien hervorragend klettert, das ist ein Punkt, der mich an ihm begeistert. Hier sieht man vollendete Technik, nicht mehr, nicht weniger.

Im Sommer ist es oft problematisch für ihn, dann brennt schnell sein Stumpf in der Prothese, der Hitze wegen. So kommt es, daß wir regelmäßig im Herbst losziehen, so wie im letzten Jahr, als wir in die Dolomiten wollten. Es geht gemächlich zu, bei unserer Anreise, das Auto läßt es an Komfort nicht fehlen und auch die Nacht im Lager der Dibonahütte ist schnell überstanden.

## Der Pilastro

Früh am Morgen sind wir schon auf den Beinen, Ziel ist der klassische Pilastroweg, pausegeschädigt, jedoch immer noch eine „Mußtour“.

Vor allem ich habe mit diesem Pilastro noch ein Hühnchen zu rupfen, denn in den Jahren vorher bin ich zweimal umsonst dagewesen. Beim ersten Male konnten wir Mitte Juni am Morgen etwa 20 Zentimeter Neuschnee vom Auto kehren. Und beim zweiten Male hatte ich als Jungmannschaftsleiter alle Hände voll zu tun, um die Folgen italienischen Rotweines bei meinem Klettervolk in Grenzen zu halten. Bergsteiger sind auch nicht mehr vom Schläge eines Tita Pia, Hans Fiechl oder Angelo Dibona! Jedenfalls bin auch ich ganz gierig, den Pilastro nun einmal wirklich zu klettern. Auf dem Weg zum Einstieg kommt man mit dem Rainer nicht ins Schnaufen, denn er spart sich seine Kräfte für die Kletterei auf. Eine Anschauung, die ich nur unterstreichen kann! Trotzdem, auf den letzten Metern entwickeln wir etwas Hektik, denn hinter uns sind weitere Kletterer im Anmarsch. – Schön sieht er aus, der Fels! Wenigstens haben so bekannte Führen den Vorteil, daß man sich wegen der Routensuche normalerweise nicht sorgen muß. Und sie sind so ausgeklettert, daß man wirklich keine allzu große Angst vor Steinschlag zu haben braucht. Aber damit sind die Pluspunkte schon gezählt. Ärgerlich ist der Gummiabrieb und der Handschweiß, sind Zigarettenkippen, sind Bonbonpapiere, Dosen und weiß Gott was für Exkremente von jenen, die im Berg nur die „Route Nummer Soundso“ sehen.

Trotzdem sitzen wir nun am Einstiegsband des Tofanapfeilers und „stricken“ uns an, weil ich keine anderen vor mir haben will. Anscheinend halten die uns dann für so langsam, daß sie sich von einer Durchsteigung des Pfeilers wieder verabschieden, so daß wir heute ungestört eine so vielbegangene Führe erleben können. Von jetzt an wenigstens. Schon die zweite Seillänge bietet eine tolle Kletterei und ich bin nur etwas skeptisch, wie es dem Rainer in den reibungsfreundlichen Platten ergeht. Nur einmal ärgert er sich mit einem dummen Aufrichter herum, der ihm einfach anatomisch



Ober: Rainer Loderer in den Rissen im unteren Teil der Pilastroföhre.  
Seite 95: Rainer Loderer und Marcus Lutz am nächsten Tag in den Wiesen an den Cinque Torri; im Hintergrund die Tofana.

Schwierigkeiten verursacht, weil seine Prothese sich eben nicht unbegrenzt bewegen läßt.

Viele Seillängen durch hübsche Risse können wir schnell in der warmen Sonne hinter uns bringen. Hier läuft es wirklich wie geschmiert, lediglich an so mancher Stelle muß er sich wirklich weit mehr verstellen, um mit Eleganz hinaufzugelangen. Denn auch am gesunden Bein ist das Knie nach bald 25 Jahren Prothesentragen schon etwas angeschlagen. Schließlich läßt man den gesunden Fuß instinktiv mehr Arbeit verrichten als den angeschlagenen „Haxen“. Vor der Dächerzone im mittleren Drittel dann eine kurze Verschnaufpause. Herrliche Wolkenbilder sind zu sehen, der Blick auf die Ampezzaner Berge ist heute besonders plastisch.

## Rotpunkt

Schnell sind wir dann unter einem der meistfotografierten Dächer der Alpingeschichte. Es gibt genügend Literatur über die Überwindung dieses Daches, sei es mit 5 Steigleitern oder mit akrobatischen Klemmern und weißen Händen. Ich kann mich natürlich auch nicht hängenlassen, gebe dem Rainer hier den Rucksack und klettere drauflos. Dies mache ich dann so geschickt, daß ich mich am Ausstieg etwas zu lange fürs „Foti“ präsentiere und prompt einem Rückwärtssalto nur durch schnelles Einhängen des fetten Ringhakens über dem Dach entgehe. Aber beim Einhängen halte ich mich an der Schlinge, was ganz und gar nicht neuzeitlichen Ethiken entspricht. So bitte ich den Rainer mich wieder abzulassen, was dieser etwas fassungslos dann auch tut. Er scheint nicht ganz zu verstehen, weshalb ich nun wieder neben ihm am Standplatz meine Arme mit grimmigem Gesichtsausdruck ausschüttele. Aber sein Staunen wird erst noch komplett als ich mich auch noch ausbinde und das Seil wieder abziehe. Mit einem „wenn schon, denn schon“ lasse ich ihn weiterstaunen und bringe mit geballter Wut, ganz ohne gewohntes Klemmen, die Züge über das Dach hinter mich, nicht ohne festzustellen, an der Dachkante wieder einmal keine Augen im Kopf gehabt zu haben. Rainer ist da weniger engagiert, ruhig und fast schon in Kaffeelaune bringt er das Dach mit Steigleitern unter sich und steht nicht minder zufrieden bald neben mir am Standplatz. Da hat man's wieder, wäre man doch nicht so ehrgeizig! Steil führt eine lange Seillänge unter das zweite Dach. Hier ist es wirklich extrem luftig, aber es ist schon witzig, an all den überflüssigen Haken vorbeizuklettern und nur die Hälfte einzuhängen. Weniger erfreut ist allerdings der Rainer, da er es hier ruhig etwas gemütlicher gehabt hätte, so muß auch er teilweise „rotpunkten“, und das ohne „chalk“! Das zweite Dach ist dann schnell erledigt, ich bin vom ersten noch gewarnt und mache den Fototermin hier etwas kürzer. Rainer hat allerdings etwas Probleme mit dem Selbstzug, den er als Nachsteiger in technischen Routen noch nie ausprobiert hat. So strapaziert er seinen Bizeps, der ihm das mit einem satten Muskelkater in der kommenden Zeit danken wird!

– Aber zum Pilastro, der uns nun mit dem Buhl-Gedenkkamin und einem eiskalten Wind auf einmal von der weniger freundlichen

Fotos:  
M. Lutz





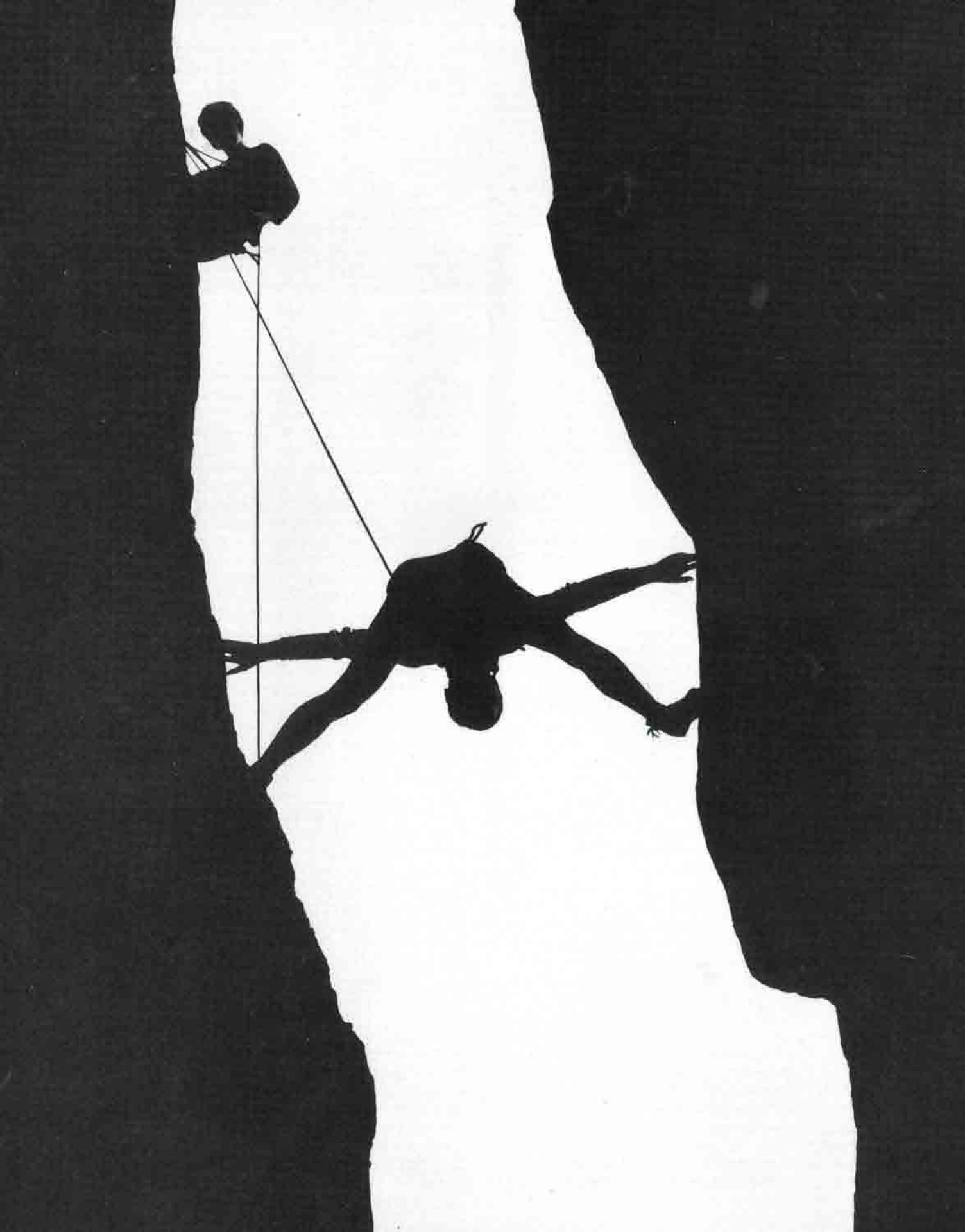
Seite empfängt. Zunächst einmal spreize ich dieses weit überhängende Monstrum von Reißkamin einmal aus. Aber gerade in der schwersten Stelle muß ich doch in den ekeilhaften Schlund und komme aber nicht zum Reißgrund um dort zu klemmen, weil der Rucksack, mag er auch noch so klein sein, was er aber nicht ist, mich total beengt. In einem Anfall von seltener Heftigkeit presse ich mich hinein, um dann festzustellen, daß ich jetzt zwar klemmen kann, aber ansonsten gar nichts mehr geht. Ich kann mir sogar leisten, meine Füße frei baumeln zu lassen, da ich wirklich gut „klemme“. Schließlich reiße ich an der verklemmten Faust mich nach oben und schaffe es irgendwie, der Versuchung zu entgehen, hier noch meine Rotpunkt-Ambitionen durch Griff in einen Haken oder eine der verfaulten Schlingen zu begraben! Allerdings habe ich nun zwei völlig gefühllose Stellen in meiner rechten Hand, da ich wirklich etwas heftig geklemmt hatte. Am Stand dann ein starker Wind, Rainer ist nicht zu verstehen, wir mißverstehen uns dann auch noch. Denn als er „Seil nach!“ schreit, denke ich mitfühlend nur an „Seil ein!“. Und so darf es nicht wundern, daß er einige Mühe hatte, meine Schlingen auszuhängen. Einmal meinte er sogar, daß ich ihn wohl durch einen Karabiner ziehen wollte und es ihm bald das Kreuz abgedrückt hätte. Dies habe ich zwar dann nicht geschafft, dafür habe ich mich aber zum Frührentner „gepult“. Denn auf einmal ist es mir ins Kreuz gefahren, daß ich mich hier heroben am Tofanapfeiler in der 12. Seillänge etwas fehl am Platze fühle und lieber bei einer hübschen Masseuse beim Durchkneten liegen würde. Aber das ist nicht machbar, für mich, für uns führt der Weg bei schneidend kaltem Wind noch weitere 7 Seillängen hinauf, bis wir endlich seilfrei in die Ausstiegsscharte weiterkrabbeln. Und dort haut uns der Wind erst einmal beinahe um, so daß wir nicht nur der vorgerückten Stunde wegen rasch nach dem Abstieg fahnden. Besonders hier hätte ich eine andere Hose als meine „Damen-Aerobic-Hülle“ sehr begrüßt und auch die Faserpelzjacke ist durchaus nicht luftdicht zu nennen, im Gegensatz zur Werbung. Nur der Rainer posiert seelenruhig fürs Gipelfoto und denkt ja gar nicht daran, dem kalten Wind durch vermehrtes Aufbringen von Eigenwärme zu trotzen. So brauchen

wir für den Abstieg mehr als ein Weilchen und sind wirklich erst beim Mondaufgang wieder an der Hütte. Und so „pervers“ es klingt, aber gerade der Abstieg, ab der Cantore-Hütte ohne schneidenden Wind, hat dieses Pilastroerlebnis noch intensiver werden lassen, und außerdem mein Kreuz!

## Ein Ausklang

Es mag nicht verwundern, daß uns der nächste Tag trotz strahlendem Sonnenschein beide faul im Gras liegend erlebt hat. Rainer ob seines katermäßig bedingten Oberarmumfangs à la Schwarzenegger und ich ob meines rentnermäßigen Umherstolzierens wie der „Bucklige“ im Louis-de-Funes-Film von der Begegnung mit den Außerirdischen. Wir liegen fast einen ganzen Tag bei herrlichem Sonnenschein im herbstlich-goldenen Gras unweit der Cinque Torri. Es ist wolkenlos an diesem Tag, viel wärmer als am Vortage. Aber angesichts unserer körperlichen Fitness an diesem, dem heutigen Tage, verschieben wir das Vorhaben Comici-Führe an der Großen Zinne auf wärmere Sommertage. – Spät im Herbst können wir dann noch einmal eine Route klettern, die Säuling-Ostkante mit einem Super-Zustieg, den ich hier ganz gewiß nicht erläutern werde. Diesmal ist es einfach makellos, ich habe mein Leistungserlebnis mit der ersten „Rotpunkt“, auch nicht leichter als der Tofanapfeiler. Rainer hat das Seine, weil er nun nach über 27 Jahren noch einmal die komplette Führe erleben durfte. Und wieder liegen wir ewig im Gras, freuen uns, diskutieren und planen neue Touren. Badile Nordost, Zinnen, eine Erstbegehung, ich kann mich nur freuen, wie wenig der Rainer an Spannkraft in seinem Leben verloren hat. Manchmal glaube ich vielmehr, daß man gerade bei einem körperlich harten Schicksal eher mehr Lebensenergien freisetzen kann. Und da liegt das „Wieso“, die Antwort darauf begraben. Rainer Loderer hat seine Behinderung gemeistert, er erlebt sie nicht mehr ganz als eine solche. Warum, weshalb er auf Berge steigt, klettert, skifährt? Diese Frage ist genauso zu beantworten wie bei einem „gesunden“ Menschen, der dasselbe tut. Ich weiß, daß der Rainer keine Bewunderung mag, es ist auch keine Bewunderung mehr, die ich empfinde. Es ist vielmehr so, daß hier zwei Gleichgesinnte zusammen klettern, wie andere auch. Daß wir beide trotz eines bleibenden körperlichen Schadens so gut wie es geht sportlich aktiv sind, verdient keine besondere Beachtung. Es sollte vielmehr für jeden selbstverständlich werden, daß Aktivsein keine Frage der körperlichen Qualitäten, sondern eine Frage der menschlich-charakterlichen Lebenseinstellung ist!

So ist auch der Rainer kein Übermensch, sondern nur einer, dem die Berge auch einen Teil seines Lebens bedeuten. So wie den meisten Lesern des Alpenvereinsjahrbuches auch. Es liegt immer an einem selbst, was man aus seinem Leben macht, auch in den senkrechten Wänden, die sicher für manchen keine schlechte Schule gewesen sind. Das klingt zwar heutzutage altmodisch, wenn man doch bei allem so lässige Lockerheit vorspielt, aber dann bin ich eben altmodisch. Und auch ein Rainer Loderer nicht minder...



# Meditation – Sport – Mystik

## Bergsteigen im Spiegel der Psychologie oder im Licht der Philosophie

Helmuth Zebhauser

Seite 96: Kletterei im  
Böhmischen Sandstein.

Foto: K. Vlček

*Egotrip – Gemeinschaft – Masse. Das sind die Schlagworte, unter denen man Fragen zum Bergsteigen heute stellen kann. Sportlehrer, Philosophen, Psychologen, Politiker, Politologen, Theologen, zuweilen auch Sozialkundeführer, vor allem aber Bergsteiger der verschiedensten Couleur greifen solche Probleme gerne auf. Die Diskussionen gehen dann oft in großen Zügen über den komplizierten Fragenkomplex hin und greifen nirgends exakt. Ein nützlicher Beitrag zu diesem Gesamthema wäre, die einzelnen Teilthemen einmal genau zu analysieren, den Standort zu bestimmen und dadurch genauer fragen zu können.*

*Hans Lenk, der einstige Ruderer (Goldachter von 1960) und Philosophieprofessor in Karlsruhe, erörtert seit Jahren verschiedene Ansätze zur Philosophie des Sports. Seine oft kompilierenden Betrachtungen münden heute in eigenen Vorstellungen vom*

*Sport als Kunst. Seinen Beobachtungen stehen die Erkenntnisse der Bewußtseinsforschung und die Gedanken der Ontologie gegenüber.*

*Hier wird nun versucht, ein Teilthema einmal gründlich zu betrachten.*

*Meditation, Kontemplation, existentielle Erfahrung, metaphysisches Erleben – das sind alles Ich-bezogene, hochgradig individualistische Bemühungen und Erlebensarten. Die Frage Denkart oder Empfindungstrunkenheit – schält sich heraus.*

*Alle diese Differenzierungen können tatsächlich unter dem saloppen Sammelbegriff Egotrip stehen. Dieser Gesichtspunkt ist aber eben nur einer von dreien, die zu bedenken wären, nur einer eines wesentlichen Triangels.*

## Meditation

Meditation gewinnt in Freizeit und Sport immer mehr Bedeutung. Gurus gleichwie klassische Religionen lassen der meditativen Dimension mehr und mehr Aufmerksamkeit zukommen. Es ist im Geschmack der Zeit, Meister Eckart zu lesen, Paracelsus und die Schriften der Heiligen Theresia von Avila. Man spricht von Ekstase, und man lernt Übungen und strebt nach den Bewußtseinsstufen, die zu ihr führen.

*In der Meditation „überschreitet man alles Denken, alle vorgefaßten Begriffe und Bilder, alle verstandesmäßigen Überlegungen und erreicht so einen Zustand tieferen Bewußtseins, eines tieferen Gewahrwerdens“.* (William Johnston).

Seit der Psychologisierung des Bergsteigens um die Jahrhundertwende, ganz ausgeprägt seit den selbstentblößenden Berichten von Eugen Guido Lammer, ist die Vulgärpsychologie bestimmend für Analysen des Bergsteigens geworden. Die „Psigologia dell'Alpinista“, die Adolf Hess 1914 herausgab, war eine erste Sammlung des verworrenen Gedankenguts zum Thema „Warum steig ich zu Berg“. Hess sprach in der Einleitung auch zurecht von einer Pseudo-Philosophie. Damals war von „energischem Handeln“ und der „Überwindung der Grübeleien“ (Lammer) und auch schon von „Tat und Traum“ (O.E. Meyer) die Rede und somit das Denken als Erfahrung des Seins aus dem Bergsteigen verbannt.

Heute proklamiert man laut den Klang der Stille. Die Wissenschaftler messen Gehirnwellen, zeichnen sie auf und visualisieren so den Unterschied zwischen Entspanntsein und aktiver Tätigkeit. Das Entspanntsein wird hoch gepriesen, im Gegensatz sowohl zu Lammers „energischem Handeln“ als zum „Denkenden Wanderer“. Wo aber ist Entspanntsein – am Gipfel oder beim Steigen? Die psychologische Situation des Sportlers und Situationsbeschreibungen werden heute wieder zu einer meditativen Lebensphilosophie hochstilisiert. Die Beschäftigung mit Yoga, Zen und Selbst ist Mode. Philosophen gehen mit dieser Mode.

Degenfechter, Stierkämpfer, Bogenschützen und Läufer tauchen ein in ihre Übung, werfen alles Rationale, pflegen ihr intuitives Bewußtsein und machen eine Lebensform daraus. „Die Erfahrung des meditativen Laufens hat mir die Möglichkeit gezeigt, mein ganzes Leben meditativ zu leben. Mir scheint, daß ich ruhig, mutig, aufgeweckt und energiegeladen bin; so ist mir jeder Augenblick des Lebens bewußt, bis es eines Tages in diesem Körper endet. Ein Gesichtspunkt des meditativen Laufens ist deshalb die Freude des Augenblicks. Ein anderer Gesichtspunkt ist der Lernprozeß, in welchem Laufen nur als Sinnbild steht für alles, was Leben bedeutet.“ (Fred Rohé)

Der Zen-Buddhismus fasziniert die Sportliteraten. Eugen Herrigel hat mit „Zen und die Kunst des Bogenschießens“ einer Versen-

*„Ich ahne,  
daß auch der Everest nur  
ein Vorgipfel ist.“*

Foto:  
R. Karl

kungsmoder Tür und Tor noch weiter geöffnet. Philosophen, Kaffeetanten und Turner lesen das Büchlein gleichermaßen mit Vergnügen und jeder schneidert sich ein passendes Interpretationskostüm für seine Passion. Den Zen-Meister macht nicht „die rein technische Beherrschung einer Kunst“ aus, „sondern er muß zugleich tief in ihren Geist eingedrungen sein“. Hier formuliert der Zen-Schüler mit Geist etwas ganz anderes, als was der Philosoph mit demselben Wort denkt. Hier ist nicht Verstand, nicht das Instrumentarium zur Handhabung der Vernunft gemeint. Dieser Geist ist „erst dann erfaßt, wenn sein Herz in vollkommenem Einklang mit dem Prinzip des Lebens selbst steht, das heißt, wenn er den geheimnisvollen Seelenzustand erreicht, der als ... Nicht-Bewußtsein bezeichnet wird“. Es fallen Wörter wie „unbewegtes Begreifen“, „eine Art unbewußtes Wissen“, eine intuitiv erlebte nicht-begriffliche „Erleuchtung“. In der Kunst des Bogenschießens redet Herrigel vom Seelenzustand, vom Zustand der „Ichlosigkeit“, der „Nichtspiegelung“, des „Nicht-Denkens“, des völligen Aufgehens und reflexionslosen Versinkens in der Übung: „Keine Festlegung“, kein „Einhalten“, „kein Überlegen und kein Unterscheiden“.

Stellen wir nun dem Meister des Bogenschießens einen Meister des Bergsteigens gegenüber und hören wir hin, ob ihm das Bergsteigen ebenso oder vielleicht ganz anders widerfährt:

*„Wir sind oben, wir sind oben, schreit er fassungslos hinter seiner Atemmaske. – Ich bin glücklich, weil der Gipfel das Ende des qualvollen Steigens beinhaltet. Der Gipfel bedeutet, keinen Schritt mehr nach oben tun zu müssen. Ich kann es selbst noch nicht richtig fassen. Mein Wissen sagt mir, das ist der höchste Punkt der Erde. Wir machen Gipfelfotos für das Familienalbum: Ich der Gipfelsieger. Ich der Übermensch. Ich das atemlose Wesen. Ich der Reinhard auf einem Schneehaufen. Langsam kommen mir die Kälte, der Wind und meine Erschöpfung zum Bewußtsein. Langsam kommt nach der Freude die Traurigkeit, ein Gefühl der Leere: Eine Utopie ist Wirklichkeit geworden. Ich ahne, daß auch der Everest nur ein Vorgipfel ist, den wirklichen Gipfel werde ich nie erreichen.“ (Reinhard Karl)*

Der Bergsteiger erzählt hier extrem Gegensätzliches zu dem, was der Zen-Buddhismus lehrt. Er überlegt. Er unterscheidet. Er denkt. Anstatt sich allen Denkens zu entäußern, denkt er über sein Ziel nach. Ist hier der überanstrengte Mensch zur meditativen Sammlung nicht mehr fähig? Ganz anders mag ja dem nicht erschöpften Bergwanderer am Gipfel eines Zweitausenders zumute sein. Der könnte meditativ in tiefste Entspannung sinken und mystisch Welt empfinden. In der Schilderung vom Gipfel des Everest äußert sich bei Karl auch, welchen Kontrast das Gipfelerlebnis zum Erlebnis des Steigens bildet, wie anders es ist. Man kann aus diesem Text und anderen Texten von Karl auch lesen, wie der Bergsteiger wohl ahnt, daß es keine Möglichkeit gibt, geistigen Gewinn aus der physischen Tätigkeit zu erlangen. Spürt er im physischen Stadium des Zieldurchlaufs das Dilemma zwischen psychischem Höhepunkt und geistigem Erleben? Erfährt er wie weiland Petrarca die Differenz zwischen Tun, Schauen und Denken nach der Gipfelbesteigung des Mont Ventoux, als er Augustinus las: „Wie oft meinst du, hab ich an jenem Tage talabwärts steigend und rückwärts



gewendet den Gipfel des Berges betrachtet, aber seine Höhe schien mir kaum mehr die Höhe einer Stube, verglichen mit der Höhe menschlicher Kontemplation.“ Kontemplation war bei Petrarca das denkende Nachsinnen des Augustinus, es war Reflektion. Bei genauer Betrachtung des Bergsteigens zeigt sich ein eklatanter Unterschied zwischen Aufstieg und Ankunft. Beim Steigen selbst wiederholt der Bergsteiger monoton den Schritt. Die Monotonie des Steigens, „diese Eintönigkeit kann bewirken, daß der Strom des reflektierenden Bewußtseins eingedämmt wird“. (Johnston). Das rationale Bewußtsein einzudämmen ist aber Voraussetzung dafür, eine tiefere Stufe des Bewußtseins zu erreichen. So darf man meinen, beim Steigen sei das „völlige Aufgehen“, das „reflexionslose Versinken“ möglich.

## Die Rhythmen der Gehirnwellen

Die Bewußtseinsforschung meint, sie wisse zwar wenig über die Funktion des Gehirns und noch weniger über den menschlichen Geist, aber sie kann Reaktionen messen. Der deutsche Wissenschaftler Hans Berger hat in den Jahren um 1922 den Bezug der Art von Gehirnwellen zu den verschiedenen Bewußtseinsstufen entdeckt. Das Gehirn sendet schwache elektrische Impulse aus, die von einem Elektro-Enzalograph in Mikrovolt gemessen werden können. Es werden Elektroden an der Kopfhaut der

Versuchsperson angebracht und mit dem EEG verbunden. Dieser verstärkt die sehr kleinen elektrischen Stöße zehnmillionenfach. Die Rhythmen der Gehirnströme werden dann aufgezeichnet.

Es gibt vier Hauptströme des Gehirns, die nach ihrer Frequenz und ihrer Amplitude gemessen werden. Gewisse innere psychologische Zustände korrespondieren konstant mit einer ihnen entsprechenden Aktivität des Gehirns. Die vier wichtigsten Gehirnwellen werden bezeichnet als: Beta-, Alpha-, Theta- und Delta-Wellen.

Beta-Wellen überwiegen in unserem Wachzustand. Das Beta-Bewußtsein, 13 oder mehr Schwingungen pro Sekunde, ist mit der konzentrierten Aufmerksamkeit und dem aktiven Denken verbunden, die auf die Dinge der Außenwelt gerichtet sind.

Alpha-Wellen sind ruhiger. Die Frequenz geht herunter auf etwa 8–12 Hz. Man spricht hier vom inneren Zustand des „entspannten Gewahrseins“ mit einer nach innen gerichteten oder auf gewisse „innere Brennpunkte“ konzentrierten Tendenz. Alpha-Wellen sind eines der Merkmale des Zen-Schülers. Alpha kann eine höhere oder niedrigere Amplitude haben entsprechend der vom Gehirn erzeugten Mikrospannung. Eine hohe Amplitude der Alpha-Wellen weist auf eine ziemlich tiefe Konzentration der Versuchsperson hin. Dieser Rhythmus ist mit tieferen Stufen der Meditation verbunden und mit mystischen Erfahrungen.

Theta-Wellen (4–7 Hz) weisen auf einen Dämmerzustand zwischen Schlafen und Wachen. Dieser Rhythmus tritt dort auf, wo wir in den Zustand des Unbewußten gleiten oder in den Schlaf.

Delta-Wellen (0–4 Hz) sind Ausdruck tiefen Schlafes.

Joseph Kamija (San Francisco) kommt zu dem Ergebnis, daß Menschen, die meditieren, leichter Alpha-Wellen erzeugen. Versuche mit Zen an der Universität Tokio und mit transzendentaler Meditation in Havard bestätigen das. Der Zen-Meister beim Bogenschießen erzeugt also Alpha-Wellen. E. G. Lammer beim „energischen Handeln“ in der Gefahr und Furcht, erzeugt Beta-Wellen.

## Ein philosophischer Proberstein

Der Mensch ist von Grund auf ein mental verfaßtes Wesen. Das definiert ihn. Meditation und Konzentration werden aber psychologisch betrachtet, d. h. es geht offenbar um einen Seelenzustand. Der Affe hat auch eine Seele. Seine Gehirnwellen werden ähnlich verschieden ausfallen wie die des Menschen. Und vielleicht ist die lauernde Katze vor dem Sprung in derselben Konzentration wie der Zen-Meister beim Bogenschießen.

Die Anthropologie unseres Jahrhunderts hat mindestens zwei Interpretationsebenen: Einerseits wird seit der Jahrhundertwende psychologisiert. Andererseits hat genau zur gleichen Zeit die Philosophie ein neues Verständnis für Metaphysik erarbeitet. Auf der Basis der Arbeiten von Husserl hat sich die Philosophie von Heidegger entwickeln können – eine Seins-Philosophie. Parallel dazu hat sich in Frankreich bei Lavelle eine neue Ontologie herausgebildet.

Man hat die der Metaphysik zugrundeliegende Erfahrung als

metaphysische Erfahrung bezeichnet. Oder, da die Metaphysik als Wissenschaft vom Seienden in seinem Sein verstanden werden kann, als Erfahrung des Seins. Louis Lavelle, der wahrscheinlich als erster von einer Erfahrung des Seins und von der ontologischen Erfahrung gesprochen hat, charakterisiert diese Erfahrung ausdrücklich als Proberstein für das philosophische Denken. Das hieße, wenn der Mensch in der Natur und bei seiner sportlichen Betätigung in der Natur ontologische Erfahrungen macht, reibt er sich am Proberstein des philosophischen Denkens.

Diese Erfahrung des Seins wird nicht nur von Lavelle erörtert, sondern auch bei Heidegger und vielen unter dessen Einfluß stehenden Denkern. Da wird der Bogen von Freiburg bis an die japanischen Universitäten geschlagen. (Merkwürdig: Wir lassen uns von den japanischen Psychologismen beeindrucken. Die Japaner lassen sich von der europäischen Seins-Philosophie leiten.)

## Fünf Merkmale der ontologischen Erfahrung

Sein zu erfahren heißt dem Philosophen, daß es als Ganzes gegenwärtig ist. Es ist aber dadurch gegenwärtig, daß es dem Ich gegenwärtig ist.

Fünf Hauptmerkmale dieser Erfahrung sind für Lavelle besonders wichtig. Die Seinserfahrung ist

- geistige Erfahrung,
- Erfahrung der Gegenwart,
- Erfahrung der Teilhabe,
- Erfahrung des Aktes,
- Werterfahrung.

Karl Albert macht Lavelles Begriff der Erfahrung verständlich, indem er nach dem menschlichen Geist fragt.

Lavelle selbst hebt drei Aspekte des Geistbegriffs hervor. Der Geist ist danach erstens Aktivität, zweitens Bewußtsein, drittens Erfahrung. Die Erfahrung des Seins ist für Lavelle eine geistige Erfahrung. Als solche steht sie in der Mitte zwischen der sinnlichen Erfahrung und dem rationalen Denken. Sie ist (wie Lavelle wohl in Anspielung auf den in der idealistischen Philosophie beheimateten Begriff der „intellektuellen Anschauung“ sagt) eine „intuition intellektuelle“. Diese intellektuelle Anschauung des Seins ist „die gemeinsame Wurzel des logischen Denkens, das sie voraussetzt, um nicht ein leeres dialektisches Spiel zu sein, und der sinnlichen Erfahrung, die sie den partikulären Bedingungen anpaßt, unter die wir gestellt sind“.

„Das zweite und möglicherweise wichtigste Merkmal der Seinserfahrung ist für Lavelle, daß sie Erfahrung der Gegenwart ist, *expérience de la présence*. Zwar wird sie oft vollständiger als Erfahrung der Gegenwart des Seins bezeichnet, als *expérience de la présence de l'être*, doch genügt es Lavelle durchaus, sie schlechthin als Erfahrung der Gegenwart zu verstehen... Die Gegenwart ist immer Gegenwart des Ganzen, ungeteilte Gegenwart der Totalität des Seins, *présence totale*. Als Gegenwart des Ganzen ist sie ferner reine Gegenwart, d. h. nicht Gegenwart des

Foto:  
R. Karl

*einzelnen Seienden in seiner Einzelhaftigkeit, sondern Gegenwart schlechthin.*“ (Karl Albert)

Die Erfahrung der Gegenwart des Seins ist aber eine Erfahrung der Teilhabe, der „Teilhabe des Ich am Sein“. Der Begriff der Teilhabe, der „participation“, ist einer der Grundbegriffe der Lavelleschen Philosophie. Der Begriff hat 2000 Jahre Tradition. Er kommt aus einer Zeit, in der Sport eine edle und dem Philosophieren nahestehende Beschäftigung war. Er hat platonischen Ursprung.

Die Seinserfahrung wird als Erfahrung der Teilhabe jedoch erst dann voll verständlich, wenn man betrachtet, daß Sein nicht etwas fertig Gegebenes ist, sondern Akt und zugleich Erfahrung des Aktes. *„In der ungegenständlichen Erfahrung des Denkaktes fallen das Erfahren und das Erfahrene zusammen.“* (Karl Albert). Nun ist also dem trunkenen Seelenzustand der Denkakt als Erfahrung des Seins gegenübergestellt. Und man darf jetzt quälend fragen, ob Bergsteigen in Reinstform über die körperliche Betätigung hinaus besser im entspannten Seelenzustand oder als Denkakt erlebt wird, oder vielleicht in keinem von beiden – und dann hätte der angespannte und zuweilen überspannte Nichtdenker Lammer recht.

Betrachten wir einmal eine Spielform des Bergsteigens, das Klettern. Erzeugt es Alpha-Wellen?

## Felsklettern – meditativ

Hans Lenk hat für das Felsklettern signifikante Äußerungen von Interviewten (bei Csikszentmihalyi) herausgeholt und zu einer Analyse konglomeriert:

*„Beim Felsklettern schwinden Erinnerung und Alltagsprobleme. Das Klettern wird zu einer Eigenwelt, nur für sich selbst bedeutsam. Es ist Angelegenheit einer Konzentration. Wenn du in der Situation bist, ist sie unglaublich wirklich, und du wirst sehr gefordert. Es wird deine ganze Welt. Die Außenwelt wird ausgeschlossen. Das Klettern katalysiert dich selbst... Die Bewegungen... erzeugen einander. Es ist ein ästhetischer Tanz. Die Bewegungen werden eine Bewegung. Handlung verschmilzt mit Gewärtigkeit: Es ist ein angenehmes Gefühl totaler Einbezogenheit. Man wird wie ein Roboter... nein, mehr wie ein Tier... ,verliert sich in der kinästhetischen Empfindung... Ein Panther, der sich auf dem Fels duckt und anspannt: Man muß sich selbst völlig dem Klettern hingeben; man verschmilzt sein Denken mit dem Fels. Es ist das Höchste an Engagement im Sport, an Teilhabebemühungen. Es ist das Zen-Gefühl, wie Meditation und Konzentration. Man strebt, den Geist auf einen Punkt zu richten... Aber wenn die Dinge automatisch werden, ist es gewissermaßen wie ein ichloses Ding. Irgendwie wird die richtige Sache getan, ohne daß man darüber nachdenkt oder überhaupt etwas tut... Es passiert eben. Und doch ist man konzentrierter.“*

*Ein Matterhorn-Bergsteiger spricht so von einem jener seltenen Momente fast orgiastischer Einheit, „als ich mich selbst vergaß und in der Handlung verlorenging“.*

Von manchen Bergsteigern, z.B. vom Everest-Verschollenen Mallory, wird ihr Sport als „Kunstform“ bezeichnet: „Bergsteiger

*sind alle künstlerisch... , weil sie emotionale Erfahrung um ihrer selbst willen kultivieren.“* Hans Lenk rückt bei solchen Betrachtungen das Felsklettern in die Nähe des Tanzes. Er selbst sieht den Sport als Kunst.

Ich nenne das Klettern den reinen Rausch an der Tat. Das Klettern ist die unsinnigste Form des Bergsteigens. Das Landschaftsempfinden weicht dem Empfinden der Bewegung, der Höhe, der Tiefe, der Schwierigkeit, der Überwindung. Das Klettern ist weniger ein Umgang mit dem Berg, als vielmehr ein Umgang mit sich selbst. Der Berg ist nur noch ermöglichendes Gerüst. Der Gipfel ist nur noch selten das Ziel. Das Klettern ist das reine Tun um seiner selbst willen (Unsinn des Bergsteigens). Damit ist Klettern ganz weg vom Denken gerückt. Weit weg von der „Erfahrung des Denkens“ (Heidegger) und weit weg vom „Denkakt als Erfahrung des Seins“.

Nun bleibt noch die Frage: Erzeugt der Kletterer in der körperlichen Anspannung tatsächlich Alpha-Wellen wie der Meister des Bogenschießens und gerät so in den Zustand tieferen Gewahrwerdens? Ich glaube das nicht, denn die große körperliche Anspannung beim Klettern, z.B. am Reißüberhang, erlaubt kaum die vollkommen ruhige Versenkung des Zen-Meisters beim Bogenschießen. Ich fürchte, der Kletterer ist in dieser Situation näher beim „energischen Handeln“ von Lammer.

Hans Lenk verweist auch auf die existenzphilosophischen Deutungen des Sports, bezieht sich aber auf Slusher und nicht auf die Ursprünge, also nicht auf die Ontologie bei Lavelle und Heidegger. Lenk, so dünkt mir, unterscheidet bei Heidegger auch nicht deutlich genug die Philosophie aus „Sein und Zeit“ von der späteren aus der Vorlesung „Was ist Metaphysik?“. Für Slusher, so Lenk, *„ist Sport nicht eine Ergänzung des Lebens, vielmehr ein wesentliches Phänomen der Existenzerscheinungen: Fast sei man versucht zu sagen, daß der Mensch ganz ist nur dann, wenn er sich im Sport engagiert: Sport enthüllt die menschliche Grundexistenz, bietet eine Chance, persönliche Existenz zu verwirklichen, indem die eigene Individualität und Persönlichkeit ausgedrückt, das Ich erprobt, entdeckt, gesteigert, bestätigt, verwirklicht wird zur Existenz und zum Hinauswachsen über das Alltägliche; zur Selbstendeckung und-erforschung herausgefordert wird. Innere Eigentlichkeit und Wahrheit des Seins kann nur durch Handeln und Entscheidungen erreicht werden, in der die persönliche Existenz gefordert oder sogar gefährdet ist.“*

*Die Gefahr der Niederlage oder gar des Todes angesichts eigener Handlungen und Entscheidungen erhöht, ja, ermöglicht erst die innere Authentizität, die das persönliche Sein ist. Sein ist Risiko. In riskanten Sportarten besiegt der Mensch symbolisch den Tod, indem er Todesfurcht überwindet. Sport fordert den Menschen und fordert ihn heraus, das Ganze einzusetzen. Im Sport wird nicht nur emotionaler Sinn, sondern Seinsinn ausgebildet und erschlossen. In ihm kann man nicht weglassen oder sich selber täuschen; im Wagnis der Niederlage oder des Scheiterns, Bestehens, Aushaltens, Hervorragens, im Überwinden falscher Halbgötter kann der Sportler seine Freiheit nutzen und zum authentischen Sein und zur persönlichen wahren Existenz gelangen.“*



Lenk nennt diese Darstellung Slushers „einen kühnen, einen pathetischen Versuch“, den Sport zum Zentrum des Seins in existenzieller Deutung zu machen. Aber Lenk beachtet dabei mehr das Riskiertsein. Damit meint er die Heideggersche Ek-sistenz, das Hinausgestelltsein an den Rand des Seins? Nur einmal verweist er dabei auf den ontologischen Begriff „Seinssinn“. Er kommt zu dem abwertenden Schluß:

*„Die existenzialistische Philosophie ist radikal individualistisch; sie vernachlässigt nahezu ganz die existenziell wesentliche Bedeutung der Gesellschaft und des Sozialen. Dies überträgt sich auch auf die existenzphilosophische Deutung der sportlichen Tätigkeit: Auch sie gerät zu individualistisch.“*

Auf diese Weise spannt Lenk die Deutung des Sports zwischen „Selbstversenkung im Zen“ und „Existenzialismus“ ein. Lenk sieht in den „beiden Ansätzen“, daß sie, „im Umgang mit dem Ungewöhnlichen bedeutungsvolle Herausforderungen für den einzelnen, schöpferische Entdeckungen oder Entwürfe von Neuem und zu lösende Probleme und Schwierigkeiten betreffen, die nur durch äußerste Anstrengung persönlicher Fähigkeiten in einem innerlich befriedigenden Selbstzweckhandeln gelöst werden können. Die Unzertrennbarkeit von Handeln und Selbst, wie sie Bergsteiger in Csikszentmihalyis Untersuchung betonen, kommt im existenzialistischen Ansatz der Selbstüberhöhung ebenso zum Ausdruck wie im zen-philosophischen der Selbstver-

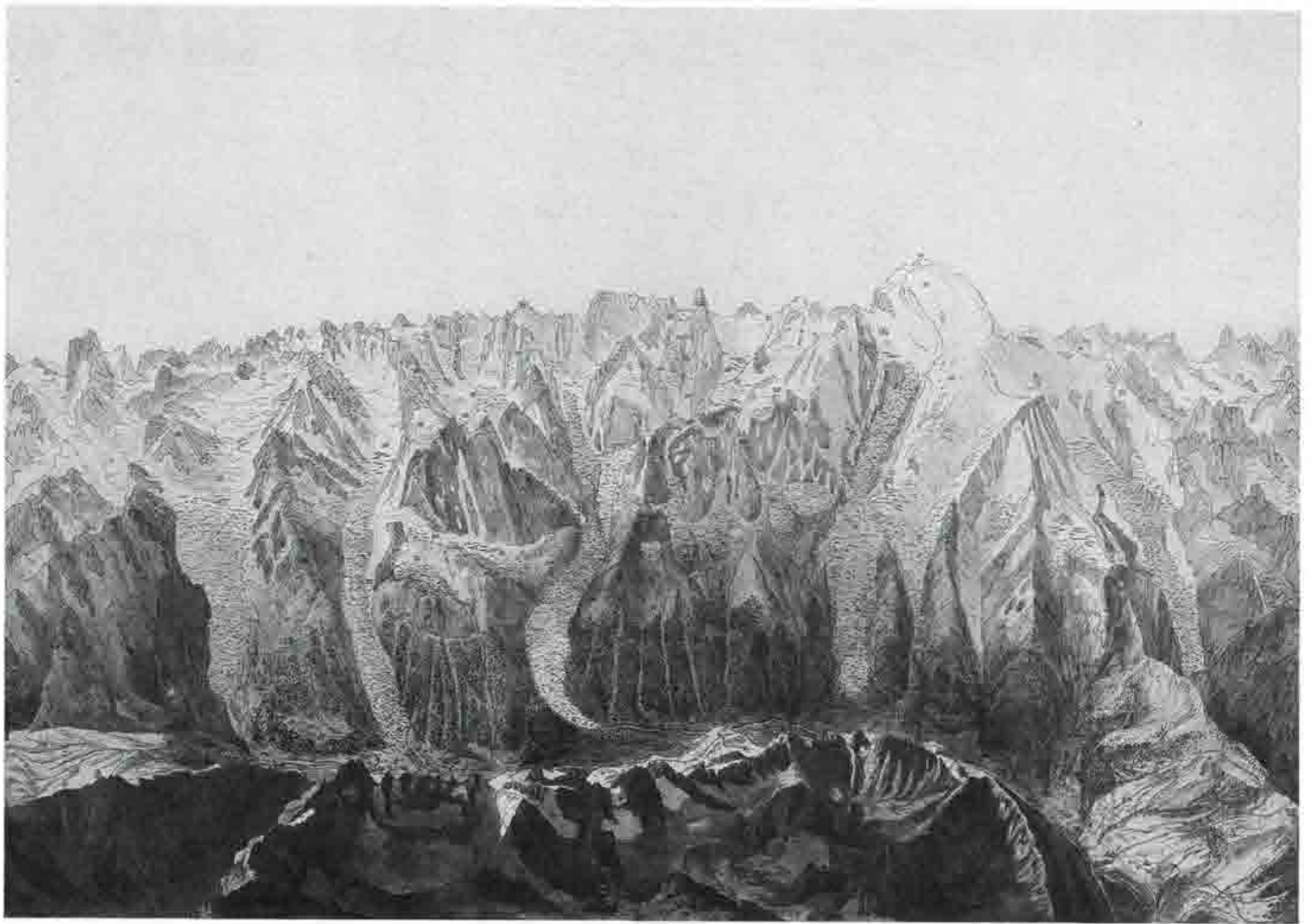
gessenheit. Im Handeln liegt der Sinn, im Handeln liegt das eigene Sein...

*Auch die gleichsam orgiastische Ausnahmesituation, die überhöhte Gefühlsintensität, drückt sich in beiden Ansätzen aus. Auf dem Höhepunkt des existenziellen Gefühlserlebnisses verschwimmen intensivste Selbsterfahrung und Selbstenthobenheit ineinander.“*

Ist das Bergsteigen also meditativ? Erzeugt der Bergsteiger Alpha-Wellen? Und wenn ja, wo und bei welcher Tätigkeit? Am Gipfel oder in der Monotonie des Steigens oder beim Tänzerischen des leichten Kletterns oder in der Anstrengung des schweren Kletterns?

Oder ist das Bergsteigen eine Möglichkeit zur ontologischen Erfahrung? Wenn ja, in welcher Form des Bergsteigens und wann? So ähnlich die ontologische Erfahrung, das Erfahren des Seinssinns, dem Gewahrwerden in der totalen Versenkung des Zen-Meisters zu sein scheint, es sind doch wesentliche Unterschiede: Der Zen-Meister produziert beim Bogenschießen Alpha-Wellen. Der Denkende aber Beta-Wellen. Beide befinden sich in ganz unterschiedlichen Bewußtseinsstufen.

Genug des Philosophierens. Wenn man sich nicht nur am Anfang fragt, sondern am Schluß wieder – und zwar deutlicher und neuer – fragt, war das Nachdenken des Denkens wert. Die „Lust am Denken“ besteht offenbar und allemal. Nicht allerdings beim Meditieren, aber beim Metameditieren, d.h. beim Nachdenken über das Meditieren als Bewältigungsform des Bergsteigens.



Oben: „Vue perspective de la vallée de Chamouni, du Mont Blanc et de Montagnes adjacentes dans le haut Faucigny en Savoie“ (eingezeichnet die Route der Erstbesteiger).

Rechts: „Voyage de Mr. de Saussure à la Cime du Mont Blanc au Mois d’Aout 1787“. Zwei Stiche von Christian von Mechel (1737–1817), einem der berühmtesten und angesehensten Kupferstecher seiner Zeit.





# Mont Blanc: 1. Kapitel des Alpinismus

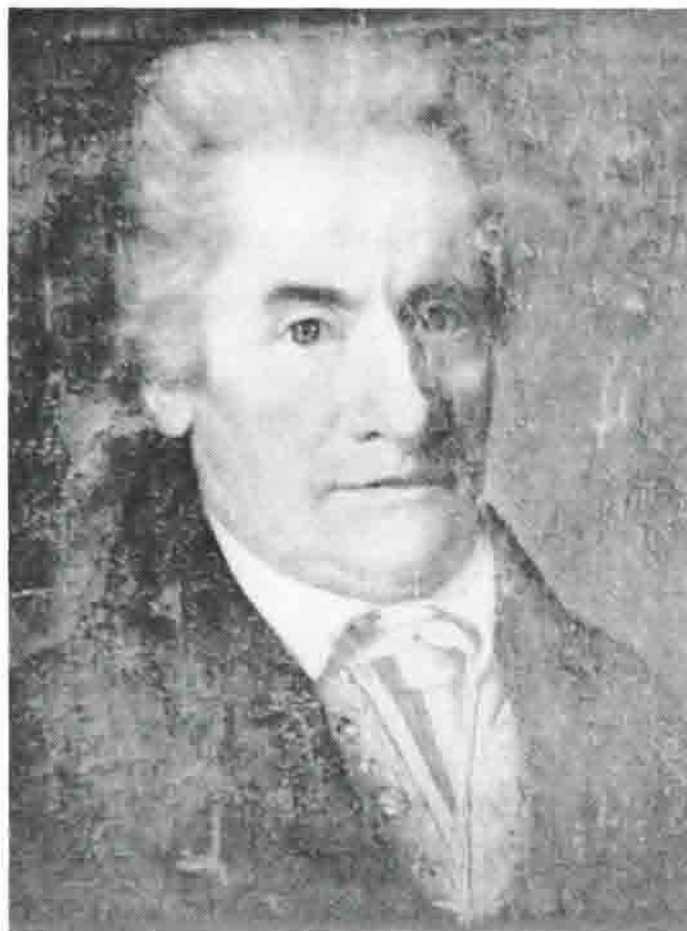
## Die überfällige Revision des Geschichtsbildes

Peter Grimm

Am 8. August 1986 hat die alpine Welt den Geburtstag des Hochalpinismus gefeiert. Genau 200 Jahre vorher waren der Arzt Dr. Michel-Gabriel Paccard aus Chamonix und der Kristallsucher und Jäger Jacques Balmat als erste Menschen auf dem Gipfel des Mont Blanc gestanden. Von diesem Erfolg am höchsten Berg Europas hat die Bewegung ihren Ausgang genommen, die heute Massen von ansonsten leidlich vernünftigen Menschen auf Hochgipfel treibt, für keinen anderen Lohn als den des Bergerlebens. Wenn nun die Spitzen der alpinen Gesellschaft das Bergfest zu Chamonix mit der gehörigen Hingabe gefeiert haben, so war dies sicher auch eine Verbeugung vor den beiden Männern, die damals den Vorstoß ins Unbekannte der weißen Höhen gewagt haben, wie in der Jetztzeit die Weltraumfahrer den ins All.

8.8.1786: Paccard und Balmat am Mont Blanc – ein historisch gesichertes Faktum. Daran gibt's heute nichts mehr zu deuteln. Diese Erkenntnis setzte sich inzwischen auch in der alpinen Literatur durch. Wer aber hat die Route aufgefunden, und wie steht es mit dem Ablauf der Ereignisse? Darüber findet man in den alpinen Publikationen die unterschiedlichsten Versionen. So läßt Karl Ziak, unbestrittene Autorität in Sachen alpiner Geschichte, in seiner „Weltgeschichte des Alpinismus“ Balmat den Weg auf den Weißen Berg finden. Der Schweizer Carl Egger hingegen weist Paccard die führende Rolle zu, während Hiebeler dem Strahler Balmat immerhin die Entdeckung des Grand Plateau zuschreibt. Neuere englische Historiker, wie C.E. Engel, T.G. Brown und G. de Beer dozieren, daß einzig und allein der Landarzt die Besteigungsmöglichkeit ausgekundschaftet hat. Nach einer jüngst in München erschienenen Mont-Blanc-Anthologie soll wiederum Balmat den „Schlüssel zum Gipfel“ gefunden haben. Was trifft da nun wirklich zu?

Bei diesem Wirrwarr muß sich wohl jeder interessierte Leser fragen, ob es denn keine Originaldokumente gibt. Oh ja, die gibt es. Der SAC-Redakteur Dr. Heinrich Dübi hat schon 1913 viele davon zusammengetragen. Aber ihr Studium ist mühsam, die Aussagen sind deutungsbedürftig und die wenigen Übersetzungen nicht ganz exakt. Im Falle „Mont Blanc“ muß man die Quellen analysieren, redlich bewerten und die verstreuten Fakten kombinieren. Zweifellos ist das aufwendig und kompliziert. Viele Autoren haben daher ihren Arbeiten die eingängigeren Berichte aus dritter Hand zugrunde gelegt. Das Geschichtsbild, das dabei entstanden ist, wird heute mit der griffigen Formulierung „Balmat-Legende“



*Dr. Michel-Gabriel Paccard, der Erstbesteiger des Montblanc, dem nach 200 Jahren endlich die ihm gebührende Rolle an der alpinen Pioniertat zuerkannt werden soll.*

*Gemälde eines unbekanntem Künstlers.*



*Oben: Saussure-Balmat-Denkmal in Chamonix. Seite 105: In einem jüngst aufgefundenen Brief an den Schweizer Reiseführerautor Joh. Gottfried Ebel (Bild) schildert Dr. Paccard den Hergang der Montblanc-Erstbesteigung und rechnet darüber hinaus auch noch mit seinen Gegnern ab.*

*Fotos: J. Winkler; Staatsarchiv Zürich*

etikettiert. Trotz einer mittlerweile gewandelten Einstellung, einer kritischeren und differenzierteren Sicht, wirkt dieses Legendengebilde noch immer nach. Besonders hierzulande.

Auffallenderweise hat man sich in England wie in der Schweiz auch zu Zeiten der Balmat-Hochkonjunktur niemals völlig blenden lassen. So kommt auch den Engländern das Verdienst zu, als Erste Originaldokumente ausgegraben und sichergestellt zu haben. Edward Whymper, der Matterhornbesteiger, stieß bei Nachforschungen für seinen Mont-Blanc-Führer auf eine von Balmat unterzeichnete eidesstattliche Erklärung. Auf der Suche nach Paccards verschollenem Originalbericht fiel Charles E. Mathews später das Notizbüchlein Paccards in die Hände. Diese beiden Funde veranlaßten wiederum den englischen Alpinisten D.W. Freshfield, die ganze Geschichte neu zu überdenken. Seine Folgerungen konnten zwar nicht recht überzeugen, dennoch setzte damals etwas ein, was später als „Kontroverse Paccard/Balmat“ bezeichnet worden ist. Allein schon die Veröffentlichung dieser beiden aufgetauchten Dokumente wurde seinerzeit als „Bilderstürmerei“ empfunden und von weiten Kreisen übergenommen.

In unserem Jahrhundert förderten dann Henry F. Montagnier und Dr. Dübi in einer großangelegten Suchaktion einige bislang verborgene Belege und sogar auch noch das Tagebuch eines neutralen Augenzeugen zu Tage. Dübi, Egger und endlich T. Graham Brown mit Sir Gavin de Beer konnten aus den aufgefundenen Mosaiksteinen die historische Situation um die Erstbesteigung recht überzeugend rekonstruieren. So entstand in einem mühsamen, aber scharfsinnigen und einfallsreichen Puzzlespiel dank etlicher Glücksfälle schließlich ein neues Geschichtsbild. Daß dieser Entwurf in der Tat die Wirklichkeit trifft, wurde jüngst durch einen von Herrn Auf der Maur aufgefundenen Brief bestätigt. In diesem bedeutenden Dokument eröffnet Dr. Paccard dem Schweizer Reiseführerautor Joh. Gottfried Ebel den Hergang der Besteigung und rechnet darüber hinaus auch noch mit seinen Gegnern ab. Posthum zum 200. Geburtstag hellt damit der zu Lebzeiten bescheiden zurückhaltende Erstbesteiger die Dämmerung über dem 1. Kapitel des Hochalpinismus auf und setzt einen Schlußpunkt um die Kontroverse Paccard wider Balmat.

## Auch die Mont-Blanc-Besteigung hat ihre Vorgeschichte

Der Erfolg vom 8. August hatte natürlich seine Vorgeschichte. Man muß sie kennen, um den Ablauf der Handlung zu verstehen. Ob man ihren Beginn nun 1741 mit der Entdeckung des Mer de Glace für die Touristenwelt durch die absonderliche Expedition der Engländer Pococke und Windham ansetzt, oder 1760 mit dem Erscheinen von Siegmund Gruners Buch über „Die Eisgebirge des Schweizerlandes“, ist letztlich Ermessenssache. Jedenfalls lenkte beides das Interesse der Genfer gelehrten Welt auf den Mont Blanc. Auch der 26jährige Horace-Bénédict de Saussure, Professor der Philosophie und Naturgeschichte an der Akademie zu Genf, erlag diesen neuartigen Einflüssen. Er besuchte 1760

und 1761 Chamonix und war danach von diesem Berge gefesselt. Dort droben will er stehen und wissenschaftliche Beobachtungen machen. Als erster und höchster Naturwissenschaftler in Europa. Er setzt einen Preis aus für jeden, der einen Weg auf diesen Gipfel findet. Der Führer Pierre Simon versucht das daraufhin im folgenden Jahre, erreicht den Tacul- und den Bossons-Gletscher – und kommt mit der Meldung zurück: Der Mont Blanc ist unersteiglich!

1765 und '66 erscheint Marc-Théodore Bourrit auf der Bildfläche, Kirchenvorsänger an der Kathedrale zu Genf, Bildchenmaler, Zeitungsschreiber und Büchermacher. Er hat viel über die Berge von Chamonix geschrieben, gilt als alpine Autorität. Auch er beurteilt noch 1773 den Weißen Berg als unersteiglich. Schon „der Brévent erfordert 5½ Stunden, der Mont Blanc ist dreimal so hoch; wie kann jemand hoffen, ihn jemals zu besteigen“. Aber Saussure läßt sich durch dieses Urteil nicht abhalten, umrundet 1774 selbst die Mont-Blanc-Gruppe und unternimmt von Courmayeur aus einen Erkundungsvorstoß. Nein, auch hier ist keine Anstiegsmöglichkeit.

Ein Jahr später packt der ehemalige Notar Jean-Nicolas Couteran den Berg zum erstenmal gewissenhaft an. Mit 3 Führern überwindet er den zuvor nie bezwungenen Eisbruch der „Jonction“ und erreicht oberhalb einer 40 – 50 Fuß hohen Bruchzone „leichteres Gelände“. Auf einem „Kegel“ kehrt er zu später Tageszeit wegen Schlechtwetter um. Aus der Tatsache, daß von dieser Stelle aus sowohl der Mont Blanc wie die Ebene von Piemont sichtbar war, sowie aus dem Zeitbedarf haben Brown und de Beer geschlossen, daß an jenem 14. Juli 1775 der Dôme du Goûter bestiegen worden ist. Der Rand des Grand Plateau, wie viele Autoren erklären, kann's topografisch jedenfalls nicht gewesen sein. Auch Bourrit bezeichnet in seinen Schriften den erreichten Punkt als „hohen Gipfel“, als „Gipfel nächst des Mont Blanc“. Sollte diese Erklärung zutreffen, dann wäre schon damals, noch vor dem Mont Blanc, ein vergletschertes Hochgipfel erstiegen worden.

Im gleichen Jahre tritt auch der junge Michel-Gabriel Paccard, Sohn des Notars zu Chamonix, in die Annalen der alpinen Geschichte. Gemeinsam mit dem schottischen Landschaftsgärtner Thomas Blaikie begeht der gerade 18jährige mehrere Gletscher und erreicht an der Aiguille du Goûter eine nicht mehr zu ermittelnde Höhe. In nur 6 Tagen haben die beiden die damals bedeutendste Entdeckungsarbeit in der Mont-Blanc-Gruppe geleistet. Sieben Jahre später läßt sich der junge Paccard nach Abschluß seines Studiums an der Turiner Akademie als Landarzt in Chamonix nieder, jagt Gamsen, sammelt Gesteine und Alpenpflanzen und legt einen Alpengarten an. Er lernt das Bestimmen der Höhe mittels Barometer und experimentiert mit allerlei physikalischen Meßgeräten. Auch beschäftigt er sich mit der Beschaffenheit des Schnees und mit den Lawinenabgängen. Ab Sommer 1783 nimmt er dann den Mont Blanc vom Brévent und Planpraz aus unter ständige Beobachtung.

Im Juli des gleichen Jahres scheitert ein Besteigungsversuch von 3 Führern aus Chamonix bereits in der Gegend des Petit Plateau. Im September sehen wir dann Dr. Paccard mit Bourrit unterwegs zum großen Ziel. Er dringt mit Bourrits Führern in die Jonction ein,



teneste en Savoie, est sans preuve respectable en justice. Il y  
 « déclare que sachant que sans qu'il eût obtenu et le permis et  
 « son passe-ports des Savoyes — qu'il avoit en le comte de Savoie sans  
 « respecter depuis le dôme du grand plateau — que pour  
 « mes connaissances des hauteurs des montagnes — que sans le permis  
 « de l'évêque qui par l'avis de son conseil pas permis — que malgré qu'il devoit  
 « descendre depuis le dôme le même jour l'ancien et l'ancien pour les a  
 « représentations pour des excuses — que je n'ai pas voulu l'ancien le dôme  
 « qu'il avoit tenu dans leur dernière tentative, mais que par l'avis de son  
 « au milieu du grand plateau — que je lui ai lève maintenant sans doute  
 « nouvelle en le précédent dans une route directe qui est un guide de  
 « pour mes blâme — que je l'ancien de l'ancien avec quelle —  
 « j'ai été pris de la l'ancien, et l'ancien sur la gauche pour aller en  
 « l'ancien depuis que je franchi avec l'ancien, pour passer de droit à la  
 « l'ancien du Mont Blanc — que le l'ancien le regarda un peu et qu'il  
 « fut obligé de l'ancien pour être presque surpris que moi à la l'ancien  
 « du dôme je l'ancien avec l'ancien, pour l'ancien tout le jour à l'ancien

während der Genfer auf der Montagne de la Côte sitzt – und zeichnet. Als Wolken aufkommen, beordert Bourrit seine Führer zurück und Paccard muß sich wohl oder übel darein fügen. Der Genfer Kirchenvorsänger malte auch dieses Erlebnis in seinen Schriften kunstvoll aus. Nur, wie Paccard bemerkt: „Monsieur Bourrit setzte keinen Fuß auf das Eis.“

Das folgende Jahr bringt Paccard wichtige Erkundungserfolge. Am 5. Juni erforscht er den Tacul-Gletscher, muß jedoch im oder über dem großen Bruch des Géant-Gletschers im aufgeweichten Schnee umkehren. Immerhin ist dies das erstmal, daß ein so großer und schwieriger Bruch angepackt wird. Am 10. und 11. September dringt er von Bionassay über die Tête Rousse als erster zur Aiguille du Goûter vor, wo er etwa 100 m unter dem dem Gipfel im brüchigen Fels aufgeben muß. Er ist dabei 36 Stunden ohne Nachtruhe unterwegs und bewältigt insgesamt 3900 Höhenmeter. Ein harter Leistungstest. Eine Woche später folgt Bourrit seinen Spuren und kommt dabei vermutlich nur bis zur Tête Rousse. Seine Führer Jean-Marie Couttet und Francois Cuidet steigen auf die Aiguille du Goûter, queren unter dem Dôme du Goûter durch zum Col du Dôme und steigen danach direkt nach Chamonix ab. Sie haben den Bosses-Grat gesehen, berichtet Couttet dem Dr. Paccard, aber er sei als Gipfelaufstieg zu steil. Doch das Grand Plateau ist „belle“, die später so genannte Ancienne Passage hingegen halte er für unmöglich. Bourrit feiert auch diese Tour großspurig als seine eigene Entdeckung. Die Leistung seines Vorgängers Paccard vergißt er wohlweislich zu erwähnen.

Über das Urteil seiner Führer setzt sich Bourrit großzügig hinweg. Zwar hat er die Aiguille du Goûter lediglich gesehen, trotzdem erklärt er diesen Aufstieg auf den Mont Blanc für leicht und bewegt Saussure zu einem gemeinsamen Besteigungsversuch. Der Herr Professor läßt daraufhin am Col de Rognes eine Unterkunft bauen und steigt von hier mit Dienern und 9 Führern gegen die Aiguille an. 400 Fuß unter dem Gipfel endet das Abenteuer in den neuschneebedeckten Felsen und die Herren kehren sichtlich angeschlagen heim. Zu Hause am Schreibtisch vergißt der Professor freilich nicht zu verbreiten, „...eine größere Höhe erreicht zu haben, als jemals ein anderer Wissenschaftler in Europa“, und Bourrit preist ihn denn auch gebührend vor dem lesenden Publikum. Hinter des Professors Rücken treibt er allerdings eine üble Nachrede über die jammervolle Figur, die Saussure bei dieser Bergfahrt gemacht haben soll. Zur Rede gestellt, entspinnt sich ein reger Briefwechsel, worin der Herr Professor im ruhigen Ton des Wissenschaftlers an den geifernden Bourrit schreibt: „Ihre leichtsinnigen Phantasien verführen Sie dazu, die Dinge im falschen Lichte zu sehen.“

## Der Auftakt im Jahre 1786

Dann kam das entscheidende Jahr 1786. In Neuchâtel erscheint der 2. Band von Saussures „Voyage dans les Alpes“, der Paccards Erkundungen mit Stillschweigen übergeht. In Chamonix sind sich die Führer nun einig geworden: die einzige Chance liegt im Aufstieg über den Dôme du Goûter. Eine Gruppe setzt dabei auf die ursprüngliche Route über die Montagne de la Côte, die andere auf den Weg von St. Gervais über die Aiguille. Welche hat recht?

Um dies herauszufinden, steigt ein edler Wettstreit. Am 7. Juni startet je eine Gruppe auf diesen beiden Wegen. Die Aiguille-Partie verliert die Wette, denn als sie den Col du Dôme betritt, ist die andere Gruppe schon auf dem Rückweg. Von größerer Bedeutung für die kommende Handlung ist allerdings die Tatsache, daß hierbei zum erstenmal Jacques Balmat auftaucht. Als ungebetener Gast schließt sich der unpopuläre Kristallklaubler und Abenteurer an der Montagne de la Côte der Führergruppe gegen deren Willen an. Die Männer benutzen die Couteran-Führe von 1775 und lassen auf der Nordseite des Dôme den bergkranken Joseph Carrier zurück. Während sie vom Dôme du Goûter zum Col absteigen, hüllt sich der Mont Blanc in schweres Gewölk. Was zwischendurch vom Bosses-Grat zu erkennen ist, schaut unbehaglich aus. Unentschlossen trödeln die Partie herum, wartet ab. Balmat sucht inzwischen in den Vallot-Felsen nach Kristallen. Als sich das Wetter zusehends verschlechtert, steigen die Führer schließlich im knietief aufgeweichten Schnee ab, haben mit Nebel zu kämpfen und werden von Hagel-, später von schweren Regenschauern geplagt.

Als Balmat von der Kristallsuche zum Dôme-Gipfel zurückkehrt, sind seine Führer weg. Im einsetzenden Wettersturz folgt er den Aufstiegsspuren über die Nordflanke hinunter, vorbei an der Umkehrstelle von Carrier. In der Nähe von „Couterans Barrier“

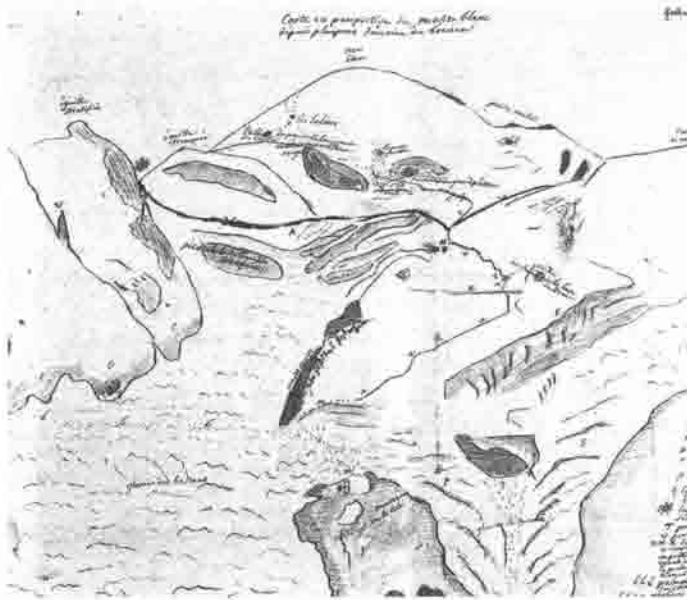
wagt er in der Dunkelheit nicht mehr, eine breite Spalte zu überspringen. Hier muß er biwakieren, naß, zitternd vor Kälte. Mit dem Blick auf die gelegentlich durchscheinenden Lichter von Chamonix. Er überlebt und ist am nächsten Morgen um 8 Uhr im Tal zurück. Zweifellos eine großartige Leistung, mit der Balmat als erster bewiesen hat, daß der Mensch auch in dieser Höhe ein Schlechtwetter-Biwak überstehen kann. Wie er freilich unter solchen Verhältnissen von der Nordflanke des Dôme du Goûter aus hätte das Grand Plateau betreten und von dort den Aufstieg zum Mont-Blanc-Gipfel auskundschaften können, das haben sich, wie es scheint, die wenigsten „Historiker“ gefragt.

Soweit die Vorgeschichte. Sie ist Schritt für Schritt durch Quellen belegt. Saussures Erfolgsprämie hat den Wagemut der damals *conducteurs* genannten Führer nur zaghaft anfachen können. Hingegen begegnen wir immer wieder Dr. Michel-Gabriel Paccard, der auch ohne diese Stimulanz in mindestens 4 dokumentierten Versuchen die Aufstiegsmöglichkeiten auf den Mont Blanc systematisch erkundet. Vom neugierigen, unternehmungslustigen Burschen hat er sich dabei zum wohl leistungsfähigsten Amateurbergsteiger seiner Zeit entwickelt. Er hatte, wie er schreibt, „gefallen an dieser Art von Expeditionen gefunden“. Bourrit und Saussure bemühen sich erfolglos, seinen Spuren zu folgen und erst im Juni betritt Balmat die alpinistische Szene und hängt sich als ungebetener Trittbrettfahrer an eine Führergruppe an. Als Strahler hat er gewiß erhebliche Bergerfahrung besessen, aber größere alpine Unternehmungen sind vor diesem Zeitpunkt für ihn nicht belegt. Und, daß auch er „Gefallen“ an solcherart Hochtouren empfunden hat, das läßt sein Verhalten bei der Erstbesteigung bezweifeln. So war also die Situation zu Beginn des Bergsommers 1786.

## Der große Erfolg

Im August war es dann soweit, Couttets Urteil über die Ungangbarkeit des Bosses-Grates mag Dr. Paccard übernommen haben, die Beurteilung der Nordflanke jedoch nicht. Der Anstieg von der Tacul-Seite oder von St. Gervais her schied nach seinen eigenen Erfahrungen sowieso aus. Also blieb nur die Eiswand über dem Grand Plateau übrig. Gerade die hatte er ja 3 Jahre lang sorgfältig studiert. Sein Entschluß steht daher fest: hier irgendwo wird er durchsteigen. Aber den behält er vernünftigerweise für sich, steht seine Auffassung doch im krassen Gegensatz zur Meinung der ganzen Führerschaft. Und außerdem ist er sich über den genauen Verlauf der einzuschlagenden Route noch nicht schlüssig. Seine Ansichtsskizze weist 3 vorgesehene Wege aus. Entscheiden wollte er sich jedoch nach seinen Worten erst „an Ort und Stelle“, dann erst seine „Wahl bestimmen, um keine Möglichkeit des Erfolges zu versäumen“. Wer hängt in einer solchen Lage seinen Plan schon an die große Glocke.

Selbstverständlich war im Tale allgemein bekannt, daß der Doktor wieder losziehen will. Balmat bezeugt das in seiner eidesstattlichen Erklärung: „Nachdem ich gehört hatte, daß Herr Dr. Paccard einen neuen Versuch auf den Mont Blanc plante als Fortsetzung



Links: Drei Jahre lang hatte Dr. Paccard die Nordflanke des Montblanc sorgfältig studiert. Seine Anstiegsskizze weist drei verschiedene Möglichkeiten aus.

Foto:  
Staatsarchiv Zürich

seiner bisherigen, und da ich wußte, daß sein Führer abwesend war, stellte ich mich ihm vor, um ihm meine Dienste anzubieten.“ Balmat wurde denn auch als Träger, nicht als Führer engagiert. Von der Nordflanke hatte der neue Berggefährte nach Aussage von Paccard zwar keinerlei Ahnung, doch als der Doktor ihm seine selbstgezeichnete „Karte von diesem Gebiet zeigte, zweifelte er daran, daß man dort aufsteigen könne“. Statt dessen drängte Balmat darauf, zum Dôme zu gehen. Von dem Urteil der Führer vermochte er sich wohl nicht zu lösen, und schließlich war das auch die einzige Route, die er in den Fußstapfen der Führer kennengelernt hatte.

Wer sonst noch in Chamonix in die Planungen eingeweiht gewesen ist, läßt sich anhand der unterschiedlichen und teils widersprüchlichen Angaben nicht feststellen. Geheim ist das Unternehmen jedenfalls nicht geblieben und der Aufstieg wurde von vielen Augenpaaren beobachtet. Was damals zu sehen war, hat als neutraler Zeuge Adolf Traugott von Gersdorf aus Görlitz in Schlesien genau in seinem Tagebuch festgehalten. Dieses aufgefundene Dokument, Dr. Paccards Notizbüchlein und die wiederentdeckte Niederschrift eines Paccard-Interviews mit Saussure erlauben heute das Besteigungsgeschehen ziemlich genau zu rekonstruieren. Das daraus zusammengefügte Mosaik wurde nun durch den kürzlich aufgefundenen Brief von Paccard an Ebel in einer erstaunlichen Weise bestätigt.

7. August 1786, ein Montagnachmittag: der 1,84 m große Dr. Paccard stieft mit seiner 2½ m langen Alpenstange, angetan mit Gamaschen, Barometer und Schlafdecke, durch Chamonix. Über dem Weiler Le Mont trifft er sich mit Balmat und übernachtet über Mont Corbeau auf 2329 m. Um 4 Uhr morgens brechen die beiden an einem klaren aber etwas zu warmen Tage auf. Allein für den zerrissenen Eisbruch der „Jonction“ brauchen sie 5 Stunden. Sie „steigen über schroffe Schnee- und Eiswände hinauf“, kriechen auf ihren beiden parallel nebeneinander gelegten Bergstöcken über die Spalten, rutschen aus und brechen einige Male ein. Besonders schwer fallen ihnen die Spalten knapp unter den Felsen der Grands Mulets.

Nach einer Stapferei durch „ziemlich weichen, frisch gefallenen Schnee“ machen die beiden am Fuß der Petits Montées Mittagsrast. Ein toter Schmetterling und einige Insekten liegen auf der Schneeoberfläche. Dr. Paccard liest Thermometer und Barometer

ab, rechnet um: 3350 m. Als sie aufbrechen und der Doktor von der Route zum Dôme du Goûter nach links abzweigt, protestiert Balmat zum erstenmal. „Er wollte nicht dem Weg folgen, den wir bei unserem letzten Versuch eingeschlagen hatten, sondern zielte geradewegs auf das Plateau zu“, erklärte Balmat später an Eidesstatt. Der Träger will umkehren, beruft sich plötzlich darauf, was er seiner Frau versprochen hat, aber Paccard hält das für pure Ausreden und geht einfach weiter.

In den steilen Schneesang der Grandes Montées treten sie Stufen, umgehen eine lange Querspalte und stehen dann als erste auf dem Grand Plateau. Saussure, Kenner der Tatsachen, schreibt: „Wenn ich mir vorstelle, wie Dr. Paccard und Jacques Balmat als die ‚ersten Menschen‘ in dieser Wüstenei ankommen, der Tag zu Ende geht, nirgends ein Schutz und nicht einmal die Gewißheit, daß Menschen in den Regionen, welche die beiden zu erreichen hoffen, überhaupt leben können, bewundere ich die Stärke ihres Geistes und ihren Mut.“

Über der Eiswüste des Grand Plateau steht endlich die ganze Nordflanke des Gipfels da, frei einsehbar, nur 1 km entfernt. „Wir sind da“, sagt der Doktor, mustert gründlich die von Gesteinspartien aufgerissene Eismasse und überlegt eine Weile. Prüft, verwirft, dann entscheidet er: Wir gehen über die Eisterrasse an den Rochers Rouges. Balmat, nein, der will nicht. Er glaubt nicht, daß da ein Mensch durchkommen kann. Er hat kein Vertrauen, keinen Mut – und protestiert. „Er bezeichnete mir selbst seinen neuen Weg“, bestätigt er später im geschraubten Schreibstil, „doch zweifelte ich am Erfolg seiner Unternehmung.“

3 Uhr nachmittags. Nirgends auch nur die Andeutung einer Biwakmöglichkeit. Statt dessen eine Schinderei: Der Schnee trägt nicht. Bei jedem Schritt brechen die beiden durch die angefrorene Kruste. Einen Kilometer lang! Balmat spurt, Paccard schleppt das Barometer. Da kommt es nach Saussure zu einer weiteren Krise. „(Balmat) erklärte“, vermerkte der Augenzeuge Baron von Gersdorf, „er könne nicht mehr weiter.“ Paccard übernimmt nun selbst einen Teil der Trägerlast und spurt voran. Denn umkehren? Nein, jetzt nicht mehr! „Ich erkläre“, bestätigte Balmat, „daß ich ohne den regelmäßigen Gang, den er innehielt, niemals unser Ziel erreicht hätte; daß er nicht aufgehört hat, mich zu ermutigen; daß er meine Arbeit geteilt hat...“

Der später als Ancienne Passage bezeichnete Eiskorridor ist das Fragezeichen der Route, ausgesetzt, steil. Unterhalb riesige Spalten, deren Mäuler nur zu warten scheinen. Paccard geht voraus, ohne Seil, ohne Eispickel, kratzt Tritte mit der Eisenspitze seines Bergstockes. Einundeinhalb Stunden später entdeckt man sie durchs Fernrohr an den oberen Felsen der Rochers Rouges. 5 Uhr nachmittags, ein schneidender Wind bläst. Der Doktor notiert Luftdruck und Temperatur und untersucht die Felsen. Balmat hält Ausschau nach einem geschützten Platz für die Nacht. Nichts, Wieder nichts! Soll man da noch bis zum Gipfel weitergehen? 360 Höhenmeter und kein Biwakplatz. Dr. Paccard entscheidet: Ja! Aber Balmat zögert, bleibt zurück. Da schreit der Arzt ihn an. „Er rief, und ich folgte“, bekundete später Balmat, „im selben Augenblick sah ich etwas Schwarzes über meinen Kopf fliegen: Es war sein Hut“. Des Doktors fest angebundener Hut.

Sie steigen weiter, rasten alle 100 Schritt, dann 50, 25 und zuletzt 14. „Wir kamen zu einem kleinen Felsen, hinter dem ich Schutz vor dem Winde suchte . . . , während Herr Paccard sich mit Steinen belud“, schrieb Balmat. Von diesen Felsen der Petits Mulets brauchen sie bis zum Gipfel dann nur noch 11 Minuten – elf Minuten für 120 Höhenmeter, und das nach 14 Stunden Aufstieg. Der Doktor rennt „über den letzten steilen, aber ziemlich festen Hang“ geradewegs zum Gipfel, Balmat umgeht dieses Stück in einem großen Bogen nach links, muß sich beeilen und kommt „beinahe“ gleichzeitig mit Paccard am Gipfel an. „6 Uhr 23 Minuten (Abends)“, notiert Baron Gersdorf drunten am Fernrohr in Chamonix.

„Die Fernsicht war nicht klar, geballter Dunst schien . . . einen Ring um den ganzen Horizont zu bilden“, überliefert Saussure. Doch bleibt für die Aussicht gar keine Zeit. Paccard pflanzt schnell sein rotes Taschentuch an einem Stock in den tiefen, weichen Gipfelschnee, mißt Luftdruck und Temperatur, bestimmt das Himmelsblau und hantiert mit dem Kompaß. Beißender Wind zwingt die beiden zu ständiger Bewegung; die Kälte von  $-7,5$  Grad Celsius ist hier kaum zu ertragen, die Schreibtinte in der Rocktasche gefroren und der mitgeführte Braten ein einziger Eisblock. Nein, da bleibt keine Zeit für das Studium der Aussicht.

Als die Sonne den Horizont zu erreichen beginnt, laufen sie gegen den Mont Blanc du Courmayeur hinunter, suchen nach einem Biwakplatz. Aber da ist nichts. Nicht die geringste Deckung gegen den eisigen Wind. Also wieder hinauf zum Hauptgipfel. 18 Uhr 57, 10 Minuten vor Sonnenuntergang. Sechs Minuten später sind sie schon 225 m tiefer bei den Petits Rochers Rouges. „Dann sind wir in aller Hast wieder abgestiegen“, vermerkt lakonisch das Zeugnis von Balmat. Soweit möglich halten sie sich an die Aufstiegsspuren. Wie sie die steile und schwierige Ancienne Passage herunterkommen sind ohne Seil, ohne Pickel, das weiß niemand. Im Wettlauf mit der einbrechenden Nacht rennen sie über das Grand Plateau, überwinden im Mondlicht die zerissene Jonction, brechen zumindest viermal unangeseilt in Spalten. Mit ihren langen Bergstöcken fangen sie sich aber immer wieder ab. Nur das Quecksilberbarometer geht dabei endgültig zu Bruch.

Um Mitternacht erreichen sie an der Montagne de la Côte wieder festen Boden. Sie lassen sich zwischen die Granitbrocken fallen – die später als Gite de Balmat bekannt geworden sind –, und entdecken, daß jeder eine Hand erfroren hat. Sie reiben diese Gliedmaßen, bis das Blut wieder zirkuliert, verkriechen sich unter ihre Decken und schlafen Seite an Seite. Fest und tief.

Am Morgen aber erwachen beide mit Gletscherbrand und mit entzündeten Augen. Der Doktor kann gar nichts mehr sehen, Balmat muß ihn wie einen Blinden bergabwärts führen. Trotz dieser bösen Folgen kommen beide sicher und in erstaunlich kurzer Zeit ins Tal. Und ins Bett!

## Die Tage danach

Paccard muß liegen. Baron von Gersdorf besucht ihn, fragt ihn im Beisein von Balmat aus und hält das Gehörte schriftlich fest. Ein wichtiges Dokument, aber kein Wort steht darin von den Ansprü-

chen, die Balmat später erheben wird. Am nächsten Tage verträgt der Doktor nicht einmal mehr das Tageslicht, äußert aber selbst in diesem Zustand noch die Absicht, seine Beobachtungen am Gipfel mit besseren Meßgeräten zu wiederholen. Zwar besitzt er sein Meßprotokoll und hat auch erstaunliche geologische Beobachtungen mitgebracht, doch will er unangreifbar beweisen, daß „unser Mont Blanc“ wirklich der höchste Berg im alten Europa ist. Die ausgesetzte Gipfelprämie interessiert ihn nicht, die kriegt Balmat. Er hat seinen eigenen Stolz: Als korrespondierendes Mitglied der Akademie zu Turin wird er nur einwandfreie wissenschaftliche Beobachtungen publizieren.

Vier Tage nach der Ersteigung ist Gersdorf bei Bourrit und erzählt die Geschehnisse aus erster Hand. Postwendend berichtet Bourrit an Saussure und nennt den bislang unbekanntem Balmat nur als „Begleiter“ von Dr. Paccard. Am 15. August sucht dann Balmat selbst den Professor auf. Man weiß nicht, was da gesprochen worden ist, aber der Enkel Henri de Saussure überliefert: „Balmats Anliegen war Kasse, nicht Ehre.“ Der Professor notiert über den Träger lediglich: „...der Mann, der Paccard begleitete“. Kein Zusatz, keine Bemerkung über besondere Leistungen. Auch der Naturwissenschaftler Charles Bonnet, Saussures Onkel und sicher über die alle bewegendem Ereignisse wohl unterrichtet, versichert in einem Brief nach Stockholm, daß Paccard eine neue Route entdeckt hat. Den damals auch in Chamonix herrschenden Wissensstand gibt George Cumberland wieder: Dr. Paccard hatte einen „Begleiter“. Von irgendwelchen Ansprüchen auf Führung durch Balmat oder gar auf Entdeckung der Route war also am Ort des Geschehens unter den Augenzeugen nichts bekannt.

Seine Besteigung hat der Talarzt am 19. August tatsächlich noch einmal zu wiederholen versucht. Gemeinsam mit Jean-Baptiste Lombard wurde er beim Aufstieg zum Col oder Dôme du Goûter mit dem Fernrohr gesichtet. Zur großen Erleichterung von Professor Saussure blieb dieses Unternehmen aber im Schnee stecken. Saussure, der eiligst nach Chamonix gereist war, macht kein Hehl aus seinen Gefühlen. Er schreibt: „...ich würde den Kummer haben, hierher gekommen zu sein, nur um diesen Teufel von Doktor... eine zweite Besteigung... machen zu sehen.“

Saussures eigener Wiederholungsversuch schlug am folgenden Tage ebenfalls fehl trotz einer eigens für ihn auf den Felsen von Grandes Mulets errichteten Hütte. Saussures Aversion hat ihn indessen nicht daran gehindert, Dr. Paccard nach der Rückkehr auszufragen und die Ergebnisse zu notieren. Des Doktors wissenschaftliche Beobachtungen hat der Herr Professor dann auch verwendet – ohne Paccards Namen zu nennen.

So war also in den ersten Wochen unmittelbar nach der Besteigung nichts von besonderen Verdiensten des Trägers Balmat bekannt. Keine der bislang geprüften Belege aus dieser Zeit enthalten irgendwelche Hinweise, und auch die Presse spiegelt nur eines wieder: Dr. Paccard hat den Aufstieg entdeckt. Keine Leserzuschrift, kein Widerspruch. Der Doktor selbst läßt allerdings nichts von sich hören, er schreibt an seinem großen Buch, das Anfang September endlich zur Subskription angeboten wird. Der erhalten gebliebene Prospekt nennt als Titel „Premier voyage a la cime de la plus haute montagne de l'ancien continent, le MONT

BLANC“ und bezeichnet Dr. Paccard als Urheber der Eroberung. Leider verzögert sich sein Erscheinen aus dubiosen Gründen so lange, bis Saussure den Bericht über seine im Jahre 1787 erfolgte Besteigung auf den Büchermarkt bringt. Danach ist kein Platz mehr für das Werk von Paccard. Es ist nach heutiger Kenntnis auch niemals erschienen, der gesamte schriftliche Nachlaß aber scheint vernichtet worden zu sein.

## Die Fälschung nimmt ihren Anfang

Statt zur Subskription führt die Ankündigung jedoch zu einem unerwarteten Effekt. Als Bourrit nämlich diese liest, beginnt er um seinen publizistisch so sorgsam aufgebauten Ruf als Pionier des Mont Blanc zu fürchten. Er schreibt sofort an Saussure und appelliert an dessen schlechtes Gewissen, denn auch der hat in seinen Schriften vermieden, Paccards Leistungen zu erwähnen. „Zweifellos ist (Paccard) unzufrieden mit der geschichtlichen Darstellung“, meint Bourrit, „der Doktor werde besser berichten, besser informieren.“ Und der Kirchenvorsänger setzt zum Angriff an.

Mit seinem unter dem 20. September datierten „Lettre de M. Bourrit sur le premier voyage fait au sommet du Mont Blanc“ beginnt die offene Geschichtsfälschung. Die Verantwortung für diese Darstellung schiebt er hinterlistig Baron Gersdorf zu und dem nicht namentlich genannten Balmat. Bourrit behauptet darin dreierlei:

1. Balmat habe die Aufstiegsmöglichkeit vor Paccard entdeckt. Angeblich hätte er höher als der Dôme du Goûter biwakiert, am Morgen dann den Mont Blanc aus nächster Nähe gesehen und dabei die leicht begehbare Flanke entdeckt. Dies habe er Paccard mitgeteilt.

2. Während Paccard körperlich zusammengebrochen sei, habe Balmat den Gipfel alleine erreicht, dann aber dem Erschöpften hinaufgeholfen. Auch auf dem Abstieg sei Balmat der sichere Führer gewesen.

3. Paccard habe dem armen Balmat nicht einmal einen Führerlohn gezahlt. Deshalb müsse nun er zu einer Spendensammlung für den mittellosen Balmat aufrufen, der seine Gesundheit für diese Tat geopfert hätte.

Auf diese hinterhältige Weise versucht er Abscheu und Verachtung gegen Dr. Paccard zu wecken. Sein schwungvoll geschriebenes Pamphlet ist wirklich ein Meisterstück und gipfelt in der Versicherung, nur er, Bourrit, sei der eigentliche Erforscher des Mont Blanc. Zu diesem Pamphlet bemerkt Charles Bonnet an Bailly geringschätzig: „(Bourrits) Einbildungskraft schäumt immer über.“

Ob der Darstellung in diesem „Lettre“ scheint Saussure den Schreiber brieflich zur Rede gestellt zu haben, denn Bourrit antwortet am 11. und 13. Oktober mit Ausflüchten und weiteren Lügen. Statt klärender Worte spielt er geschickt mit Saussures Animositäten. Der Professor hat danach auch nicht mehr weitergeforscht, sondern Bourrits Darstellung sogar in seine eigenen Schriften übernommen. Sein wirklicher Kenntnisstand ist zwar aus einigen Wendungen zu schließen, eine öffentliche Ehrenrettung

für Dr. Paccard hat er jedoch niemals unternommen. Da mutet es fast wie ein Hohn an, daß Saussure einst in eigener Sache den Ehrabschneider Bourrit zurechtgewiesen hat: „Es ist meine Absicht, Schritte zu unternehmen, um Legenden zu verhindern, die Ihr Gerede befürchten läßt.“ Saussure hat seinen Bourrit gekannt und eine publizistische Kontroverse vermieden.

Bourrit's Behauptungen waren ausnahmslos aus der Luft gegriffen. Vom Spaltenbiwak im Wettersturz an der Nordflanke des Dôme du Goûter hat Balmat den Mont Blanc nicht einmal sehen können, geschweige denn irgendetwas entdecken. Was das Märchen von der Erschöpfung betrifft, so wirkt dies bei den von Gersdorf notierten Zeiten geradezu lächerlich. Und über das Träger-Entgelt hat Dr. Paccard später sogar eine Quittung vorgelegt. Aber Bourrits so geschicktes Fälschungspamphlet ging durch Europas interessierte Leserwelt. Es wurde ins Englische und sogar ins Deutsche übertragen und entfaltete seine Wirkung. In Chamonix war man über diese offenkundigen Lügen empört. Bourrit selbst hat sich darüber am 13. Oktober bei Saussure beklagt. Im Tal gab's ja genug Augenzeugen, und jedermann war die Wahrheit bekannt. Dem moralischen Druck seiner Landsleute mag Balmat erlegen sein, als er am 18. Oktober in einer eidesstattlichen Erklärung die Tatsachen offenbart, notariell vor Zeugen und auf amtlichem Stempelpapier. Darin entlarvt er Bourrit in allen Punkten als Lügner und bestätigt voll und ganz Paccards Angaben: Der Doktor hat den Weg gefunden; ich habe meine Dienste angeboten; er hat mich entlohnt; und ohne ihn wäre ich nicht hinaufgekommen.

Der zurückhaltende Paccard selbst hat sich zu Bourrits Angriffen kaum geäußert. Er ist ganz auf sein kommendes Buch konzentriert, auf den großen Wurf, der mit einem Schläge alle Lügen vernichten soll. Nur einmal, im JOURNAL de LAUSANNE, erscheint anonym eine wenig wirkungsvolle Entgegnung aus Paccards Feder, redigiert und verkürzt. Aber sie ist deswegen interessant, weil sie Hintergründe aufdeckt: „Man muß ihn wohl hassen, (diesen Paccard), weil er erfolgreich gewesen ist, und da man sich diesen Ruhm nicht selbst zuschreiben kann, will man ihn allein oder fast allein auf den Gefährten seiner Mühen übertragen.“

Bourrit antwortet in seiner üblichen routiniert cleveren Weise. Daraufhin druckt die Zeitung lediglich das von Paccard eingesandte eidesstattliche Zeugnis sowie die Quittung über den Trägerlohn ab. Unerfahren in Fragen der Meinungsbildung und der Zeitungspolemik, hat Paccard damals seine Chancen verspielt. Bourrit aber schwieg klugerweise nach der peinlichen Veröffentlichung der beiden Dokumente. Schwieg gegenüber der ja nur örtlich gelesenen Zeitung. Und verschwieg in seinen Publikationen, die inzwischen die öffentliche Meinung über die Geschehnisse am Mont Blanc zu formen begann.

Dennoch befindet sich Bourrit zu Beginn des Bergsommers 1787 in einer mißlichen Lage. Durch Balmat der Lüge überführt, muß er auch noch Baron Gersdorf Rede und Antwort stehen über den Verbleib von 16 Louisdor aus der Sammlung für Balmat. Gersdorf forscht nach, wendet sich an den bekannten Berner Zeitgenossen Jakob Samuel Wytttenbach. Und diesem verdanken wir nun eine

Foto:  
Staatsarchiv Zürich

deftige, aber sicher treffliche Bemerkung zur Person Bourrit. Wytttenbach schreibt: „... daß Bourrit ein luftiger Narr, ein großsprecherischer Prahler, ein schlechter Mensch sey, wissen alle, die ihn kennen“. Auch die feine Genfer Gesellschaft kannte ihren Kantor, lachte über ihn, verachtete ihn – aber deckte seine Lügen mit dem Mantel des Schweigens zu.

## Saussures Erfolg – Bourrits Niederlage

Am 4. und 5. Juli 1787 bezwingen Balmat und die Führer Jean-Michel Cachat und Alexis Tournier den Weißen Berg zum zweiten Mal, entdecken dabei an der Ancienne Passage eine Variante. Saussure eilt nach Chamonix und wird wenige Tage später Zeuge eines denkwürdigen Zwischenfalls: Vor seinen Augen zwingen die Führer von Chamonix Balmat zu einer Gegenüberstellung mit Dr. Paccard, da Balmat ernsthaft behauptet, Paccard habe ihm einen Blankobogen zur Unterschrift für die eidesstattliche Erklärung vorgelegt. Aug' in Aug' mit dem ehemaligen Gefährten wandelt er schnell den Vorwurf ab und sagt: Herr Doktor, Sie haben mich bei dem Zeugnis übertölpelt. Da schlägt ihm der bärenstarke Riese von Doktor in seinem Zorn über die Unterstellung den Regenschirm über den Schädel und stößt ihn zu Boden.

Der schlaue Bourrit hat diesen ungeheuerlichen Vorwurf notarieller Urkundenfälschung niemals übernommen, und Balmat hielt lange Zeit den Mund. Erst 1803 nimmt er die Behauptung wieder auf: Dieses eidesstattliche Zeugnis ist eine Fälschung! Warum aber hätte der königliche Notar unter den Augen Saussures sein gesichertes Einkommen aufs Spiel setzen mögen? Warum hätten zwei der angesehensten Männer des Tales dafür ihren guten Ruf riskieren sollen? Nein. Für Tatsachenverdrehungen durch Balmat aber gibt es genügend Beweise. Sorgfältige Alpinhistoriker haben das Dokument eingehend untersucht und sind zu dem Schluß gekommen: Dieser Text kann nach Formulierung und Diktion nur von Balmat selbst stammen. Und Saussure notiert 5 Tage nach dem Vorfall sogar in sein Tagebuch: „Der Doktor, *der Erstbesteiger des Mont Blanc*, reiste am letzten Dienstag nach Courmayeur ab.“ Über diese Juli-Unternehmung des unermüdlichen Bergsteigers irgendwo an der Südostseite der Mont-Blanc-Gruppe ist allerdings Näheres nicht überliefert.

Bourrits publizierter Anspruch auf die nächstfolgende Mont-Blanc-Besteigung hat ihm nichts genützt. Trotz seines – zu Unrecht – aufgebauten Rufs als Pionier des Mont Blanc verzichtet Saussure auf Bourrits Begleitung. Ja, er verhindert sogar auf eine demütigende Weise, daß Bourrit die Besteigung sofort nach seiner wiederholen kann. Quel blamage! Saussure kriegt seinen Gipfel am 3. August 1787, ohne Bourrit. Es ist die 3. Besteigung. Der Genfer Kirchenvorsänger aber hat in diesem Jahre das Nachsehen.

Saussure hingegen kann nach seiner Rückkehr vom Gipfel einem Freunde entgegenrufen: „Gratuliere mir! Ich komme von der Eroberung des Mont Blanc!“ In ähnlicher Weise verkündet er seinen Triumph auch der ganzen Welt. Zuerst in verschiedenen Gazetten und am 1. September mit seiner berühmten „Relation

abrégée d'un voyage...“ und stets, ohne die Leistungen Paccards zu erwähnen. Seine Geschichte wird alsbald und häufig nachgedruckt und verdeckt danach völlig die Verdienste des Arztes. Schließlich erwirbt der Professor sogar den Ruf, die erste Besteigung des Mont Blanc beschrieben zu haben.

Saussures Gewicht sowie die ausgiebige Verbreitung seiner Schriften verhalfen dem Mont Blanc damals zu internationalem Ruf. Der Berg und seine Besteigung wurden durch ihn zum Gesprächsthema in den Salons der Gesellschaft. Der Ruch der Extravaganz reizte zur Wiederholung. Nicht mehr aus wissenschaftlichen Gründen, eher aus Neugier auf ein spannungsgeladenes Abenteuer. Mit dem sicheren Lohn der Bewunderung in allen Salons. Und eigentlich war erst damit der Alpinismus geboren.

Selbstverständlich bringt der hurtige Bourrit auch den ausführlichen Bericht über Saussures Erfolg als erster. Schon am 13. August 1787 ist sein „Lettre à Miss Craven sur deux voyages faits au sommet du Mont Blanc“ in der Presse. Noch stellt er Balmats Verdienst aufs neue heraus; aus seiner peinlichen Schlappete rettet er sich hierbei geschickt mit der herzerweichenden Darstellung seines Opfers für die Wissenschaft. Doch Bourrit macht auch selbst noch einen Ersteigungsversuch. Diesmal mit 22 Führern, seinem Sohn Charles, mit einem Holländer und einem Briten. Am 5. August kommt er tatsächlich bis zur Höhe der Petites Mulets; 4 Führer und der Engländer erreichen sogar den Gipfel. Natürlich behauptet Bourrit in seinen Schriften steif und fest, er selbst habe den Berg bis oben hinan bestiegen.

Endlich, am 27. August 1787 findet er seine Entschädigung für all die Mißerfolge und Zurücksetzungen des Jahres. Mit seinem nur 15jährigen Sohn Charles und den Führern Jean-Michel Cachat und Alexis Tournier kann er den Col du Géant überqueren. Die Spalten erweisen sich als schwierig, doch eine über 4 m lange Leiter hilft. In seinen postwendend geschriebenen Berichten bezeichnet er diese Tour als schwieriger denn die Mont-Blanc-Route und beansprucht für sich, diese Überquerung entdeckt zu haben. „Eine Entdeckung, gleichbedeutend mit der des Mont Blanc...“ Unglücklicherweise erscheint im gleichen Heft des JOURNAL de GENEVE eine Darstellung aller vorher bereits ausgeführten Überschreitungen.

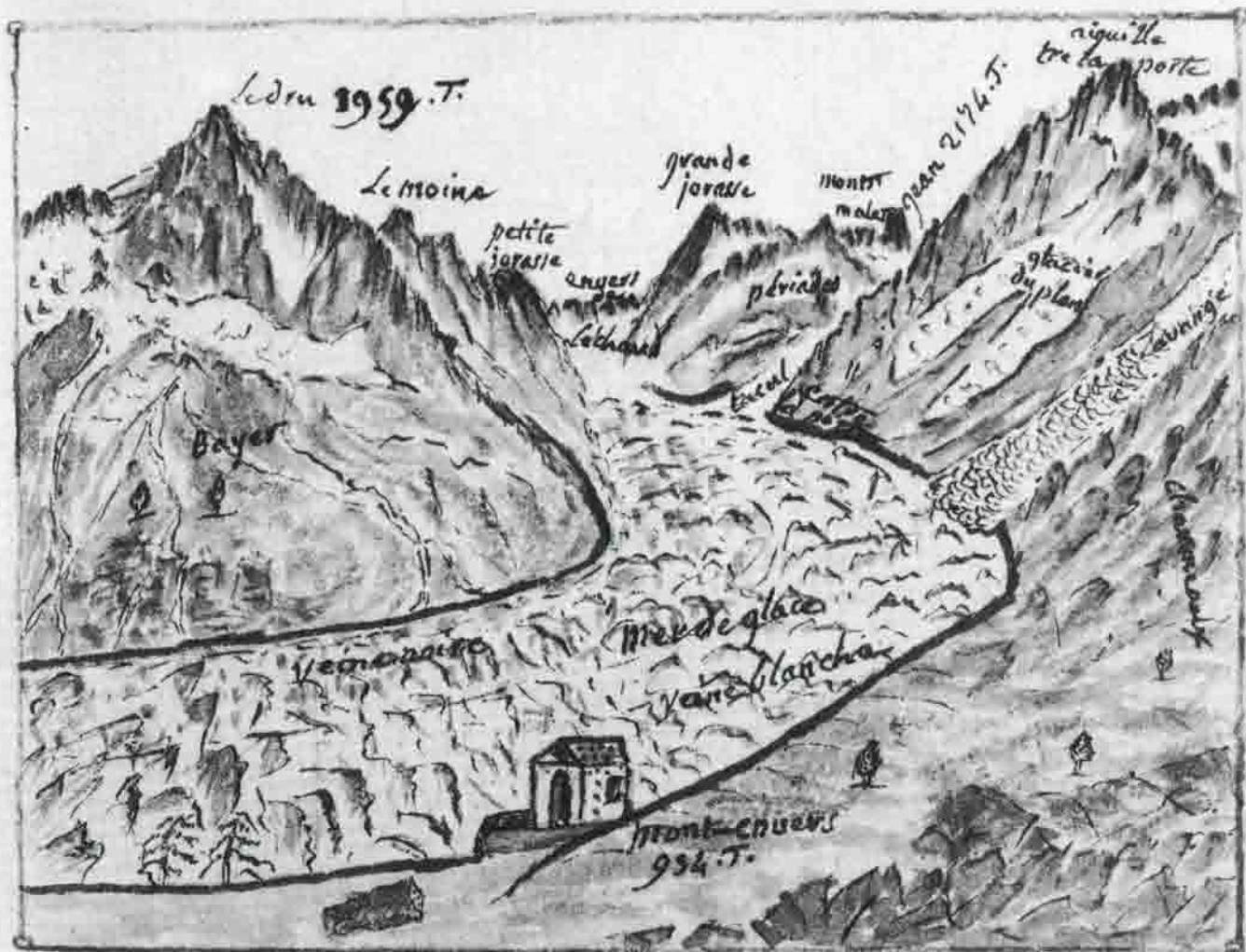
## Balmat schafft sich seine eigene Legende

„Wir sind zu dem Resultate gelangt“, beschreibt Wytttenbach die Situation im Jahre 1788, „daß nach einem ziemlich lebhaft geführten Kampf zwischen den beiden Rivalen der Großteil des Publikums sich zu einer indifferenten Neutralität verstanden hatte, namentlich deswegen, weil die durch Saussure mit dem Aufwand enormer Mittel ausgeführte Mont-Blanc-Besteigung das Interesse von den Erstbesteigern abgelenkt hatte... andererseits bestritt niemand mehr im Ernst dem Dr. Paccard den Verdienst, die erste Besteigung... durchgeführt zu haben.“

Und Paccard selbst? Der Dichter Friedrich Matthison beschreibt einen Besuch bei dem bescheidenen Bergsteiger und bemerkt: „Er schien der kühnen Unternehmung keinen Wert beizumessen.“



*CARTE en perspective de la mer de glace du Mont-enuers.*



Der Doktor hilft seinen vielen ausländischen Gästen mit Rat, mit Auskunft und mit seiner Ausrüstung. Er arbeitet an einem Buch über die Gletscher, läßt sich neue Geräte bauen, so eine drehbare Camera obscura für ein Fotopanorama vom Mont-Blanc-Gipfel. Hat er sich mit seinem Schicksal ausgesöhnt? In seinem Brief an Ebel philosophierte er darüber kurz vor seinem Lebensende, „daß die wahre Ehre und das Verdienst darin bestehen, Unrecht zu ertragen, und nicht, es zu rächen“.

In seinen „Voyages dans les Alpes“ versäumt Saussure neuerlich die Gelegenheit, Paccard zu rechtfertigen. Aber war es sein Einfluß oder Balmats Bohren nach dem verschwundenen Spendenanteil? Jedenfalls nennt Bourrit in seinen späteren Schriften nicht mehr den Namen Balmat, sondern umschrieb ihn mit dem Ausdruck: „... der Mann, der kein Führer war“. Dagegen stellte er plötzlich fest: „es ist... wahr, daß Dr. Paccard es verdient, den Ruhm... zu teilen, wenn er nicht sogar dessen erste Ursache ist, was wir Grund haben anzunehmen.“ Da ist plötzlich nichts mehr von der Entdeckung des Weges durch Balmat zu lesen, nichts mehr vom „einsamen Biwak“ und nichts mehr von der Erschöpfung Paccards. Diesen Gesinnungswandel scheinen die meisten Historiker übersehen zu haben.

Übersehen haben sie auch die Notiz im JOURNAL de SAVOIE vom 3. Oktober 1823: „... die Ancienne Passage, ... welche Dr. Paccard vor seiner Besteigung 1786 entdeckt hat“. Dazu brachte die Nummer vom 21. August 1825 statt irgendeines Widerspruchs die Leserzuschrift von Paccard: „... deren Gangbarkeit... ich als erster bestimmt habe“. Das waren seine letzten veröffentlichten Worte zum Prioritätenstreit, ruhig, nüchtern, sachlich. Still und geachtet lebte der bescheidene Mann in Chamonix und diente sogar noch seiner Gemeinde als Bürgermeister. Ohne Honorar. Zumindestens äußerlich ignorierte er all die Häßlichkeiten, die ihm zugefügt worden sind.

Paccard war am 21. Mai 1827 gestorben. Auch ein großer Teil der Führer lebte nicht mehr. Bourrit hatte auch seinen Gönner Saussure in seinen Schriften nicht mehr erwähnt und Balmat fallengelassen. Da ergreift Balmat selbst die Initiative und erzählt. Erzählt aus der lange zurückliegenden Erinnerung. Vorgebliche Fakten in vielen verschiedenen Versionen. Alles zielt darauf ab, den toten Doktor als jämmerliche Gestalt hinstellen, als Witzblattfigur. Und seine eigene Befähigung für die Eroberung des großen Weißen Berges zu untermauern. Schon früher wollte er den Mont Blanc von allen Seiten erkundet und die Besteigungs-

route ausgiebig erforscht haben. In Wirklichkeit sind keinerlei Hinweise auf alpine Unternehmungen vor 1786 zu erkennen. Er selbst hat dies immer mit der Geheimhaltung begründet. Alles war geheim, niemand wußte davon, und erst jetzt lüfte er seine Geheimnisse. Jetzt, nach dem Tode der Augenzeugen und Zeitgenossen.

Interviews, Berichte, teils anonym, teils von Berufsschreibern, seiner Familie Diktirtes und sogar eine eigenhändige Niederschrift von etwa 1830: Sie alle beziehen ihre Kompetenz nur davon, daß sie aus Balmats eigener Erinnerung stammen. Die Historiker Dübi, Brown und de Beer haben sie übergänglich unter die Lupe genommen und weisen auf den auffallenden Mangel an topographischen Routen-Details und auf die geographischen Unmöglichkeiten hin. Soweit sie die Erstbesteigung betreffen, stehen sie in unauf lösbarem Widerspruch zu den aufgefundenen Zeitdokumenten. Deutlich wird allerdings Balmats Haß gegen die Führer, die den, nach seinen eigenen Worten, so routinierten Alleingänger damals am Dôme du Goûter allein in der Einsamkeit zurückgelassen haben. Alle von Balmat erzählten Versionen entwickeln sich zu immer stärkerer Vielfalt und ihre Ausschmückung zu immer größerer Pracht. Am bekanntesten ist wohl das Interview mit Alexandre Dumas dem Älteren geworden, der unkritisch und ohne jegliches alpines Urteilsvermögen Balmat brillant zum Superman hochstilisiert hat. Balmat in der literarischen Umgebung der „Drei Musketiere“ und des „Graf von Monte Christo“.

## Die Legende schlägt Wurzeln

Nicht beim Führen und nicht beim Kristallsuchen, bei der Suche nach Gold ist Balmat 1835 auf mysteriöse Weise ums Leben gekommen. Das war keine Bühnen-Regie. Und das Stück ist damit auch nicht zu Ende, denn Dumas' faszinierende Geschichte hat den Helden auf eine literarische Ebene gehoben. Der Erfolg des beliebten Romanciers brachte neue Besucher nach Chamonix und wirkte mit diesen auf die Geschichtsauffassung im Tal zurück. Seit den Ereignissen um die Erstbesteigung waren 2 Generationen abgetreten, die Erinnerung aus eigener Anschauung untergegangen und die Überlieferung abgerissen. Als Charles Durier in den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Chamonix seine Befragungen anstellte, ergriff kaum jemand mehr die Partei von Paccard, nur Balmat war in Mode. So übernahm er Dumas' phantastische Erzählungen, ergänzte sie aus den Schriften von Saussure und aus einem mit Balmats Sohn Gédéon geführten Briefwechsel. Dr. Paccards Sohn Ambroise erhielt keine Gelegenheit, seine Kenntnis einzubringen. Dieses Werk bekam dann sogar den Preis der Akademie Française, womit die Balmat-Legende am Ende auch noch zur offiziellen Wahrheit erhoben war. Obwohl sie einseitig aus der Quelle Balmat stammte. Schließlich waren auch die letzten schwachen Stimmen zugunsten Paccard ganz verstummt und nur die lauten pro Balmat zu hören. So enthält denn die 1854 erschienene Balmat-Biographie von Michel Carrier zwar einige neue Details aus der örtlichen

Überlieferung, im ganzen gesehen tradiert Balmats Neffe jedoch die Erzählungen seines Onkels. Gegen Ende des Jahrhunderts war die Balmat-Legende so fest eingewurzelt, daß selbst die kritischeren alpinen Autoren Balmats selbstgestrickte Story lediglich von manchen der vielen Ungereimtheiten zu befreien suchten. Und ganz besonders hierzulande begeisterte man sich für den abenteuerlichen Helden von einfachstem alpenländischen Geblüt. Oskar Erich Meyer war einer seiner heftigsten Verehrer, Kugy, Steinauer, um keine Lebenden zu nennen. Sie alle haben die Heldengestalt sehen wollen und die Fratze des hinterhältigen Bourrit samt seiner grauen Eminenz Saussure verdrängt. Wenn man die jetzt vorliegenden Quellen sprechen läßt, auf das Urteil der Zeitgenossen hört und die Personen der Handlung passieren läßt, so muß man sich zwangsläufig fragen, wie ganze Generationen intelligenter Alpin-Historiker der fatalen Legende aufgefressen sind. Diese phantastische Story hat eine Faszination, eine Kraft entwickelt, die durch den tatsächlichen Ablauf der Handlung in nichts begründet ist. Die scharfsinnigen und übergenauen Geschichtsforscher Brown und de Beer, denen wir ein schlüssiges Geschichtsbild verdanken, finden nur eine Erklärung dafür: Es ist die Kraft, die Helden-Legenden immer und überall besitzen.

Aber drängt sich dem kritischen Betrachter von heute nicht gleichermaßen die Frage nach den ideologischen Hintergründen auf? Und: Ob nicht das Idealisierungsbedürfnis der alpinen Gesellschaft den Blick auf die häßlichen Niederungen menschlicher Eigenarten vernebelt hat? Den Blick auf die Tatsache zum Beispiel, daß mit der allerersten alpinistischen Leistung gleichzeitig auch Neid und Zank, Hinterhältigkeit, Ruhm- und Gewinnssucht in die alpine Geschichte getreten sind? Von allem Anfang an! Nach Paccards Brief an Ebel steht es unumstößlich fest: Der erste Akt auf der Bühne des Hochalpinismus gleicht einer häßlichen Posse. Der hemmungslose Nutznießer auf der einen Seite und auf der anderen der unverdrossene Berggänger, der still und bescheiden und führerlos steigt, nur weil er an solchen Unternehmungen „Gefallen gefunden hat (Paccard)“, dazwischen hineingeflochten die anderen eigenartigen Figuren – Extrempositionen, maßlos überzeichnet. Karikaturen, die Moritat vom großen alpinen Erfolg. Nein, die gute alte Zeit scheint auch nicht besser gewesen zu sein. Ob dies nun paßt oder nicht: Diese tragische Komödie ist die historische Wahrheit über die Geburt des Hochalpinismus. Zum 200. Geburtstag bleibt die längst überfällige Revision des alpinen Geschichtsbildes zumindest ein Gebot der historischen Wahrheitstreue.

### Literatur:

Dübi, Heinrich: Paccard wider Balmat. Bern 1913. (umfassendste Dokumentensammlung in der Sprache des Originals, aber Stand 1913!)  
Egger, Carl: Michel-Gabriel Paccard und der Montblanc. Basel 1943. (darin dt. Übersetzung u. Auszüge aus den wichtigen Dokumenten)  
Brown, T. Graham u. Gavin de Beer: The first ascent of Mont Blanc. London 1957 (vollständiger u. kommentierter Abdruck der Belege in Originalsprache).  
Auf der Maur, Josef: Die Erstbesteigung des Mont Blanc 1786. In: Die Alpen, 1986, I, S. 28–36 (mit Auszug Brief Paccard an Ebel)

## Kritisches und Unkritisches

Franz Hiess

*1986 – zweihundert Jahre nachdem dank der Zielstrebigkeit des Dr. Paccard dieser und sein Gefährte Balmat endlich den Gipfel des Montblanc erstmals betreten konnten (s. S. 103) – 1986 sind die Bergsteiger längst angehalten, für die Hütten an den Normalaufstiegen zum „Monarchen“ Lager vorzubestellen. Ja, für die Zeit der Feierlichkeiten, die gewiß ebenso wie dem historischen Ereignis dem Fremdenverkehr im Tal von Chamonix galten, rieten weitschauende Eingeweihte Anwärtern dringend davor ab, den Montblanc zu besteigen: wegen der zu erwartenden Verkehrszusammenbrüche am höchsten Berg Europas. Das hätte sich der Dr. Paccard seinerzeit wohl nicht träumen lassen! Noch viel weniger aber hätte sein Vorstellungsvermögen vermutlich ausgereicht, sich ein zutreffendes Bild von der vielgestaltigen, in sich gewiß häufig widersprüchlichen, eben darum aber lebendigen Erscheinungsform zu machen, zu der sich der Alpinismus in den zwei*

*Jahrhunderten seit seinen Anfängen bis heute entwickelt hat. Und sicherlich wäre ihm auch ein Begriff wie der der UIAA und was die mit der ganzen Entwicklung zu tun haben soll, unklar geblieben. Vom 9. bis 12. Oktober eben dieses Jahres 200 nach Dr. Paccards Erfolg am Montblanc lud ebenjene UIAA zu ihrer Generalversammlung nach München: für die Redaktion der Anlaß, in diesem Buch Platz für einen Beitrag auch über sie vorzusehen; dies nicht zuletzt im Hinblick auf allfällige Leser, denen bis heute so restlos nicht klar geworden sein sollte, was hinter der eigenartigen Buchstabenverbindung steht.*

*Der Autor des Beitrags, Dr. Franz Hiess, ist im alpinen Vereinsleben Österreichs seit 1946 aktiv, war 1970–1973 Vizepräsident der UIAA. Er hat ihre Geschichte seit 1950 bis in unsere Tage miterlebt. Er ist auch ihr Ehrenmitglied.*

In der alpinen Presse und Literatur taucht bisweilen die ominöse Abkürzung UIAA auf. Wer, was steckt hinter dieser? Die Union Internationale des Associations d'Alpinisme, die internationale Vereinigung, oder besser, der internationale Verband der bergsteigerischen Vereine, ist die Weltdachorganisation der Bergsteiger. Warum ist aber die UIAA weltweit weniger bekannt als etwa die FIS, die FIFA oder wie die internationalen Sportverbände alle abgekürzt heißen mögen? Da stellt sich die Frage: Wodurch sind denn diese FIS, FIFA usw. ins Bewußtsein breiter, dem Sport nicht unmittelbar verbundener Kreise gekommen? Wohl durch die Konkurrenzen, die Weltmeisterschaften, die diese Weltverbände regelmäßig veranstalten. Auch wenn im Bergsteigen eine echte Konkurrenz unter den Bergsteigern im Hinblick auf Neutouren z. B., auch Tourenzeiten, naturgemäß gegeben ist, so widerspricht doch der Gedanke eines Wettkampfes durchaus dem, was die Besucher, die „Benützer“ der Berge, in unseren Breiten als Bergsteigen mit seinem Erlebniswert empfinden. Selbst wenn – nach den jüngsten Ergebnissen wie etwa dem des Alpenvereins-symposium Brixen im Herbst 1984 – Bouldern, Sportklettern auch in den Arbeitsbereich der Alpenvereine fallen, eine Reglementierung des Bergsteigens, eine „Weltmeisterschaft“ ist wohl undenkbar.\*

Von der UIAA formell abgesegete „Empfehlungen für Bergsteiger“ – der Begriff „Regeln“ sollte vermieden werden – haben sich wohl mangels ausreichenden Interesses der Mitgliedsvereine nicht durchgesetzt; und dies obwohl sie doch als ein Mittel gedacht waren, Unerfahrenen zur eigenen Sicherheit Verhaltensrichtlinien zu geben. Hat also eine Weltorganisation der Bergsteiger überhaupt ihre Berechtigung? Einfach: ja.

Dazu nun ein paar Gedanken eines Mannes, der das Glück hatte, dem Erlebnis „Berg“ zu begegnen, und der glaubt, daß dieses Erlebnis „Berg“ auch für den Menschen in unserer durch Technik gestalteten Zeit eine – vielleicht sogar lebenswichtige – Bedeutung hat. Doch zunächst ein bißchen Geschichte:

## Vorgeschichte

Während die Tradition in unseren Vereinen DAV, ÖAV, AVS lebendig und auch im Bewußtsein jüngerer Bergsteiger einfach da ist, so ist das Wissen um internationale Beziehungen in der Geschichte der Bergsteigervereine weitgehend untergegangen. Dabei treffen wir doch Kameraden fremder Zunge immer wieder am Berg.

Bis 1900 hat es fünf „internationale Kongresse“ gegeben, über einen sechsten, vermutlich Paris 1879, waren mit keine Unterla-

\*Undenkbar leider nicht; d. Red.

gen zugänglich. Initiativ war vor allem der CAF, der deren drei – vielleicht vier – veranstaltete (1876, 1878, 1879 und 1900).

Die „internationale Konferenz“ 1879 in Genf faßte unter Vorsitz des Zentralpräsidenten des SAC einstimmig den Beschluß, grundsätzlich einen Verband aller alpinen Vereine mit periodischen Zusammenkünften zu gründen. Was aber nicht in die Tat umgesetzt werden sollte, obwohl die Beteiligung an dieser Konferenz mit Verbänden aus Deutschland, England, Frankreich, Italien, Österreich, der Schweiz, Spanien und den USA durchaus repräsentativ war. Und 1882 fand ein weiterer internationaler Kongreß in Salzburg unmittelbar vor der Generalversammlung des D&ÖAV statt.

Nach 1900 schweigen zunächst die Annalen; der Erste Weltkrieg wirkt lange nach. Aber endlich ab Ende der zwanziger Jahre kommen entscheidende Impulse von zwei Seiten.

Da taucht einmal in Genf ein Mann auf, hervorragender Journalist, beim Völkerbund akkreditiert, Sohn eines englischen Vaters und einer Schweizer Mutter, geboren in Florenz, endlich Schweizer Bürger, polyglott, verheiratet mit einer Engländerin, ein Kosmopolit namens Egmond d'Arcis. Von Jugend an begeisterter Bergsteiger, vom „bazillus internationalis“ der Völkerbundstadt Genf offenbar angesteckt, nützt er seine vielfältigen Beziehungen, um diese UIAA, die ihm Wunschtraum geworden war, vorzubereiten. Auf der anderen Seite: Zunächst unter dem Gesichtspunkt des Zusammenschlusses der westslawischen Völker (Polen, Tschechen, Slowaken, Slowenen, Kroaten) und Ungarn zusammenzutreten, beschließen Kongresse in Zakopane 1930 und Budapest 1931, das 1879 angeregte ständige Organ als Verbindungsstelle aller alpinen Vereine zu schaffen. An diesen Kongressen hatte aus den Alpenländern nur der CAF teilgenommen. Dieser war es nun auch, der zum „Dritten Alpinismuskongreß“ für Ende August 1932 nach Chamonix einlud. Dort begann nun am 27. August 1932 die

## Geschichte der UIAA

Eingeladen hatte Präsident Escarra des CAF – wohl sehr bezeichnend für die internationale Atmosphäre jener Zeit – mit dem Hinweis auf den völkerverbindenden Geist des Bergsteigens im Gegensatz zur allgemeinen Entwicklung: „Das Gefühl der Gemeinsamkeit, das uns eint, muß ein Gegengewicht zu den politischen und wirtschaftlichen Gegensätzen bilden, die die Völker entzweien können.“ Das ideelle Moment tritt hier deutlicher hervor, als es sich im Alltag einer Organisation zeigt.

Über diese Gründungsversammlung, die sogar fünf Arbeitsgruppen zu Themen von alpiner Technik bis zur Kunst und Literatur, soweit sie die Berge betrifft, gebildet hatte, gibt es nur ein kleines graues Blatt von etwa dreißig Zeilen als „Protokoll“.

Der jungen Organisation wurde eine große Zahl von Aufgaben anvertraut, die heute zum Teil antiquiert, zum Teil höchst aktuell erscheinen: Schutz der Hütten gegen vandalische Akte, Verhinderung des Baues von Hütten in zu großer Höhe, um nicht gewisse Wege zu entwerten, Einführung einer Schwierigkeitsskala, Ermunterung zur Jugendausbildung, Warnung vor Lawinengefahren...

Immerhin haben an dieser Gründungsversammlung Vertreter aus 18 Ländern, darunter auch aus Deutschland und Österreich, teilgenommen, nicht jedoch solche des D&ÖAV.

Wenn auch nicht alle vertretenen Verbände eo ipso als Mitglieder der neuen Organisation aufscheinen, so findet sich in der Liste doch der „Deutsche Alpenverein“. Es gab ja damals neben dem alten großen D&ÖAV noch einen „Deutschen Alpenverein“ in Berlin, der ebenso wie der „Alpenverein Donauland“ in Österreich als Sammelbecken nicht arischer und nicht „rassenbewußter“ Bergsteiger fungierte. Über die Gründe, warum sich der D&ÖAV damals von der UIAA fernhielt, gibt es nur Vermutungen. Die eine: Der D&ÖAV war der sicherlich berechtigten Meinung, er könne seine Probleme aus eigener Erfahrung mit eigenen Mitteln lösen. Zweite Vermutung: Die UIAA hat ihre Tätigkeit erst – wie noch zu sagen sein wird – im Frühjahr 1933 aufgenommen. Nun ist aber Adolf Hitler im Jänner 1933 in Deutschland Reichskanzler geworden, und Wert auf internationale Freundschaften legte er nicht, im Gegenteil. So mögen auch von daher beeinflusst die damaligen Organe des D&ÖAV einen Beitritt zur UIAA nicht in Erwägung gezogen haben.

Organisatorisch verlief der Beginn der UIAA ungewöhnlich: Man wählte in Chamonix keinen Präsidenten, sondern überließ es dem SAC, einen solchen zu nominieren. Sollte doch der Sitz der UIAA die Schweiz sein und dort, wie es in der ersten Satzung hieß, der Wohnort des Präsidenten. Es dauerte nun drei Monate, bis in der demokratischen Schweiz die zuständigen Organe des SAC-Centralkomitees und der Delegiertenversammlung jenen Egmond d'Arcis nominierten, der hinter den Kulissen die entscheidenden Vorarbeiten geleistet hatte. Die offiziellen Organe der UIAA sollten von da an sein: „Die Generalversammlung, ein Exekutiv-Komitee und der Präsident mit seinem Büro.“ Im ersten Exekutiv-Komitee finden sich Vertreter des CAF, CAI, SAC, Polens, Schwedens und Ungarns. Der dem D&ÖAV vorbehaltene Platz blieb leer und sollte erst 1939 mit Jugoslawien besetzt werden.

Die erste ordentliche Generalversammlung der UIAA in Cortina 1933 beschloß schließlich neben der Satzung auch die Einsetzung von vier Kommissionen für Alpinismus, Tourismus, Wissenschaft und Berg-Kunst-Literatur.

Ich weiß nicht, ob diesen Kommissionen ein formulierter Auftrag mit der Definition ihres Arbeitsbereiches mitgegeben wurde, wage dies aber zu bezweifeln, denn was soll eine solche Kommission produzieren können, wenn sie nur einmal im Jahr anläßlich der Generalversammlung zusammentritt, und dies ohne entsprechende schriftliche Vorbereitung?

Nach Vorstellungen von Egmond d'Arcis sollten diese Kommissionen freilich auch nur Aushängeschilder bilden. Alle Initiativen sollten vom Büro ausgehen. Dieses Hilfsorgan des Präsidenten wurde aber ausschließlich mit Genfer Persönlichkeiten besetzt. Dennoch gibt es in den Folgejahren schriftliche Berichte über eine Reihe auch heute noch aktueller Probleme; so unter anderen: Vereinheitlichung der kartographischen Darstellung von Skirouten (1933 und 1934)

Wettervorhersagen und Warnungen vor winterlichen Berggefahren (1933 und 1934)

Mittel zur Abwehr und Verhinderung des Baues von Berg- und Seilbahnen (1934)

Wegebau und Markierung (1936 und 1937)

Jugendausbildung (1936)

Internationale Vereinheitlichung der Rettungssignale (1936, 1937, 1938)

Zusammenarbeit der Luftfahrt mit dem alpinen Rettungswesen (1937)

Neues Baumaterial für Hütten (1935)

aber auch zum Beispiel:

Gefahr der Sonne für den menschlichen Körper (1936)

Zivile Haftpflicht des Skiläufers und damit zusammenhängende Rechtsfragen (1936, 1939)

Internationale Lawinenkommission (1934, 1935, 1936, 1937, 1938) und in jedem der Jahre von 1936–1939 alpiner Naturschutz. Ich konnte freilich nicht in Erfahrung bringen, ob die Beratungsergebnisse irgendeinen praktischen Niederschlag in der Tätigkeit der Mitgliedsvereine gefunden haben und, wenn ja, welchen. Ist doch erfahrungsgemäß die Umsetzung derartiger Erkenntnisse in die Tätigkeit der einzelnen Vereine nicht zuletzt deshalb so schwierig, weil es sich um generelle, allgemeine Themen handelt, die in den Vereinen gegenüber den Alltagsfragen in ihrer Dringlichkeit weit zurückstehen.

Makaber indessen mutet es an – und damit endet die Vorkriegsgeschichte der UIAA –, daß neun Tage vor Beginn des unseligen Weltkrieges II (Ende August 1939) eine Generalversammlung über höchst friedliche Themen berät wie: Kurzwellentelephon für Hütten, Zwölfzacken-Steigeisen, die neue von Vitale Bramani erfundene Gummisohle (VIBRAM!) und endlich über ein bedeutendes Referat eines der Treuesten der UIAA, Prof. Walery Goetel/Krakau, zum Thema Naturschutz. Dabei waren sich die Teilnehmer wohl bewußt, was auf sie zukommen sollte!

Zwangsweise schlief sie nun, die UIAA. Sie hatte aber einen Gralshüter, ihren Gründungspräsidenten Egmond d'Arcis, der nicht nur das Archiv verwahrte und, so gut es ging, aus der Schweiz Kontakte aufrechterhielt. Der Idealist d'Arcis glaubte an die Brüderlichkeit der Bergsteiger – wir sprechen lieber von Kameradschaft –, die helfen sollte, die moralischen Schäden und Klüfte als Hinterlassenschaft eines mörderischen Krieges zu überwinden.

Die Wiederaufbauperiode nach diesem Zweiten Weltkrieg fand schließlich ihren Abschluß mit der Generalversammlung in Bled 1951, während der auch der DAV und der Verband alpiner Vereine Österreichs (VAVÖ) aufgenommen werden.

Bereits 1949 freilich hatte d'Arcis eine Einladung zum Beitritt an den ÖAV gerichtet – der DAV war noch nicht neu konstituiert: mit einer  $\frac{2}{3}$ -Majorität im Hauptausschuß des ÖAV wurde diese Einladung abgelehnt, nicht zuletzt wegen einer persönlichen Aversion des damaligen Generalsekretärs Dr. Schmidt-Wellenburg, der mit dem Weltmann d'Arcis keine Gesprächsbasis hatte. Dieser Beschluß hat die Bedeutung des ÖAV im internationalen Konzert – bis in unsere Tage – unglücklich beeinträchtigt.

1950 wandte sich d'Arcis nun an den 1949 gegründeten VAVÖ und an den soeben neu konstituierten DAV. Wenn auch der ÖAV

im VAVÖ den Beitritt hätte verhindern können, ihm schien die Bedeutung der UIAA nicht gewichtig genug, sein Veto einzulegen. Damit ist aber nach der Satzung der UIAA der VAVÖ Stimmführer Österreichs und auch Mitglied des Exekutivkomitees (seit 1984: Rat). Schließlich war es der DAV, der dem ÖAV dringend empfahl, doch ebenfalls der UIAA beizutreten, was auch 1957 erfolgte. Der VAVÖ hatte sich dabei wegen der gespannten Situation unter den österreichischen Vereinen der Stimme enthalten.

Ich sehe meine Aufgabe nun nicht darin, die Geschichte der UIAA hier weiterzuschreiben. Die Mitglieder und Amtswalter in den drei Alpenvereinen mögen sich eine eigene Vorstellung über die UIAA und insbesondere auch über deren Möglichkeiten bilden.

Über die Periode von 1951 bis in unsere Tage also nur ein paar allgemeine Bemerkungen und Gedanken:

Von hohem Idealismus getragen, war die UIAA lange Zeit ein Kreis von persönlichen Freunden, aber keine Welt-Dachorganisation. Als solche aber war die UIAA von Anfang an konzipiert. So erscheinen als Gründungsmitglieder der American Alpine Club und der New Zealand Alpine Club, die sich freilich beide schon 1934 wieder aus der UIAA zurückzogen. Wieder beigetreten sind sie erst 1966 bzw. 1970. Als erste aus Übersee waren 1947 der Alpine Club of Canada und ein mexikanischer Verband beigetreten. Diesen folgten eine Reihe von Verbänden, die jedoch zum Teil nur als Einlader – Verführer – für kostenaufwendige außereuropäische Tagungen in Erscheinung traten.

Die erst in letzter Zeit vollendete Überleitung des Freundeskreises UIAA in eine Weltorganisation hat in ihren Anfängen der damalige Vorsitzende des Verwaltungsausschusses des DAV, Hans von Bomhard, beeinflusst, der maßgeblich an einer diesbezüglich wichtigen Satzungsänderung beteiligt war.

1964 wurde – nach über 30jähriger Präsidentschaft – Egmond d'Arcis durch den bekannten und erfolgreichen Himalaya-Mann und Arzt Dr. Edouard Wyss-Dunant abgelöst: ebenfalls ein wortgewandter Idealist. Dieser ließ sich klugerweise von dem zum ersten Vizepräsidenten berufenen Hans von Bomhard in allen Struktur- und Organisationsfragen beraten und konnte 1969 den weiteren Aufbau seinem Nachfolger, dem Fürsprecher (Rechtsanwalt) Albert Egger/Bern, anvertrauen. Mit viel menschlichem Takt lenkte nun Egger die praktische Arbeit stärker auf die Kommissionen, die ja allein konkrete, von den Mitgliedern nutzbare Arbeitsergebnisse liefern konnten. Und es gab eine glückliche, aufrichtige sowie konstruktive Zusammenarbeit mit dem 1969 zum Vizepräsidenten berufenen Autor dieses Beitrages. Die Ablösung Eggers stand leider unter keinem guten Stern. Egger, hervorragender Himalayamann auch er, war Zentralpräsident des SAC gewesen, und nach der Vorstellung vieler Mitglieder dieses SAC sollte der neue Präsident aus diesem kommen.

Anders jedoch die Vorstellung jenes Kreises in Genf, der der Überzeugung war, die UIAA als Genfer Gründung dürfe in aller Zukunft nur von Genfern geführt werden. Egger als Berner war vom Genfer Kreis zur Präsidentschaft 1969–1972 nur zugelassen worden, weil Jean Juge, Mathematikprofessor in einem Genfer Lyceum, dem die Präsidentschaft in der Periode Wyss-Dunant versprochen worden war, sich zur Zeit der Ablösung Wyss-

*Rechts: Egmond d'Arcis,  
der Begründer der UIAA  
und Präsident über 30 Jahre hinweg.  
Ganz rechts sein Nachfolger,  
Dr. Edouard Wyss-Dunant.*

*Fotos:*

*G. Tonella/Archiv DAV*



Dunants wegen beruflicher Beanspruchung noch nicht in der Lage fühlte, dieses Amt zu übernehmen.

Jean Juge (1973–1976) war ein hervorragender Bergsteiger von unbändigem Ehrgeiz, aber auch jemand, der für die Geschäftsführung einer Weltorganisation, also für strikte Ordnung, nicht das notwendige Verständnis mitbrachte. Sich vielmehr persönlichen Zu- und Abneigungen hingebend, erkannte er die wesentlichen Aufgaben der UIAA im organisatorischen Bereich nicht. Sein tragisches Ende entsprach seiner Persönlichkeit! Er hatte die Eigernordwand, den Walkerpeiler auf die Grandes Jorasses bezwungen, es fehlte ihm „nur“ die Matterhorn-Nordwand. Über 64 Jahre alt, ging er sie an, durchstieg sie und starb an Erschöpfung beim Abstieg...

Mit Pierre Bossus (1977–1984) wurde der UIAA abermals ein Genfer Bergsteiger präsentiert, der weder im SAC je eine Führungsrolle innehatte noch die berufliche Basis besaß, eine Weltorganisation wirklich zu repräsentieren. Es gelang ihm immerhin, eine Satzungsänderung zu erreichen, mittels derer er für eine zweite Periode zum Präsidenten gewählt wurde. Nicht nur dies: Die maßgeblichen Mitglieder waren sich darüber einig, der Sitz der UIAA sollte, um diese allen denkbaren Fähigkeiten so weit wie möglich zu entziehen, in der Schweiz bleiben, doch sollte auch der jeweilige Präsident die Stadt des Sitzes bestimmen.

Nun wurde auf intensivstes Betreiben Bossus' aber Genf als Sitz der UIAA in die Satzung aufgenommen. Dazu gab es unter anderem ein groteskes Argument: Man bekäme für Genf leichter ein Visum als für Bern. Die Groteske wird noch verstärkt, wenn man weiß, daß wohl niemals ein Vertreter einer Mitgliedsorganisation das Büro in Genf aufsuchte, es sei denn, er war in anderer Mission dort oder es wurde eine Sitzung dorthin einberufen.

Als Vizepräsidenten wirkten Nassos Tzartanos (Griechenland, 1974–1977), Dr. Hans Dorncke (DAV, 1978–1981), dem sein Präsident kaum einen Wirkungsraum gönnte, und endlich Juan A. Odriozola (FEM, 1982–1985).

Aus dieser ganzen Periode darf aber noch von einer heiteren Episode berichtet werden:

Für 1977 hatte „der“ mexikanische Verband zur Generalversammlung eingeladen, unterstützt von seinem olympischen Komitee. Ziemliche Begeisterung beherrschte die Mitglieder des Exekutivkomitees, zeichnete sich doch die erste Tagung der UIAA in Übersee ab – außerhalb Europas hatte man ja schon 1973 in Tiflis, also in Asien, getagt – zudem sollte es Gelegenheit geben, die amerikanischen Mitglieder nicht nur aus den USA und Canada, sondern auch die lateinamerikanischen wie Argentinien, Chile, Peru, Ecuador und Guatemalas näher kennenzulernen. Der Schreiber dieser Zeilen, damals Präsident des VAVÖ, wagte Bedenken zu äußern: nach außen nur wegen der Reisekosten, in der Kulisse aber auch, weil er nach seinen mit dem nur Spanisch sprechenden mexikanischen Delegierten anlässlich der Generalversammlung in Obertauern 1975 gemachten Erfahrungen daran zweifelte, daß dieser und seine Kameraden eine Generalversammlung organisieren könnten. In der letzten Entscheidung im Exekutivkomitee im Frühjahr 1977 in München stimmte deshalb

der VAVÖ – zum Mißvergnügen der anderen Teilnehmer – als einziger gegen Mexiko.

Dann wartete man auf die übliche formelle Einladung mit Programm und Unterbringung. Nichts dergleichen kam. Eingeschriebene Luftpostbriefe des Büros blieben ohne Antwort. Das Büro intervenierte daraufhin unter Vorlage der Einladung, auch der des olympischen Komitees, bei der mexikanischen Botschaft in Bern. Worauf die Antwort kam, das olympische Komitee werde die Tagung organisieren. Als wir schließlich hinüberkamen, stellte sich heraus, daß der mexikanische Verband, der uns eingeladen hatte, wenige Monate vorher still und leise... entschlafen war.

Schien sich in der Ära Egger die UIAA zu konsolidieren, die Arbeit in den Kommissionen Konturen anzunehmen, so begann etwa ab 1975 eine Unzufriedenheit sich breitzumachen. Die rief nach immer neuen Änderungen der Satzung, uneingedenk der Tatsache, daß es nicht an so einer Satzung, sondern an deren Handhabung, genau also an der Geschäftsführung liegt, den Mitgliedsorganisationen gerecht zu werden. Schließlich wurde auf Anregung des englischen Vertreters 1980 in Genf eine Arbeitsgruppe zur gründlichen Vorbereitung einer erneuten Satzungsänderung eingesetzt und deren Leitung Robert Leopold (KNAV) anvertraut, einem höchst gewissenhaften polyglotten Diplomaten hohen Ranges.

Uns Mitwirkenden an dieser Arbeitsgruppe offenbarten sich bald sehr deutlich die berechtigten Wünsche der Mitgliedsorganisationen wie auch die der Kommissionen, denen indessen die damalige Geschäftsführung einfach nicht entsprochen hat. Der umfangreiche Abschlußbericht Leopolds ist ein aussagekräftiges Werk. Das Unbehagen über diesen Zustand, treffend vielleicht mit dem französischen Wort „malaise“ ausgedrückt, hatte auch die Alpenvereine der Alpenländer DAV, ÖAV, SAC, CAF, CAI und FEM erfaßt. Deren Vertreter, die sich regelmäßig treffen – sind sie es doch, die als maßgebende Hüttenbesitzer über Begünstigungen von Mitgliedern anderer Vereine zu befinden haben –, bemühten sich nun um einen Kandidaten für die Ablösung Pierre Bossus, dessen Mandat als Präsident 1984 ablief.

Wenn auch der Präsident nicht unbedingt Schweizer sein muß – trotz des Sitzes der UIAA in der Schweiz –, so bot sich doch ein Mann aus der Schweiz an: Dr. Carlo Sganzi, Rechtsanwalt internationalen Formats mit Sitz in Lugano, erfolgreicher Zentralpräsident des SAC. Aber es bedurfte eines harten Kampfes – Genf hatte ja wieder einen eigenen Kandidaten vorgeschlagen – mit Nachtsitzungen in Brüssel 1983, bis Sganzi endlich doch einstimmig zum Präsidenten ab 1985 gewählt war. Damit ist die für die UIAA am Ende nicht glückliche Ära Genf abgeschlossen. Das neue Team mit Dr. Carlo Sganzi als Präsident und seinem alten SAC-Gefährten Eugenio Filippini als Generalsekretär an der Spitze hat mit zielsicherem Schwung seine konstruktive Tätigkeit aufgenommen. Auf ihm ruhen die Hoffnungen aller, die an die UIAA glauben.

## Über die Mitglieder und was sich diese von der UIAA erwarten

Über die begrifflicher Weise vorhandenen tiefen Unterschiede zwischen den einzelnen Mitgliedsorganisationen wird innerhalb der UIAA nicht geredet. Ein berechtigtes Tabu? Eine offene Aussprache, eine Feststellung von Fakten, würde manches Problem vielleicht gar nicht aufkommen lassen, zumindest aber seine Lösung erleichtern.

Alpinismus als weltweit benützter Begriff für Bergsteigen verweist auf die Herkunft dieses Tuns, auf die Alpen im Herzen Europas. Und dieser Alpinismus, dieses Bergsteigen ist eine Frucht unserer Zivilisation, unseres Lebensstandards. Sehnsucht nach Natur, Ausbrechen aus der Betonwüste der Städte, Selbstbestätigung in einem von äußeren Zwängen weitgehend freien Tun und wie die Motive alle heißen mögen, die eben nur in Räumen hohen Entwicklungsstandards entstehen. Selbst die Bauern in den Alpen gehen ja nicht Bergsteigen in unserem Sinne.

Deshalb müßte man, so glaube ich, unter den Mitgliedern nach ihren Herkunftsländern drei Gruppen unterscheiden:

jene aus hochentwickelten Räumen, die Bergland ihr eigen nennen, jene, die in ihren hochentwickelten Räumen keine Berge haben, und endlich jene, die den sogenannten Entwicklungsländern zuzurechnen sind, ob sie nun Berge haben oder nicht.

Jene erste Gruppe ist nach Mitgliederzahlen bei weitem die überwiegende und, da diese Zahlen auch die Basis für die Beiträge zur UIAA sind, trägt sie fast 75% der Kosten; und dies unabhängig davon, daß jede dieser einzelnen Mitgliedsorganisationen ihre Aufgaben, ihre Probleme im wesentlichen allein zu lösen hat. Wie auch könnte die UIAA etwa dem DAV in einer seiner Hauptaufgaben der Erhaltung der Umwelt praktisch dienen (auch wenn dies in hohem Maß ein internationales Problem ist)?

Dennoch sehe ich eine Verpflichtung gerade dieser Gruppe, zu der DAV, ÖAV, aber auch der AVS gehören, den Bergsteigern in aller Welt ihrerseits mit Rat und Tat zu helfen. Doch sollte – bei selbstverständlicher Anerkennung von legitimen Mitspracherechten aller – eben dieser Gruppe, deren Mitglieder ja auch den

*Die alpine Schwierigkeitskala, eine der wichtigsten Errungenschaften der UIAA, wurde dank der unermüdlichen Initiative Fritz Wiessners vor etwa 15 Jahren mühsam überarbeitet.*



Foto:  
Archiv

größten Teil der Arbeit in den Kommissionen tragen, in der UIAA verstärktes Gewicht zugebilligt werden. Diese Gedanken bedürften, so bin ich überzeugt, einer noch entschieden breiteren Erörterung. Sie stützen sich ja auf praktische Erfahrungen von nur etwas mehr als drei Jahrzehnten. Als vorbildlich aber unter den Mitgliederverbänden sei hier die FEM, der spanische Verband, herausgestellt, der z. B. für alle Spanisch sprechenden Mitglieder der UIAA das „Bulletin“ übersetzt.

Indessen, wie könnte es bei einer Weltorganisation anders sein, spielen auch gesellschaftliche Probleme unter den Mitgliederverbänden eine Rolle: So ist wohl das von der UdSSR so stark propagierte Wettklettern auch als gesellschaftspolitische Erscheinung zu erklären, ist doch dem sowjetischen System ein Individualbergsteigen weitgehend fremd.\*

Und wenn nun die Volksrepublik China 1985 in die UIAA aufgenommen wurde, so sei die Frage erlaubt: Ist Bergsteigen im Sinn der UIAA in China denkbar? Und mit dem UIAA-Beobachter Taiwan, was wird's mit diesem? Doch was erwarten sich nun die so unterschiedlichen Mitglieder der UIAA von dieser? Was dürfen sie erwarten? Darüber bestehen meist nur vage Vorstellungen. Tatsache ist, daß annehmbare Ergebnisse nur auf Grund sachkundiger, intensiver Vorarbeit geliefert werden können. Bei aller Würdigung des Idealismus, den Gründungspräsident Egmond d'Arcis in die UIAA investiert hat, in diesem – entscheidenden – Bereich hat er die Weichen nicht glücklich gestellt.

Eine Generalversammlung kann wohl organisatorische, finanzielle Probleme behandeln, sachliche Debatten aber müssen in ihr ausufern, ja, es kann geschehen, daß sie für das Bergsteigen wahrlich wenig oder gar nicht interessante Themen erfassen, wie in Cortina 1933 die Frage Fischerei in den Alpen oder Radfahren und Bergsteigen (dies vielleicht ausgelöst durch die Tatsache, daß die Brüder Franz und Toni Schmid Fahrräder zur Anreise zu ihrer aufsehenerregenden Erstbegehung der Matterhorn-Nordwand benützt haben).

Zur Erarbeitung von Ergebnissen, die die Mitgliederorganisationen im Interesse ihrer Einzel-Mitglieder verwenden können, bedarf es kleiner Gremien, die aber auch wenigstens über einen bescheidenen Apparat verfügen müssen.

Von Anfang an hat die Satzung der UIAA „Kommissionen“ vorgesehen, aber Egmond d'Arcis war der unglücklichen Überzeugung, alle Initiativen müßten vom Büro ausgehen, jenem engsten Kreis der Mitarbeiter des Präsidenten aus Genf. Erst die

\*Das Wettklettern gilt auch in der UdSSR als eine, wenngleich diverser Gründe wegen sehr hochgeschätzte Sonderdisziplin. Daß das Bergsteigen in der UdSSR insgesamt viel weniger individualistisch geprägt ist als hierzulande, ist gewiß auch gesellschaftspolitisch begründet. Ein weiterer Grund ist freilich nicht außer acht zu lassen: Wenn zum Beispiel eine Bergsteigergruppe aus Leningrad oder Moskau in einem der Hochgebirge der UdSSR tätig werden will, so handelt es sich zumeist um Unternehmen von Expeditionscharakter nach unserem Verständnis. Solche Unternehmen unterliegen unabhängig von der Gesellschaftsordnung indessen auch anderswo teils erheblicher Reglementierung. Dies nicht zuletzt aus Sicherheitsgründen, denn kein Hochgebirge dieser Erde hat auch im Hinblick auf die Möglichkeiten der Bergrettung eine Infrastruktur aufzuweisen wie die Alpen. Zudem gibt es, wo die Verhältnisse dies zulassen, z. B. auf der Krim, Individualbergsteigen auch in der UdSSR. Die Federation Bergsteigen dort toleriert dies zumindest; d. Red.

Debatten um die Satzungsänderung haben ab 1972 die Bedeutung der Kommissionen hervorgehoben. Doch bis zur Stunde ist ein Problem ungelöst: Wie bringen die Kommissionen ihre Ergebnisse so an die Mitgliedsvereine heran, daß diese sie in ihrer praktischen Arbeit verwenden können?

Die Mitglieder der zweiten und dritten Gruppe, also jener Länder, die hochentwickelt sind, aber keine Berge haben, und jene der alpinen Entwicklungsländer erwarten jedoch die Hilfe der Mitglieder der ersten Gruppe. Solche wird vielleicht noch nicht genug geleistet – nicht zuletzt, weil die „Großen“ mit den von ihren Individualmitgliedern zur Verfügung gestellten Mitteln zur knappest auskommen und diese Mittel vornehmlich im unmittelbaren Interesse der eigenen Mitglieder einsetzen müssen. Wie etwa, wenn von einer Hauptversammlung des DAV oder des ÖAV erwartet würde, größere Beträge für Projekte in den Entwicklungsländern springen zu lassen? Auch wenn diese Projekte vernünftig sind und eine entsprechende Wirkung versprechen: Wie wohl würden die Gremien entscheiden?

Noch ein Gedanke soll hier angesprochen werden: Die UIAA-Mitglieder der Gruppe zwei: Hochentwickelte Länder, keine Berge, vornehmlich repräsentiert durch die Beneluxländer und Dänemark, haben ihre Wünsche weitgehend erfüllt. Und doch bereitet ein vereinspolitisches Problem noch immer gewissen Ärger: Die Sektionen des ÖAV in Holland, Belgien, England und Dänemark. Dieses Thema entwickelte sich in den Sitzungen der UIAA leider zum Dauerbrenner, der ebenfalls ein beredtes Streiflicht auf die Verschiedenheit der Mitgliederverbände wirft.

Zugegebenermaßen waren es nicht sehr bergsteigerisch-idealistische Gründe, die insbesondere je einen englischen und einen holländischen Reiseveranstalter veranlaßten, Ende der 40er Jahre den ÖAV in Innsbruck aufzusuchen, um mit ihm als damals einen der wenigen potenten Quartier-Anbieter in Österreich Verbindung aufzunehmen. Natürlich wollten diese Reiseveranstalter finanzielle Vorteile für ihre Kunden. Der ÖAV hielt aber an seinen Grundsätzen fest: Nur AV-Mitglieder können auf den Hütten eine Gebühren-Ermäßigung bekommen. So kam es zur Gründung von Auslandssektionen des ÖAV in England, Holland, Belgien und Dänemark. Der ÖAV hat diese Gründung nicht zuletzt deshalb begrüßt, weil damit ein nach Österreich kommender, öffentlich hoch willkommenen Fremdenverkehr auch einen Mantel bot für alle Abgesandten von deutschen Sektionen, die sich für ihre Hütten interessierten, die ja als deutsches Eigentum von den Alliierten beschlagnahmt und Österreich übergeben worden waren.

Hofrat Busch, Spitzenmann des ÖAV, war dieser Hütten getreuer Ekkehard. Die Schwierigkeit aber lag darin, daß in Österreich damals Verkehr und Kontakte mit Deutschland meist suspekt waren. Von den Auslandssektionen aber entwickelten sich besonders die in Holland und in Belgien sehr erfolgreich und positiv in bergsteigerischem Sinne.

So übernahm die Sektion Holland bekanntlich den Wiederaufbau der Wangenitzseehütte in der Schobergruppe, die lange nach Kriegsende unter unaufgeklärten Umständen abgebrannt war.

Die Tätigkeit dieser Sektion erregte und erregt noch immer

Mißfallen in ihren Ländern: Sie scheinen dort attraktiv und haben etwa in Holland gerade jene Mitgliederkreise angezogen, die einmal in der Königlich Niederländischen Alpen-Vereinigung nicht willkommen waren. In Belgien waren es vor allem Flamen, die sich nicht dem wallonisch dominierten Club Alpin Belge anschließen wollten.

So bekämpften die nationalen Vereine Hollands und Belgiens diese ÖAV-Sektionen mit dem Argument, es sei ungeschriebenes Gesetz, daß es in einem Land nur einen alpinen Verein geben dürfe. Gerade in Österreich bestehen aber neben dem ÖAV auch die stark bergsteigerisch orientierten Naturfreunde, der Österreichische Touristenklub, der Österreichische Alpenklub und andere mehr.

Die ständigen Angriffe auf den ÖAV dieser Auslandssektionen wegen belasteten die Stimmung vieler UIAA-Versammlungen, und erst in jüngster Zeit scheint ein *modus vivendi* gefunden worden zu sein. Jedenfalls, und darum geht es schließlich: Auch in diesen Ländern ist der Mensch unserer hochentwickelten Zivilisation angesprochen, sein Bergerlebnis zu suchen, und er findet die dazu notwendige Unterstützung.

Ganz anders liegen die Verhältnisse bei Gruppe drei der UIAA-Mitgliedsverbände. Grob gesagt: In diesen Ländern gibt es das Bergsteigen der uns geläufigen Breite nicht. Es mag vereinzelt dort Bergsteiger geben, vielleicht sogar solche, die Bergsteigen als Hochleistungssport betreiben. In manchen Ländern aber wird Bergsteigen nur als Beruf betrieben: klassisches Beispiel Nepal.\* Wie und womit den Mitgliedern der dritten Gruppe geholfen werden kann, ist im Einzelfall zu entscheiden. Manche von ihnen sind ja als Zielländer von Expeditionen von hohem Interesse, z. B. Nepal oder Peru.\*\*

Etwas ganz Wesentliches sei abschließend mit der Frage angesprochen, was die Arbeit der UIAA denn nun dem Individualmitglied etwa unserer Alpenvereine bringen kann. Zu reden ist in diesem Zusammenhang über

## Die Kommissionen

Nicht zuletzt des oben angesprochenen Berichts Robbert Leopolds wegen erfolgte ab 1980 eine Umorganisation der Kommissionen. Aufgelöst wurde die Hüttenkommission. Die derselben zugeordneten Aufgaben sind typisch jene, die im Alpenraum und in Spaniens Gebirgen anfallen, und daher viel effizienter durch die betroffenen Vereine zu lösen. Das gilt besonders für das leidige

\*Auch in Nepal begleiten allerdings Sherpas, wie Sirdar Ang Chapal z. B., Expeditionen zunehmend nicht lediglich berufeshalber, sondern aus eigenem bergsteigerischen Interesse; d. Red.

\*\*Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang z. B. die regelmäßigen Ausbildungskurse, die der DAV, unterstützt vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik, in Zusammenarbeit mit dem Bergsteigerverband Boliviens durchführt. Ziel dieser Ausbildungskurse ist es, interessierten und entsprechend geeigneten bolivianischen Bergsteigern die Befähigung zu vermitteln, in den heimischen Hochgebirgsgruppen als Führer tätig zu werden; d. Red.



Problem der Begünstigung auf den Hütten. Idealismus ist gewiß unverzichtbar, aber Hütten sind im höchsten Maße ein finanzielles Problem, das von ihren Besitzern unterschiedlich mit und ohne Staatshilfe gelöst werden muß.

Über die aktiven Kommissionen kann leider nur in Kurzform berichtet werden. Vielleicht geht manch Wichtiges dabei verloren, jedoch sollte erkennbar bleiben, welches Maß an Idealismus und Einsatz in der Arbeit dieser Kommissionen steckt.

Die jüngste derselben ist die erst 1984 gegründete **Alpinismus-Kommission**. Diese hat, wie ihr Initiator, Dr. März, zu Recht verdeutlicht hat, für eine Bergsteigerorganisation zentrale Bedeutung. Bis zum Abschluß dieses Beitrags konnten natürlich wesentliche Ergebnisse aus dieser Kommission noch nicht vorliegen. Doch ist der Beginn ihrer Arbeit unter Vorsitz von Gustav Harder, dem zuständigen Referenten des DAV, erfolversprechend. Vier Schwerpunkte sind angerissen: Alpinismus, Bergwandern, Skialpinismus und Klettern. Besonderes Augenmerk muß der bergsteigerischen Ausbildung gelten: Die heutigen Besucher der Berge sind um so mehr auf eine zuverlässige Ausbildung angewiesen, desto weniger sie, meist aus städtischem Milieu kommend, mit dem Gebirge vertraut sind.

Die alpine Schwierigkeitsskala, eine der wichtigsten Errungenschaften der UIAA, dank der unermüdlichen Initiative des sächsisch-amerikanischen Bergsteigers Fritz Wiessner vor etwa 15 Jahren mühsam überarbeitet, bedarf erneut einer Ergänzung. Die Kommission wird sich auch dem Sportklettern und dem Lieblingskind der UdSSR, dem Wettklettern, zu widmen haben, wovon besonders letzteres mit den klassischen Formen des Bergsteigens wohl nicht zu vereinbaren ist. Es ist schwer verständlich, daß es eine solche Kommission bisher nicht gegeben hat.

Die bisher bei weitem erfolgreichste UIAA-Kommission ist die **Sicherheitskommission**: Ursprünglich nur mit der Erarbeitung von technischen Normen für Seile befaßt, hat sich ihr Aufgabenkreis auf alles bergsteigerische Gerät ausgedehnt, wie Haken, Karabiner, Pickel, Helme, Sitzgurte. Sie hat verwertbare Richtlinien entwickelt. Entscheidende Beiträge leistet der Sicherheitskreis des DAV unter seinem Leiter Pit Schubert. Die Arbeit der Kommission ist aber überaus schwierig und problembelastet, denn es stehen häufig nationale und technische Probleme der Realisierung der erarbeiteten Ergebnisse entgegen. Der Absatzmarkt für diese Produkte rechtfertigt für die Erzeugerfirmen oft nicht die notwendigen Entwicklungskosten, die parallel zu den Arbeiten der Kommission notwendigerweise aufgewendet werden sollten. Die Verständigung mit den Fabrikanten und deren Mitarbeit in der Kommission waren lange Zeit ein Problem. Der Präsident der Kommission, der diplomatische Grieche Dipl.-Ing. Georges Moissidis hat indessen – so ist zu hoffen – nun doch eine tragfähige Basis zur Zusammenarbeit zwischen Industrie und Kommission geschaffen. Diese Kommission – einst „Seilkommission“ – war es auch, die die Schaffung eines UIAA-Gütezeichens anregte: Das **Label** wurde 1961 in Wien beschlossen, als Markenzeichen in der Schweiz registriert. Es sollte allen jenen Erzeugern zugebilligt werden, die die Normen der Seil-, später Sicherheitskommission annehmen und mit Qualitätsprüfungen einverstan-

den sind. Es gab manche juristischen und finanziellen Probleme mit diesem Label, dessen Verleihung den nationalen Verbänden überlassen werden mußte. Jedenfalls kann heute jeder Bergsteiger, der einen mit dem UIAA-Label versehenen Gegenstand erwirbt, die Gewißheit haben, etwas „Sicheres“, Geprüftes gekauft zu haben. Offen freilich bleibt die Frage: ist die UIAA als Trägerin des Gütezeichens bekannt genug?



Die **Jugendkommission**, auf Anregung des DAV gebildet und maßgeblich von Dr. Hans Faber (Verwaltungsausschußvorsitzender des DAV von 1965–1970) und seinem derzeitigen Nachfolger, dem damaligen Jugendreferenten, Gerhard Friedl, geprägt, hat ein großes Ziel: Die Zusammenführung der Jugend und deren Ausbildung. Während die Jugendleitertreffen ihren praktischen Erfolg haben – sofern die Teilnehmer dort erarbeitete Ergebnisse auch an ihre Vereine weitergeben –, so leiden die Treffen der jungen Bergsteiger einfach daran, daß solche – aus Kostengründen – nicht so zahlreich durchgeführt werden können, wie es einem Grundgedanken der UIAA – der Völkerverständigung – entspräche. Deshalb sollten, so glaube ich, die jungen Teilnehmer verstärkt angeregt werden, die anlässlich solcher Treffen angeknüpften Kameradschaften auf privater Ebene fortzusetzen!

Es mag manchen überraschen, daß die **Expeditionskommission** viele Jahre von einer Frau geleitet wurde: Silvia Buscaini-Metzeltin hat aber nicht nur ein hervorragendes bergsteigerisches Pedigree, sie hat auch eine reiche Expeditionserfahrung. Ihre Aufgabe sah sie vor allem darin, die Wünsche der Bergsteiger, die aus hochentwickelten Ländern kommend Expeditionsziele anstreben, mit den politischen und organisatorischen Gegebenheiten in den Zielländern zu koordinieren. Die Problematik, der sie sich gegenüber sah, läßt sich hier nicht ausreichend darstellen. Aber jedem Bergsteiger, der auf „Expedition“ zu gehen wünscht, sei empfohlen, sich den Rat der Kommission einzuholen, die hoffentlich erfolgreich weiterarbeiten wird.

Bergsteiger, die auf Expedition gehen, aber auch jene, die Ziele in der 4000er-Region aufsuchen, sehen sich physischen Problemen gegenüber. Diese zu erforschen hat sich die **Medizinische Kommission** zum Ziel gesetzt. Angeregt, dynamisch und effizient geführt von Dr. Pietro Segantini – übrigens ein Abkömmling des bekannten Malers des Engadins Giovanni Segantini –, hat diese Kommission seit ihrer Gründung 1980 erhebliche Resultate erarbeitet und eine Dokumentationsstelle in London eingerichtet. Aufgaben und wissenschaftliche Zielsetzung einer solchen Kommission mußten aber den Rahmen und die Möglichkeiten eines Bergsteigerverbandes sprengen. So kam es 1985 zur Gründung

einer „Gebirgsmedizinischen Gesellschaft“, mit der natürlich die UIAA-Kommission eng zusammenarbeiten will.

So bleibt schließlich die Kommission für **Gebirgsschutz** zu nennen. Hat diese heute noch eine konkrete Aufgabe? Ursprünglich – sie ist eine der ältesten der UIAA – beschäftigte sie sich ja vor allem mit den grenzüberschreitenden Nationalparks – Vanoise –, Gran Paradiso und Hohe Tatra. In den letzten Jahrzehnten sind aber andere Institutionen entstanden oder in ihrer Bedeutung gewachsen: Ich erinnere nur an die UICN, die Weltorganisation der Naturschutzverbände, oder die CIPRA, die internationale Kommission zum Schutz der Alpen. Die Hauptaufgabe der UIAA-Kommission könnte nun sein, den Mitgliedsvereinen Anregungen zu vermitteln, wie das Bewußtsein der Individualmitglieder für die Erhaltung der Natur gefördert werden kann. Eine Zusammenarbeit mit der Expeditionskommission geht in diese Richtung. Freilich, zur Anfangszeit der UIAA waren die einzelnen Mitgliedsländer für Anregungen von anderen durchaus aufgeschlossen, heute reagieren sie allesamt auf den Import von Wohlmeinungen aus dem Ausland ziemlich allergisch.

Warum gibt es keine UIAA-Kommission für **alpines Rettungswesen**? Unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges fanden sich die Rettungsorganisationen aus den Alpenländern in der IKAR, der Internationalen Kommission für alpines Rettungswesen, zusammen. In die brachten vor allem Praktiker wie Wiggerl Gramminger (DAV) und Wastl Mariner (ÖAV) wesentliche Erfindungen ein. Diese IKAR ist bereit, den Interessierten in aller Welt ihre Erfahrungen zu vermitteln, aber sie lehnte es ab, sich von der UIAA „vereinnahmen“ zu lassen.

Hat sie also eine Zukunft, diese UIAA?

Ich wiederhole eingangs Gesagtes: **Ich glaube daran!**

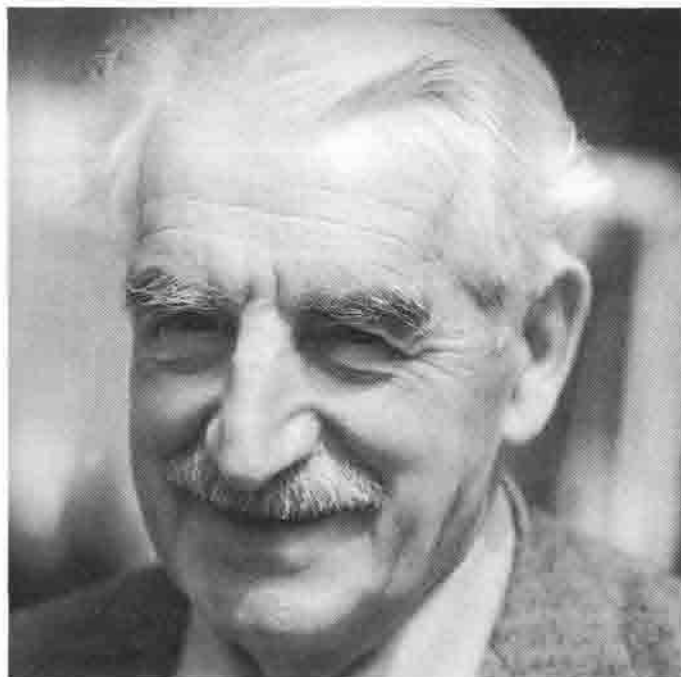
Es ist die Aufgabe der neuen Führung, die Kommissionen, insbesondere die Alpinismus-Kommission, anzuregen, konkrete Ergebnisse zu erarbeiten und diese so zu präsentieren, daß die Mitgliedsvereine sie in ihren Bereichen nutzen können.

Das UIAA-Bulletin mit seinem notgedrungen beschränkten Umfang kann allein als notwendiges Kommunikationsmittel nicht ausreichen. Auch die Mitgliedsorganisationen sind aufgerufen, den Veröffentlichungen der UIAA erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden und sie besser als bisher für die eigene Arbeit zu verwerten.

Der UIAA ein herzliches Glück auf und Berg Heil!

#### Abkürzungen

AVS	Alpenverein Südtirol
CAF	Club Alpin Français
CAI	Club Alpino Italiano
DAV	Deutscher Alpenverein
D & ÖAV	Deutscher- und Österreichischer Alpenverein (1873–1938)
FEM	Federacion Espanola de Montanismo
FFM	Federation Française de la Montagne
KNAV	Königlich Niederländische Alpenvereinigung
ÖAV	Österreichischer Alpenverein
SAC	Schweizer Alpen Club
VAVÖ	Verband alpiner Vereine Österreichs



*Der Artikel über die UIAA gibt uns Gelegenheit, in diesem Zusammenhang auch eines Mannes zu gedenken, der am 2. April dieses Jahres, 83jährig, in Genf verstorben ist: Guido Tonella. Guido Tonella redigierte über viele Jahre das Bulletin der UIAA. 1947 bereits prägte er das Wort von der „Europäischen Seilschaft“ – und rechnete dieser Seilschaft ganz ausdrücklich auch die österreichischen und deutschen Bergsteiger zu. Wieviel Verständigungsbereitschaft eine solche Haltung damals europäischen Nachbarn abfordern mußte, werden heute wohl nur jene ermessen können, die diese Zeit miterlebt haben. Tonellas großes Anliegen galt der bergsteigerischen Geschichte. „Denn die bergsteigerische Geschichte“, schrieb er in einem Zeitschriftenbeitrag „ist nicht zuletzt die Basis des weltweiten Verstehens, das wir auch künftig im Bergsteigen nicht missen möchten.“ Durch seine Tätigkeit als Journalist und Schriftsteller hat er einen wesentlichen Beitrag zur Verständigung unter den Bergsteigern geleistet. (d. Red.)*

Foto: T. Hiebeler

# Alpinismus International

## Bedeutende Unternehmungen 1985

Chronik von Dieter Elsner

„Wann ma nur grad woß, wo da Berg steht“, dann sei die wichtigste Voraussetzung für eine erfolgreiche Besteigung schon erfüllt, soll „Kederbacher“, der Erstbegeher der Watzmann-Ostwand, gesagt haben. Wenn das stimmt, und was dran ist sicher, dann haben's heute die Bergsteiger, die an wer weiß welchem „Ende der Welt“ ein Gipfelziel angehen, entschieden leichter als es vor 120–130 Jahren Karl Hofmann oder die Gebrüder Schlagintweit hatten, wenn sie einen Kaisergipfel besteigen wollten (s. S. 35).

Kein Himalayabergsteiger muß heute befürchten, von den Nepalis zum Beispiel auf einen falschen Berg dirigiert zu werden. Im Gegenteil: die wissen dort nicht nur sehr genau, „wo ihre Berge stehen“ –; ebenso genau achten sie vielmehr auch darauf, daß ja keiner einen anderen Gipfel besteigt als den – wofür er ein Permit erhalten und bezahlt hat. Nicht nur deshalb freilich ist längst die Frage aufgeworfen, inwieweit selbst Achttausenderbesteigungen noch als Expeditionsunternehmen oder lediglich als Bergfahrten zu fernen hohen Gipfeln anzusehen sind. Über das Everestmassiv gibt es bereits einen Führer in deutscher Sprache, der alle Anstiege beschreibt und auf Skizzen – „Topos“ – darlegt. Am Everest allein gibt es bis heute 19 verschiedene Anstiege und damit genausoviel wie 1953 – als der Everest erstmals bestiegen wurde – an einer Fleischbank im Kaiser (an dieser Varianten wie den Rhombergriß zur Dülferföhre mitgezählt!).

Andererseits wissen wir, daß die gegenwärtige rasante Entwicklung des extremen Felskletterns, die sich in einer Überfülle neuer Routen gerade auch an der Fleischbank (s. S. 67 ff.) widerspiegelt, daß diese Entwicklung also nachhaltig bereits den extremen Alpinismus, ausgeübt in den Westalpen oder den Bergen Patagoniens, wo er laut Giuliano Giongo „zu Hause“ ist, beeinflußt hat. Und nicht nur dies –, auch was bergsteigerisch im Himalaya sogar geschieht, ist nicht unbeeinflußt geblieben von dieser Gesamtentwicklung.

Georg Bachler zeigte das auf beim Alpenvereins-symposium in Brixen (siehe BERG '86): Zwar gibt es sie nach wie vor, die Unternehmen, die im überkommenen Expeditionsstil mit großem Mannschaftsaufwand im „Walzensystem“ agieren. Den Vorzug genießt indessen bereits eine Mischung von herkömmlichem

Expeditions- und Alpenstil (mit möglichst kleinen Mannschaften, die allerdings nicht auf Fixseile und vorbereitete Hochlagerketten verzichten). Schon aber durchsteigen Spitzenleute in reinem Alpenstil große Wände, führen lange, zugleich schwierige Überschreitungen durch – und dies an Achtausendern wie Broad Peak oder Annapurna I.

Anders allerdings als ein Rudolf Peters, Anderl Heckmair, Hermann Buhl, Lionel Terray, Walter Bonatti und auch noch Reinhold Messner sind es heute in aller Regel nicht mehr dieselben Leute, die im Felsklettern genauso wie im extremen Alpinismus und womöglich obendrein durch erfolgreiche Unternehmen in den Hochgebirgen aller Kontinente Akzente zu setzen vermögen. Immerhin, Michael Hoffmann, der mit einigen eigenen Routen an der jüngsten „Erschließungs“-Phase an der Fleischbank-Ostwand (s. S. 68 ff.) beteiligt ist, gelang vor Jahren auch eine „freie“ (wenngleich nicht Rotpunkt-)Begehung des Walkerpfeilers an den Jorasses.

Als Chiemgauer natürlich an Kaiser-, doch auch an Berchtesgaden-, Karwendel-, Dolomiten- und Westalpenwänden gut auskennt sich Karl Schrag, der 1985 zusammen mit Hartmut Münchenbach die 10. Seilschaft bildete (zugleich die erste deutsche), die den Gipfel des Cerro Torre betreten konnte. Darüber, vor allem aber über Patagonien, das Land der (bergsteigenden) „Träumer und Spieler“, berichtet er auf Seite 143.

Führend aber durch ihre Unternehmen im Himalaya – das zeigt deutlich auch die anschließende Chronik von Dieter Elsner – sind derzeit die Briten, Polen, Amerikaner, Tschechen, Japaner... Doch als Zeichen dafür, daß sich auch da die deutschsprachigen Bergsteiger nicht ganz abhängen lassen wollen, sind gewiß die erste Durchsteigung der Westwand des Gasherbrum IV (7925 m) durch den Polen Wojciech Kurtyka und den Österreicher Robert Schauer und wohl auch die DAV-„Trainingsexpedition“ zum Shivling (6543 m, s. S. 134) sowie die ÖAV-Expedition zum Nordpfeiler des Masherbrum (7824 m, s. S. 138) zu sehen: Das letztgenannte Unternehmen zumindest von der ursprünglichen Idee her, obschon es durch die gleichzeitige Anwesenheit einer japanischen Großexpedition am Berg in einen einigermaßen anderen Verlauf gedrängt wurde als geplant. (d. Red.)

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirge und Gruppen wiederum geographisch unterteilt sind. Der Berichtszeitraum erfaßt das Kalenderjahr 1985, einige Besteigungen vom Jahresbeginn 1986 sind ebenfalls mit aufgenommen worden (Winterexpeditionen 1985/86 in Nepal und Patagonien). Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, auch nach Redaktionsschluß gehen meist noch Meldungen über erfolgte Besteigungen ein. Aus Platzgründen sind nur erfolgreiche Unternehmungen berücksichtigt.

Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir vielen Expeditionsbergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten. Ganz besonderer Dank gilt Adams Carter, Redakteur des AAJ; Mike J. Cheney und Elizabeth Hawley, Sherpa Co-operative Trekking, Kathmandu; Józef Nyka, „Taternik“-Redakteur, Warschau, Marco Pedrini, Lugano, und dem Alpine Club of Pakistan.

Abkürzungen:

AAJ	American Alpine Journal
Bgst.	Der Bergsteiger
CL	Climbing
DAV Mt.	DAV Mitteilungen
IMF	Indian Mountain Foundation
M	Mountain

## AFRIKA

### Tansania

#### Kilimanjaro, 5963 m

Die beiden slowenischen Bergsteiger V. Groselj und D. Cedilnik führten eine Erstbegehung in der SO-Flanke des Kilimanjaro (Kibo) aus. Die Route verläuft zwischen dem Rebman und dem Decken Gletscher, ist 1400 m hoch, im Eis 50–55° steil und weist im Fels den 4. Schwierigkeitsgrad auf.

V. Groselj

## AMERIKA (Nord)

Im AAJ 1986 sind wiederum zahlreiche Unternehmungen in Alaska, Winterbegehungen in den Rocky Mountains, kombinierte Touren in der kanadischen Arktis und Sportklettereien aus nahezu allen Klettergebieten Nordamerikas aufgeführt.

### Kanada

#### Baffin Island

#### Mount Thor

Die 1500 m hohe Westwand wurde in 33 Tagen von den Amerikanern E. Redfern, E. Brand, T. Beppler und J. Bagley auf einer Direktroute erklettert.

A. Carter

## Alaska

#### Mt. Bona, 5005 m

Eine Winterbegehung glückte E. Redman mit zwei Freunden, den Gipfel erreichten sie am 3. März, nachdem sie am 23. Feb. vom Russell Glacier aufgebrochen waren.

A. Carter

#### Revelation Mountains

#### Mount Hesperus, 2995 m

Den höchsten Berg der Revelation Mountains in Alaska bestiegen erstmals St. Spaulding u. K. Swanson (Alaska) und J. Lesueur (Neuseeland). Bei dem Anstieg handelt es sich um sehr schwierige Eiskletterei. Am 1. Mai wurde der Gipfel erreicht.

A. Carter

## AMERIKA (Süd)

### Peru

#### Cordillera Blanca

#### Huandoy Este, 6070 m

Eine jugoslawische Mannschaft unter Leitung von Darho Berljak fand eine neue Route zwischen Ost- und Nordgrat, die 500 m hohe Nordwand. Am 12. und 13.6. erreichten D. Butković, B. Ognančević und B. Puzak den Gipfel.

M 105/1985, S. 15

#### Huascarán, 6769 m

J. Katz und J. Harlin fuhren im Juli mit Langlaufski vom Gipfel entlang des Normalanstiegs ab.

AAJ, 1985, S. 189

#### Huascarán Norte, 6655 m

Ein polnisch-tschechisches Damenteam kletterte im rechten Teil der Nordwand eine neue Route (bis 80° im Eis, V im Fels). Die Besteigung wurde in einem Zug vom 6. bis zum 14. Juli durchgeführt. AAJ, 1985, S. 189

#### Ranrapalca, ca. 6300 m, Palcaraju, 6274 m, Pucaranra, 6147 m

Eine polnische Mannschaft war in der Cordillera Blanca erfolgreich. R. Kolakowski und T. Kopyś durchkletterten u.a. die 1000 m hohe Südwestwand des Ranrapalca (V im Fels, 45–70° im Eis), die Südwand des Palcaraju und die Westwand des Pucaranra.

M 108, 1986, S. 15

AAJ, 1985, S. 190

#### Cordillera Huayhuash

#### Nevado Rasac, 6040 m

Die Neuseeländer Halliburton und Wood kletterten vom 22.–24.7. eine neue Route in der Südwand links vom zentralen Pfeiler. AAJ, 1985, S. 194

#### Siualá Grande, 6356 m

S. Yates und J. Simpson durchkletterten die Westwand in 3 Tagen (5.–7.6.) und stiegen dann in vier Tagen den sehr schwierigen und gefährlichen Nordgrat ab.

AAJ, 1985, S. 194

## *Cordillera Vilcanota*

### **Collpa Anante, 6110 m**

Eine polnische Mannschaft durchstieg erstmals die Nordwestwand (V+ im Fels, 60° im Eis) am 16. und 17. Juli. AAJ, 1985, S. 195

## **Argentinien**

### *Zentral-Anden*

#### **Aconcagua, 6959 m**

Der Schweizer Ueli Bühler kletterte allein die klassische Franzosenroute mit dem Messner-Ausstieg und danach die Jugoslawenroute von 1982.

AAJ, 1985, S. 199

Die Polin Wanda Rutkiewicz und der Schweizer Stephan Schaffter durchstiegen im alpinen Stil die Südwand auf der Franzosenroute. Nach drei Tagen Kletterei standen sie am 19.1. auf dem Gipfel.

M 105/1985, S. 15

Eine französische Mannschaft beging Anfang Februar eine neue Route am Südostpfeiler, die auf ca. 6000 m in die Argentinieroute mündet.

AAJ, 1985, S. 199–200

Eine japanische Mannschaft führte die erste Winterbegehung der Jugoslawen-Route durch die Südwand durch, am 21. September wurde sie am Gipfelgrat gesehen. Seither fehlt jede Spur von ihr. M 108, 1986, S. 15

### *Patagonien*

#### **Cerro Torre**

Der Amerikaner A. Kearney und der Schweizer B. Fuster führten in 2 Tagen eine Besteigung über die Maestri-Route durch, der Gipfel wurde am 23.1. erreicht. Am gleichen Tag standen die beiden österreichischen Bergführer M. Lorenz und H. Bärnthaler nach der Begehung derselben Route auf dem höchsten Punkt.

H. Münchenbach/A. Carter

Die beiden deutschen Bergführer Hartmut Münchenbach und Karl Schrag führten am 29. und 30. Januar die 10. Besteigung über die Maestri-Route durch. (Siehe Bericht auf Seite 143)

Eine italienische Mannschaft führte die erste Winterbegehung durch. Am 8. Juli erreichten M. Giarolli, E. Salvaterra, A. Sarchi und P. Caruso über die Maestri-Route bei -20° C den Gipfel.

M 108, 1986, S. 15

M. Pedrini

Marco Pedrini führte die erste Solo-Begehung des Cerro Torre auf der Maestri-Route durch. Am 26. November kletterte er in 13 Stunden auf den Gipfel und kehrte am selben Tag in 6 Stunden zurück zum Wandfuß. Eine außergewöhnliche Leistung.

M 108, 1986, S. 15

Am 1.12. und 12.12. kletterte M. Pedrini mit dem Schweizer Fulvio Mariani jeweils nochmal bis zum Gipfel des Cerro Torre, um die erste Solo-Begehung zu filmen.

M. Pedrini

Im Zeitraum von Ende November bis Ende Dezember erreichten die Schweizer K. Locher u. M. Moosberger, die Franzosen J. Lemoine u. P. Favre und die Spanier T. Moreno u. F. Cobo über die Maestri-Route den Gipfel.

M. Pedrini

Ein jugoslawisches Team durchkletterte erstmals die extrem schwierige Ostwand. Die Route wurde vom 12. Dezember 1985 bis zum 16. Januar 86 von J. Jeglic, S. Karo, F. Kuez, P. Kozjek, P. Podgornik und M. Fistrovec mit dem Einsatz von Fixseilen eröffnet. Mit den Schwierigkeiten VIII+ und A4 handelt es sich um die schwierigste Föhre in Patagonien. M. Pedrini Die Jugoslawen Lenarcic, Biscak und Fabjan kletterten im Januar 86 die Maestri-Route.

M. Pedrini

## **Fitz Roy**

Die Amerikaner G. Rowell, M. Graber und D. Wilson kletterten die Argentinier-Route von 1984 mit einer Variante. Der Gipfel wurde am 31.10 erreicht.

Rudi Mayr war mit R. Purtscheller auf der gleichen Route erfolgreich, M 108, 1986, S. 15

M. Pedrini

M. Pedrini und K. Locher kletterten am 29.12. eine neue Route: den Nordpfeiler direkt an der Kante (die Casarotto-Route geht nach links). Die Route wurde Rotpunkt und ohne Hammer geklettert, Schwierigkeit: VIII-, 700 m. Die Föhre endet am Pfeiler, der Gipfel wurde nicht mehr bestiegen.

M. Pedrini

Die Jugoslawen M. Lenarcic, B. Biscak und R. Fabjan kletterten im Dezember eine neue Route rechts der Amerikaner-Route (VI, A2, 500 m).

M. Lenarcic

Die Italiener A. Pozzi, C. Barbolini, M. Boni, M. Petronio, M. Rontini und M. Sterni kletterten im Januar 86 eine neue Route in der Nordwand mit dem Einsatz von Fixseilen, 1800 m, VH+/A1

M. Pedrini

Zwei junge Argentinier, S. de la Cruz und S. Ruiz kletterten die Argentinier-Route und standen am 15.1.86 auf dem Gipfel.

AAJ, 1985, S. 205

T. Bubendorfer führte die erste Alleinbegehung der Chouinard-Route (Jan. 86) durch, dies ist die zweite Alleinbegehung des Fitz Roy nach Casarotto.

M. Pedrini

#### **Cerro Norte**

Die Italiener C. Ferrari und G. Maresi begingen eine neue Route am Cerro Norte, 70° im Eis, IV im Fels.

M. Pedrini

#### **Cerro Piergiorgio**

Mario Manica und Renzo Vettori aus Italien führten Ende November die erste Begehung der Nordwand durch, 700 m, VII/A1.

M. Pedrini

#### **Cerro Poincenot**

Ein italienisches Team erreichte den Gipfel über eine neue Route (Gipfel: 13,11.).

AAJ, 1985, S. 206

## **ANTARKTIS**

### *Vinson-Massiv*

Zwei Expeditionen waren am Vinson-Massiv (4897 m) erfolgreich. Am 19.11. erreichten die Kanadier P. Morrow, M. Williams, R. Mitchell, die Amerikaner M. Dunn, P. Caffrey u. St. Fossett und der Engländer G. Kershaw u. der Chilene A. Contreras den höchsten Punkt der Antarktis. G. Roach und G. Porzak folgten am 13.12.

P. Morrow und G. Roach haben damit nach D. Bass die höchsten Gipfel aller Kontinente bestiegen.

Yvon Chouinard und Doug Tompkins kletterten eine neue Route an der steilen Westwand des Mount Shinn (4558 m). Sie durchstiegen die 2000 m hohe Wand an einem Tag, den 7. Dezember.

A. Carter

## **ARKTIS**

### **Grönland**

Jugendführer des Österreichischen Alpenvereins und des Alpenvereins Südtirol führten vom 22.7.–23.8. eine Expedition (Leiter: Claus Goggl) auf der Insel Upernivik (Westküste Grönland) durch.

Die Gruppe konnte zahlreiche Besteigungen (u. a. einige Erstbesteigungen und Erstbegehungen) durchführen.

C. Goggl

## ASIEN

In der Frühjahrs-Saison 1985 kamen die wenigsten Expeditionen nach Nepal seit dem Frühjahr 1979; 45 Expeditionen wurden erwartet, ganze 26 kamen schließlich. Ein Grund war zweifellos die enorme Anhebung der Genehmigungsgebühren durch die Regierung.

Im März und April herrschte dann außergewöhnlich schönes Wetter vor. Die Herbst-Saison war durch außerordentlich schlechtes Wetter gekennzeichnet, von 49 Expeditionen waren deshalb nur 15 erfolgreich.

Ein Tiefdrucksystem kam über Delhi und traf die westlichen und zentralen Teile des Himalaya Mitte Oktober mit fünftägigem Schneefall. Eine Woche später folgte ein zweites vom Golf von Bengalen und brachte vor allem dem östlichen Teil viel Neuschnee.

Leider war dadurch auch die Zahl der Unfälle sehr hoch.

Am Dhaulagiri wurden zwei neue äußerst schwierige Routen eröffnet (in der Westwand durch Tschechen, in der Ostwand durch Jugoslawen), wobei beide Teams nach der Durchsteigung der eigentlichen Wand und damit am Ende der Schwierigkeiten umkehrten. Bleibt abzuwarten, ob dieser Trend, der ja in den Alpen schon seit einigen Jahren zu beobachten ist, auch an den großen Bergen der Welt Schule macht.

### Bhutan-Himalaya

#### Masang Kang, 7200 m

Eine japanische Expedition unter R. Hori erreicht den Gipfel von Nordosten. AAJ, 1985, S. 221

### Sikkim-Himalaya

#### Kanchenjunga Himal

#### Kabru Dome, 6545 m

Einem französisch-indischen Team gelang die erste Besteigung des Südwestgrates. 19 Teilnehmer erreichten den Gipfel. M 105/1985, S. 14

#### Ohmi-Kangri, 6829 m

Der Hauptgipfel des Ohmi-Kangri wurde im Frühjahr erstmals bestiegen. Eine schweizerisch-nepalesische Expedition (Leiter: R. Meier) errichtete drei Lager, ehe der sehr heikle Schlußgrat (Wächten) in Angriff genommen werden konnte. Am 14.4. erreichten Rieder und Vaucher über den Vorgipfel (1982 von Japanern bestiegen) den Hauptgipfel. Am 18. und 20.4. folgten weitere neun Bergsteiger. Bgst 4, 1986, S. 70

AAJ, 1985, S. 217

#### Yalung Kang, 8505 m

Wegen extremer Lawinengefahr wurde der Plan, die Nordwand erstmals direkt zum Gipfel zu durchsteigen, von der jugoslawischen Expedition (Leiter: Tone Škarja) aufgegeben. Am 22.4. erreichten Borut Bergant und Tomo Česen über den Ostgrat den Gipfel. Bergant stürzte während des Abstiegs ab und blieb unauffindbar. Die Expedition wurde abgebrochen. Bgst. 11/1985, S. 67

### Nepal-Himalaya

### Barun Himal

#### Ama Dablam, 6856 m

Alle sechs Mitglieder einer italienischen Expedition erreichten vom 16. bis 23.4. über den Nordgrat den Gipfel. Die Gruppe benutzte keine fixen Hochlager, sondern trug zwei Zelte mit. Während der Besteigung wurde ein Film gedreht.

M. Cheney/E. Hawley

Über den Normalanstieg (Südgrat) stiegen Teilnehmer verschiedener Expeditionen auf den Gipfel; die Amerikaner P. Athens und R. Marshal führten Ende Oktober sehr schnelle Solobegehungen („36 Stunden Rundtour von Pheriche“) durch. CL 94, 1986, S. 20

Einer amerikanischen Expedition unter der Leitung von H. Aprin gelang die erste Begehung des Südostgrates, der ca. 200 m unterhalb des Gipfels auf den Südgrat trifft. Der untere kombinierte Teil wurde mit Fixseilen versehen. Am 7.11. erreichten R. Harrington, M. Zabaleta und Arin den Gipfel. CL 94, 1986, S. 20 M. Cheney/E. Hawley

Siehe außerdem japanische Expedition zum Cholatse, Tawache... unter Khumbu Himal (unten)

#### Baruntse, 7220 m

10 Teilnehmer der DAV-Expedition unter der Leitung von H. Tauber erreichten am 1. und 2. 11. über den Normalweg den Gipfel.

E. Hawley/M. Cheney

#### Makalu II (Kangchungtse), 7640 m

Drei Mitglieder einer französischen Expedition erreichten über die Normalroute den Gipfel. Am 22.4. standen P. de Montgolfier, R. Jessup (Leiter) und J. F. Porret auf dem höchsten Punkt. M. Cheney/E. Hawley

Eine holländische Expedition (Leiter: Roland Naar) gelangte über den Makalu-Col zum Südgrat (Normalweg). Am 11. und 13.10. erreichten 4 Teilnehmer und 2 Sherpas den Gipfel. E. Hawley/M. Cheney

#### Makalu, 8481 m

Eine ital.-span. Expedition unter Sergio Martini erreichte über den Nordwestgrat den Gipfel. Am 1.10. standen J. J. San Sebastian, Fausto di Stefano, A. Giambisi, S. Martini und F. Stedile auf dem Makalu.

E. Hawley/M. Cheney

### Khumbu Himal

#### Cholatse, 6440 m / Tawache, 6501 m / Ama Dablam 6856 m

Einer japanischen Expedition gelang unter der Leitung von Naoe Sakashita die Besteigung von drei Gipfeln. Während eine Dreiergruppe über den Südgrat auf den Gipfel (19.4.) des Cholatse kletterte, erreichte der Leiter mit drei weiteren Teilnehmern über die Südostwand und den Südostgrat den Gipfel des Tawache (24.4.). Anschließend gelang Sakashita und Ariake in vier Tagen die erste Begehung der Ama Dablam Westwand (Gipfel am 8.5.) im Barun-Himal.

Zwei Teilnehmer erreichten über den Südwestgrat den Gipfel, wobei einer beim Abstieg tödlich abstürzte. Die Expedition wurde daraufhin abgebrochen. M. Cheney/E. Hawley

#### Cho Oyu, 8201 m

Eine chinesische Expedition war von der tibetischen Seite aus erfolgreich. Am 1.5. erreichten neun Teilnehmer den Gipfel. AAJ, 1985, S. 234

Sieben Mitglieder einer spanischen Expedition unter der Leitung von X. Garaioa waren an der Normalführe erfolgreich. Am 15. und 17.5. standen die Bergsteiger auf dem Gipfel. M. Cheney/E. Hawley

### **Cho Oyu, 8201 m / Ngojumba Kang, 7916 m**

Die polnisch-amerikanische Expedition unter Leitung von Waclaw Otreba wollte über den Ostgrat zum Gipfel gelangen. Nach einem Unfall wurden die Pläne geändert.

M. Gardzielewski und J. Jenzierski erreichten nach fünf Tagen Kletterei im alpinen Stil über die Westflanke am 28.5. den Gipfel des Cho Oyu.

Die beiden Amerikaner M. Richey und R. Wilcox, die Mitglieder der obigen Cho-Oyu-Mannschaft waren, erreichten am 22. Mai am Ostgrat eine Höhe von 7850 m. Nach der Rückkehr in Lager VI bestiegen sie den nahen Gipfel des Ngojumba Kang (2. Besteigung). M. Cheney/E. Hawley  
J. Nyka

Im Oktober konnte der Cho Oyu erstmals von Japanern bestiegen werden. M. Kitamura, T. Mitani u. N. Nakanishi gelangten über den Normalweg am 3. Okt. zum Gipfel. E. Hawley/M. Cheney

### **Mount Everest, 8848 m**

Eine norwegische Expedition war im Vormonsum auf dem Normalweg erfolgreich.

Bemerkenswert ist, daß der Sherpa Sungdare zum vierten Mal, Ang Rita und Pertemba zum dritten Mal und Breashears und Pema Dorje zum zweiten Mal auf dem Everest standen. Dick Bass ist der erste Mensch, der die höchsten Gipfel aller Kontinente (einschließlich der Antarktis) bestiegen hat. E. Hawley/M. Cheney/A. Carter

Eine spanische Expedition unter der Leitung von C. Blanch war auf der klassischen Britenroute über den Nord-Col erfolgreich. Am 28. August erreichten drei Spanier und drei Sherpas den Gipfel. AAJ, 1985, S. 297

### **Pumori, 7145 m**

P. Rodés, J. Alarcón und J. Matas aus Spanien erreichten über die Südostwand und den sich anschließenden Nordostgrat am 5.5. den Gipfel. AAJ, 1985, S. 232

Die Teilnehmer der österreichischen Expedition unter Arthur Haid gelangten zwischen dem 21.4. und dem 26.4. über den Südwestgrat auf den höchsten Punkt. M. Cheney/E. Hawley

### **Thramserku, 6808 m**

M. Batard (Leiter einer franz. Expedition) und F. Poissonnier konnten über eine neue Route, vom Westgrat zum Nordwestgrat, am 30.10. den Gipfel erreichen. Bgst. 3/1986, S. 69

### *Rolwaling Himal*

### **Chobutse, 6685 m**

Alle 5 Teilnehmer einer neuseeländischen Expedition bestiegen den Südwestgrat, wobei ein Hochlager errichtet wurde; anschließend wurde viermal biwakiert. Den höchsten Punkt erreichten die Neuseeländer am 10.5., womit ihnen die zweite Besteigung des Berges gelang. M. Cheney/E. Hawley

### **Kusum Kanguru, 6367 m**

Der Japaner H. Aota kletterte am 14.4. allein durch die 2000 m hohe Nordwand, biwakierte auf dem Westgipfel und stieg am nächsten Tag auf den Hauptgipfel. AAJ, 1985, S. 224

J. Traverso, S. Ruoss und G. Tabin kletterten ebenfalls auf der Nordseite eine neue Route (überwiegend Fels, sehr brüchig). Am 16.4. begannen sie die Kletterei und erreichten am 5. Tag den Gipfelgrat. AAJ, 1985, S. 224

### *Jugal Himal*

### **Dorje Lhakpa, 6966 m**

Über den Westgrat konnten am 3. u. 4.10. 6 Teilnehmer der japanisch-nepalesischen Expedition den Gipfel erreichen. E. Hawley/M. Cheney

### *Langtang Himal*

### **Shisha Pangma, 8027 m**

Im Frühjahr war eine österreichische Expedition unter der Leitung von Marcus Schmuck erfolgreich. Vom 10. bis 19.5. erreichten zwölf Bergsteiger den Gipfel, wobei die erste Skibefahrung durch Oswald Gassler erfolgte. Marcus Schmuck

Von einer italienischen Expedition erreichten R. Moro und G. de Marchi am 16.5. den Gipfel. AAJ, 1985, S. 299

Eine Schweizer Expedition unter der Leitung von M. Itten war ebenfalls erfolgreich. M. Ruedi, O. Oelz und D. Wellig erreichten den Gipfel am 14. September. M 108, 1986, S. 10

### *Gurkha Himal*

### **Himalchuli, 7893 m**

Die erste ungarische Expedition in Nepal bestieg den Berg über den SW-Grat zum Westgipfel und weiter zum Hauptgipfel. Am 16.5. verschwanden zwei Teilnehmer während eines starken Höhensturms beim Lastentransport. Dennoch wurde die Expedition fortgesetzt, und am 23.5. erreichten J. Csikos und L. Vörös mit dem Sirdar Pemba Norbu den Gipfel. Bgst. 2/1986, S. 59

J. Nyka

Eine japanische Expedition führte die erste Begehung des Südostgrates durch. Am Grat wurden vier Lager errichtet. Am 16.10. standen N. Takeda (Leiter), H. Okamoto und Moti Lal Gurung auf dem höchsten Punkt. Wegen einsetzendem Schlechtwetter mußten im Abstieg einige Biwaks überstanden werden. E. Hawley/M. Cheney

### **Himalchuli North, 7371 m**

Der jungfräuliche Nordgipfel wurde zur selben Zeit von zwei Mannschaften angegangen.

Von Nordosten war eine südkoreanische Gruppe unter Kya Jin Lee tätig. Am 26.10. erreichten Lee Jai Hong mit den Sherpas Lhakpa Norbu, Pasang Dawa, Ang Pasang und Zangbu den Gipfel.

Von Südwesten war eine 12köpfige polnische Expedition unter Wieslaw Panejko tätig.

Der Gipfelsturm erfolgte im Alpenstil mit zwei Biwaks auf 5850 m und 6600 m. Am 1.11. standen Zdzislaw Jakubowski und Jacek Klincewicz auf dem Gipfel, die jedoch keine Spur von ihren Vorgängern fanden. J. Nyka

### **Manaslu, 8163 m**

Einer Vorarlberger Expedition unter der Leitung von Wilfried Studer gelang die erste Begehung des Ostgrates, der zuvor bereits von sieben Expeditionen vergeblich versucht worden war. Drei Lager wurden errichtet (auf 5500 m, 6000 m u. 6500 m), ehe Studer und Ang Kami nach einem Biwak auf 7000 m am 1.5. den Gipfel erreichten.

Ein weiterer Besteigungsversuch endete tragisch, Th. Juen starb in einer Lawine. Bgst. 5/86, S. 79-80



*Die österreichische Pumori-Expeditionsmannschaft im Basislager mit dem Pumori, 7161 m, im Hintergrund. Die eingetragene Route verläuft über den SW-Grat, der erstmals 1971 von Japanern begangen wurde. Lagerhöhen: Basislager 5200 m, L 1 5700 m, L 2 6100 m, L 3 6660 m.*

*Foto:  
A. Haid*

## *Annapurna Himal*

### **Annapurna I, 8091 m**

R. Messner und H. Kammerlander erreichten am 24.4. über eine neue Route durch die Nordwestwand den Gipfel. Vom Basislager bis zum höchsten Punkt benötigten sie vier Tage.

Im Anschluß daran bestiegen die beiden in zweieinhalb Tagen vom Basislager im Alpinstil den Nordostgrat des Dhaulagiri I und standen am 15.5. auf dem Gipfel. Damit gelang ihnen erstmals die Besteigung zweier Achttausender in der Vormonsunzeit, einer davon auf einer neuen Route; sicher eine außergewöhnliche Leistung. R. Messner hat bereits 12 der 14 Achttausender bestiegen, Nanga Parbat und den Everest zweimal.

M. Cheney/E. Hawley

### **Annapurna III, 7555 m**

Eine nepalesische Militärexpedition war an der Nordwand erfolgreich. Nach Errichtung von 5 Zwischenlagern standen am 4.5. vier Mitglieder auf dem Gipfel.

M. Cheney/E. Hawley

### **Gangapurna, 7455 m**

Trotz extrem widriger Wetterverhältnisse gelang es 8 Teilnehmern einer polnischen Expedition (Leiter: Wojciech Maslowski) auf den Gipfel zu kommen.

Auf der Normalroute wurde die schwierige (III-V) Felssporn-Variante gewählt. Der Gipfel wurde am 23., 24. und 26. Okt. erreicht.

J. Nyka

## *Dhaulagiri Himal*

### **Dhaulagiri I, 8167 m**

Einer tschechischen Mannschaft unter der Leitung von Jiri Novák gelang eine neue Route durch die Westwand, die über den Felspfeiler im rechten Teil der Wand verläuft. Über 1500 Höhenmeter mußten Schwierigkeiten zwischen IV und VII bewältigt werden.

Leider konnte die Expedition den Gipfel wegen des äußerst schlechten Wetters nicht erreichen, jedoch wurde die Wand mit den Hauptschwierigkeiten durchstiegen.

Am 26.10. kehrten J. Nežerka, R. Nicco, J. Rakoncaj und P. Božik auf 7250 m (Ende der Schwierigkeiten) um.

Jiri Novák

Eine slowenische Expedition unter der Leitung von Stane Belak durchstieg eine neue Route durch die Ostwand, die auf 7600 m auf den NO-Grat mündet. Die 3200 m hohe Wand ist immer wieder sehr stark durch Eisfall bedroht und weist außerordentlich steile Eisaufschwünge (95°) auf. Auch diese Expedition war gezwungen, nach der eigentlichen Wanddurchsteigung abzusteigen. Teilnehmer waren Kregar Marjan, Štremfelj Andrej und Tomazin Jztok.

Stane Belak

### **Gurja, 7193 m**

Eine japanisch-nepalesische Expedition unter der Leitung von S. Kobayashi bestieg den Gipfel über die Nordwestwand und den oberen Westgrat. Der höchste Punkt wurde am 29.4. von 6 Teilnehmern erreicht; im Abstieg verunglückte der Leiter tödlich.

M. Cheney/E. Hawley

Eine rumänisch-nepalesische Expedition hatte die Südwand zum Ziel. Ein Teil der Mannschaft wechselte jedoch auf die Nordwestseite und erreichte den Gipfel auf dem Weg der Japaner (Gipfel: 17. u. 18. Mai). Ein Mitglied wurde in der Südwand durch Steinschlag tödlich verletzt; danach Abbruch des Versuchs in der Südwand.

AAJ, 1985, S. 251





*Dhaulagiri I-Westwand (8167 m) mit der Anstiegsroute der tschechischen Mannschaft. Drei Mitglieder der Expedition versuchten außerdem, den SW-Pfeiler (Franzosenpfeiler) im Alpenstil zu ersteigen (s. Pfeil), Umkehr wegen Schlechtwetters in 6100 m Höhe.*

Foto: J. Novak

21. Dezember, der Winter zieht im Himalaya gewöhnlich erst nach Weihnachten ein; so auch im vergangenen Winter, als vom 26.–28.12. heftige Schneefälle einsetzten (ca. 165 cm Schnee in den Basislagern). Glanzpunkt der Wintersaison war diesmal die winterliche Erstbesteigung des Kangchendzönga durch eine polnische Expedition.

Nach Angaben von J. Nyka

#### **Cho Oyu, 8201 m**

Zwei Slowaken aus Bratislava, Dušan Becik und Jaromir Stejskal glückte die Besteigung in 2¼ Tagen. Sie wählten die Westflanke mit der Messner-Variante und standen am 5.12. auf dem Gipfel.

J. Nyka

#### **Kangchendzönga, 8586 m**

Einer 19köpfigen polnischen Expedition (mit ausländischen Gästen) glückte die winterliche Erstbesteigung des dritthöchsten Berges der Welt. Im Kampf mit Kälte, Schnee und Höhenstürmen richtete die Mannschaft unter der Leitung von A. Machnik in der Südwestflanke (Normalroute) 4 Hochlager ein. Am 11. Januar erreichten K. Wielicki und J. Kukuczka den Gipfel.

Der großartige Erfolg wurde leider durch den Tod von A. Czok überschattet, der infolge eines Lungenödems in Lager III (7250 m) verstorben ist.

J. Nyka

#### **Manaslu, 8163 m**

Den Japanern Y. Saito und N. Yamada gelang vom 11.–14.12. die Nordostroute ohne Hochlager zu errichten, Yamada stand im Juli bereits auf dem K2 und im Oktober auf dem Everest.

J. Nyka

M. Cheney/E. Hawley

#### **Dhaulagiri I, 8167 m**

Die Schweizer Erhard Loretan, Jean Troillet und Pierre-Alain Steiner waren an der Ostwand erfolgreich, die sie auf der Kurtyka-Route erkletterten. Für die gesamte Route benötigten sie drei Tage, am 8.12. erreichten sie den Gipfel.

Am 7.12. bewältigten die Bergsteiger einen Höhenunterschied von 2000 m (von 5700 auf 7700 m). Der Dhaulagiri I war Loretans achter Achttausender.

J. Nyka

M. Cheney/E. Hawley

#### **Gaurishankar, 7145 m**

Eine südkoreanische Expedition führte die erste Winterbesteigung durch. Am 16.1. erreichten Choi Han-Jo und Ang Kami über die Culbreth-Route von 1984 den Gipfel.

M. Cheney/E. Hawley

#### **Kangtega, 6810 m**

Südkoreaner bestiegen diesen Berg erstmals im Winter, zugleich auf einer neuen Route über den Südgrat. Am 31.12. standen Lee Dae Seok und Ang Dorje auf dem Gipfel.

M. Cheney/E. Hawley

#### **Ama Dablam, 6856 m**

Die beiden Amerikaner Michael Kennedy und Carlos Buhler durchstiegen erstmals die 1500 m hohe Nordostwand. Sie kletterten in einem Zug vom 30.11. bis zum 7.12. durch die Wand, in der hauptsächlich eistechnische Schwierigkeiten auftraten. Die neue Route folgt einer ausgeprägten Eisrippe im zentralen Teil der Wand.

Der Abstieg erfolgte über den Südgrat, womit ihnen die erste Nord-Süd-Überschreitung glückte.

CL 94, 1986, S. 20

#### **Tukuče, 6920 m**

Heo Young-Ho und Yoon Hong-Kun, Teilnehmer einer südkoreanischen Expedition (Leiter: Nam Ki-Chang), erreichten am 12.3. über den Nordgrat den Gipfel.

M. Cheney/E. Hawley

2 Teilnehmer und 2 Sherpas einer südkoreanischen Expedition unter Shin Ho-Jim konnten am 4.9. über den Nordgrat den Gipfel erreichen.

Bgst, 1986/3, S. 69

#### **Yokapahar Himal**

#### **Saipal, 7031 m**

Die 2. und 3. Besteigung des Saipal glückte spanischen und einem französischen Bergsteiger. Am 22.10. wurde von sechs Teilnehmern der Expedition der Gipfel über den Westgrat (1. Begehung, 3 Hochlager) erreicht. Am 24.10. standen 2 Teilnehmer nach der 1. Durchsteigung der Südwestwand (3 Biwaks) auf dem höchsten Punkt.

M 108, 1986, S. 13

#### **Winterexpeditionen 1985/86 in Nepal**

Im Winter 85/86 waren 16 Expeditionen an den Bergen Nepals unterwegs. Mehrere Expeditionen versuchten wieder, die meist recht günstigen spätherbstlichen Bedingungen in der ersten Dezemberhälfte auszunutzen. Cho Oyu, Manaslu und Dhaulagiri wurden in dieser Zeit bestiegen. Die bergsportlich gemeinte Wintersaison beginnt strenggenommen am

Seite 129: Die 4500 m hohe Dhaulagiri-Westwand, die 1984 und 1985 von einer tschechischen Mannschaft auf zwei verschiedenen Routen durchstiegen wurde. Routenverlauf siehe S. 127 und in „Berg '86“, S. 175.

Foto: J. Novak

### **Tawache, 6501 m**

Einer japanisch-südkoreanischen Expedition glückte die erste Winterbesteigung. Der Gipfel wurde über die Südostseite von Heo Young Ho und Ang Phurba am 12.1. erreicht. M. Cheney/E. Hawley

## **Garhwal Himalaya**

### *Kamet Gruppe*

#### **Kamet, 7756 m**

Zwei indische Expeditionen waren am Kamet erfolgreich. Nach der Errichtung von sechs Lagern erreichten mehrere Teilnehmer im August und September den Gipfel. AAJ, 1985, S. 253  
Eine französisch-indische Expedition beging eine neue Route: die Westwand und den sich anschließenden Westgrat (Fels: V–VI, Eis bis 75°). Zwei Lager wurden errichtet: auf 6900 und 7200 m; am 28.9. standen mehrere Mitglieder auf dem höchsten Punkt. AAJ, 1985, S. 254–255

#### **Satopanth, 7075 m**

Eine französisch-italienische Expedition erreichte im August den Gipfel über den Nordostgrat (Normalanstieg). Danach wurde der Kedar Dome bestiegen. Die zwei Leiter C. C. Bianchi und E. Decamp kletterten durch die Ostwand des Bhagirathi II, die auf den Nordgrat führt. AAJ, 1985, S. 255

### *Gangotri Gruppe*

#### **Bhagirathi II, 6512 m**

Vier Teilnehmer und der Begleitoffizier der Garhwal-Kundfahrt der DAV Sektion Siegerland erreichten in zwei Gruppen am 23. bzw. 26.5. den Gipfel über die Nordostflanke (Neigung im Firn bis 55°, Schwierigkeiten im Fels bis III). P. Muermann

#### **Bhagirathi III, 6486 m**

Eine französische Expedition unter P. Faivre kletterte über die Spanier-Route an der Südwestwand auf den Gipfel. Faivre, J. Lemoine und G. M. Bouvet waren am 6. Juni nach acht Biwaks am Ziel. M 106, 1985, S. 14

#### **Kedernath Dome, 6830 m**

Der Australier G. Hardy und sein Partner erreichten den Gipfel im Juni. IMF Martin Moran und Don French durchkletterten die Ostwand. Die unteren 800 m weisen besten Granit auf, die oberen 200 m sind brüchig. M 105, 1985, S. 14

#### **Shivling, 6543 m**

Über den Westgrat war eine indische Expedition im April und eine britisch-amerikanische Expedition im August erfolgreich. AAJ, 1985, S. 256  
Die 2. Trainingsexpedition des DAV war ebenfalls am Westgrat erfolgreich. Unter der Leitung von Günther Härter erreichten alle 12 Teilnehmer nach Errichtung von zwei Lagern zwischen dem 23. und 26. September den schwierigen Gipfel. DAV MT 6, 1985, S. 427 (s. Bericht auf S. 134.)

#### **Sri Kailas, 6932 m**

Eine indische Expedition, geleitet von K. Mukherjée, bestieg diesen Berg Ende September. M 108, 1986, S. 14

## **Panjab Himalaya**

### *Spiti-Lahul-Kulu-Gruppe*

#### **Menthosa, 6442 m**

Eine kleine Frauengruppe (vier Bergsteigerinnen) aus Japan bestieg diesen Berg über den Ostgrat mit zwei Lagern. Am 12. August standen drei Frauen am Gipfel. M 108, 1986, S. 14

### **Nun-Kun-Gruppe**

#### **Nun, 7135 m, Kun, 7077 m, Pinnacle Peak, 6930 m**

Zahlreiche Expeditionen waren an diesen Bergen unterwegs. Vor allem Ost- und Westgrate von Nun und Kun waren beliebte Ziele von Franzosen, Japanern, Spaniern und Deutschen. AAJ, 1985, S. 258

## **Kaschmir Himalaya**

### *Nanga-Parbat-Gruppe*

#### **Nanga Parbat, 8125 m**

Im Juni und Juli herrschte Hochbetrieb. Schweizer, Japaner, Franzosen, Österreicher und Deutsche nahmen die Diamirflanke in Angriff. Am 12.7. erreichten z. B. M. Dacher und P. Habeler den Gipfel. Einer polnischen Frauengruppe gelang die erste selbständige Damenbesteigung (Leiterin: D. Wolf) über die Diamirflanke. Die gesamte Arbeit wurde von den Frauen alleine geleistet. Auf künstlichen Sauerstoff und Hochträger verzichteten sie. Am 15.7. erreichten einzeln K. Palmowska, A. Czerwińska und W. Rutkiewicz den Gipfel. (3. Damenbesteigung). Formelle Mitglieder der polnischen Gruppe waren Laurence de la Ferriere und Bernard Müller, die zusammen mit zwei Japanern am 8.5. den Gipfel erreichten (2. Damenbesteigung). J. Nyka

Bgst. 11/1985, S. 68f

Der Südostpfeiler war Ziel einer 14köpfigen polnischen Expedition (mit Gästen aus Mexiko). Der Pfeiler war bereits 1982 von der Herrligkoffer-Expedition erschlossen worden, U. Bühler konnte damals bis 8042 m vordringen. Die Polen errichteten Hochlager auf 4700, 5300, 6100, 6600 und 7200 m. Am 13.7. erreichten – nach einem Biwak auf 7800 m – Zygmunt A. Heinrich, Jerzy Kukuczka (sein 9. Achttausender), Slavomir Lobodziński und der Mexikaner Carlos Carsolio den höchsten Punkt. Der Erfolg mußte teuer bezahlt werden: am 10.7. verunglückte Piotr Kalmus unterhalb Lager II tödlich. J. Nyka

## **Karakorum**

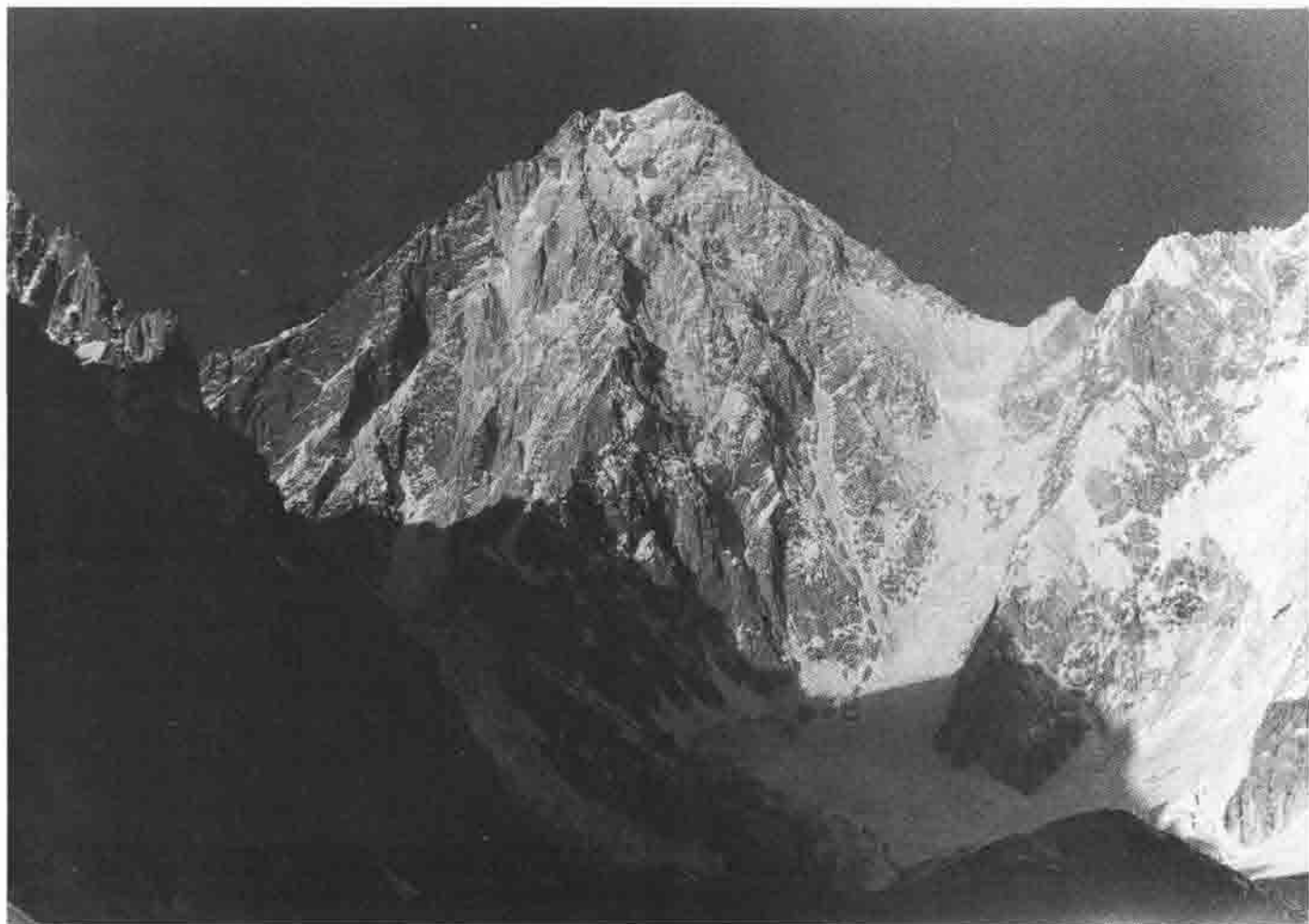
### *Saser Mustagh*

#### **Saser Kangri II, 7518 m**

Eine indisch-japanische Expedition erreichte den westlichen Hauptgipfel nach Errichtung von vier Lagern am 7. September. Ausgangspunkt war der Sakang Gletscher. Oberhalb von Lager II (5900 m) wurden 2400 m Fixseile verlegt. Ein Mitglied verunglückte während der Expedition tödlich. AAJ, 1985, S. 261

### **Rimo Mustagh**





### **Rimo III, 7169 m**

Einer indisch-britischen Expedition gelangen mehrere Erstbegehungen in der Siachen Glacier Area. Der bedeutendste Erfolg war die Erstbegehung des Rimo III. Am 14.7. erreichten Dave Wilkinson und Jim Fotheringham den Gipfel. M 105, 1985, S 13

### *Baltoro Mustagh*

### **Broad Peak, 8047 m**

Im Juli und August waren Japaner und Pakistani am Normalanstieg erfolgreich. J. Nyka

### **Gasherbrum I, 8068 m**

### **Gasherbrum II, 8035 m**

Im „5-Jahresplan“ der Italiener, alle 14 Achttausender zu besteigen, sind die beiden ersten Gipfel erreicht: am 5. und 6. Juni waren G. Calcagno, T. Vidoni und G. Scanabessi an der Südostroute des Gasherbrum II erfolgreich.

Vom 4.–9. Juni gelang einem zweiten Team eine neue Route durch die schwierige Nordwestwand des Gasherbrum I; Da Polenza und P. Camozzi erreichten den Gipfel.

Am 19. Juni schafften zwei Mitglieder vom ersten Team, Calcagno und Vidoni ebenfalls den Gipfel des Gasherbrum I, auf einer weiteren neuen Route. M 106, 1985, S. 10

### **Gasherbrum I, 8068 m**

Eine französische Expedition war im August unter D. Suchet über die Messner-Route erfolgreich. E. Escoffier kletterte mit B. Chamoux in 21 Stunden vom Lager in 6000 m auf den Gipfel und zurück. J. Nyka

Eine weitere italienische Expedition unter Enrico de Luca war erfolgreich. Gianpiero di Federico kletterte allein auf einer neuen Variante über den Nordwestpfiler (IV-V) auf den Gipfel. J. Nyka

### **Gasherbrum II, 8035 m**

Am Gasherbrum II waren zahlreiche Expeditionen unterwegs, 43 Männer und 2 Frauen erreichten den Gipfel.

Bemerkenswert sind der Absprung des Franzosen P. Gevaux mit einem Spezialfallschirm vom Gipfel und der Flug von J.-M. Boivin mit einem Drachen vom Gipfel ins Basislager. M 105, 1985, S. 13

J. Nyka

### **Gasherbrum IV, 7925 m**

Der Österreicher Robert Schauer und der Pole Wojcech Kurtyka durchstiegen erstmals die 2300 m hohe Westwand. Vom 13.–20.7. kletterten die beiden in der extrem schwierigen Wand, in sehr brüchigem Fels (V) und glashartem Eis bei wenig guten Sicherungsmöglichkeiten. Wegen sehr schlechter Wetterbedingungen traten die beiden Bergsteiger kurz unter dem Gipfel den Rückweg über den unbegangenen Nordgrat an, womit ihnen eine großartige Überschreitung des Gasherbrum IV gelang. Eine herausragende Leistung im Himalayajahr 1985. Bgst. 12/1985, S. 26ff

### **Gasherbrum VI, 7003 m**

Vermutlich zum ersten Mal wurde dieser Berg bestiegen von einer italienischen Expedition unter der Leitung von M. L. Ercalani. J. Nyka

### **K 2, 8611 m**

Eine französische Expedition unter J.-P. Fresafond war am Normalanstieg erfolgreich. E. Escoffier stand am 6. Juli, St. Schaffter und D. Lacroix einen Tag später auf dem Gipfel, Lacroix verunglückte beim Abstieg tödlich.

Seite 130:

*Gasherbrum IV (7925 m) mit der extrem schwierigen Westwandroute von Schauer/Kurtyka. Abstieg über den unbegangenen Nordgrat – eine großartige Überschreitung also des Gasherbrum IV.*

Foto: R. Schauer

Am 24.7. standen drei Japaner auf dem Gipfel, zwei mit künstlichem Sauerstoff.

J. Nyka

Eine Schweizer Expedition unter E. Loretan war ebenfalls am Normalanstieg erfolgreich. Am 19.6. erreichten M. Ruedi und N. Joos den Gipfel, am 6.7. Loretan, P. Morand und J. Troillet, nachdem sie anfangs die Südwand versucht hatten.

J. Nyka

#### **Sia Kangri, 7422 m**

Unter der Leitung von F. Graf war eine Schweizer Expedition erfolgreich.

M 108, 1986, S. 10

#### *Panmah Mustagh*

#### **Bobisghir, 6415 m**

Einer japanischen Expedition unter Y. Tanikawa glückte die erste Besteigung Anfang Juli.

J. Nyka

#### *Hispar Mustagh*

#### **Kanjut Sar II, 6831 m**

Einer Schweizer Expedition unter Toni Spirig glückte die Besteigung über den West-Gletscher, der zum Sattel zwischen P. 6500 und dem Gipfel führt. Am 10.7. erreichten U. Stahel, R. Ott und Spirig den Gipfel.

AAJ, 1985, S. 282

#### **Malanguti Sar, 7025 m**

Eine japanische Expedition unter T. Sugimoto konnte den Berg erstmals besteigen (Gipfel: 12.8.).

J. Nyka

#### *Batura Mustagh*

#### **Maldon Sar, 6600 m**

Kike de Pablos und Jose Luis Zuloaga erstiegen den Berg erstmals über den Ostgrat.

J. Nyka

#### **Passu I, 7284 m, Passu II, 6842 m**

Eine japanische Mannschaft (Leiter: J. Shinkai) konnte den Passu I erstmals besteigen.

Am 14.7. konnten Yamauchi und Nishida die 2. Besteigung des Passu I durchführen. Ausgangspunkt war der Passu-Gletscher. AAJ, 1985, S. 287

#### *Masherbrum Mustagh*

#### **Biarchedi, 6737 m**

Die beiden Spanier A. Martinez und J. Carril konnten den bisher unerstiegenen Berg über die Nordostwand ersteigen. Sie nannten die Route „Sueno Imposible“.

M 105, 1985, S. 14

#### **Masherbrum, 7821 m**

Eine japanische Expedition unter der Leitung von Shin Kashu eröffnete auf der Nordseite eine neue Route, wobei vier Hochlager errichtet wurden. Nach einem Biwak oberhalb des letzten Lagers wurde der Gipfel von 10 Teilnehmern am 23. Juli erreicht.

M 106, 1985, S. 10

Eine österreichische Expedition unter Robert Renzler durchstieg die mehrfach vergeblich versuchte 3600 m hohe Nordwand ebenfalls, allerdings von einem anderen Ausgangspunkt aus als die Japaner. Die Route

ist äußerst schwierig (bis VI im Fels in der Todeszone) und wird ständig von Stein- und Eisschlag bedroht. Ende Juli erreichten R. Renzler, A. Orgler und M. Larcher den Gipfel.

DAV Mt 6, 1985, S. 427 (s. Bericht Renzler auf Seite 138).

#### *Rakaposhi-Kette*

#### **Diran, 7266 m**

Eine britische Expedition unter D. Scott und zwei österreichische Gruppen unter E. Koblmüller und G. Haberl konnten den Gipfel über den Normalanstieg erreichen.

Anschließend kletterten vier Österreicher (Koblmüller, Pressl, Fellner und Haberl) über den Nordpfeiler auf den Ostgipfel des Rakaposhi, 7010 m, den sie nach 2 Biwaks am 1. August erreichten. Beim Abstieg stürzte Fellner so schwer, daß er in der folgenden Nacht starb. AAJ, 1985, S. 285

#### **Sowjetunion**

##### *Pamir*

#### **Pik Kommunismus, 7483 m**

Eine sowjetische Großexpedition unter W. Putrin hat den höchsten Berg der Sowjetunion im Winter bestiegen. Auf der Borodkin-Route (von Norden) wurden vier Hochlager errichtet. Am 4.2. erreichten 7 Bergsteiger den Gipfel, denen drei Tage später noch weitere 17 folgten. Es war die erste Winterbesteigung.

J. Nyka

#### **Pik Lenin, 7134 m**

Eine tschechische Gruppe kletterte im Juli verschiedene Routen am Pik Lenin. Zwei Teilnehmer führten die erste Skibefahrung der Lipki Rocks-Route durch.

M 108, 1986, S. 14

##### *Tien Shan*

#### **Pik Pobedy, 7439 m**

Eine russisch-amerikanische Expedition erreichte am 22.8. den Gipfel nahe an der sowjetisch-chinesischen Grenze. Die drei Amerikaner Breaa-shears, Garner und Starrett waren die ersten ausländischen Bergsteiger, die auf dem Gipfel standen.

Garner und Starrett waren bereits zuvor auf den restlichen drei Siebentausendern der Sowjetunion.

M 108, 1986, S. 14

#### **China**

##### *Transhimalaya*

#### **Gurla Mandhata (Namunani), 7694 m**

Einer chinesisch-japanischen Großexpedition gelang erstmals die Besteigung dieses Berges (Leiter: Shih Chanchu). Am 26. und 28.5. konnten fast alle Mitglieder über die Nordwestflanke den Gipfel erreichen. Des weiteren wurden wichtige wissenschaftliche Daten über dieses wenig bekannte Gebirge gesammelt.

Bgst. 11/1985, S. 69

#### **Ulagh Mustagh, 6987 m**

Eine chinesisch-amerikanische Expedition startete von Urumchi zum völlig unbekanntem, einige tausend Kilometer entfernten Ulagh Mustagh. Am 21.10. erreichten 5 Chinesen den Gipfel.

A. Carter

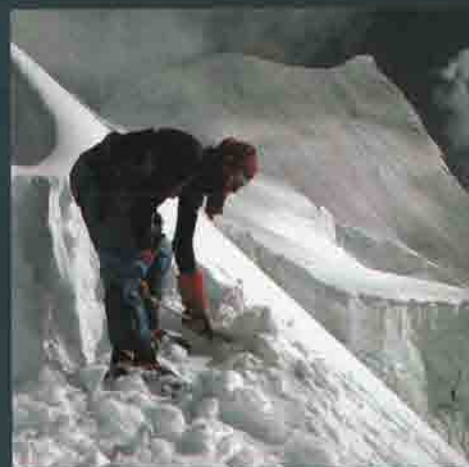
# Shivling Trainingsexpedition des DAV



*Rechts: Lager 2 am  
Westgrat.  
Oben und ganz rechts:  
Am Gipfelaufstieg zum  
Shivling.*

*Fotos:  
G. Härter*





Oben: Der Shivling vom Basislager, ganz rechts der Westgrat.  
Ganz links: Am Lager 2, im Hintergrund der Westgipfel, 6501 m.  
Links: Im Aufstieg zum Lager 2.

Fotos:  
G. Härter

## DAV-Trainingsexpedition 1985 zum Shivling, 6543 m

Günther Härter

Die zweite Trainingsexpedition des DAV im Herbst 1985 zum Shivling im indischen Garhwal-Himalaya war ein voller Erfolg. Alle zwölf Teilnehmer der jungen Expeditions Mannschaft erreichten den Gipfel über den anspruchsvollen Westgrat.

Aber das Erreichen des höchsten Punktes war nicht das alleinige Expeditionsziel. Es sollte vielmehr ein bergsteigerisch hochwertiges Unternehmen mit den Teilnehmern gemeinsam geplant und durchgeführt werden, damit diese später durch eigene Initiative Expeditionen organisieren können.

### Planung

Die Ausschreibung für diese Trainingsexpedition erfolgte über die DAV-Mitteilungen und über DAV-Sektionen direkt. Jede Sektion konnte Bewerber an den „Ausschuß für Auslandsbergfahrten im DAV“ melden. Notwendige Voraussetzungen waren umfangreiche alpine Erfahrung – Routen wie Matterhorn-Nordwand, Eiger-Nordwand oder Freneyfeiler am Montblanc waren mehrfach in den Tourenberichten aufgeführt – sowie eine aktive Vereinsarbeit in der jeweiligen Sektion.

Aus der Vielzahl der Bewerbungen wurden zehn Teilnehmer und ein Expeditionsarzt nominiert. Als Expeditionsleiter, und damit für den gesamten Ablauf verantwortlich, wurde ich benannt.

Das Expeditionsziel war aus Zeitgründen bereits vor der Zusammenstellung der Teilnehmer bei der „Indian Mountaineering Foundation“ in Delhi beantragt worden. Ein Vorlauf von mindestens zwei Jahren ist bei interessanten Bergen unbedingt nötig, sonst ist die Genehmigung bereits vergeben, und man muß nehmen, was die anderen wohlweislich verschmähten. Meist sind solche „Rest-Berge“ bzw. Routen mit einem höheren Risiko behaftet – nicht wenige Unfälle haben darin ihre Ursache.

Noch vor dem ersten Teilnehmertreffen versuchte jeder möglichst viel Information über den Shivling zu sammeln. Aus diversen deutschen, englischen und japanischen Magazinen wurden Besteigungsdaten, Schwierigkeitsangaben, Anstiegsskizzen und Bildmaterial zusammengetragen und beim ersten Treff in München gesichtet.

Interessant ist, daß der leicht zugängliche und markante Shivling erst 1972 erstmals bestiegen wurde. Die Tatsache, daß es eine indische Mannschaft war, spricht für das hohe Niveau der indischen Bergsteiger.

Genau den Anstieg der Erstbesteiger hatte ich beantragt und den Westgrat auch aus Delhi genehmigt bekommen.

### Vorbereitung

Steht die Expeditions Mannschaft fest, ist der gewünschte Berg genehmigt und liegt genügend Informationsmaterial darüber vor, dann erst kann eine gezielte und den Anforderungen gerechte Vorbereitung angegangen werden. Da nahezu alle Teilnehmer noch nicht im Himalaya unterwegs gewesen waren, wurden in Eigenregie und durch Fachreferenten diverse Referate ausgearbeitet und vorgetragen. So z. B.:

„Einführung in die asiatischen Kulturen und Verhaltensweise gegenüber den Einheimischen“.

„Die Einteilung der Gebirgsgruppen im Himalaya“.

„Der Himalaya als Wetterscheide“.

„Bergsteigerische Erschließungsgeschichte des Garhwal-Himalaya und des Shivling“.

„Höhenphysiologie und praktische Hinweise zum Verhalten beim Höhenbergsteigen“.

Bei einem der nächsten Treffen wurde die Grundlage für die weiteren Vorbereitungen geschaffen: Erstellen von Listen für die persönliche Ausrüstung, für die Gruppenausrüstung (sprich: Zelte, Seile, Fixiermaterial, Funkgeräte, Sauerstoff, Hochlagerverpflegung, Medizin, usw.). Zum Beschaffen dieser Ausrüstung braucht man Geld – die spendablen Zeiten der Industrie sind Vergangenheit – also eine Zusammenstellung der voraussichtlichen Ausgaben auf der einen Seite und der erwarteten Einnahmen auf der anderen Seite. Besonders auf der Ausgabenseite sollte Fachwissen eine realistische Kalkulation ermöglichen. Schon mancher Expedition ist unterwegs das Geld und damit die Luft ausgegangen. Zuschüsse für diese Expedition wurden beim DAV-Hauptverein, bei den Sektionen der Teilnehmer und beim Bund beantragt. Ein nicht unwesentlicher Teil wurde von den Teilnehmern getragen.

Die Expeditionsdauer wurde auf sieben Wochen – Abflug München bis Ankunft München – festgelegt und für diesen Zeitraum ein Zeitplan erstellt: Vorbereitungstage in Delhi, Anfahrt und Anmarsch zum Berg, Tage am Berg, Rückmarsch/-fahrt, Nachbereitungstage in Delhi.

Ein Expeditionsvertrag ist kein Relikt vergangener Zeiten, sondern manchmal leider ein notwendiges Beweisstück für getroffene Vereinbarungen. Unser Expeditionsvertrag wurde nicht benötigt, was auch für den harmonischen Verlauf der Expedition spricht. Nachdem alles Gruppengepäck bestellt und geliefert worden war, verpackten wir dies in München bereits zu Lasten von maximal 25 kg – dem Gewicht einer Trägerlast in Indien – und fertigten Inhaltslisten mit Wertangaben der einzelnen Artikel für den indischen Zoll an. Das Ganze ging dann als Luftfracht von Frankfurt nach Delhi, wo es im Zoll gelagert wurde und von uns nach Indien eingeführt werden mußte. Dazu kommen jedesmal kurz vor der Abreise noch Hunderte von Kleinigkeiten, die auch erledigt werden müssen; seien es die Visabesorgungen, wobei ein Teilnehmer drei Tage vor der Abreise feststellt, daß sein Reisepaß unauffindbar ist, oder das Besorgen von gleichschließenden Schlössern für alle Gepäckstücke, oder letzte Telexabsprachen mit dem Agenten in Delhi.





*Shivling-Westgrat,  
zwischen Lager 1 und Lager 2  
in der Nordwestwand.*

*Foto:  
G. Härter*

## Durchführung

Thomas und Toni sind eine Woche vor der Gruppe nach Delhi geflogen, um das Gruppengepäck, das auf Thomas adressiert wurde, aus dem Zoll zu holen. Wir wollten uns dann nur kurz in Delhi aufhalten und so schnell wie möglich den Anmarsch beginnen.

Kurz vor unserem Abflug erreicht uns im Büro noch ein Telex von Thomas, daß ohne ein fehlendes Dokument vom indischen Innenministerium keine Zollformalitäten möglich seien. Somit ist die Vorausgruppe täglich zu nervtötenden Behördengängen und süßem Nichtstun am Swimmingpool verurteilt.

Nach unserem Eintreffen in Delhi hat sich noch nichts getan – es fehlt uns lediglich noch dieses einzige Stück Papier vom „Ministry of home affairs“, damit wir an unser Gepäck herankommen. Der lebenswürdige Mr. Hui vom Ministerium mit seinem „tomorrow definitely shure“ verliert auch täglich mehr an Glaubwürdigkeit. Um unser Budget nicht zu sehr zu belasten, fährt die Gruppe bis auf Thomas und mich schon mal nach Ghutta mit dem Bus voraus. Inzwischen haben wir mit unserem Agenten in Delhi – ein besonders im Expeditionswesen erfahrenes Unternehmen – alle Punkte geklärt und uns auch finanziell geeinigt.

Gebuchte Leistungen sind hauptsächlich: Komplette Verpflegung einschließlich im Basislager, Küchenmannschaft und-ausrüstung, Transfers, Trägerbesorgung, Trekkingausrüstung bis Basislager und jegliche Hilfe bei allen organisatorischen und administrativen Arbeiten. Dafür bezahlen wir die tatsächlichen Kosten plus einen ausgehandelten Prozentsatz Handling charge. Ein reibungsloser

und straff durchorganisierter Ablauf ist ohne die Inanspruchnahme eines solchen Spezialunternehmens nicht möglich.

Mehrere Besuche galten der „Indian Mountaineering Foundation“ (IMF), zuständig für die Vergabe des Permits und alle anderen expeditionsspezifischen Belange, wie Stellung des Begleitoffiziers – unserer hieß kurioserweise mit Vornamen Joseph und wurde von uns nur Sepp gerufen. Von Mr. Krishnan, einem hilfsbereiten älteren Herrn, bekam unsere Gruppe neben dem Westgrat am Shivling noch die undurchstiegene Nordwestwand genehmigt.

Erfreulich ist, daß in Indien alle Kosten, bis auf wenige Ausrüstungsstücke für den Begleitoffizier, bereits in der Gipfelgebühr enthalten sind und die Verpflichtung von Hochträgern nicht Bedingung ist, wodurch doch einiges an Kosten gespart wird.

Nach einigen Vorsprachen mehr bei Mr. Hui haben wir endlich das ersehnte Papier in den Händen. Speziell bei Expeditionen in Indien ist darauf zu achten, daß die erforderlichen Unterlagen früh genug eingereicht werden. Das „custom clearance“ ist mit Hilfe eines Fachmannes in zwei Tagen ausgestanden, und nun ist auch die IMF berechtigt, uns die Expeditionsgenehmigung und das Permit für die Funkgeräte auszuhändigen.

Nach einer zweitägigen Nonstop-Fahrt schließen wir mit dem Gruppengepäck zu den anderen auf und starten tags darauf den verlängerten Anmarsch über den Katlinggletscher nach Gangotri. Fünf Tage später haben wir einen handfesten Trägerstreik: Schlicht und einfach zu kalt ist es ihnen bereits auf 3800 m, und der vergletschte Paßübergang ist 5486 m hoch. Nach einer ausführlichen Diskussion entschließen wir uns, gemeinsam wieder zurück zu gehen und mit einem Bus nach Gangotri zu fahren. Das Hauptziel ist doch die Besteigung des Shivling und nicht der erzwungene Paßübergang mit rund 30 Trägern. In Gangotri treffen wir auf Ashok, der mit dem für den Anmarsch nicht benötigten Gepäck auf uns gewartet hat. Auf einem hervorragend angelegten Wanderweg marschieren wir in zwei Tagen durch Regen und dichten Nebel nach Topovan auf 4200 m, den Basislagerplatz.

Nachdem der Shivling ständig im Nebel versteckt war, liegen die Vermutungen, wo er denn sein könnte, in einem Bereich von 180°. Am nächsten Tag frühmorgens offenbart der Berg sein Geheimnis – er steht genau im Süden unseres Basislagers und der imposante Nordgrat ist direkt auf uns gerichtet.

Bereits in München hatten wir uns darauf geeinigt, bei dieser Gruppenstärke den Westgrat im klassischen Expeditionsstil, also mit Fixseilen und Hochlagern, anzugehen. Zwölf Leute im Alpinstil auf solch einer Route ist meines Erachtens sehr risikoreich und daher nur mit einer Kleingruppe zu vertreten.

Eine erste Gruppe steigt bereits zum Ansatz des Westgrates auf – unangenehmes Gelände, das hauptsächlich aus großblockigem, schneeüberzuckerten Moränengelände besteht. Rund 350 m Fixseil werden über den unteren felsigen Teil des Grates bis zu einem Absatz auf ca. 5300 m angebracht, der genügend Fläche für zwei bis drei Zelte bietet. Nach wenigen Tagen haben wir genügend Ausrüstung und Verpflegung zum Lager I getragen, um weiter nach oben fixieren zu können. Das Weitergeschehen läuft täglich



Foto:  
R. Renzler

gleich ab, morgens Sonne und spätestens am frühen Nachmittag Schneefall.

Trotzdem wird der schwierigste Teil des Anstieges, links des Grates in der Nordwestwand, durchstiegen und mit Fixseilen versichert. Eine beachtliche Leistung, da die Schwierigkeiten durchaus mit einer winterlichen Matterhorn-Nordwand zu vergleichen sind.

Schorsch führt souverän ein Eiscouloir, das mit Passagen bis ca. 70° zurück zum Westgrat leitet. Am späten Nachmittag wühlen wir uns noch im tiefen, aufgeweichten Neuschnee empor zu einem felsigen Grataufschwung. Direkt hinauf wird zu schwer, das erkennen wir nach wenigen Metern bereits beim ersten Versuch. Es bleibt nur eine Rechts-Links-Schleife, wobei wir allerdings einen Teil der Route direkt unter das riesige Eisserac zwischen Haupt- und Westgipfel legen müssen. Das ist zwar unangenehm, aber leider nicht besser lösbar.

Zurück am Grat steigen wir über kombiniertes Gelände und über eine steile Schneeflanke bis zum vermuteten Lagerplatz für Lager II auf 6000 m. Dieser entpuppt sich als steiler, ausgesetzter Firngrat, der nahezu senkrecht in die Nordwestwand abbricht. Eine bessere Möglichkeit ist nicht vorhanden, also schaufeln und pickeln wir solange am Grat herum, bis die Fläche für zwei Zelte notdürftig ausreicht. Zur Sicherheit und für einen sorgenfreien Schlaf seilen wir uns in den Zelten an.

Am folgenden Morgen bedeckt bereits eine hohe Wolkenchicht den Himmel, das instabile Wetter verschont uns offenbar auch am Gipfeltag nicht. Nach wenigen Metern am scharfen Firngrat queren wir ein schneebedecktes Eisfeld nach rechts, das wir nochmals mit Fixseilen versichern, da es uns schneebrettgefährdet erscheint.

Auf Höhe des Eisseracs führt Gehgelände in die Gletschermulde zwischen Haupt- und Westgipfel. Aus dieser steigen wir seilfrei die ca. 300 m hohe Gipfflanke empor. Zwischen den Wolken lugt die Sonne hindurch und schafft zauberhafte Eindrücke.

Die Flanke verflacht sich und nach wenigen Minuten befinden wir uns auf der überdimensionalen Gipfelwächte des Shivling. Es ist ein erbauendes Gefühl, auf solch einem außergewöhnlich imposanten Berg zu stehen. Leider ist die Aussicht gleich Null, nur einmal ist kurz der Bhagirathi III unter uns zu erkennen.

Zu fünf waren wir von Lager II heraufgestiegen: Heinz, Schorsch, Thomas, Peter und ich; von Lager I sind mit uns Ralf und Helmar am Gipfel angekommen. Sieben Personen an einem Tag auf dem höchsten Punkt, für sich schon ein riesiger Erfolg. Am nächsten Tag ersteigt Uwe alleine den Gipfel, und zwei Tage später folgen Jürgen, Stefan, Rainer und Toni. Somit ist das Dutzend komplett, alle haben den Gipfel erreicht.

Spätestens beim Anblick der tiefverschneiten Nordwestwand, deren oberen Teil wir vom Lager II direkt einsehen konnten, war für jeden klar, daß bei den winterlichen Bedingungen jeder Versuch der Durchsteigung von vornherein zum Scheitern verurteilt wäre. Nach insgesamt 15 Tagen, ab Ankunft Basislager gerechnet, befanden wir uns alle wieder im Basislager, und prompt wurde von da ab das Wetter bestens. Tagtäglich strahlendblauer Himmel ohne auch nur ein Wölkchen am Himmel.

Sepp, unser Begleitoffizier, promenierte mit stolz gewölbter Brust von einer Expeditionsgruppe zur anderen und berichtete von unserem Erfolg. Alle sieben anderen Expeditionen, die ihr Basislager ebenfalls auf der langgezogenen Wiese von Topovan errichtet hatten, hatten entweder bereits aufgegeben oder waren vom jeweiligen Gipfel noch weit entfernt.

Die noch restliche Zeit nutzten wir zu einer Kulturrundreise, um auch einen anderen Teil Indiens kennenzulernen.

Benares/Varanasi, Agra und die faszinierende Stadt Jaipur in Rajastan waren die Stationen dieser vielseitigen, hochinteressanten Rundtour.

Mitte Oktober kehrten wir, wie geplant, nach München zurück, wo wir auf der Praterinsel mit einer deftigen bayerischen Brotzeit empfangen wurden.

## Resumee

Der DAV hatte den Mut, nach der ersten unglücklich verlaufenen Trainingsexpedition eine zweite zu veranstalten, die glücklicherweise unter einem besseren Stern stand. Wie mir bekannt ist, planen bereits einige Teilnehmer, in nächster Zeit Expeditionen in eigener Regie durchzuführen. Genau dies ist der Sinn und Zweck der Einrichtung Trainingsexpedition. Bleibt nur zu hoffen, daß die Verantwortlichen beim DAV auch in Zukunft den Mut aufbringen, Trainingsexpeditionen durchzuführen. Geeignete junge Nachwuchsbsteiger dafür wären genügend im DAV zu finden.

## Expeditionschronik

Leiter:	Günther Härter	DAV Summit Club
Medizinische	Thomas Hochholzer	Sektion Pfarrkirchen
Betreuung:	Uwe Werner Bischoff	Sektion Ulm
Teilnehmer:	Helmar Abfalg	Sektion Friedrichshafen
	Rainer Bolesch	Sektion Ravensburg
	Toni Härtl	Sektion Garmisch-Partenkirchen
	Schorsch Reindl	Sektion Garmisch-Partenkirchen
	Heinz Schauer	Sektion Haag
	Ralf Dujmovits	Sektion Baden-Baden
	Peter Helmreich	Sektion Ravensburg
	Jürgen Knappe	Sektion Karlsruhe
	Stefan Schachtl	Sektion Garmisch-Partenkirchen

Ablauf:	
18.8.	Abflug Hochholzer und Härtl nach Delhi
24.8.	Abflug restliche Gruppe nach Delhi
12.9.	Basislager Topovan, ca. 4200 m
15.9.	Lager I, ca. 5300 m
21.9.	Lager II, ca. 6000 m
23.9.	Gipfel: Helmar Abfalg, Ralf Dujmovits, Günther Härter, Peter Helmreich, Thomas Hochholzer, Schorsch Reindl und Heinz Schauer
24.9.	Gipfel: Uwe Werner Bischoff
26.9.	Gipfel: Rainer Bolesch, Toni Härtl, Jürgen Knappe und Stefan Schachtl
30.9.	Abmarsch vom Basislager
14.10.	Ankunft in München
Anstieg:	West-Grat: Fels III, Eis bis 50° – nicht ganz ungefährlich.

Unten links:  
Askole, das letzte Dorf  
auf dem Anmarsch.  
Rechts unten: Träger beim  
Durchwaten eines  
Flusses.

Fotos: R. Renzler

## „Ich werde den Stein... zum Gipfel wälzen“

### OeAV-Expedition zur Masherbrum-Nordwand

Robert Renzler



Sommer 1982; verdreckt, müde und ausgelaugt durch monatelangen Durchfall stolpere ich auf dem schuttbedeckten Baltorogletscher in Richtung Askole. Irgendwann nach Gore machen wir Rast. Nach wenigen Minuten schon brennen die Feuerchen unserer Träger. Unglaublich, wie schnell sie es schaffen, mit einigen Holzsplittern auf dem Gletscher Tee zu kochen. Sogar im heulenden Schneesturm brachten sie gestern dieses Kunststück zustande. Wir „harten Achttausenderbezwinger“ standen wie die Schafe daneben mit dem Rücken zum Wind und schauten neidig zu. „Das wäre eine Wand!“ Die Stimme unseres Expeditionsleiters Willi reißt mich aus meiner Apathie. Der Kopf folgt seinem ausgestreckten Arm, und ich sehe durch ein Wolkenloch die Nordwand des Masherbrum: ein senkrechtes Chaos aus Seracs, Felsabbrüchen, Schnee- und Eisflanken, fast unendlich weit droben der messerscharfe Gipfel. Ich muß lachen, so absurd erscheint mir der Gedanke an eine Besteigung. Als wir weiterziehen, merke ich, wie sich dieser Anblick eingepreßt hat.

Herbst 1984, Brixen. Beim Alpenvereins-symposium erzählt mir Joe Bachler, daß er um eine Genehmigung für die Südseite des Masherbrum angesucht hat. Er soll eine Expedition des OeAV dorthin führen, hat aber inzwischen andere Pläne. Ich bekomme wenig später die Leitung angeboten. Für mich steht fest: eine einmalige Chance, die Nordwand zu versuchen. Quasi im letzten Augenblick erhasche ich noch mit Hilfe von Günter Sturm das Permit. Eine hektische Zeit beginnt. In nur vier Monaten startet das Unternehmen, und nichts ist vorbereitet. Keine Mannschaft, zu wenig Geld und dazu noch die Stimmen einiger Himalayaprofis, die mich vor dieser Wand eindringlich warnen. Ich rotiere zwi-

schen meiner Arbeit im Jugendzentrum, dem Büro des Alpinreferats und manchmal fast demütigenden Förderungsansuchen bei diversen Firmen und Sponsoren. Mit Hilfe meiner Freundin und der Unterstützung seitens des OeAV schaffe ich es gerade noch. Es geht los! Am 8. Juni trifft sich das Expeditionsteam zum ersten Mal in kompletter Besetzung am Flughafen Frankfurt. Eine DC 10 der PIA bringt uns ohne Zwischenfall nach Rawalpindi. Wir deuten das als gutes Omen, stehen doch die Buchstaben P – I – A bei Insidern für Pakistan Inshallah Airlines (inshallah – wenn Gott will). Am ersten Tag schon schwärmen wir im Raja Bazar aus und feilschen mit den ausgekochtesten Händlern der Welt um harte Rupien. Wir versuchen möglichst aus dem Land zu leben und müssen erst einen Großteil der Nahrungsmittel und das gesamte Kochzubehör kaufen. Trotz der mörderischen Hitze von 48°C genieße ich die brodelnde Atmosphäre dieser asiatischen Stadt. Auch das lange Warten im Büro von Mr. Muneerudin, dem zuständigen Tourismusbeamten, und das Nichterscheinen unseres Verbindungs-offiziers Habib – er hat sich soeben verlobt, und der Abschied von seiner Braut dauert natürlich etwas lange – kann mich nicht erschüttern. Ich habe meine europäische Hektik abgelegt und außerdem: Inshallah – Gott ist mit uns! Meine Freunde befinden sich zum ersten Mal in Pakistan. Ich schicke die verständlicher Weise Ungeduldigen mit unserem Reisegepäck über die Karakorumhighway nach Skardu. Drei Tage später sind wir wieder vereint. Habib konnte sich letzten Endes doch noch losreißen, und so ziehen wir mit 60 Trägern hinein in die Wildnis des Braldutaales. Vorbei geht es an den letzten Bergdörfern, wir überqueren den Biafogletscher und erreichen Payu. Vor uns liegen in der Abendsonne die phantastischen Granittürme des Trangomassivs, zu Stein gewordene Kletterträume. Nur ungern ziehen wir am nächsten Tag an ihnen vorbei. Im Geist hat jeder von uns schon seine Linie durch die riesigen Wandfluchten gelegt. Vielleicht klappt es irgendwann. Als wir Urdukas erreichen, regnet es in Strömen. Unsere Träger schlagen sich tapfer. Besonders Rasul, unser Koch, Sirdar und Mädchen für alles, ist ein Haupttreffer. Ich mag ihn, und er weiß das auch. Manchmal nützt er seine Sonderstellung aus, wird aber nie unverschämt. Es scheint uns,





Andreas Orgler in der  
Masherbrum-Nordwand in ca.  
5100 m Höhe.

Foto:  
R. Renzler

einer sicheren Route, nagen an unserer Zuversicht und Begeisterung. Abends diskutieren wir lange in unserer aus zwei Zeltplanen und Steinen gebastelten Küche. Schließlich einigen wir uns auf einen 1200 m hohen Pfeiler aus Fels und Eis im linken Wandteil. Über ihn wollen wir den Grat erreichen, der hinauf zur Schlußwand leitet. Ich spüre, daß unsere zusammengewürfelte Mannschaft sich findet. Danach trinken wir lange Tee. Wilde Entschlossenheit keimt auf, während draußen noch immer die Lawinen donnern.

„Nobody can stop us“ murmele ich in der Morgensonne vor mich hin. Begeistert beobachte ich durch den Feldstecher, wie Michi, Andi, Chris und Hans an Höhe gewinnen. Der Felspfeiler muß schwierig sein. Doch das wollten wir ja: extreme Kletterei und keine endlosen Gletscherhatscher. Die Blicke wandern weiter nach oben, vorbei an wolkenkratzerhohen Eisabbrüchen bis hinauf zur äußerst steilen Gipfelwand, suchen dort Risse, Verschneidungen, Möglichkeiten, zu jenem ominösen Punkt zu gelangen, der mit 7824 m kartographiert ist. Über 7 km Kletterstrecke und 3,5 km Höhenunterschied trennen uns vom Gipfel. Am späten Nachmittag kommen die Freunde zurück. Müde, aber fast euphorisch erzählen sie vom heutigen Tag. Sie haben 700 m geschafft und lange Passagen im oberen V. Schwierigkeitsgrad versichert.

Als die Sonne aufgeht, sind Thomas und ich schon oberhalb des Felsgürtels. In der etwa 55° steilen Flanke versuchen wir uns zu beeilen, da immer wieder Eisbrocken neben uns einschlagen. Hoffnungslos! Obwohl wir wie die Irren keuchen und jeder Rest von Energie in die Muskeln fließt, werden wir nicht schneller. Thomas steigt 10 Schritte vor mir in die immer steiler werdende Wand hinauf. Er bleibt stehen und schaut erschöpft nach unten. Jetzt reicht er mir das Ende des Fixseils und grinst dabei aufmunternd. Die 300-m-Seiltrommel, die wir an einem Felskopf befestigt haben, ist bis auf wenige Meter abgespult und zerrt mich fast aus der Wand.

Endlich erreichen wir die abschließende Seraczone. Zerklüftete Mauern aus dunklem Eis, gigantische Überhänge mit mannsgroßen Eiszapfen drohen über unseren Köpfen. Ich bin sicher, daß das Ganze halten wird. Heute fühle ich mich unsterblich. Das Eis ist unheimlich spröde. Fünf-, sechsmal muß ich zuschlagen, bis die Eisgeräte halbwegs verankert sind. Die Spitzen der Steigeisen dringen nur wenige Millimeter ein. Plötzlich ein dumpfes Bersten, ich gleite ab, glaube zu stürzen... Ruhe! Der ganze Serac, Tausende Tonnen von Eis, ist ein Stück in sich zusammengesackt inklusive Thomas und mir. Völlig entnervt kletterte ich zum Standplatz ab. Vorbei ist es mit der Unsterblichkeit. Die Erde hat mich wieder, und ich bin heilfroh, daß Thomas, ein Eiskletterspezialist ersten Ranges, diese Seillänge führt. Nach einer guten Stunde haben wir es geschafft. 1100 m Wand liegen unter uns, der Weg zum Grat ist frei.

als kenne er jeden Träger hier. Den gesamten Anmarsch über betreibt er nebenher einen schwunghaften Handel mit allen möglichen Sachen, darunter auch mit Teilen seines Kücheninventars. Heute sagt er uns mit entwaffnender Ehrlichkeit, wer von uns den Gipfel erreichen wird. Wir lachen, aber der Stachel sitzt. Der Regen vermischt sich mit Schnee. Wir verlassen den Baltoro-Gletscher. Im Nebel können wir nur schwer einen halbwegs begehbaren Weg in das Mandu-Tal ausmachen. Lawinen rauschen von den Hängen. Die Träger schnattern ängstlich und aufgeregt. Ich setze mich vorsichtshalber an die Spitze, da ich weiß, daß mir die Baltis folgen werden. Schließlich trage ich in meinem mit Rupien vollgestopften Rucksack ihren Trägerlohn. Auf einem Gletscherrücken in der Mitte des Tales errichten wir das Basislager.

## Das Wetter wird schön

Die Mannschaft sitzt verteilt im Tal und beobachtet die Wand. Die Riesenhaftigkeit dieser senkrechten Landschaft überwältigt uns. Die übermütigen Sprüche verstummen. Wir erkennen, auf was wir uns da eingelassen haben. Immer wieder brechen Eistürme zusammen. Lawinen rasen mit gnadenloser Schnelligkeit über die Felsplatten. Über hundert Meter hoch wälzen sich die Wolken aus Eisstaub bis an die gegenüberliegende Talseite. Diese Ungetüme aus Schneekristallen und Luft zermalmen unsere Illusion von

## Rückschlag

Es ist ruhig geworden im Basislager. Thomas und Christoph haben uns verlassen. Rasul begleitet sie bis nach Askole, dem ersten Dorf auf dem Weg nach Hause. Alle sechs haben wir vor

Fotos:  
R. Renzler



Oben:  
Kletterei in ca. 4900 m Höhe.  
Rechts:  
Am Gipfelaufbau,  
ca. 7800 m.

Fotos:  
R. Renzler

drei Tagen vom Lager III (6300 m) einen Gipfelversuch gestartet. Doch die entsetzliche Kälte, die zu schweren Rucksäcke, vor allem aber die ungenügende Akklimatisation haben uns an der 7000-m-Grenze zurückgeworfen. Beim Abstieg gerieten Thomas und Christoph in eine Eislawine. Unglaubliches Glück ließ die beiden gerade noch entkommen. Der Schock des Erlebnisses saß tiefer als die Schrammen im Gesicht. Es reichte ihnen. Sie wollten nicht mehr einsteigen in das Lawinenkarussell der Nordwand. Wir akzeptierten ihre Entscheidung vorbehaltlos. Nüchtern überlegt, taten sie das einzig Richtige. Aber was heißt schon recht und richtig an dieser Wahnsinnswand?

Regen prasselt gegen die Zeltwand. Mit der feuchten Kälte kriechen Angst und Zweifel in den Schlafsack. War alles umsonst? Das Spuren im grundlosen Pulverschnee, manchmal bis zur Hüfte versinkend, diese furchtbare Wühlerei bis zur totalen Erschöpfung, die Bereitschaft, das irre Lawinenrisiko auf sich zu nehmen? Klettern in der Masherbrum-Nordwand, das ist wie eine Woche lang Biwakieren unter den Seracs der Poire-Route am Mont Blanc. Irgendwann haben wir die Grenze des Kalkulierbaren überschritten. Doch ich bin kein todesmutiger Held, verspüre nicht den leisesten Wunsch, „vom Becher des Todes zu nippen“, den manche unserer alpinen Vorgänger beschrieben. Was mich weitermachen läßt, ist einfach die gute Beziehung, die ich noch immer zu diesem Berg habe, ist ein irrationales Gefühl, daß mir in dieser Wand nichts passieren kann. Wie ein geprügelter Hund lag ich eben noch im Zelt. Doch schon spüre ich, wie Sisyphos wieder in mir erwacht. Ich werde den Stein, geformt aus Ehrgeiz, Selbsterfahrung und Abenteuerlust, zum Gipfel wälzen. Die Lösung liegt eben an jenem Punkt.

Andi haust im nächsten Zelt. „Morgen wird das Wetter schön“, ruft er zu mir seinen täglichen Spruch herüber. Er ist ein unverbesserlicher Optimist. Für ihn steht seit dem ersten Tag fest, daß wir es schaffen werden. Das wirkt wie ein Signal. Wir besprechen uns in der Küche: Wenn das Wetter schön wird, werden wir einen Tag warten. Warten, bis die Lawinen den Neuschnee halbwegs aus der Wand fegen und dann in der Nacht noch mit dem Allernotwendigsten an Gepäck aufbrechen.





## 5 Tage später, 7100 m

Wir stellen auf einer kleinen, ins Eis geschlagenen Plattform unser Zelt auf, das Innenzelt allerdings nur. Das Überzelt haben wir in Lager III gelassen, um Gewicht zu sparen, und auch einen Schlafsack. Drei anstrengende Tage liegen hinter uns. Den ganzen Weg von 6,5 km mußten wir neu spüren. Auch die steilen Fels- und Eispassagen wurden zum größten Teil neu geklettert, da die Lawinen unsere Fixseile weggerissen haben. Jetzt warten wir auf Hans. Wir glauben nicht, daß er es noch schaffen wird. Seine hartnäckigen Darmbeschwerden ließen ihn einfach nicht in Form kommen, und er konnte das Tempo trotz unserer Spur nicht halten. Er tut uns leid, und wir freuen uns riesig, als er später alleine die Südostwand des Urdukas Peak (5990 m) durchsteigt. Die Schatten werden lang. Nur noch die hohen Gipfel liegen in der Sonne. Mein Blick wandert zum K2, zum Broad Peak, bleibt hängen an der Felspyramide des Gasherbrum II, „meines Achteausenders“. An jenem Berg schon hat eigentlich unser Abenteuer begonnen. Michi und Andi knabbern an den Brotresten, ich schmelze inzwischen Schnee. Ein kleines Stück Parmesankäse bleibt für das Abendessen. Der Rest unserer Nahrungsmittel löst sich im Schneematsch des Lager-II-Zeltes auf, wo der Sturm den Eingang aufgerissen hatte. Plötzlich hören wir Stimmen. Völlig erschöpft, wie Betrunkene wankend, kommen Japaner von oben.



Ich erinnere mich, wie wir sie zum ersten Mal trafen. Die Überraschung über unsere Schnelligkeit stand in ihren Gesichtern. Vier Wochen vor uns waren sie ins Yermanendu-Tal gekommen mit einer großen Mannschaft und Tonnen von Material. Sie konnten es nicht glauben, daß wir in nur drei Tagen den Grat erreicht hatten vom Mandu-Tal aus, von jener Seite, an der sie selbst einmal wochenlang den Durchstieg versucht hatten. Unseren Vorschlag zur Zusammenarbeit wiesen sie ab. „Die Ehre Nippons“ ließ das nicht zu. Einen Vorsprung allerdings sollten wir ihnen geben. Wir müßten verstehen, der Masherbrum sei „ihr Berg“, seit Jahren schon versuchten sie ihn mit großem Aufwand und Einsatz. Jetzt haben sie es geschafft. Ich freue mich für sie, auch wenn eine „alpinere“ Lösung besser gewesen wäre. Die Chronisten werden vom Schreibtisch aus, fern vom Geschehen, urteilen. Doch für uns in der Enge des Zeltes spielt das keinerlei Rolle. Wir sollten trinken, literweise, damit das Blut nicht eindickt, damit die heftigen Halsschmerzen aufhören und unser Gekrächze wieder verständlich wird. Leider sind das nur Wunschträume, unsere letzte Gaskartusche ist angebrochen, und wenigstens ein, zwei Becher Tee wollen wir für morgen aufsparen. Trotz allem fühlen wir uns stark, vor allem psychisch. Die Enge – wir liegen zu dritt in zwei Schlafsäcken – stört kaum. Fast körperlich fühle ich die starke Verbundenheit zwischen uns. Freundschaft ist wichtiger als Tee. Nur als Michi einmal von einer rotweißen Coca Cola-Dose schwärmt, drohen wir ihm mit Zeltverbot.



*„Um 12.30 Uhr haben wir es geschafft. Bei Windstille, aber völlig in Nebel gehüllt, lassen wir uns in den Schnee der Gipfelwächte fallen... Der Stein aus jener unbestimmbaren Mischung, Motivation genannt, liegt am Gipfel. Sisyphos kann absteigen... irgendwann wird ihn der Stein wieder einholen.“*

Foto:  
R. Renzler

Am Morgen verschlechtert sich das Wetter. Nebelschwaden ziehen an uns vorbei, darunter ein paar Schneeflocken. Wir wissen, daß wir jetzt schnell sein müssen, daß wir noch eine kleine Chance haben. Der Biwaksack, Zusatzausrüstung, der Kocher, alles bleibt zurück. Ein Dutzend Felshaken, ein Klemmkeilsortiment und die Seile müssen genügen. Wir klettern wie in Trance durch die vereisten Risse und Kamine. Ein Eisfeld! Wir beschleunigen das Tempo, so gut es geht. Weiter! Der Wettersturz droht. Was von diesem Gipfelgang vor allem haftenbleibt, ist der Eindruck gewaltiger Anstrengung. Um 12.30 Uhr haben wir es geschafft. Bei Windstille, aber völlig in Nebel gehüllt, lassen wir uns in den Schnee der Gipfelwächte fallen. Sitzend umarmen wir uns. Die totale Leere weicht einer leisen Freude. Der Stein aus jener unbestimmbaren Mischung, Motivation genannt, liegt am Gipfel. Sisyphos kann absteigen im Bewußtsein des Sich-gefunden-habens. Irgendwann wird ihn der Stein wieder einholen.

Nach vier Stunden liegen wir wieder im Zelt. Nachts schlägt das Wetter um. Zuerst kommt Regen, dann Schnee. Die Odyssee in der Masherbrum-Nordwand geht weiter. Eine Odyssee, die uns an die Grenzen unserer Leistungsfähigkeit bringt. Ein Abstieg über 3000 Höhenmeter im Schneesturm zwischen Lawinenrutschen hindurch führt uns zu den Lagern. Wir nehmen alles mit, wollen den Berg sauber hinterlassen. Das Gewicht unserer Rucksäcke wächst auf 30 kg. Wir überholen die Japaner und müssen erneut spuren in das unbekannte Yemanendu-Tal. Den Abstieg über unsere Route versperren die Lawinen. Im peitschenden Monsunregen schaffen wir beim letzten Tageslicht den Übergang zum Mandugletscher. Es ist fast schon Mitternacht, als wir unsere Lasten im Basislager auf den Boden fallen lassen.

Als ich am nächsten Morgen erwache, liegt der Gipfel schon weit hinter mir. Plötzlich weiß ich, daß er auch nicht so wichtig war. Was eigentlich zählt, ist die Summe der gelebten Erfahrung und die Tatsache, daß in zwei Tagen meine Freundin kommen wird. Ich öffne den Zelteingang und sehe, daß die Sonne wieder scheint.

„Die Welt zu durchschauen, sie zu erklären, sie zu verachten, mag großer Denker Sache sein. Mir liegt einzig daran, die Welt lieben zu können.“ (H. Hesse, Siddharta).

#### **Einige Daten:**

Das Ziel war die 3500 m hohe Nordwand des Masherbrum, 7824 m. Es gelangen die 2. Begehung der Wand (15 Stunden nach den Japanern) und die erste Besteigung vom Mandu-Tal aus.

#### **Teilnehmer:**

H. Bärthaler, Th. Burtscher, M. Larcher, A. Orgler, Ch. Rimml, R. Renzler.

#### **Ablauf:**

Basislager errichtet am 26.6.1986

Gipfel erreicht am 24.7.1985 von Larcher, Orgler, Renzler.

Lager I (5500 m):

Dazwischen Fels bis V+, Eis bis 85°

Lager II (5900 m):

Lange Horizontalstrecke am Grat mit zahlreichen Auf- und Abstiegen; starke Überwächtung.

Lager III (6300 m):

Eis bis 55°; eine Stelle 90°

Lager IV (7100 m)

Eis bis 60°

Gipfel (7824 m):

Kombiniertes Gelände (Fels bis -VI, Eis bis 55°)



# Patagonien – Land der Träumer und Spieler

von Karl Schrag und Giuliano Giongo

## „Du hast keine Chance, aber nutze sie“

Karl Schrag

Nun ist sie also hereingebrochen über dieses sagenumwobene Traumland der Bergsteiger:

die Inflation der klassischen alpinistischen Werte, welche hier noch voriges Jahr höchsten Rang genossen;  
die Invasion der Spitzenbergsteiger, Schnellkletterer und Schaumschläger;  
der Run auf die letzten Tabu-Zonen in den senkrechten, eisgepanzerten Granitplatten.

Ein Blick in die Alpinpresse zeigt, daß die Berge Südargentiniens derzeit für den alpinen Jet-Set Ziel Nr. 1, Chamonix, Yosemite und Kathmandu dagegen „out“ sind.

Und ein paar leistungsstarke junge Kletterer haben es geschafft, mit so manchen althergebrachten Mythen gründlich aufzuräumen: Sie bestiegen den Cerro Torre mitten im bitterkalten patagonischen Winter. Den gleichen Turm bestieg ein junger Italiener erstmals im Alleingang und dann für Filmaufnahmen gleich noch zweimal. Und eine kleine jugoslawische Gruppe durchstieg erstmals die völlig kompakte Ostwand des Riesenzahns, Resultat war der achte Grad.

Der Alleingänger am Cerro Torre, Marco Pedrini, eröffnete am Nordpfeiler des Fitz Roy eine neue Tour im VII.-VIII. Grad, im Alpinstil und ohne Mitnahme von Haken und Hammer...

Giuliano Giongo, immer auf der Suche nach scheinbar aussichtslosen Unternehmen, lief über das verruchte, sturmgepeitschte Hielo Continental von Nord nach Süd, 400 km mit Ski und viel Mut...

Für den Bergsteiger, dem die Schilderungen von Cesare Maestri bis Reinhard Karl einen Schauer nach dem anderen über den Rücken gejagt haben, sind diese Serienerfolge von bei uns völlig unbekanntem Jungalpinisten unvorstellbar. Er zweifelt an der Beständigkeit des typischen Schlechtwetters, sucht Gründe für den Niedergang der patagonischen Stürme.

Dabei war bis voriges Jahr die heile Welt der schaurigen Bergsteigerabenteuer noch ganz in Ordnung.

Die Schilderungen von Bonatti, Cesare Maestri und Reinhard Karl klingen noch in den Ohren...

Der „schwierigste Berg der Erde“ war wirklich noch der schwierigste Berg der Erde. Nur selten war darüber etwas zu lesen, und wenn, dann roch es stark nach Kampf gegen die Unbilden des Wetters, nach Abenteuer und Psychodramen. Viele der gestarteten Versuche scheiterten, die gelungenen Besteigungen waren rar. Die Berichterstattung über all diese Unternehmungen war unübersichtlich, die Fotos zeigten zwar oft schauerliche Kletter- und Abseilaktionen in Schneesturm und an Rauhreifwänden, lieferten jedoch kaum sachliche Informationen.

Alles in allem erschien jedem Bergsteiger, der noch nicht dort war, die ganze Szene in diesem entlegensten Winkel der Erde eher geheimnisvoll und abschreckend. Da zudem ein Gipfelerfolg im allgemeinen als „Null-Chance“ mit dem Kosteneinsatz „im Kühlschrank sitzen und Zehnmarkscheine verheizen“ (Reinhard Karl) eingestuft wurde, war die Verlockung zu einem Bergausflug nach Patagonien bei uns, im Lande des Sportkletterns, nicht allzu groß. Trotzdem, bei näherer Betrachtung verschiedener Bilder, kann man nicht umhin, der patagonischen Landschaft einen gewissen Reiz zuzusprechen. Diese bizarren Granittürme und zerrissenen Gletscher in annähernd arktischer Vegetation unter flachstehender Sonne verbreiten eine seltsame Stimmung, wohl auch deshalb, weil diese Kombination in unseren Breiten ungewohnt ist. Wie kommt man nun dazu, trotz all der geschilderten Widerwärtigkeiten in diese Gegend zu reisen, noch dazu mit dem Ziel, den Cerro Torre zu besteigen?

Für mich war es zunächst die Überredungskunst Hartmuts. Bei genauerem Studium der lückenhaften Unterlagen reizten mich jedoch diese vielen unklaren Informationen, die kleinen Geheimnisse und auch die Aussicht auf persönliche Entdeckungen in der Auseinandersetzung mit dem patagonischen Wetter.

Gerade die Tatsache, daß uns ein Scheitern wahrscheinlicher erschien als ein Erfolg, ließ mich das Scheitern getrost einplanen, andererseits war die insgeheime Aussicht auf einen ganz unverhofften Erfolg umso verlockender. Nach außen hin galt jedenfalls die Devise, „wir fahren halt mal hin und schauen, was sich machen läßt“, was uns von den wenigen, die um unser Vorhaben Bescheid wußten, getreu dem angeblichen Achternbusch-Zitat „Du hast keine Chance, aber nutze sie“ ausgelegt wurde.

Bergsteigen in Patagonien wurde damals, vor zwei Jahren, noch

Foto: K. Schrag

als eher sinnloses Unterfangen für Spieler und Träumer eingestuft, denn als eine seriöse Unternehmung, wie z. B. eine Himalayaexpedition, die zwar mehr Chancen auf den Gipfel, aber auch auf ein vorzeitiges Ableben beinhaltet.

So reisten wir denn mit zwiespältigen Gefühlen ab, wenige Stunden, nachdem ich vom Tod meines Kletterfreundes Erwin Praxenthaler in Neuseeland erfahren hatte. Im Zug nach Amsterdam (zum Billigflug über Vancouver – Lima – Santiago) belegten wir ein Abteil komplett mit unserem Gepäck und ein sehr netter Holländer verhalf uns zum Auffrischen der alten Bekanntschaft mit „Himalayazigaretten“.

Die Zusammensetzung unseres Dreierteams war etwas unrund, schien uns jedoch einigermaßen erfolgversprechend zu sein. Josef Heini, in Klettererkreisen besser bekannt als der „Sane“, sollte der Garant für Bewältigung großer Schwierigkeiten und das Setzen solider Haken sein. Hartmut Münchenbach und ich wollten unsere langjährige alpine Erfahrung vor allem im Eisklettern und in extremem Wetter einbringen.

Am Ende der Straße, zwischen dem riesigen Lago Viedma und dem Inlandeis, am Rande des Nationalpark de los Glacieres, empfängt uns statt der erwarteten Zackenskyline eine schwarze Wolkenmauer, aus der ein eisiger Regenturm herauspeitscht. Zum Glück gibt es hier die Hosteria, ein verhältnismäßig gediegenes Bergsteigerwirthaus, dekoriert mit Ausrüstung von Bonatti bis Messner und einem wertvollen Hütten- und zugleich Tourenbuch.

Die „Hosteria Lago Viedma“ ist Ausgangspunkt für alle Berge der Umgebung, vor allem aber Zufluchtsort für Bergsteiger, die vom Schlechtwetter heruntergetrieben werden, denen das Essen ausgeht, die Zelte zerfetzt oder die Nerven durchgegangen sind.

Hier kann aus dem Sessel vor dem Kaminfeuer der waagrechte Regen durchs Fenster betrachtet werden, hier spenden gutes Essen und die einfühlsamen Fragen des Wirtes Trost, hier kann man seine Nerven wieder hochpäppeln.

Zu diesem Zweck kommen auch Hans Bärnthaler und Manfred Lorenz, unsere österreichischen Bergführerfreunde, von der Waldhütte an der Laguna Torre herunter. Wochenlang warten sie bereits auf eine Chance am Torre, mehrere Versuche sind schon im Schlechtwetter gescheitert. Nach einem gemeinsamen Abend, der die Bier- und Weinvorräte der Hosteria beträchtlich dezimiert, starten sie wieder mit gestärkten Nerven und neugeschöpftem Optimismus Richtung Berg. Eine kurzzeitige Aufheiterung gibt nur zweifelhaften Anlaß zu Hoffnung.

Als wir drei mit unserem Übergepäck in die enge Hütte an der Lagune Torre hineinwollen, um nach der langen Wanderung im Regen endlich ins Trockene zu kommen, fühlen wir uns wie unwillkommene Eindringlinge. Wir stören die anderen (außer Hans und Manfred sind auch noch Buda Fuster aus der Schweiz und Alan Cearny aus USA hier) gerade bei der Zubereitung ihres Abendessens, die Ruhe ist dahin.

Übertriebene Lautstärke, unpassende Fragen und Handlungsweisen wie „Aufräumen wollen“ oder „Ausrüstung sortieren“ verraten unsere Nervosität und Unsicherheit.

Erst nach ein paar Tagen lernen wir die Ruhe hier schätzen, die

Stunden am Feuer in der Hütte, das Rauschen des böigen Windes über dem dichten Blätterdach knapp über unseren Köpfen, das Beerensammeln am Hang über dem Wald.

Die erste Schönwetterperiode kommt für uns wie ein Schock.

Wie ein Zauberbild ragen die Türme leuchtend rot und weiß in den Morgenhimmel, keine Wolke ist zu sehen, kein Wind hat uns geweckt. Und die anderen vier haben sich davongeschlichen, ohne daß wir es merkten, keinen Ton haben sie uns am Vorabend gesagt. Sie waren für die Wetterbesserung wohl wesentlich sensibler als wir.

Obwohl wir schon Ausrüstung über den langen Torre-Gletscher an den Bergfuß geschleppt haben, obwohl wir eigentlich wissen sollten, was mitzunehmen ist für so ein Unternehmen, brauchen wir in unserer Unschlüssigkeit und Anspannung noch Stunden, bis wir uns endlich mit schweren Säcken wegschleppen, jeder für sich mit seinen Gedanken. Mittlerweile ist es Mittag geworden und der Cerro Torre hat schon wieder seine Wolkenmütze aufgesetzt. Trotzdem stolpern wir weiter, über das blanke Eis des Torregletschers, suchen im Moränenschutt unser Materialdepot und mühen uns, noch überladener, die endlose Blockhalde zum Gletscher am Fuße der Ostwand des Cerro Torre hinaus.

Schwierigkeiten mit den Steigeisen stürzen mich in den ersten Verweilungsanfall. Die Sohlenränder meiner bequemen, alten „Plastikkoffer“ sind so abgewetzt, daß die Steigeisenbindungen nicht mehr greifen. Ich bastle fluchend mit Taschenmesser und Draht. Sane und Hartmut steigen hoch über mir im Gletscher herum. Erst als das seilfreie Gehen zwischen den Spalten wirklich unverantwortlich wird (eigentlich wäre es schon viel weiter unten nicht mehr zu verantworten gewesen), warten sie mit einem Seilende auf mich.

Unterm Bergschrund schaufeln wir (d. h. hauptsächlich Sane) ein Biwakschneeloch, so wie es schon bei Maestri und Karl zu lesen war. Aber nicht, um hier tagelang im Regen zu sitzen, sondern um morgen früh weiterzukommen über die Eiswand und den Südpfeiler, der da hoch über uns in den Wolken verschwindet. Arg klein komme ich mir vor, als ich hier im Schnee sitze und meine Kraftsuppe schlürfe. Windböen zischen über die Scharten hinter uns, immer wieder flattern dünne Eisplatten durch die Luft, vom Fels des Torre losgerissen und hochgeschleudert. Irgendwo da oben wissen wir Hans und Manfred, wissen auch, daß deren Biwak um einiges unangenehmer als unseres sein dürfte.

Unser Scheitern beim ersten Versuch war selbstverschuldet, wir fühlten uns der Sache noch nicht gewachsen. Zu schwere Rucksäcke, zu langsames Tempo, die Erkältung Sanes. Am nächsten Tag beobachteten wir bei strahlendem Wetter neidvoll das Vorwärtskommen der anderen durchs Fernglas, am übernächsten ihr Verschwinden hinter dem Wolkenvorhang. Am vierten Tag fegte ein böiger Wind über das dichte Blätterdach des Waldes, was hieß, daß unsere Freunde beim Abseilen am Torre in der Hölle stecken mußten.

Mitten in der Nacht kommen sie dann daher, mit schmalen Gesichtern, großen, rotgeränderten Augen, aufgerissenen Fingern und wirren Worten. Sie waren droben, haben den Torre geschafft, bei wütendem Sturm. Bruchstückhaft bringen sie ihre Eindrücke heraus, unverdaut, ungeordnet.



Fotos:  
H. Münchenbach,  
K. Schrag



Unsere Glückwünsche kommen aus trockenem Hals, noch waren wir ja nicht droben, wahrscheinlich haben wir eine wichtige Chance verpaßt. Aus Hans und Manfred kitzeln wir an Informationen heraus, was in dieser Situation möglich ist. Morgen wollen wir unseren nächsten Versuch starten.

Es folgt unsere erste ernsthaftere Bekanntschaft mit den Ungepflogenheiten des patagonischen Wetters. Abmarsch frühmorgens, Alan sitzt noch immer am Feuer und redet wirres Zeug daher. Bei Prachtwetter eilen wir dem Turm entgegen, jeder allein mit seinen Hoffnungen und Ängsten.

Diesmal kommen wir sogar zum Klettern, unsere Dreierseilschaft spielt sich ein. An einem Eisfeld, zehn Seillängen über dem Sattel, setzt uns die Dunkelheit fest. Wir können gerade noch eine weniger als bescheidene Sitzbank herauspicken, und gerade als wir uns zur Nachtruhe niederlassen wollen, reißt der Wind Hartmut den Biwaksack aus den Händen. Niemand hat ihn angehängt, mit einem Knall verschwindet er nach oben. Die Stunden bis zur Morgendämmerung sind relativ ungemütlich. Kater- und Rückzugsstimmungen im morgendlichen Schneetreiben, Abseilen über vereiste Felsen mit viel Angst und entsprechenden Vorsichtsmaßnahmen. Der Frust ist allerdings erst perfekt, als wir wieder am Gletscher stehen, der Wind nachläßt und die Wolken den Torre in verlockendem Abendlicht freigeben.

Sane hat die Schnauze voll, lädt uns ein zu einem Fest in die Hosteria. Hartmut und ich sind zu faul, den langen Weg hinunterzulaufen, und Sane wird durch wundgelaufene Füße daran gehindert. So genießen wir eben wieder einmal das Leben im Walde, bis wir reif sind zum nächsten Anlauf.

Dieser findet dann zu zweit statt, ohne Sane, der immer noch Probleme mit seinen Füßen hat, was sich wiederum auf die Nerven schlägt. Und eben bei diesem Anlauf zieht die Glücksfee alle Register. Zwei Tage später, am 30. Januar, stehen Hartmut und ich abends oben auf der Schneekrone unseres Alptraumturms. Die Sonne scheint, kein Lüftchen regt sich, bleiern liegt das Eismeer des Hielo Continental unter uns. Alle Zweifel gehören der Vergangenheit an, unser Riesenglück mit dem Wetter wissen wir sehr wohl zu schätzen.

Hinter uns liegen zwei Tage äußerster Nervenanspannung. Die Angst vor dem Wettersturz saß uns ständig im Nacken, je höher wir hinaufkamen, desto kritischer wußten wir den Rückzug im Sturm. Trotz allem konnten wir diese einmalige Kletterei bei Sonnenschein genießen. Der ständige Wechsel zwischen kompaktem, rotbraunem Granit und blauglitzernden Eisplatten, die unwahrscheinliche Ausgesetztheit an der schlanken Nadel über dem tiefen Gletscher, all diese Eindrücke nahmen wir mit wachen Sinnen dankbar auf. Erst erstaunt, dann lachend schwangen wir uns auf Maestris Kompressor, der da seit elf Jahren gut vertäut an der Wand hängt. Und in der letzten Stunde in der Gipfelwand, an den abgeschlagenen Bohrhaken hinauf zum Gipfelispiz, war ich wohl so andächtig wie noch nie in meinem Leben. Erst als ich am Gipfelgrat die Seile verankert habe und in der Abendsonne auf Hartmut warte, fällt der ganze Druck von mir ab und ich kann meinen Gefühlen freien Lauf lassen.

Viel Überwindung kostet der Abschied vom sonnigen Gipfel-schneepiz. Mir graust vor dieser finsternen Tiefe, vor dieser gefährlichen Abseilerei. Doch was soll's? Wir vertrauen unser Leben einem Firmanker an und lassen uns in die schattige Felswand hinunter, noch weitere 35 Abseillängen und ein zweites Biwak brauchen wir, bis wir den Gletscher erreichen.

Das Wetterglück verfolgt uns weiterhin, unter stechender Sonne schleppen wir unsere Sachen zur Hosteria zurück, feiern dort und lassen uns feiern, setzen ein Ausrüstungsstück nach dem anderen in Steaks, Bier und Wein um. Sane ist wieder voll dabei, trotz der bitteren Tatsache, eine so todsichere Chance verpaßt zu haben.

Der hartnäckig blaue Himmel zwingt uns schlichtweg dazu, unsere matten Muskeln noch einmal nach oben zu bewegen. Zu dritt steigen wir dem Fitz Roy entgegen, mutterseelenallein in der Landschaft, nur von kreisenden Kondoren erwartungsvoll beobachtet. Die wenigen anderen Bergsteiger haben rechtzeitig vor der Hitzewelle das Land verlassen. An der „Silla“, dem letzten gemütlichen Platz vor dem 600 Meter hohen Gipfelaufschwung, lassen wir unsere bleiche Haut von der Sonne bräunen, den Gipfel haben wir ja quasi schon in der Tasche.





Zu früh gefreut, das Patagonienhoch geht gerade rechtzeitig zu Ende, als unser Übermut am größten ist. Im Schneetreiben seilen wir nach dem Biwak wieder ab, ein letzter Versuch wird bereits an der Brecha de los Italianos durch Sturm gestoppt.

Der Sturm jagt uns dann endgültig hinaus aus dem wunderschönen Fitz Roy-Hochtal, wie so vielen anderen Patagonienglücksrittern wird auch uns die „Hosteria“ Zufluchtsstätte. Vorbei ist der Sommer, aus der Patagonientraum.

Voriges Jahr waren Zauber und Fluch Patagoniens noch ungebrochen. Der Reiz dieser traumhaft schönen, wilden Landschaft, die gnadenlosen Wetterverhältnisse, die schon manchen Bewerber dem Wahnsinn nahegebracht haben, wir haben diese Kontraste noch voll auf uns wirken lassen.

Einigen dieser Träumer und Spieler, die die Bergsteigergeschichten Patagoniens so abenteuerlich gestalten, sind wir begegnet. Da war das blauäugige Brüderpaar aus Australien, das ohne jegliche Gebietskenntnis auf einer unmöglichen Route den Cerro Torre umrunden und dann besteigen wollte. Nach zwei stürmischen Nächten waren von ihrem Zelt nur noch einige Fetzen übrig, und die beiden kamen wie getaufte Mäuse zurück.

Oder Armando Aste, der Dolomitenschließer aus Rovereto. Bereits siebenmal war er in Patagonien, doch nie klappte es mit einem der hohen Gipfel. Jetzt ist er pensioniert und versuchte sich mit jungen Begleitern wieder an Cerro Torre und Fitz Roy. Doch die Seilschaft war zu langsam, bei schönstem Wetter gab der

vorsichtige Aste an beiden Bergen auf. Er will auf jeden Fall wiederkommen.

Schicksalsgefährten von Armando sind das unentwegte Paar Silvia Mezeltin und Gino Buscaini. Auch in diesem Jahr starteten sie wieder drei Versuche am Fitz Roy, hatten aber immer das große Wetterpech.

Was bringt die Zukunft in Patagonien?

Der Ruf von Cerro Torre als „schwierigster“ und Fitz Roy als „einer der schwierigsten“ Berge der Erde wird immer wieder für Sensationen gut sein. Die in der Presse groß angekündigte erste Alleinbesteigung des Cerro Torre in Rekordzeit durch Thomas Bubendorfer wurde zwar dann von Marco Pedrini durchgeführt, doch auch am Fitz Roy war schließlich noch eine kleine Sensation herauszuholen.

Und hervorragende, schnelle Kletterer wie Pedrini haben tatsächlich die besten Chancen, die kurzen Schönwetterperioden optimal zu nutzen und die schwierigsten Routen zu klettern. Für größere Gruppen ist immer noch der Expeditionsstil mit Fixseilen üblich.

Die Erschließung macht auch vor Patagonien nicht halt. Straßen, Brücken und Häuser schieben sich weiter in den Nationalpark vor. Das Abenteuer des Unbekannten, das Erleben in der Natur wird zurückgedrängt werden von rein sportlichen Leistungen.

Das Wetter läßt sich jedoch nicht so leicht ändern, und es wird in Patagonien weiterhin alle Unternehmen entscheidend beeinflussen. Es wird weiterhin Thema Nummer eins bleiben. Und das ist gut so.

# Patagonien Land der Träumer und Spieler



*Oben: Der Cerro Torre  
durchsicht die Wol-  
kendecke.*

*Rechts: Blick vom  
Cerro Torre auf das Hielo  
Continental.*

*Fotos:  
K. Schrag*





*Links: Unter der Gipfelwächte  
des Cerro Torre*

*Unten: An der Maestriführe (SO-  
Kante) des Cerro Torre*

*Fotos:  
K. Schrag*



*Links: Orkan überm  
Hielo Continental*

*Foto:  
G. Giongo*

## „Vom Rest der Welt abgeschnitten“: Überquerung des „Hielo Continental“ – allein, im Winter

Giuliano Giongo



*Ober:  
Der lange Weg Giuliano  
Giongos über das Hielo  
Continental.*

*Seite 151:  
Skizze des „Zeltes“, in  
dem Giongo die Nächte  
verbrachte.*

14. August 1985, Chile. 50,50° südlicher Breite, 73,20. Längengrad. Diesen Tag und diesen Ort werde ich niemals vergessen: Angenehme Wärme und ein Gefühl des Wohlbefindens stieg in mir auf, während ich den Kopf bewegte, um den blutigen Schnee von meinem Gesicht zu schütteln. Ein Sturz von zwanzig Metern hatte mich aus der polaren Kälte in eine tiefe Gletscherspalte befördert. Ich war mir meiner aussichtslosen Lage noch nicht bewußt. Ich konnte gerade noch feststellen, daß meine Finger verletzt und die linke Zeigefingerspitze bis auf den Knochen aufgerissen war. Dann begann es zu dunkeln. Als ich den Kopf hob, sah ich für einen Augenblick zwei steile Eiswände über mir emporragen, die an einem Punkt zusammentrafen, von dem ein nur symbolisches 7-mm-Seil herunterhing.

Jetzt erst fiel mir ein, daß ich nichts hatte, um mich zu bedecken, daß ich allein war, ohne Essen, ohne Eispickel oder sonstige Geräte, hunderte Kilometer entfernt von Menschen.

Ich hatte gerade die erste Überquerung der Eiskappe des „Hielo Continental“ in nord-südlicher Richtung allein im tiefen Winter geschafft.

Man wird sich fragen, wie einem erfahrenen Alpinisten wie mir dieses Mißgeschick passieren konnte. Jedenfalls stand es nicht in meinen Plänen!

Das „Hielo Continental“ ist den arktischen Gletschern ähnlich: Es wird von den Schneefällen genährt und nicht durch den Druck der nachrückenden Schneemassen wie die Gletscher der Alpen oder des Himalaya. Es besteht aus fünf enormen Hochebenen, „mesetas“, die südlich des 48. Breitengrades aneinandergereiht sind. Die letzte, die „Meseta Polonia“, reicht bis zum 50,40. Grad südlicher Breite, auf die Höhe der „Wütenden Fünziger“: insgesamt eine Fläche von über zwanzigtausend Quadratkilometern, auf denen nicht einmal ein Insekt lebt.

Der Gletscher ist vom Rest der Welt abgeschnitten: Im Osten trennt ihn die Kordillere mit einem der unzugänglichsten bekannten Gebirgskämme in seiner ganzen Länge von der öden Provinz Santa Cruz, die mit einer Gesamtfläche von beinahe der Größe Italiens nur etwa hunderttausend Einwohner zählt. Diese leben geballt in einigen Kleinstädten auf der anderen Seite, an der Atlantikküste.

Im Westen hingegen flankieren den Gletscher die stürmischen einsamen Küsten des Pazifischen Ozeans. Längs der chilenischen Küste enden die Landwege alle am Golf von Corcovado: von da an nichts über Hunderte von Kilometern bis Puerto Natales, wo die „Verbannten“ von Magallanes leben.

An dem Punkt, an dem ich mein Unternehmen zu Ende wähnte, begann nun statt dessen ein hoffnungsloser Kampf ums Überleben.

Aber es ist wohl besser, von Anfang an zu berichten:

## Milano, 24. November 1984

Nach Abschluß einer Reihe von Vorträgen in Italien und im Ausland, müde vom Stadtleben, genieße ich die letzte warme Herbstsonne. Ich liege ausgestreckt auf dem „Monte Stella“,



einem Parkgelände in der Peripherie Mailands, das erst vor kurzem über einem Müllberg angelegt worden ist...

Es ist Zeit für mich, aufzubrechen.

Ich denke an das „Hielo Continental“, an jene immense Ebene aus Eis mit ihrem gespenstischen Licht, an die weiten unerforschten Gebiete, an Patagoniens Orkane.

Einige Tage später blättere ich in dem Buch des Salesianers P. De Agostini „Die Patagonischen Anden“, das 35 Jahre nach seinem Erscheinen immer noch das aufschlußreichste ist. Da lese ich von einem Schafzüchter, der am Viedma-See Stämme aus dem Wald holte, um sie dann auf seinem Boot zu verladen. Dieses hatte er vorsichtshalber zur Hälfte mit Wasser volllaufen lassen, damit es die Sturmböen nicht in die Höhe schleuderten. Er mußte trotzdem mitansehen, wie ein plötzlicher Windstoß das schwere Boot ans Ufer warf, wo es zerschellte. Auf dem „Hielo Continental“ erst, wo die Stürme der Antarktis ewig und ohne Widerstand wüten! Der argentinische Gletscherforscher Bertone hatte dort Windgeschwindigkeiten von über 300 km/h gemessen. Die Wetterverhältnisse sehen laut Scott so aus: 3 Tage schönes Wetter alle 30 Tage in der warmen Jahreszeit.

Das „Hielo Continental“ konnte mein nächstes Ziel sein. Es faszinierte mich. Was das Boot des argentinischen Farmers angeht, so hatte ich begriffen, daß dessen Anwesenheit dort anmaßend gewesen war, und deshalb war es verständlich, daß der Sturm dagegen wütete. Die Orkane zogen mich an. Ich mußte nur einen Weg finden, mich anzupassen und mich mit ihnen vertraut zu machen, mußte mich harmonisch eingliedern.

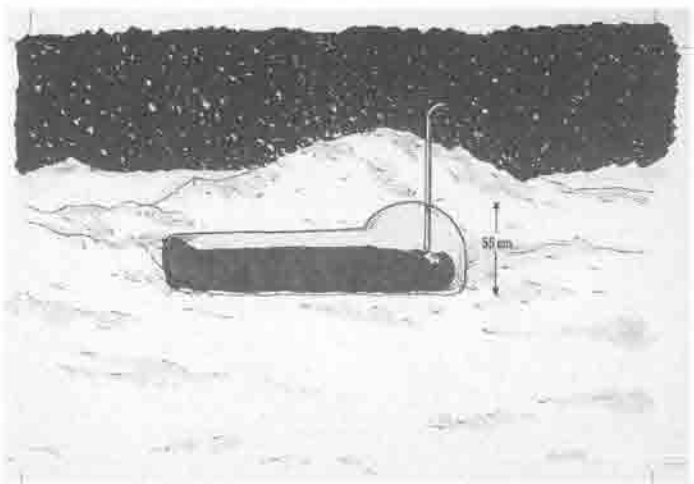
Ich beschloß, ihm allein und in der härtesten Jahreszeit zu begegnen und auf jede Hilfe von außen – Funkgerät inbegriffen – zu verzichten. Deshalb plante ich die Abreise für Anfang Juli, zu Beginn des südlichen Winters.

Kein Zelt hätte den Stürmen standgehalten. Andererseits war der Bau von Iglus von vornherein ausgeschlossen. Ich konnte dem Blöckeschneiden keine Zeit widmen, der Wind würde sie mir doch aus den Händen reißen.

Die Schafe Patagoniens haben mich inspiriert: Diese Tiere, die gemeinhin als dumm bezeichnet werden, drängen sich bei starken Schneefällen gruppenweise zusammen und schaffen durch die gemeinsame Atemwärme eine Öffnung in der Schneedecke, unter der sie begraben sind. So ersticken sie nicht.

Also konnte auch ich am Boden ausgestreckt biwakieren, in einem Sack aus „Goretex“ mit einer kleinen Kuppel über dem Kopf und einem langen Schnorchel zum Atmen. So konnte ich mich ruhig einschneien lassen und die Nächte überall verbringen, unabhängig von Zeit und Ort. Das bedeutete für mich enorme Beweglichkeit, die es mir ermöglichen würde, die Zeit der Überquerung erheblich zu verkürzen.

Ich begann mit den Vorbereitungen. Ich trainierte ausdauernd, indem ich täglich mehrere Stunden lang auf dem Bett lag und mit geschlossenen Augen alle Situationen und Gefahren durchdachte, die mir begegnen konnten, und Lösungswege suchte. Von Zeit zu Zeit überprüfte ich meine Kondition: Oberhalb Merans hatte ich meinen Weg, dessen 400 Meter Höhenunterschied ich in 14 bis 17 Minuten schaffen mußte. Dann legte ich mich wieder hin



und sammelte Energien, bis ich eines Tages fühlte, daß ich bereit war.

Nun mußte ich noch ein Wunder vollbringen: die 100 kg Gepäck, die für ein solches Unternehmen unentbehrlich wären, auf 35 kg zu reduzieren – einschließlich Proviant. Mehr konnte ich meinen Schultern nicht zumuten. Die Lebensmittel durften die 10 kg um kein Gramm überschreiten.

Ich zerbrach mir den Kopf über möglichst vollwertige Nahrung, mit dem vorteilhaftesten Verhältnis Gewicht – Nährwert. Meine Wahl fiel schließlich auf Vollhafer, angereichert mit Nüssen, Pulvermilch und Zucker. Außerdem würde ich 2 kg Bauchspeck, Mineralsalze, Tee und Gelee Royal mitnehmen.

Diese Mischung ergab bei einer Tagesration von 350 Gramm über 2000 Kalorien. Sie hatte auch noch den Vorteil, daß ich alles direkt in Patagonien besorgen konnte, da es sich um Naturprodukte handelte.

## Lago Argentino, 11. Juli 1985

Ursprünglich plante ich, den Lago San Martin per Schiff zu überqueren, um nach Chile zu gelangen. Nun wird nichts daraus. Ich habe zwar die Erlaubnis des chilenischen Konsulats, doch der dortige argentinische Gendarmeriekommandant verbietet mir die Ausreise auf jenem Weg, der für mich der günstigste gewesen wäre, weil es da keine reguläre Grenze gibt. Er zeigt mir auf der Karte den Beginn der „regulären“ Grenze. Um ihn zu erreichen, müßte ich einen Umweg von 1400 km machen! Der Beamte ist leider nicht umzustimmen. Daher beschloß ich, die Grenze zu Fuß zu passieren, nördlich des Fitz Roy, über die Kordilleren, um dann weiter nach Norden bis zum Beginn des „Hielo Continental“ zu gehen, wo ich das Gebiet der „Mellizos“ und des „Seno Bernardo“ erkunden möchte.

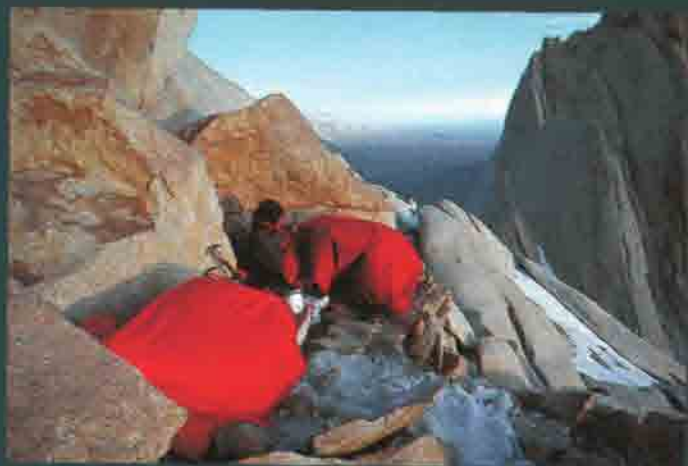
Dieses unvorhergesehene bürokratische Hindernis bereitet mir nun viel größere Anmarschschwierigkeiten und einen Zeitverlust von mindestens sechs Tagen.

Ich besorge mir den Proviant und miete eine „Camioneta“, einen

Rechts: Fitz  
Roy und  
Aguja Poin-  
cenot (links)

Unten: Bi-  
wak am Fitz  
Roy

Fotos:  
K. Schrag



Rechts: Cerro  
Murallon vom Hielo  
Continental

Foto:  
G. Giongo



Oben: Manfred Lorenz (li.)  
und Hans Bärnthaler nach  
ihrer Rückkehr vom Cerro  
Torre in der Laubhütte.

Foto: K. Schrag

kleinen Lastwagen. Dr. Bellini, ein alter Freund von mir, Direktor des Krankenhauses von Calafate, schüttelt bei meiner Abreise ungläubig den Kopf und kann seine Besorgnis um mein weiteres Schicksal kaum verbergen.

Hunderte von Kilometern fahre ich über die eisige Steppe nach Norden und erreiche endlich den Punkt, an dem der „Rio Fitz Roy“ und der „Rio de las Vueltas“ zusammenfließen. Von dort weiter zu Pferd in Richtung Anden. Außer meinem auf das Unentbehrlichste reduzierten Gepäck führe ich ein halbes Buch von Horaz in spanischer Sprache, das ich in Patagonien erstand, und ein Päckchen Zigaretten für kritische Augenblicke mit.

Am 15. Juli breche ich zu Fuß auf und kann mich endlich auf meine eigenen Kräfte verlassen. Ich biwakiere in alten windschiefen Hütten oder unter Felsvorsprüngen, erklettere senkrechte Eisfälle und gelange über die Kordillere nach Chile.

Die Begeisterung, der erlittene Zeitverlust und die Tatsache, daß meine Autonomie durch die knapp bemessene Verpflegung begrenzt ist, geben mir unheimlich viel Schwung. Ich stürze mich förmlich in das Abenteuer, in das wütende Unwetter. Der Sturm kommt aus Süden und treibt mich schnell vorwärts, über den „Corridoio Hiken“. Am 21. Juli bin ich auf der Höhe der „Mellizos“. Die Nebel teilen sich ein wenig und ich kann den Riveragletscher gegen den Lago San Martin hin erkennen. Für einen Augenblick überkommt es mich – ich möchte am liebsten aufgeben und zurück zu den Menschen fliehen. Ich krieche in meinen Schlafsack und treffe eine Entscheidung, die mich später noch teuer zu stehen kommen wird: Ich trenne einen Teil der Landkarte ab, das ganze Gebiet jenseits der Anden, um in Zukunft die Versuchung zu verhindern, die zwei, drei Möglichkeiten zu nützen, um in „relativ“ kurzer Zeit wieder nach Argentinien zurückzugelangen. Es hat keinen Sinn, weiter hier im Sturm festzusitzen und zu grübeln. Ich breche am besten gleich in südlicher Richtung auf. Nun aber habe ich den Wind nicht mehr im Rücken, ich muß mich mit aller Kraft gegen ihn stemmen und mich auf meinen Skiern entschlossen vorwärtskämpfen, um weiterzukommen. Die Zähne zusammenbeißen, mit gesenktem Kopf „schneide“ ich den Sturm und rede mir selbst zu: „Du bist unheimlich stark! Heule nur zu, Wind, blase! Mich kriegst du nicht unter!“

Am Nachmittag des 22. Juli erreiche ich den Anfang der „Meseta de todas las madres“. Der knapp über der Erde daherfegende Orkan dringt mir durch Mark und Bein. Ich messe 30 Grad unter Null!

Der Himmel klärt sich. Der Gletscher ist flach wie ein Brett. Messerscharf schneidet der Horizont meinen Blick. Es gibt keinen Orientierungspunkt. Ich nehme meine Leica zur Hand, obwohl ich dabei riskiere, mir die Finger zu erfrieren, da ich zum Knipsen die Handschuhe ausziehen muß. Aber ich sage mir: „So ein Bild kannst du nur hier machen“, denn weiter südlich wird der Gletscher schmaler und man wird die Berge am Horizont sehen. Ich mache zwei Aufnahmen, ohne Handschuhe, und verstaue den Apparat rasch wieder. Über mir, in mindestens 12 km Höhe, zieht ein Linienflugzeug vorüber. Ich stelle mir jene Menschen vor, wie sie dort oben im Warmen sitzen...

Wenn ich die Erde von hier aus betrachte, so scheint es mir

unbegreiflich, daß es normal ist, ein Stück davon kaufen oder verkaufen zu können und daß die Macht des Geldes nicht ebenso als Gewalt gilt wie jene der Waffen.

Auch in dieser Nacht gehe ich bis zwei Uhr morgens. Der Sturm beruhigt sich ein wenig. Sterne sind zu sehen. Wenn ich zum Himmel aufschaue, scheinen mir manche Erdenbewohner anmaßend in ihrer Annahme, die einzigen Lebewesen des Universums zu sein!

Kaum habe ich mein Nachtlager errichtet, bricht der Sturm heulend wieder los. Durch die Wärme meines Körpers angeschmolzen, haftet der Schnee am Stoff des Biwaksackes. Auf dieser ersten Schicht klebt und häuft sich der herangepeitschte Schnee bald an. Schon nach einer halben Stunde muß ich den Schnorchel verwenden: Ich bin vollkommen eingeschneit. Das Gewicht der über mir liegenden Last ist so groß, daß ich die Beine nicht mehr bewegen kann. Nur durch den Schnorchel höre ich das Heulen des Sturmes dort oben.

Gegen Morgen lege ich eine Plastiktasche, die ich schon am Abend zuvor mit Schnee gefüllt habe, zu mir in den Schlafsack. In wenigen Stunden wird ein wässriger Brei daraus, den ich mit erheblicher Gasersparnis zur Bereitung des täglichen Essens verwenden kann. Um die unangenehmen Auswirkungen der Kondensierung beim Kochen zu vermeiden, kann ich diese umständliche Operation nicht in der Kuppel des Zeltsackes vornehmen, sondern muß mich wie ein Verrenkungskünstler in eine Position bringen, die es mir ermöglicht, den Kocher am Fußende des Ausgangssackes zu bedienen.

Wenn ich morgens an die Oberfläche krieche und mein Lager von außen betrachte, scheint es mir jedesmal unmöglich, die Nächte unter solchen Umständen zu verbringen. Aus dem Schneehaufen vor mir ragt nur der Schnorchel und aus diesem ein Draht, der mir als „Pfeifenputzer“ dient, um die Eiskrusten im Rohr zu entfernen, die sich durch meine Atemwärme bilden.

Ich verstaue mein Gepäck und setze meinen Weg fort, im Sturm, immer dem Kompaß nach. Für einen Augenblick sehe ich den „Volcan Lautaro“. Es gelingt mir, ihn zu fotografieren – und weiter gegen den Wind bei Sichtweite Null.

Südlich der „Meseta de los 4 glaciares“ erlebe ich eine Überraschung: Als ich im Morgengrauen des 27. Juli aus dem Biwaksack krieche, scheint die Erde mir einen großen Festtag beschenken zu wollen. Der Cordon Mariano Moreno präsentiert sich in seiner ganzen unbeschreiblichen Pracht. Ich bin glücklich. Meine Freudenschreie hallen über den Gletscher. Im Norden sehe ich Fitz Roy und Torre Egger, die ich vor einigen Jahren bezwungen habe, und Cerro Torre, an dessen Wänden ich gemeinsam mit Bruno und Giorgio De Donà im Winter 1983 kletterte. Damals aber gab es, 1000 Meter senkrecht unter unseren Füßen, eine Höhle im Eis, die uns Schutz bot, wenn wir abstiegen, ein tröstlicher Anhaltspunkt. Hier gibt es keine Bezugspunkte. Ich irre allein über eine Wüste aus Eis. Wenn ich mich zum Ausruhen hinsetze, so nur für wenige Augenblicke. In kürzester Zeit würde mich der Schneesturm verschlingen.

Unter diesen Bedingungen ist es unmöglich, Tagebuch zu führen. Ich stelle fest, daß ich jedes Zeitgefühl verloren habe. Heute

erlaubt mir der lang erwartete Nordwind endlich, meinen „Segelmantel“ zu gebrauchen. Ich komme auf den Skiern sehr schnell vorwärts. Oft hebe ich sogar vom Boden ab. Leider muß ich aber meinen Versuch, den Wind zu nutzen, bald aufgeben, obwohl ich auf diese Weise in wenigen Stunden etwa 30 km zurücklegte. Es ist zu gefährlich. Das zwei Quadratmeter große Segel bietet diesem Sturm zuviel Fläche. Der Schlitten, dessen Zugseil ich um die Mitte trage, überschlägt sich dauernd und bringt mich mit seinem Rücken zu Fall. Ich kann es mir nicht leisten, mir ein Bein zu brechen oder die Skier zu beschädigen. Das eine wie das andere würde mein sicheres Ende bedeuten. Wenn es nicht wegen des Schlittens wäre, hätte ich heute 100 km zurückgelegt! Ich umgehe den „Cordon“ Riso Patron und den Murallon und genieße am 30. Juli auf der „Meseta Italia“ einen herrlichen sonnig-windstillen Tag. Ich nütze ihn, um den Schlafsack zu trocknen, in Ruhe zu essen und endlich eine Zigarette zu rauchen, ohne mir die Finger zu verbrennen. Die acht Stunden des kurzen Wintertages vergehen schnell. Vor Einbruch der Dunkelheit suche ich noch am Fuße des Cerro Roma nach dem Abstiegs punkt zur „Meseta Japon“.

4. August. Ich befinde mich auf der Höhe des „Andrew-Fjordes“. Vor mir liegt der gefährlichste Abschnitt meiner Längsquerung. Oft muß ich den Schlitten auf den Schultern tragen. Sieben Tage muß ich mich noch durch den pausenlos wütenden Schneesturm kämpfen, bevor ich die „Meseta Polonia“ erreiche, das letzte der fünf Hochplateaus, aus denen das Hielo Continental besteht.

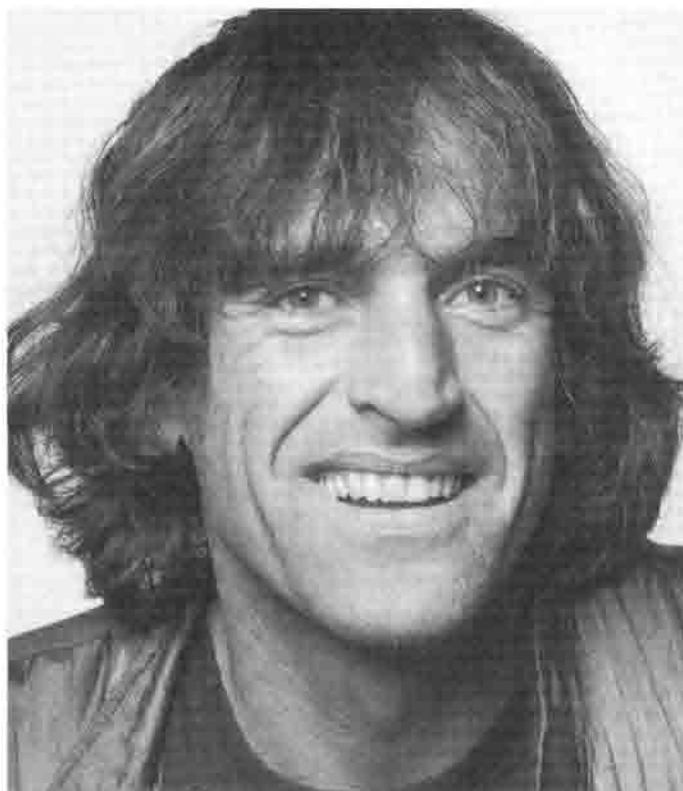
## 14. August

Auf der Höhe des „Fiordo Calvo“ konnte ich gestern endlich meine Blicke über ein Stück Küste schweifen lassen, die schon zu lange mein Ziel war. Wenn ich nicht einen kurzen Augenblick Sicht in diesem nun schon seit Tagen anhaltenden Nebel gehabt hätte, wüßte ich nicht, wo ich mich befinde.

Ich muß mich beeilen. Mein Proviant ist beinahe zu Ende. Er wird noch für die paar Tage reichen, die mich vom „Amelia-Gletscher“ trennen, der zur chilenischen Küste hin ausläuft. Heute mußte ich auf meine Ration verzichten. Der Sturm ließ mich einfach nicht essen.

Ich bleibe ein wenig stehen, um auszuruhen, und nehme die Skier ab. Der Schlitten ist arg zugerichtet. Wie ich ihn so mitten im Schneetreiben betrachte, scheint es mir wirklich der Mühe wert, ein Foto davon zu machen. Ich ziehe die Handschuhe aus und stecke sie in eine Seitentasche des Rucksackes auf dem Schlitten. Mit meiner Leica in der Hand mache ich einige Schritte rückwärts. Ein Windstoß bringt mich aus dem Gleichgewicht. Ich versinke im Schnee. Instinktiv suche ich Halt an allem, was an mir vorübergleitet. Große Wärme durchflutet mich. Ich bin mir nicht bewußt, was geschehen ist, oder vielleicht lasse ich mich gern an dieses wohlige Gefühl gehen, das mich einhüllt. Eine lange Zeit der Stille – ich achte weder auf die blutende Nase noch auf meine verletzten Hände.

Eine unbestimmbare Zeit vergeht, gerade genug, um zu begreifen, daß dies das Ende ist! Verzweiflung? Nein. Panik auch nicht. Ich weiß nicht, was mir die Kraft gibt, Ruhe zu bewahren. Und ich



sehe doch um mich blickend keine Rettungsmöglichkeit. Ich bin direkt in der Unterwelt gelandet!

Ich habe nichts, um mich zu bedecken, nichts zu essen. Ich ziehe die Socken aus und verwende sie als Handschuhe.

Aber wer weiß, vielleicht gibt es doch eine Möglichkeit!

Die Dunkelheit bricht ein, bevor ich Zeit habe, die Gletscherspalte näher zu untersuchen. Vielleicht ist es besser so: eine hoffnungslose Nacht weniger.

Die Selbstvorwürfe, die ich mir wegen des Abschnallens der Skier mache, erdrücken mich buchstäblich. Ein unverzeihlicher Fehler! Aber die Füße taten mir weh, die Beine – von den immer gleichen Bewegungen. Ich wollte sie mir nur kurz vertreten, ohne das ständige Gewicht der Skier. Ich bin den Tränen nah, doch ich darf nicht, ich will nicht weinen!

Ich setze mich auf den Schnee. Schon bald friere ich. Und doch ist es hier unten warm! Mindestens 5 Grad unter Null.

Es ist dunkel. Eine bläuliche Dunkelheit. Ich bin müde. In diesen Tagen bin ich viel gelaufen!

Das Licht der Morgendämmerung zwingt mich, um mich zu blicken. Ich befinde mich auf einem von meterhohem Pulverschnee bedeckten Vorsprung. Unter mir ein tiefer Abgrund, ein schwarzes Loch im Weiß. Wie tief mag das sein! Durch die Wand vor mir sickert Licht herein. Da ist eine schmale Längsspalte, durch die ununterbrochen Pulverschnee hereinrieselt. Unheimliche Mengen! Wo fällt er hin? Wenn das so weitergeht, wird er in kurzer Zeit das Loch unter mir füllen. Dann kann ich die Öffnung vielleicht erreichen! Und wer weiß – vielleicht ins Freie gelangen! Doch der Schnee fällt unaufhörlich und verliert sich in der Tiefe. Einmal hörte ich von unterirdischen Seen und Flüssen unter diesen Gletschern. Der Gedanke ist grauenvoll.

Die Zeit steht still. Dauernd sehe ich auf die Uhr. Damit muß ich aufhören. Es dürfte Mittsommer sein. In Italien genießen die Menschen die Sonne. Ich fühle mich außergewöhnlich ruhig, denke an mein Leben. Es war schön! Dieser Gedanke ist sehr

Seite 154 und unten:  
Zweimal Giuliano Giongo; Bild unten nach  
dem Sturz in die Gletscherspalte.  
Rechts: Erfrorene Finger.

Fotos:  
G. Giongo

tröstlich. Ich setze mich hin, stehe wieder auf, starre dieses symbolische Seil an, das mich mit dem Schlitten verbindet. Das Loch, das beim Absturz entstand, ist schon wieder vollkommen geschlossen. Wo wird mein Eispickel sein? Habe ich ihn neben dem Schlitten in den Schnee gerammt oder nur hingelegt? Würde ich am Seil ziehen, käme der Schlitten herunter. Und dann?

Wer weiß, wie viele Meter tief ich gestürzt bin? Wenn ich hinaufschau, scheinen es mir nicht viele zu sein. Lange habe ich nun nicht mehr auf die Uhr gesehen! Sicher ist es drei oder vier Stunden her. Nun will ich aber wirklich nachschauen. Mein Gott, bloß zwanzig Minuten! Ich bin am Ende vor Kälte und Hunger.

17. August 1985. Im ersten Licht der Morgendämmerung habe ich beschlossen, den Schlitten herunterzuziehen und Schluß zu machen mit dem Hoffnungsschimmer, der mir vorgaukelt. Wenn schon, dann will ich mit vollem Bauch sterben!

Ich zog am Seil. Es kam ein Stück herunter, dann blieb es stecken. Ich war überrascht, ungläubig. Von Anfang an hielt ich es für ausgeschlossen, daß der Schlitten mir als Anker dienen könnte. Während meiner Biwaks auf dem Gletscher hatte ich beobachtet, wie sich über mir ein Schneemantel bildete und durch meine Körperwärme gefror, der Schlitten aber gewöhnlich frei blieb. Nur seitlich häufte sich etwas trockener Pulverschnee an. Dort oben mußte etwas geschehen sein. Vielleicht hatte der Wind gedreht und aus Norden feuchten Schnee gebracht, der liegengeblieben und in der Nacht angefroren war. Aber dieser Wind war so selten. Ich hatte immer auf ihn gehofft, da er mir das Vorwärtskommen erleichtert hätte.

Ich begriff, daß ich nun doch eine Chance hatte, wenn ich imstande wäre, am Seil hochzuklettern. Ob ich es noch schaffte?



Einen Augenblick lang dachte ich, daß es vielleicht besser wäre, zu warten, etwa einen Tag lang, um sicher zu sein, daß das Seil hielt. Aber wie konnte ich warten! Und wenn der Schlitten sich löste, während ich im Seil hing? Ich würde abstürzen, diesmal vermutlich in jenes schwarze bodenlose Loch dort unten, das ich tagelang vor Augen gehabt hatte.

Ich beschloß, es zu wagen. Ich hatte nicht einmal ein Messer, um ein Stück Seil abzuschneiden und einen „Prusik“-Knoten zu machen, um mir den Aufstieg zu erleichtern. Irgendwie hätte ich es vielleicht doch geschafft, irgendwie, aber nach der letzten Nacht konnte ich mit meinen Händen keine Feinarbeit mehr machen.

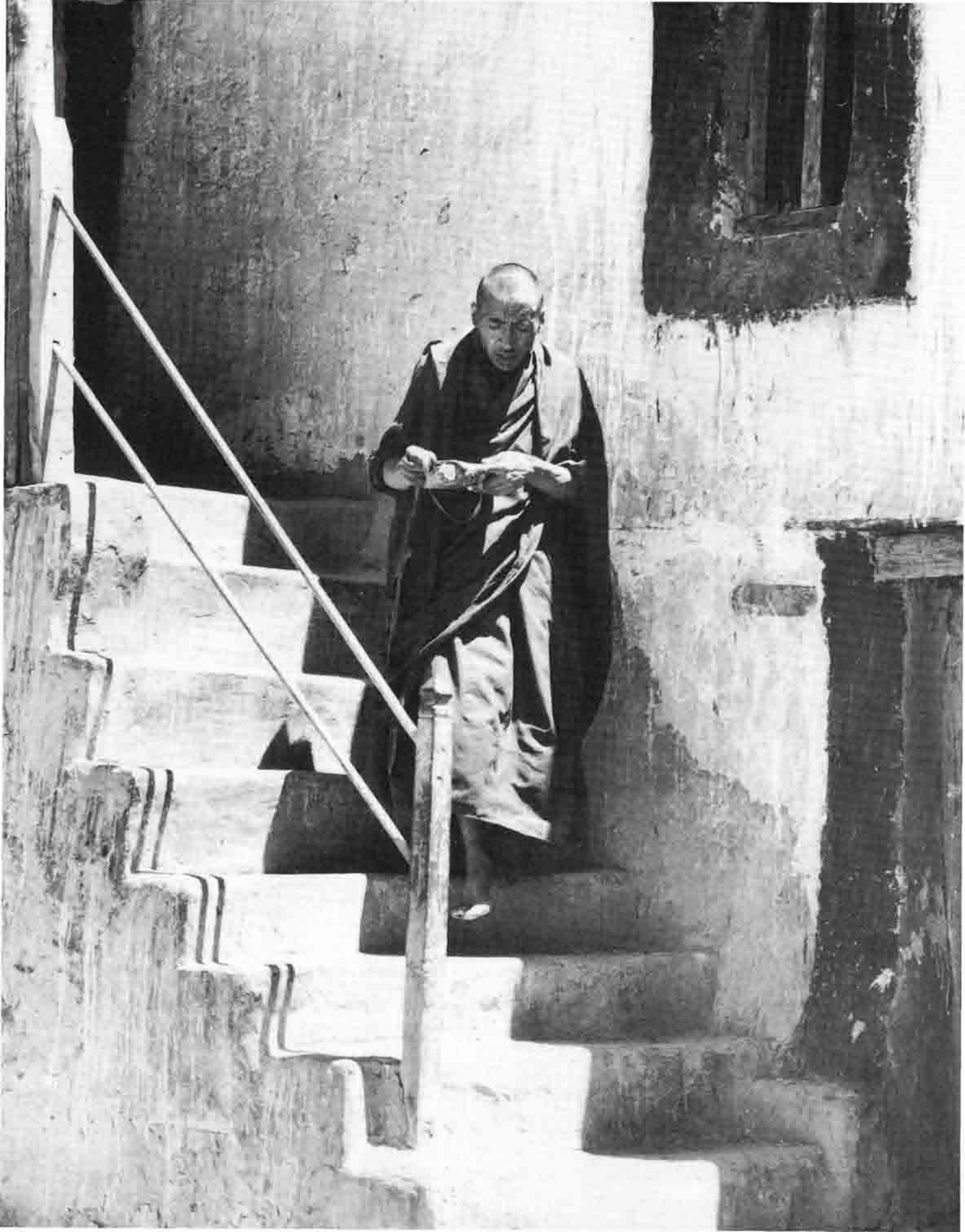
Nach ein paar Metern rutschte ich wieder zurück. Weitere Versuche scheiterten mit dem Ergebnis, daß meine Hände noch schlimmer zugerichtet waren und bluteten. Die Finger schmerzten. Spitze Nadelstiche durchzuckten sie bei der leisesten Berührung. Das 7-mm-Seil bot wahrhaftig nicht viel Halt. Ich war erschöpft, durchgefroren. Mit einem plötzlichen Willensakt beschloß ich, daß ich es schaffen würde.

Verzweifelt kämpfte ich mich nach oben, ohne auf den Schmerz zu achten. Ich klemmte das Seil zwischen die Schuhe. Nach einigen Metern konnte ich die Wand neben mir erreichen und mich daran hochstemmen.

Nach mehreren Stunden mißglückter Versuche gelang es mir nun rasch, den Punkt zu erreichen, wo das Seil in der weißen Decke verschwand. Es hatte sich in den Rand der Gletscherspalte eingekerbt. Ich mußte noch den Schnee entfernen, der das Loch neuerlich geschlossen hatte. Gott allein weiß, wie ich das schaffte. Am späten Nachmittag dieses Tages verschlang ich – mit vier erfrorenen Fingern – neben dem Schlitten die Reste meines Proviantes.

In dem Augenblick, da ich ans Überleben glaubte, war ich jedoch immer noch vom Rest der Welt abgeschnitten, wer weiß wie viele Tagesmärsche entfernt von den ersten Menschen. Bei 30 Grad unter Null brach ich zu einem ungläublichen Marsch zurück ins Leben auf.





# Fernreisen – Chance der Begegnung

mit Beiträgen von Herbert Guggenbichler, Hermann Wolf

und Ulf Böhringer

## Fernreise

Flugnummer vier null drei  
Kurs ist Süd – Süd – Ost.  
... und kein Blick wird frei  
in dreißigtausend Fuß,  
auf Gottfried Seumes Weg  
nach Syracus.

Siebzig Kilo bin ich,  
bar bezahlt und eingecheckt  
auf des Captains Ladeplan.  
... und der gelbe Sandsturm deckt  
Schlagintweits verlorene Spur,  
Nord – Nord – Ost zum Tien-schan.

Angenehme Ruhe –  
Lehne neigt rückwärts – Füße vor.  
Kurs ist Ost – Süd – Ost,  
... und des Venezianers zerrissene Schuhe  
zerfielen von Hitze und Frost,  
irgendwo am Lop-nor.

Ich kauere auf der Polsterbank,  
beschämt, – gedacht einen Herzschlag lang,  
... und sie wandern noch immer,  
die einsamen Drei,  
nach Syracus,  
zum Dach der Welt  
und ins ferne Land Cathay.

Milan Ristics

Seite 156:  
*Mönch vor einem Kloster  
in Ladakh.*

Foto:  
D. Kirch

*Die Gebrüder von Schlagintweit haben wir als frühe Kaiser- und Himalayabergsteiger bereits kennengelernt. Und es geschieht keineswegs nur des redaktionellen Gags wegen, wenn wir in diesem Jahrbuch an sie als Pioniere auch des Himalayabergsteigens erinnern: Im Verlauf ihrer Unternehmungen im Himalaya von 1855 – 1857 nächtigten die Brüder nicht nur mehrmals in Höhen von mehr als 5000 m, erreichten sie nicht nur zahlreiche Pässe und Gipfel im Fünf- und Sechstausenderbereich – am Ibi Gamin, nach Schlagintweitscher Vermessung 7732 m hoch –, drangen sie bis zu einer Höhe von 6766 m vor. Dies als Kleinexpedition nach heutigen Begriffen und zu einer Zeit, da „die Kenntnis“ des Kaisergebirges selbst weit weniger „verbreitet“ war als heute die des Himalaya und anderer „Hochgebirge“. Die 6766 m am Ibi Gamin bedeuteten denn auch „Höhenweltrekord“ für mehr als 50 Jahre. Die Schlagintweits aber verbanden ihre Bergbesteigungen sowie ausgedehnten Landdurchquerungen mit intensiven Studien naturwissenschaftlicher und volkskundlicher Art. Insofern haben sie einen bestimmten, vom Alpenverein lange Zeit favorisierten Expeditionsstil vorgeprägt. Mehr noch aber dürfen wir ihre Unternehmungen wohl als Frühform der heute so beliebten Trekkingreisen ansehen. Allerdings einer sehr anspruchsvollen Art des Trekkings, das zutreffend vielleicht mit dem Begriff „Kulturtrekking“ zu belegen wäre.*

*In Ladak erlebten die Brüder wie später so viele ihrer trekkenden Epigonen das „Hemifest“. Hermann von Schlagintweit schilderte das so:*

*„Die Personen des Dramas sind: Drágsheds oder göttliche Schutzgeister der Menschen, böse Geister und Menschen. Nach einleitendem Hymnengesange soll nun ein 'schwacher Mensch' durch einen der vielen bösen Geister verführt werden, eine böse That zu vollbringen, er ist auch schon im Begriffe nachzugeben, als andere Menschen ihm dies abrathen; nach langem Schwanken folgt er dem Rathe der guten Menschen und nun erst werden die Drágsheds in das Spiel gezogen, deren Einflüsse man den Erfolg zuschreibt, obwohl sie bis jetzt sich nur als Zuseher verhalten hatten. Diese Aufforderung ist ihnen nur zu willkommen; die bisher aufgestellten und viele noch, die aus dem Hintergrunde sich vorstürzen, schießen mit Bogen und Luntentinten, werfen Steine und Speere auf die bösen Geister, während die Menschen die selben tüchtig mit den bisher verborgen gehaltenen Stöcken*

bearbeiten. Das Drama endet mit dem Vertreiben der Bösen, die in ihre Häuser oder in Löcher sich verbergen müssen, und mit dem Absingen von Hymnen zu Ehren der siegreichen Drágsheds oder Schutzgeister." Doch Hermann von Schlagintweit ist ein sehr kritischer Beobachter der Szene. So führte er seine Schilderung fort mit dem Bemerkten:

„Solche Aufführung währt ein bis zwei Stunden. Die Mitspielenden tragen phantastische Masken und eigene Costüme. Die Masken sind über lebensgroß und verschieben sich leicht bei der Bewegung, dadurch kommt es, daß ein Schutzgeist momentan nichts sieht. Er schlägt nun einen Schutzgeist statt eines Bösen, oder er fällt und wird nun von den Bösen geprügelt usw. Diese Verwechslungen, sowie die Tänze, die dabei aufgeführt werden, das Geschrei, der Lärm und die Schieß- und Prügelszenen befriedigen mehr, als es nöthig wäre, die Lachlust und beeinträchtigen zugleich in hohem Grade den ernsten Eindruck des Stückes...

...Die Passionsspiele in Deutschland, die Mystères und die Moralités in Frankreich, wie sie im Mittelalter aufgeführt wurden, hatten gleichfalls ihre komischen Partien, aber mehr unabhängig, als Zwischenacte; die noch jetzt bestehenden Passionsspiele in Oberammergau in Bayern haben ganz den ernsten Charakter, wie er dem Gegenstande entspricht."

Für solch kritische Anmerkungen dürften die Gebrüder Schlagintweit heute zumindest nicht mehr auf den ungeteilten Beifall ihrer Leser hoffen. Nicht nur, daß die Qualität der Oberammergauer Spiele keineswegs mehr außerhalb jeglicher Diskussion steht; die Beziehungen, die heute – auch durch den Tourismus – „entwickelte“ und „Dritte-Welt“-Länder miteinander verknüpfen (oder verstricken), sind viel engere und vielgestaltigere als damals. Und sie haben zumindest zur teilweisen Verbreitung der Einsicht geführt, daß Fremdes nicht immer am Maßstab der eigenen Errungenschaften zu messen ist. Aber erinnern wir uns: Durchgeführt haben die Schlagintweits ihre „Reisen in Indien und Hochasien“ von 1854–1857. Bis 1869 aber dauerte es, ehe ihr mehrbändiges Werk darüber endlich abgeschlossen vorlag. Im selben Jahr wurde der Deutsche Alpenverein gegründet, zwei Jahre später, 1871, in Versailles das „Deutsche Kaiserreich“ proklamiert...

Den Alpenverein gibt's bekanntlich noch. Von den Schlagintweits aber dürfen dessen fernwehgetriebene Mitglieder gewiß die wache Aufgeschlossenheit übernehmen für alles, was ihnen begegnet. Den abenteuer- und reiselustigen Brüdern indessen wäre, lebten sie heute, wohl zuzutrauen, daß sie sich den Denk- und Lernprozessen der Läufe von ihrer zu unserer Zeit nicht verschlossen hätten. Einige kritische Anmerkungen in ihrem Werk auch zur abendländischen Kulturgeschichte lassen diesen Schluß zu. Darum hätten sie sich gewiß auch die Idee vom „partnerschaftlichen Reisen in Drittweltländer“ zu eigen gemacht, der der Arbeitskreis Trekking beim Brixener AV-Symposium das Wort redete. In diesem Sinne zu partnerschaftlicher Aufgeschlossenheit der Besucher fremder Länder und Kulturen wollen auch die folgenden Beiträge anregen. (d. Red.)

## Sehnsucht Ferne Erlebnisse in Rwanda

Herbert Guggenbichler

„Im Reisen ist  
Leben, wie umgekehrt,  
Leben immer eine Reise ist.“  
Jean Paul<sup>1</sup>

Fernreisen sind alltäglich geworden. Man besorgt sich ein Ticket oder schließt sich einer Gruppe an: Kenia, Nepal, Neuguinea, Peru, Chile, Grönland, Alaska. Vielleicht kommt die Antarktis bald dazu. Man erzählt vom Trisul, Cotopaxi oder Ruwenzori, so man betonen will, daß es denn doch etwas Besonderes war.

Nun ja. Aber so einfach scheint es mir mit den Fernreisen denn doch nicht zu sein. Ein treffliches Wort des schottischen Reise-schriftstellers James Boswell<sup>2</sup> besagt: „... Wer Kenntnisse von seinen Reisen mit nach Hause bringen will, sollte solche schon mit sich führen, ehe er abreist.“ Auf den Bergsteiger bezogen, der sich an die Gebirge fremder Länder wagt, gilt dies in besonderer Hinsicht: Sind es doch die Natur und die Kultur eines fernen Landes, die es zu ergründen gilt; dazu bedarf es in der Tat einer besonders intensiven Vorbereitung. Wer sich dieser Mühe entzieht in der Meinung, er fahre ja schließlich nur zum Bergsteigen, läuft Gefahr, an Bedeutsamem vorbeizugehen. Man sollte denn schon etwas mehr nach Hause bringen als ein paar schöne Gipfel, will man den Sinn einer Fernreise nicht verfehlen. Goethe<sup>3</sup> drückte diesen Gedanken in weiser Voraussicht einmal so aus: „Wen nicht große Zwecke in die Ferne treiben, der bleib' viel glücklicher zuhause.“ Tatsächlich, es gibt viele, denen auch ihre Heimat genügt. Zu Recht. Das Erlebnis Ferne, das sei einmal festgestellt, möge nicht überbewertet werden.

Andererseits steht fest, daß sich zu jeder Zeit der Weltgeschichte unzählige Menschen in die noch unbekanntere Welt hinaus wagten trotz übergroßer Gefahren, einfach, um Neuland zu erleben. Auch Pioniere der Berge waren immer wieder dabei; man denke nur an<sup>4</sup>:

- ★ den Italiener Marco Polo (Reise auf dem Landweg nach Pamir und China ab 1271)
- ★ den Araber Ibn Batuta (Besteigung des Adams Peak=Sri Pada auf Sri Lanka 1340)
- ★ den Jesuiten D'Espinaha (Überschreitung des Mustaghpasses im Karakorum um 1760)
- ★ den Deutschen Heinrich Barth (Air-Gebirge, Tschad, Niger 1850–55; Olymp 1863)
- ★ den Briten Scaleton und Begleiter (Antarktis 1911).

Die Reihe könnte unbegrenzt fortgesetzt werden. Die Fernsucht war eben oftmals viel stärker als aller Beharrungswille. Nicht immer war es nur Neugier; immer wieder war echter Forscherdrang maßgebend. Auch die Not trieb in die Ferne, ebenso der Drang zu erobern. Heute mögen noch andere Argumente mitspielen, Renommiersucht etwa oder, wie Konrad Lorenz<sup>5</sup> und andere meinen, es handle sich nicht selten um „selbstgewählten Antikomfort, einen Protest gegen unsere perfekte Wohlstandsgesell-





Links: Caldera des Nyiaragongo.  
Tiefe des Kraters ca. 250 m, Umfang  
ca. 2 Kilometer.

Foto:  
H. Guggenbichler

Teile derselben sieht und sie nicht als Ganzes erfaßt.“ In diesem Sinne schrieb Goethe<sup>3</sup> vom „denkenden Wanderer“ am Brocken in sein Tagebuch, und Johannes Schaaf<sup>15</sup> drückt sich in unserer Zeit so aus: „Wer nur auf Sammelreise geht und das Wesen eines Landes als die Summe von Einzelwerken betrachtet, wird es nie begreifen.“

Es liegt mir im folgenden daran, am Beispiel eines kleinen Landes in Zentralafrika, Rwanda, zu zeigen, wie wahr Günter Hausers<sup>16</sup> Wort ist: „Eine Fernreise bietet dir sovieler Möglichkeiten, wie du Ideen hast.“

## Der große Bruch

Wer nach Ostafrika fährt zum Kibo oder Mt. Kenia oder auch nur, um sich in einem der großen Tierreservate zu ergehen, der erlebt dort eine Landschaft, die in einer Hinsicht besonders eigenartig und interessant ist. Ich meine das afrikanische Grabensystem „Rift Valley“. Es handelt sich um jene enorme Senke, die schon am Jordan beginnt und sich bis zum Sambesistrom erstreckt. Möglicherweise wird sich hier Ostafrika eines Tages vom übrigen Kontinent trennen. Diese mächtigen Spannungen am tektonischen System sind ohne Zweifel der Grund, warum es sich in Ost- und Zentralafrika um eine dermaßen aktive Vulkan- und Bebenzone handelt. Dem Bergsteiger und Wanderer zeigt sich der Grabenbruch besonders eindrucksvoll etwa vom Vulkan Teleki am Rudolfsee oder in der berühmten Olduwayschlucht am Rande der Serengeti, am Viktoriasee oder auch besonders deutlich an der riesigen Seenplatte, die Zentralafrika durchzieht. Um eine rund 10000 Kilometer lange, tiefe, immer wieder aufbrechende Wunde im Antlitz der Erde handelt es sich, wo man auf die ältesten Urmenschenreste stieß, wo es die so lebensabweisenden und dennoch so belebten Sodaseen gibt, wo ausbrechende Vulkan-krater nur vorübergehend Verderben brachten, vielmehr anschließend durch die Fruchtbarkeit des Ausgeworfenen zu echten Lebenspendern wurden. Hundert Jahre hat man sich um die Erforschung des Rift Valley bereits bemüht; ein Ende ist noch nicht abzusehen. Die Entdecker des großen Risses waren der Ungar Teleky und der Deutsche Höhnel (1887); der Schotte J.W. Gregory war der erste Geologe, der ihn beschrieb. Schon damals prophezeite er, wie Colin Willock<sup>17</sup> bemerkt, „das Rift würde eines der Merkmale sein, das man auch vom Mond aus sehen könne.“ Ein Foto aus rund 150000 km Entfernung, aufgenommen von Apollo 17, bestätigte seine Vorhersage. Vielleicht sind es gerade die Möglichkeiten moderner Fotografie aus großen Höhen, die weiteren Aufschluß über diese einmalige geophysikalische Erscheinung bringen können.

## Erlebnisse auf den Virunga-Vulkanen

Am Rande des zentralafrikanischen Grabens, im Grenzgebiet zwischen Rwanda, Zaire und Uganda, erhebt sich eine geologisch recht junge Bergkette, die Virungas. Im Westen gipfelt sie in den heute noch tätigen Vulkanen Nyiaragongo (3475 m) und dem

schaft“. Es mag oft genug so sein. Sinnvolles Reisen sucht indes weder die Härte der zwecklos übersteigerten Entbehrung noch den Luxus der High Society.

Bergsteigen ist in erster Linie Bewegung, ganz sicher; sodann jedoch auch Begegnung; mit sich selbst, mit dem Gefährten, dem fremden Menschen, dem Neuen, dem Unbekannten, dem Unerforschten in Natur und Kultur. Die Gegenwart gibt freilich zu gewissen Besorgnissen Anlaß. Was zählt, ist nämlich häufig genug entweder nur das Bergerlebnis oder das simple Drum und Dran einer Reise. Einen der Gründe sieht Hoimar v. Dittfurth<sup>6</sup> in der Vernachlässigung des Wissens um die Natur und – im Sinne von Frank Thieß<sup>7</sup> – um die vom Menschen geschaffene Kultur: „... Die Mehrheit der sogenannten Gebildeten glaubt heute, sich unbeschadet einen Grad wissenschaftlicher Ahnungslosigkeit leisten zu können, dessen sie sich auf jedem anderen Gebiet zutiefst schämen würde.“

Auch ich machte mir, sofern ich mit dabei war, bisweilen meine Gedanken über eine oftmals so einseitige Form des Wanderns und des Bergsteigens, ja ich opponierte innerlich gegen diese leere Art, Alpinismus zu betreiben. Nein, so dachte ich mir, wer seinen Reisen zu den Bergen der Welt einen tiefen Sinn geben will, sehe zu, daß er mehr als nur seinen Körper zu Entfaltung bringe. Alexander v. Humboldt<sup>8</sup> schrieb 1810 an Goethe, es genüge auch nicht, sich nur der Schönheit von Natur und Kultur zu erfreuen, „nein, sie muß als eine organisch gewachsene Einheit erfaßt und verstanden werden“.

So gesehen, erwächst dem Wanderer und Bergsteiger in der Tat eine Fülle von Möglichkeiten glückhaften Erkennens. Warum gerade ihm? Ja, es dreht sich um den Wert des Gehens: „Nur wo man zu Fuß war, war man wirklich“, schreibt Emanuel Eckart<sup>9</sup>, „wer geht, verbindet sich mit dem Land und dessen Menschen, wer immer nur fährt, eilt an allem vorbei“. Nicht unbedingt im Ziel liegt die Erfüllung also, sondern im Weg dorthin, wie gerade große Bergsteiger, etwa Harrer<sup>10</sup>, Rebuffat<sup>11</sup>, Messner<sup>12</sup>, Karl<sup>13</sup> immer wieder betont haben. Auch dreht es sich nicht darum, möglichst viele Einzelheiten zu erfassen, vielmehr, sich auf Wesentliches beschränkend, den Faden zu finden, der zur tieferen Einsicht führt. Schon Plinius d. Ä.<sup>14</sup> schrieb um 60 n. Chr. (man denke!): „Das Wesen der Natur entbehrt der Erfüllung, wenn jemand nur

etwas niedrigeren „Zwilling“ Nyamlagira. Vor einiger Zeit bestieg ich mit Freunden Nyiaragongo in der Hoffnung, dort die gedrunge- nen Bergelefanten, Bergbüffel und die so lehrreichen Berggorillas beobachten zu können. Freilich, diese Erwartungen erfüllten sich keineswegs. Unter den gegebenen Umständen, links und rechts des Weges, die Sicht eingeengt durch üppige tropische Urwaldve- getation, konnte keine Rede davon sein. Auch war der Lärm einer rund zwanzigköpfigen Gruppe natürlicherweise zu groß und verscheuchte die Tiere von vorneherein.

Dafür war uns das eindrucksvolle Erlebnis eines tätigen Vulkans beschieden. Bei herrlichem Wetter erreichten wir frühzeitig den Krater- rand, ich stieg noch bevor der Nebel einfiel die Steilstufen auf die erste Kraterdecke hinab und konnte so erfahren, was es heißt, am gelb dampfenden, schwefelig stinkenden Loch eines Vulkans zu stehen.

Der Nyiaragongo brach zusammen mit dem Nyamlagira 1944 sehr heftig aus. Die beiden riegelten einen Arm des riesigen Kivusees ab und brachten dort das Wasser zum Sieden; es gab Tote und riesige Schäden an den Kulturen. 1976 kam es wiederum zu einer Eruption der beiden, dabei waren die Schäden nicht so groß und Menschen konnten sich rechtzeitig in Sicherheit bringen.

In vielen Ländern Afrikas leben die Menschen tatsächlich ständig mit Erdbeben, mit Vulkanausbrüchen. Sie denken sich nicht viel dabei. Wer indes aus Mitteleuropa kommend auf den einen oder anderen dieser speienden Berge steigt, macht sich denn doch seine Gedanken. Es ist schon so, wie es der Vulkanologe Nigel Calder<sup>18</sup> meint, wenn er schreibt, „*wer seine Arglosigkeit dem Planeten Erde gegenüber verlieren wolle, der sollte einmal in einen aktiven Krater blicken.*“

Auch zum höchsten der Virungas, dem Karisimbi (4507 m) im Süden von Rwanda, kamen wir. Es ist immer wieder erstaunlich, wie unterschiedlich Berge gleicher Höhe in verschiedenen Gegen- den sein können: Weißhorn und Matterhorn im Wallis – Riesen aus Fels und Eis – sind annähernd gleich hoch wie dieser schneefreie Kegelstumpf mit seiner exotischen Vegetation. Zwei verschiedene Welten für Bergsteiger; Jedoch, gerade im Unterscheidenden liegt auch der Reiz.

Die Besteigung des Karisimbi erfordert nur Kondition und Höhen- verträglichkeit. Da rund 2000 Höhenmeter zu überwinden sind, wird meist ein Zwischenlager eingeplant. Daher sind auch Träger mit dabei, für die jungen Schwarzen ein überaus willkommener Verdienst.

Der Weg ist in der Trockenperiode weder schlammig noch weich. Wir steigen von der Kulturzone zunächst durch dichten Bambus- wald hoch. Es faszinieren diese tropischen Riesengräser wegen ihrer unerschöpflichen Vitalität immer wieder. Wo dieses undurch- dringliche Dickicht wegen der Höhe spärlicher wird, macht es einem typischen Berg-Urwald Platz, der an die Phantasiegebilde eines kindlichen Märchenwaldes erinnert. Im einfallenden Nebel stiegen wir zwischen all diesen bizarren Formen bergan. Weiter oben gedeihen noch Riesenlobelien, Agavengewächse und Kreuzkrautarten, alles Pflanzen, die in unseren Breiten nur ein Zwergendasein führen.

Erst weit oben, nun schon über 4000 Meter, bilden nur mehr

Distelarten, Moose und Flechten den spärlichen, wenn auch anmutigen Schmuck.

Da es noch früh am Tag ist und zudem ein kalter Wind bläst, beschließen wir, den Berg ohne Zwischenlager zu besteigen. Der Gipfelsturm gelingt auch, wir stehen um 16 Uhr am höchsten Punkt des riesigen erloschenen Kraters. Wir bedauern zwar die magere Aussicht. Gerade hier erwarteten wir einen aufschlußrei- chen Blick auf das Grabensystem zwischen den einzelnen langge- streckten Seen. Wir erreichen das Zwischenlager eben erst bei Einbruch der Dunkelheit. Nach einer ungemein stürmischen Nacht war das Wetter am folgenden Tag allerdings wieder sonnig. Der Gipfel hatte für einige Stunden ein weiße Haube. Schnee beein- druckt in Zentralafrika immer.

Das langersehnte Bergerlebnis besonderer Art, nämlich die Begegnung mit den Berggorillas, war uns an einem anderen, derzeit inaktiven Vulkan, am Bisoke (3711 m), beschieden.

Dazu bedarf es einiger Erläuterungen: Gorillas sind Menschenaf- fen wie die Schimpansen. Beide Arten bevölkern seit dem Miözän (also schon sehr lange) die tropischen, waldbedeckten Teile Afrikas und fanden im dichten Urwald ein Biotop, das sie veran- laßte, immer mehr zu Brachiatoren, also zu Hangelern zu werden. Als solche erwarben sie sich eine sehr große Geschicklichkeit. An den Hängen einiger der Virungaberger siedeln heute nur noch wenige Hundert dieser hochstehenden Tiere. Entdeckt wurden sie 1902 vom Hauptmann der deutschen Schutztruppen Oskar v. Beringe am Sabinio und heißen seitdem „Gorilla Beringei“. Daß sie leider vom Aussterben bedroht sind, hat mehrere Gründe: Die Gorillas wurden während der Kolonialzeit und bis in die sechziger Jahre unseres Jahrhunderts erbarmungslos gejagt und heute wird ihr Lebensraum durch das unaufhaltsame Vordringen des Men- schen zusehends eingeengt. Ob es in letzter Stunde noch gelingt, ihr Überleben zu sichern, hängt davon ab, inwieweit sich der Naturschutzgedanke durchzusetzen vermag. Davon kann freilich kaum viel erwartet werden, solange Überbevölkerung und Not in Afrika die leider allzu bekannten Ausmaße erreichen.

Um so höher muß das enorm schwere Vorhaben amerikanischer und englischer Zoologen gewertet werden, das Leben der Gorillas zu erforschen und ihnen, wenn immer möglich, das Überleben in einem zwar eingeengten, aber immer noch natürlichem Biotop zu sichern. Die Forscher arbeiten in kleinen Camps im Dreiländereck Zaire-Uganda-Rwanda, am intensivsten jedoch an den Hängen des Bisoke und des Nebenvulkans Sabinjo.

Von solcher Grundlagenforschung sollten wir profitieren dürfen, wenn es uns gelang, diese scheuen Tiere aus nächster Nähe beobachten zu können.

Schon während des Aufstieges auf den Bisoke gelang es mit Hilfe eines jungen amerikanischen Zoologen, der dort auf rund 3000 Meter im Auftrag seiner Universität Verhaltensstudien machte, ganz nahe an die Tiere heranzukommen. Die von ihm betreute Gruppe, 15 Tiere, konnten wir bei der vormittägigen Futtersuche intensiv beobachten. Im Gespräch mit dem Forscher erfuhren wir nähere Einzelheiten: Sein Verhältnis zu den von ihm betreuten Tieren ist freundschaftlich. Sie kennen ihn, reagieren, wenn er sie beim Namen nennt und wenn bisweilen ein mürrisches Weibchen



Fotos oben: Der urtümliche Stamm der Zwergpygmäen ist den Lebensbedingungen des Urwaldes bestens angepaßt, Pygmäen leben in Laubhütten und zeigen sich von den Errungenschaften der Zivilisation wenig beeindruckt. Rechts oben ritueller Tanz einer Gruppe von Mädchen aus dem Ituri-Stamm.



Links: Typisches afrikanisches Rundhüttendorf am Fuße des Karisimbi.

Fotos:  
H. Guggenbichler

ihn durch Pfauchen abschrecken möchte, so legt ihm das Leittier die Hand auf das Haupt, zum Zeichen, er stehe unter dessen persönlichem Schutz. Während unseres Aufstieges auf den Kraterrand ereignete sich jedoch innerhalb dieser Gruppe etwas Seltsames: Ein junges Männchen tötete ein älteres, anscheinend krankes Weibchen durch Schläge auf die Brust. Das Ereignis war einschneidend genug, daß das am Vormittag begonnene Gespräch während des Abstieges nicht mehr fortgesetzt werden konnte. Aus schriftlichen Informationen<sup>19</sup> erfuhren wir nach unserer Rückkehr aus Afrika, daß dieses ganz seltene Vorkommen als Ausdruck des Machtkampfes zwischen dem alternden Leittier Beethoven und seinem erwachsenen Sohn Ikarus anzusehen war. Daß gerade dieses Weibchen als Opfer ausersehen wurde, war nicht auf Eifersucht zurückzuführen, wie manche Forscher zunächst annahmen. Vielmehr bestätigte sich, was Eibl-Eibesfeld<sup>20</sup> über solche Aggressionen bei Tieren ganz allgemein schreibt: „Vergleichende Untersuchungen zeigten, ... daß aggressives Verhalten bei Affen“ ... (so Eibl sinngemäß) „auch als komplexes Geschehen auftreten kann, wenn z. B. das Nahrungsangebot knapp wird, ein Wechsel im Ranggefüge bevorsteht und gleichzeitig ein Gruppenmitglied sich störend, weil abweichend verhält.“

An zwei aufeinanderfolgenden Tagen folgten wir sodann den Spuren einer anderen Gruppe durch dichten Busch über die steilen Südhänge des Bisoke über 3000 Meter hinauf, kamen ihnen auf 4-5 Meter nahe, sahen sie bei der Nahrungssuche, beim Spielen der Kinder mit der schwarzbehaarten Mutter, sahen Junge beim Turnen auf den Bäumen, kamen an ihren schön angelegten Nachtlagern vorbei und folgten ihnen, zum Teil auf dem Bauche kriechend, bis in entlegene Siedlungsräume. Wir ließen von unserer Verfolgung erst ab, als uns der Wildhüter zu verstehen gab, daß nun auch für die Tiere die Zeit für eine längere Mittagspause gekommen wäre.

Wir erkannten auf unseren Streifzügen, daß es sich bei Gorillas um mehr als nur um die bei Säugetieren übliche familiäre Bindung handelt. Die Forscherin Ruth Moor<sup>21</sup> schreibt dazu: „... Die Unterschiede zwischen Affen und Menschenaffen einerseits sowie auch die Parallelen zwischen Menschenaffen und Menschen andererseits beziehen sich auf ihre Verhaltensweisen. So leben die Menschenaffen in einer sozialen Ordnung, die in vielem sich von jener der Affen unterscheidet und gleichzeitig in vielem der Lebensweise der Vor- und Frühmenschen gleicht.“ Dies alles wird auch verständlich, wenn man bedenkt, daß der Chromosomensatz und die Blutzusammensetzung sich kaum von jenen der Menschen unterscheiden.

Nach all diesen Erlebnissen wurden wir die Frage nicht los, ob denn die Störung durch neugierige Menschen den sensiblen, vom Aussterben bedrohten Tieren schaden könnte. Wir gaben jedoch beinahe einstimmig im Gespräch zu bedenken, daß die wenigen Forscherteams und dazu einige hundert Touristen pro Jahr vermutlich unvergleichlich weniger Schaden anrichten, als noch wenige Jahrzehnte vorher weiße Jäger und schwarze Wilderer. Die Jagd ist heute generell verboten und die Wilderer haben angesichts der gut geschulten Wildhüter kein leichtes Spiel mehr.

Anders freilich ist es heute noch in Westafrika. Dort wird auf die wenigen Steppengorillas rücksichtslos Jagd gemacht. Vielleicht wird es im Gegensatz dazu in den Virungabergen gelingen, mit viel Aufmerksamkeit und Mühe die Art zu erhalten. Vielleicht wird tatsächlich vermieden, daß man eines Tages Gorillas sonderbarerweise nur mehr als „lebende Fossilien“ in europäischen oder amerikanischen Tierparks antreffen kann.

Ein Ereignis Ende 1985 entfachte die Diskussion um das Schicksal der Berggorillas wieder neu.<sup>30</sup> Am 28. Dezember 85 wurde nämlich im Karisoke Research Centre die Leiterin der Forschungsstätte, Dian Fossey, ermordet aufgefunden. Sie war seit 1967 beinahe ununterbrochen an den Virungas tätig. Ihre Bedeutung lag weniger in der Erforschung der Tiere, als in ihrer Betreuung und Behütung. Wie aus der Fachpresse bekannt wurde, sah Fossey die größten Gefahren für den Fortbestand der Berggorillas

★ im Wilderertum, das durchaus weiter besteht und für alle Tiere des Naturschutzreservats eine große Gefahr darstellt;

★ im Druck der zunehmenden und notleidenden Bevölkerung; trotz aller Gesetze und Schutzmaßnahmen der Regierung gehen die Rodungen unaufhaltsam weiter;

★ die größte Gefahr sah Fossey allerdings im Überhandnehmen des Massentourismus, der die Tiere kaum mehr zur Ruhe kommen läßt. Gegen all diese schädigenden Einflüsse wandte sich Fossey in vehementer und nicht immer sehr diplomatischer Art und Weise. Dadurch schaffte sie sich viele Feinde. So glaubt denn ihr letzter Mitarbeiter, der Student Wayne McGuire, nicht so sehr an einen Mord durch Wilderer, als vielmehr an einen Racheakt aus Kreisen, denen die Amerikanerin allzu unbequem wurde. So oder so. Der Tod Dian Fosseys stellt den Weiterbestand des Forschungszentrums in Frage. Somit könnte es leicht sein, daß jene Kreise endgültig die Oberhand erhalten, denen die Bestrebungen zur Erhaltung der eingeborenen Tierwelt in den Virungas lästig – oder gar ein Dorn im Auge sind.<sup>31</sup>

## Pygmäen – ein Zwergvolk in Afrika

Im riesigen „Impenetrable forest“, der sich rund um die Virungas erstreckt und ungefähr die Größe von Österreich und der Schweiz zusammen erreicht, kamen wir mit einem der urtümlichen Stämme, die im Urwald hausen, in Berührung. Es dürfte, so schätzt man, heute noch rund 100000 Pygmäen geben. Wir konnten eine Gruppe der Jturi-Pygmäen besuchen, welche die Randbezirke bewohnt und somit auch mit der Zivilisation in engere Berührung gekommen ist. Diese Gruppe betreibt bereits Tauschhandel und bittet um Salz, Fischmehl und natürlich auch Zigaretten. Um die begehrten Dollarscheine führen sie zudem auch Tänze und Geschicklichkeitsspiele vor. Andere Gruppen der Pygmäen, welche die Zivilisation noch nicht kennengelernt haben, sollen, so erfahren wir, von einer unglaublichen Bescheidenheit sein. Sie leben nackt, wohnen in Kuppelhütten aus Ruten und Blättern und ihr kommuneartiges System gewährt ihnen das Notwendigste zum Leben. Fritz Kern<sup>22</sup> schreibt dazu: „Wer (wie die Pygmäen) so rationell das schlichteste Maß wahr, zieht noch

Unten: Der Markt in Ruhengeri. Jeder Tourist muß sich Beschimpfungen und Drohungen gefallen lassen. Schuld daran ist nicht zuletzt das unüberlegte oder gar verletzend auftretende der Europäer und Amerikaner.

Foto:  
H. Guggenbichler

als wahrer freier Mensch umher. Nahrungserwerb ist zwar nicht krisenfest, aber auch kaum katastrophengebietet. ... Zwischen den Stammesgruppen gibt es freilich gewisse Rivalitäten um Grund und Boden; doch kaum je kommt es deshalb zu feindlichen Auseinandersetzungen: es gelten festverankerte Eigentumsüber-einkünfte."

Ethnologische und ethnologische Probleme bestechen immer, weil wir oft genug uns selbst dabei im Spiegel sehen. Diese bantuiden Stämme in Zaire und Rwanda sind psychisch und physisch dem Urwaldklima so gut angepaßt, daß sie die Bekanntschaft mit der Zivilisation in eine Existenzkrise treiben muß. Die andauernden Urwaldrodungen leisten dieser Entwicklung Vorschub. Abgesehen vom psychischen Trauma, das sie erleiden: Das viel trockenere Savannenklimate macht sie krank und die Zivilisation bringt unzählige Gefahren mit sich. Die Mehrheit des Staatsvolkes versucht unwillkürlich diesen freien primitiven Menschen ihren Willen aufzuzwingen. Für einen an den ureigenen Lebensraum so gut angepaßten Volksstamm kann dies tödlich sein. Es ist tatsächlich sehr unwahrscheinlich, daß sich das Schicksal der Pygmäen noch im humanistischen Sinn von Theodosius Dobzansky<sup>23</sup> wenden könnte: „Alle Menschen sollten die gleichen Chancen haben, damit sie sich alle verschieden entwickeln können.“

## Sorge um ein Entwicklungsland

Wer an den Virungas unterwegs war, gewinnt nebenbei auch einen Einblick in die Verhältnisse des kleinen, in Europa so wenig bekannten Landes Rwanda. Ein Tourismus konnte sich nämlich dort noch kaum entwickeln, trotz des sehr gut erträglichen Klimas, der abwechslungsreichen Landschaft, den wunderbaren Seen und dem tierreichen Akagera-Nationalpark.

Rwanda, unmittelbar südlich des Äquators gelegen, ist so groß wie Belgien und hat derzeit fünf Millionen Einwohner. Der Boden ist fruchtbar, doch könnte die Landwirtschaft einen wesentlich höheren Ertrag abwerfen. Dazu fehlt es freilich an allen Infrastrukturen. Das Straßennetz ist in einem desolaten Zustand; obschon das gebirgige Land wasserreich ist, fehlt es weithin an einem Verteilungsnetz, von Tiefbrunnen, die zur Überwindung der Trockenzeit notwendig wären, ganz zu schweigen; soweit primitive Landmaschinen vorhanden sind, stehen sie ungenutzt herum, weil der Bauer sie nicht handzuhaben versteht oder grundsätzlich gegen alles Neuartige eingestellt ist.

Auch 70 Jahre Kolonialherrschaft konnte an der Rückständigkeit nichts ändern. Im Gegenteil! Freilich gelingt es im Rahmen der europäischen Hilfe derzeit noch, wie uns ein Schweizer Entwicklungshelfer erläuterte, die fünf Millionen notdürftig zu ernähren. Bei einem jährlichen Bevölkerungszuwachs von 3,6% wird sich die Einwohnerzahl des Landes aber bis 2000 verdoppeln. Dies käme einer Katastrophe gleich und – ehrlich gesagt, so meint der Schweizer, scheint eine solche kaum abwendbar:

★ Alle Versuche, die landwirtschaftliche Produktion zu steigern, scheitern am Konservativismus der Bauern, deren Stolz allein die



Anzahl der, wenn auch halb verhungerten, Rinder und die Ausdehnung der Bananenkulturen ist.

In einer großangelegten Hilfsaktion entsandte die Schweiz Fachleute aller Art (Schreiner, Schlosser, Ofensetzer, Viehzüchter, Landwirte). Sie blieben durch Monate und bildeten Kadergruppen aus, die ihrerseits in den Provinzen ihr Wissen und ihr Können an andere Gruppen weitergeben sollten. Als das Ergebnis nach einiger Zeit kontrolliert wurde, stellte sich heraus, daß die ganze Aktion ein Schlag ins Wasser war: Alles Gerät war verschwunden oder unbrauchbar, die Ausgebildeten dösten, wie vorher auch, faul dahin. Nicht das Geringste hatte sich gewandelt.

★ Ebenso scheitern alle Anstrengungen zur Eindämmung des Geburtenüberschusses: Kinderreichtum ist Statussymbol. Gegen die Bevölkerungsexplosion wird zwar alles Mögliche unternommen, jedoch stößt die Regierung dabei auf den Widerstand verschiedenster Kreise. Die Entwicklungshilfe macht die Lage nicht besser: jede natürliche Auslese wird durch die Aufzucht des Schwachen gebremst. Freilich nicht zum Nutzen des Landes.

Somit kann man sagen: Was Missionierung, Kolonisierung und Entwicklungshilfe bisher brachten, ist nicht viel mehr als Unzufriedenheit und Neid untereinander, Haß den Weißen gegenüber sowie die Sucht nach westlichem Tand. Soweit die Hilfe des Westens bisher etwas zu schaffen in der Lage war, wird der Erfolg augenblicklich ausgeglichen durch eine weiter sinkende Arbeitsmoral und eine um so mehr gesteigerte Kinderfreudigkeit. „Das geht so weit“,<sup>24</sup> meinte der Schweizer in der Provinzhauptstadt Kibuye am herrlichen Kivusee, „daß man den Eindruck gewinnt, jedem Rwandesen, der satt wird, folgen unmittelbar zwei, die hungern werden, auf den Fersen nach.“

## Rückbesinnung

Jede große Bergfahrt hat, wie Max Huber<sup>25</sup> einmal meinte, drei Phasen: „jene der Vorbereitung, der Durchführung und der Nachlese.“ Ganz ähnlich schon um 1900 Henry Hoeck<sup>26</sup>, wenn er Höhepunkte des Erlebens in der „Erwartung“, ebenso wie im „Glück des Gedenkens“ sah.

# Berggorillas in Rwanda

*Unten links: Das Männchen Beethoven, Leittier der Gruppe so lange, bis ihm sein Sohn Ikarus die Vormachtstellung auf spektakuläre Weise streifig gemacht hat.*  
*Unten rechts: Mutter mit Kind. Gorillakinder bleiben sehr lange von den Eltern abhängig und werden von diesen auch entsprechend umsorgt.*



*Oben: Typische Kreuzkrautvegetation am Karisimbi, rund 3500 m ü.d.M.*

*Rechts: Einer der seltenen kleinen Bergelefanten im Urwald der Vulkanberge Rwandas.*

*Fotos: P. G. Veit, University of California Davis, Genehmigung vom 16. Nov. '85 (3); H. Guggenbichler (1)*



*Oben: Marchessa, das kranke Weibchen, wurde Opfer eines Machtkampfes zwischen Vater und Sohn.*

*Ganz links: Junge Gorillas sind ausgesprochen gute Kletterer und Turner. In älteren Jahren bleiben sie ihres Gewichts wegen (bis 200 kg) lieber auf dem Boden.*

*Links: Der Bisoke (3711 m), einer der derzeit ruhenden Virunga-Vulkane, gleichzeitig eines der wenigen erhalten gebliebenen Reservate der Berggorillas.*



*Fotos:  
H. Guggenbichler  
P. G. Veit (oben)*

Was hat denn Zentralafrika, so kann man sich in einer Stunde der Muße fragen, eigentlich gebracht? Nun, dem, der zu sehen verstand, eine Fülle von unauslöschlichen Eindrücken, eine – ein wenig erweiterte – Weltsicht. Ich habe versucht, aus der Fülle des Erlebten das eine oder andere darzustellen. Es gäbe indes noch zahlreiche Möglichkeiten gänzlich anderer Betrachtungsweisen.

Was hat der Besucher umgekehrt den Afrikanern gebracht? Er muß ehrlich gestehen, zunächst außer einem freilich sehr begehrten ansehnlichen Dollarbetrag nicht sehr viel. Im Gegenteil: Als Wanderer und Bergsteiger stellt er ja zunächst „Nutzungsansprüche an die Natur“, wie Fritz März<sup>27</sup> sich ausdrückt. Damit ist immer eine gewisse Belastung für die Natur und die Menschen verbunden. Tatsächlich, Natur bedeutet in der Fremde unvergleichlich mehr als hierzulande; das Wort schließt dort den andersartigen Menschen ein in all seiner Rückständigkeit und Armut, mit seiner urtümlichen Kultur, indes – als vollwertigen Partner; nicht, wie es oft genug der Fall zu sein scheint, als Almosenempfänger oder Jahrmaktfigur. Dessen eingedenk, muß der Besucher eines fernen Landes daher Verpflichtungen eingehen, Richtlinien einhalten, damit die Bilanz letztendlich ein Positivum für alle ergibt: „Sich der eigenen Kompromißfähigkeit bewußt zu sein“ (schreibt

Fritz März), ...“ *den anderen zu begreifen versuchen. Dies ist in der Zeit des Massentourismus, der uns vor ungeheure Aufgaben stellt, unendlich wichtig.*“ Wer dies alles bedenkt, wird erkennen, daß auch Bergsteigen in fremden Ländern kein zweckfreies Tun sein kann. Ich rede einer natürlichen Nüchternheit das Wort, einem Abwägen des Für und Widers, einem Ausgleich, ganz einfach in der Erkenntnis, daß die Berge hier wie anderswo nicht nur den Bergsteigern gehören. Man meine nicht, daß die Romantik als die natürliche Triebfeder unseres Handelns darob zu kurz kommen müsse. Die Freude am Schönen, am Neuen, am Geheimnisvollen bleibt, so wie denn durchaus auch die Befriedigung, ja der Stolz auf die eigene sportliche Leistung. So gesehen ist es sinnvoll und berechtigt, als Bergsteiger die Ziele in fernen Ländern zu suchen. José Ortega y Gasset<sup>28</sup> schrieb einmal: „*Wer seine Zeit recht sehen will, muß sie von der Ferne betrachten.*“ Ohne jeden Zweifel, sofern es heutzutage nicht gar zu viel wird. Vermutlich aus einem Gefühl leiser Sorge um den modernen Fernrummel hat Karl Lukan<sup>29</sup> gemeint, „*Wahrscheinlich wird der Mensch wieder die Nähe entdecken müssen, um den Zauber der großen Ferne als Erlebnis nicht zu verlieren.*“ Es wäre allemal gut, wenn sich Alpinisten dessen besännen, ehe sie sich anschicken, auf große Fahrt zu gehen.

## Anmerkungen

- 1 Jean Paul (1763–1825), dt. Schriftsteller. Zit.: „Fahrtenering“ 1984.
- 2 James Boswell (1740–1795), schott. Naturforscher. Zit.: „Die großen Reisenden“ 1971.
- 3 Johann Wolfgang Goethe (1749–1832), Zitate aus: „Schweizer Reisen“ Ausg. 1962  
Wachsmuth, „Goethe über die Natur“ 1959  
Freiner, „Goethe – Gedanken und Betrachtungen“ 1946  
Brion (Ztgn.), „Goethe – Dichturfürst und Universalgelehrter“ dt. Ausg. 1982.
- 4 Walter Schmidkunz (1889–1961), dt. Alpinhistoriker. Zit.: „Handbuch des DuÖAV“ 1931
- 5 Konrad Lorenz (\*1903), öst. Verhaltensforscher. Zit.: „Dolomiten“ Okt. 1973.
- 6 Hoimar v. Ditfurth (\*1921), dt. Wissenschaftsschriftsteller. Zit.: „Querschnitte – Reportage aus der Naturwissenschaft“ Aufl. 1978.
- 7 Frank Thieß (1890–1977), dt. Kulturhistoriker. Zit. aus: „Das Reich der Dämonen“ 1949: „Alle Kulturgeschichte ist Naturgeschichte höherer Ordnung und dadurch organisch bedingt“.
- 8 Alexander v. Humboldt (1769–1859), dt. Naturforscher und Forschungsreisender. Zit.: Erika, „Humboldt in Selbstzeugnissen, Briefen und Werken“ 1959.
- 9 Emanuel Eckart (Ztgn.), dt. Journalist. Zit.: „Geo“ 10/76.
- 10 Heinrich Harrer (\*1912), öst. Forschungsreisender und Reiseschriftsteller.
- 11 Gaston Rebuffat (\*1921), frz. Bergführer und Bergschriftsteller.
- 12 Reinhold Messner (\*1944), südtir. Expeditionsbergsteiger und Schriftsteller.
- 13 Reinhard Karl (1946–1982), dt. Expeditionsbergsteiger und Alpin-schriftsteller.

- 14 Plinius d. Ä. (23-79), röm. Forscher und Schriftsteller. Zit.: Humboldt, „Kosmos“ Bd. 1, 1845.
- 15 Johannes Schaaf (Ztgn.), dt. Schriftsteller. Zit.: „Geo“.
- 16 Günter Hauser (Ztgn.), dt. Bergsteiger und Reiseveranstalter. Zit.: aus einem Gespräch.
- 17 Colin Willock (Ztgn.), US-am. Geograf. Zit.: „Das afrikanische Rift Valley“ dt. Ausg. 1974.
- 18 Nigel Calder (\*1931), US-am. Seismologe. Zit.: „Erde – ruheloser Planet“ dt. Ausg. 1974.
- 19 Dian Fossey (Ztgn.), US-am. Zoologin. Zit.: „National Geographic“ 4/81.
- 20 Irenäus Eibl-Eibesfeldt (\*1928), öst. Verhaltensforscher. Zit.: „Der vorprogrammierte Mensch“ 1973.
- 21 Ruth Moor (Ztgn.), dt. Zoologin. Zit.: „Evolution“ 1975.
- 22 Fritz Kern (Ztgn.), dt. Prähistoriker. Zit.: „Der Beginn der Weltgeschichte“ 1953.
- 23 Theodosius Dobzansky (\*1900), US-am. Genetiker. Zit.: „Evolution“ 1975.
- 24 Schweizer Entwicklungshelfer in Rwanda. 1981 in einem Gespräch.
- 25 Max Huber (1928–1980), dt. Psychiater. 1979 in einem Gespräch.
- 26 Hery Hoeck, nord. Schipionier um 1900. Zit.: „Mitteilungen des ÖAV“ 5–6/1981.
- 27 Fritz März (Ztgn.), 1, Vorsitzender des DAV. Zit.: „Mitteilungen des DAV“ 4/1983.
- 28 José Ortega y Gasset (1883–1955), span. Kulturphilosoph. Zit.: Ceram, „Götter, Gräber und Gelehrte“ 1949.
- 29 Karl Lukan (Ztgn.), dt. Bergschriftsteller. Zit.: „AVS-Jugendzeitschrift“ 1978.
- 30 Airone, Nr. 59 (März 86) Dian Fossey – vivere, morire per i gorilla.
- 31 Im Heft 5/86 veröffentlicht die Zeitschrift Geo die letzten Aufzeichnungen der Forscherin unter dem Titel: „Sie starb für ihre geliebten Gorillas“. Starb sie umsonst?





## Die Fiesta von Qoyllur Rit'i Präkolumbianische Mythen und christliche Religion in der peruanischen Cordillera Vilcanota

Hermann Wolf

*Oben: Im Morgengrauen besteigen alle „Ukukus“ die Gletscher, um stellvertretend für ihr ganzes Dorf zu büßen; um zu beten, heilkräftiges Eis zu holen und um die „Korporale“, d. h. die Anführer für die nächste Fiesta, zu wählen.*

Foto: H. Wolf

Es war finstere Nacht, als wir mit unserem klapprigen Laster auf der Plaza von Ocongate ankamen, dem letzten größeren Ort vor unserem Ziel, der Cordillera Vilcanota im Südosten Perus. Nach der langen Fahrt waren wir froh, daß der Staub und die Kälte, das Schaukeln und Stoßen endlich vorbei waren. Eingekeilt zwischen unsere Ausrüstung wollten wir nichts weiter als schlafen.

Doch dazu kam es nicht. Dumpfes Trommeln näherte sich schnell durch die Gassen, begleitet von schrillen Flötentönen. Unter der Plane der Ladefläche hervorlugend, erlebten wir im fahlen Mondlicht eine unvergeßliche Szene. Bunt gekleidete Gestalten mit federgeschmückten Köpfen bewegten sich mit hüpfenden Tanzschritten auf das Tor der baufälligen Kirche zu und verschwanden dahinter. Mit ihnen, in der erdfarbenen typischen Tracht indianischer Bauern, eine kleine Gruppe von Musikern, die ungewohnten Töne produzierend. Kaum war der Spuk verschwunden, rissen uns die Dissonanzen einer einheimischen Blaskapelle wieder zurück an die Bordwand. Eine Doppelreihe von Kerlen, mit weißen gestrickten Gesichtsmasken und viereckigen, bändergeschmückten Hüten, schlurft mit eigenartigem Rhythmus tanzend in die

# Die Fiesta vom „Stern des Schnees“

*Unten: Campesinos meditieren im Gletschertor.  
Ganz unten links: Die Mestizen steigen zu dem auf dem Gletscher errichteten großen  
Kreuz, um dort zu beten. Rechts: Campesinos mit Zeremonialponchos beten an  
offenen Gletscherspalten zu ihren Berggöttern, den Apus.*





*Oben: Die im Morgengrauen vom Gletscher zurückkehrenden Ukukus, mit großen Eisblöcken auf dem Rücken, werden von den übrigen Tanzgruppen empfangen.*

*Fotos links: Musikanten auf der Fiesta.*

*Alle Fotos: H. Wolf*

Kirche. So ging das die ganze Nacht weiter. Es hörte auch nicht auf, als es schließlich hell wurde und wir den phantastischen Aufzug der Indiogruppen bestaunen konnten. Es mußten an die Tausend sein, die hier ein großes religiöses Fest feierten. Die Fiesta von Qoyllur Rit'i, wie man uns sagte.

Viele Jahre später. Wir kommen gerade von Bergtouren aus einem abgelegenen Teil der Kordillere zurück. Diesmal möchten wir uns selbst an der Fiesta beteiligen, die einige Tage vor Fronleichnam in einem einsamen Hochtal des Nudo de Ayacachi, einer Untergruppe der Vilcanota, stattfindet. Diesmal glauben wir uns vorbereitet. Und die Beschäftigung mit den wenigen verfügbaren Beschreibungen des Ereignisses hat uns noch neugieriger gemacht!

Freunde in Cuzco haben uns gewarnt und geraten, gut auf uns aufzupassen. Die Indios seien unberechenbar und aggressiv. Böswillig, wenn sie „besoffen“ seien, würden sie jede Chance nutzen, uns zu bestehlen. Wenn wir gar versuchen würden zu filmen, könnten wir leicht Prügel beziehen.

Unser bewährter Arriero Francisco aus Ocongate dagegen hat alle Zweifel und Ängste beiseite gewischt. „No hay problemas“. Er muß es ja wissen: Keine Probleme!

Wir überqueren einen Hügel und bleiben staunend stehen. Im Tal unter uns bietet sich ein unerwartetes Schauspiel. Auf schmalen Pfaden die Hänge entlang bewegen sich hunderte farbiger Gestalten in langen Reihen bergauf. Sie tragen große Lastenbündel, Fahnen werden geschwenkt und Musikkapellen lärmern die gleichen Melodien wie damals nachts in Ocongate. Männer, Frauen mit Kindern und Babys, dazwischen Tragtiere. Einzelnen und in Gruppen streben alle dem Fest zu, der Fiesta vom „Stern des Schnees“, die 4700 Meter hoch im Talschluß am Fuß der Gletscher im Gange ist.

Die Menge der Wallfahrer nimmt uns auf, als gehörten wir dazu. Kein böser Blick, keine Prügel. Im Gegenteil! Überall freundliche Gesichter und sogar Scherzworte: „He, Gringo! Renn' nicht so schnell, du holst dir den Tod in dieser Höhe!“ Oder zwei Mädchen, unterwegs mit enormen Bündeln: „Gringo – du bist groß und stark, hilf uns doch tragen bitte!“

An Rastplätzen werden aus Steinen Miniaturhäuschen gebaut. In größeren Abständen sind in mannshohe Steinhaufen hohe, schärpengeschmückte Kreuze gepflanzt. Viele Wallfahrer legen mitgebrachte Steine auf den Hügel zu den anderen. Während die Musiker spielen, knien sie nieder um zu beten und die Schärpe des Kreuzes zu küssen.

Nach zwei Stunden erreichen wir die steingefäßte Quelle Agua del Señor. Die Menge drängt sich dort, um Hände, Gesicht und Haare zu waschen. Viele trinken das heilbringende Wasser.

Danach ein letzter kreuzgeschmückter Hügel, darüber glänzende Gletscher und Berge. Die Quetschua-Indios nennen sie Colquepunku, übersetzt heißt das „Silbertor“. Hier wird ein letztes Mal gerastet. Frauen und Männer legen eigenartige, bunte Gewänder und Kopfbedeckungen an. Tanzgruppen formieren sich. Von der Anhöhe bietet sich ein erregender Anblick. Im schnee- und felsumrahmten weiten Talschluß steigt dichter Rauch zum wolkenlosen Himmel empor. Am Fuß einer schlichten Kirche wimmelt

eine unübersehbare bunte Menge von Wallfahrern, Tänzern und Musikanten durch die grellfarbigen Plastikdächer einer Budenstadt. Über allem der ununterbrochene Lärm von Musikanten und Lautsprechern. Wir sind in Sinakara, dem Ort der Fiesta von Qoyllur Rit'i.

Phantastisch gekleidete Gestalten tanzen an uns vorbei, der nahen Kirche entgegen, von spielenden Musikern im Laufschrift gefolgt. Wie wir es damals in Ocongate erlebt haben! Nachdem ihr Anführer allein um Einlaß gebeten hat, betreten sie gemeinsam die überfüllte Kirche. Durch die betende Menge werden die Tänzer zum Altar geführt, der aus einem aufrecht stehenden dunklen Felsblock besteht. Auf ihn ist ein lebensgroßer Christus gemalt, der Señor von Qoyllur Rit'i. Neben dem Altar ist eine Reihe kleiner, in Holz gefaßter Ikonen aufgebaut. Die Tanzgruppe läßt ihre eigene Ikone ebenfalls dort und verläßt nach hinten die Kirche.

Auf einem großen Platz tanzen sie erneut im Kreis sich drängender Zuschauer. Dann geht es tanzend einen steilen Weg bergauf, begleitet von den Musikanten. In einiger Entfernung gibt es vor einem weiteren monolithischen Felsblock einen zweiten Tanzplatz. Der Stein hat eine Nische, in der eine Madonnenstatue steht, die Virgen de Fátima. Erst nachdem auch diese durch einen Tanz geehrt worden ist, kehrt die Gruppe, immer noch tanzend, in weitem Bogen durch das Tal zu ihren Leuten zurück. Diese haben sich inzwischen in einer der vielen künstlichen Erdmulden in der Nähe der Kirche ein Lager eingerichtet. Feuer aus mitgebrachtem Reisig und Lamamist werden entzündet, um Essen zuzubereiten. Nachdem wir ebenfalls unser Zelt aufgestellt haben, werfen wir uns wieder in den ungeheueren Trubel. Die Budenstadt besteht aus großen, halb in die Erde gegrabenen Mulden, durch den Aushub am Rand erhöht und überdacht mit Holzplatten und Plastikplanen. Es werden einfache Speisen und Getränke angeboten, aber auch Dinge des täglichen Bedarfs oder Kleidung.

Im Talgrund und auf großen, durch Inkamauern gestützten Terrassen hinter der Kirche lagern zehntausend oder zwanzigttausend Pilger auf der blanken Erde. Die Indios und besonders ihre Frauen und Kinder sind an der schönen traditionellen Tracht der Campesinos zu erkennen, die Mestizen an ihrer mehr modernen Alltagskleidung.

Der dauernde Lärm der vielen Musikkapellen wird übertönt von einem Lautsprecher am Kirchturm, der eine Messe überträgt oder endlose Namenslisten von Spendern. Dazu der beißende Rauch der Feuer, Dampf aus Pfannen und Töpfen, vermischt mit den Ausdünstungen der Körper und mit dem Geruch menschlicher Ausscheidungen. Unsere völlig überreizten Sinne beginnen nach und nach abzustumpfen, werden immer wieder aufs neue gefordert.

Hinter dem Fels der Jungfrau von Fátima ist auf einem weiten Feld das „Spiel mit den Steinen“ im Gange. Die Beteiligten bauen aus Steinen sehr sorgfältig kleine Pferche, mit vielen winzigen weißen Steinchen darin als Lamas und Alpakas. Man sieht aber auch mehrstöckige Häuser, Autos, Kühlschränke und vieles mehr. Andere kommen mit einer Liste von Wünschen, die im Laufe des nächsten Jahres verwirklicht werden sollen. Dazu macht man aus Papierstückchen Spielgeld. Es dient dazu, die gewünschten

Dinge zu bezahlen. Der ganze Handel spielt sich ohne viel Feilschen ab, mit Witz und Humor. Anschließend werden Liste und Geld in der Grotte der Jungfrau von Fátima hinterlegt. Man glaubt fest, daß die Wünsche Wirklichkeit werden, wenn man nur Vertrauen hat und hart daran arbeitet.

Über den schmalen, steilen Grat einer Moräne steigen Hunderte von Wallfahrern bergwärts auf einen der Gletscher. Die Indios – oft barfuß in Gummisandalen – klettern im Eis weit hinauf, wo sie an offenen Spalten Kerzen entzünden und beten. Die Mestizen versammeln sich um ein großes Kreuz, das im unteren, flachen Teil des Gletschers errichtet ist.

Die Nacht mit Temperaturen unter Null wird von der Masse der Pilger zusammengedrängt in den Erdmulden verbracht. Mit Decken und Ponchos schützt man sich so gut es geht vor der Kälte. Die im Dunkel verfließenden Gesichter und Gestalten, mit flackernden Feuern dazwischen, der aufsteigende Rauch über den Buden und der Lärm immer neu eintreffender Gruppen hinterlassen unvergeßliche Eindrücke.

Um Mitternacht versammeln sich mit Rufen und Pfiffen die Ukukus, an die tausend junge Burschen in zotteligen Bärengeväandern und mit dunklen Wollgesichtsmasken. Sie steigen zum Gletscher hinauf, wo sie bei grimmiger Kälte die Morgendämmerung erwarten. Gemeinsam erklettern sie mit Hilfe ihrer zu Seilen verbundenen Lederpeitschen dann das Eis, entzünden Kerzen und beten. Mit den ersten Sonnenstrahlen kehren die Ukukus in langer Reihe, einer hinter dem anderen, ins Lager zurück. Tanzende Gruppen empfangen sie links und rechts des Weges. Jeder trägt auf dem Rücken ein großes Stück Gletschereis. Es wird an die Pilger verteilt, die ihm magische Heilkräfte zusprechen. Man schmilzt es, um das Wasser zu trinken oder nimmt es für medizinische Zwecke mit nach Hause. Am Vormittag geht dann die Fiesta mit einer Messe in Quetschua, der Sprache der Indios, zu Ende.

Die meisten Pilger streben ins Tal zurück, um eine Heimfahrgelegenheit zu suchen. Einige tausend Tänzer aber beteiligen sich an einer Wallfahrt über die Berge. Dabei wird ein Bildnis des Señor von Qoyllur Rit'i in Form eines federgeschmückten Kreuzes in den etwa 25 km entfernten Ort Tayankani getragen. Der erste Teil der Strecke führt angesichts der vergletscherten Fünf- und Sechstausender der Kordillere über einen unvergeßlich schönen Höhenweg. Am Nachmittag wird tanzend ein weiter Talkessel erreicht. Das Bild des Señors wird mit einer feierlichen Zeremonie, von Tänzerinnen, Tänzern und Musikanten geleitet, in einer winzigen Kapelle untergebracht. Feuer werden entzündet, Mahlzeiten zubereitet, Musik erklingt. Man sitzt im Kreis zusammen und mit der beginnenden Dämmerung entwickelt sich unter dem Rauch vieler Feuer ein reges Lagerleben.

Um Mitternacht bewegt sich die Prozession auf schmalen Bergpfaden im Mondlicht weiter. Unterwegs wird öfters angehalten, um zu rasten, zu beten und zu musizieren. Schließlich erreichen die Wallfahrer im Morgengrauen einen gestreckten, in Nord-Südrichtung verlaufenden Hügel. Tänzer und Tänzerinnen legen wieder ihre bunten Gewänder an und stellen sich in langer Reihe

gegenüber der heraufkommenden Sonne auf, mitten unter ihnen das Kreuz des Señors. In völligem Schweigen erwartet man knieend den Sonnenaufgang. Kaum erscheinen die ersten Strahlen, erschallt ein lauter Begrüßungsruf und es wird ein feierliches Lied in Quetschua angestimmt.

Danach beginnt der spektakulärste, letzte Akt der Wallfahrt. Einige hundert phantastisch kostümierte Tänzer und Tänzerinnen bewegen sich, Fahnen und Standarten schwenkend, in zwei Kolonnen zur Musik rhythmisch hüpfend, an den Rand einer weiten, nach Tayankani hinunter geneigten Talmulde. Noch einmal wenden sie sich dort gemeinsam der Sonne zu. Dann bilden sich mehrere gleichgroße Tänzergruppen. Sie stehen sich in einigem Abstand am Beginn der Mulde parallel gegenüber, die Reihen in Falllinie ausgerichtet. Nun wechseln sie, im typischen Rhythmus tanzend, diagonal talwärts den Standort. Dabei kreuzen sie sich zopffartig mit der von der anderen Seite herantanzenden Gruppe, um sich am gegenüberliegenden Rand der Wiese wieder gegeneinander zu formieren. Ein unerhörtes Schauspiel, das sich durch seine choreographische Perfektion auffallend von dem scheinbaren Chaos der Fiesta vorher unterscheidet. Das Durcheinanderschlingeln und wieder Aufbauen bergab wiederholt sich so lange, bis alle an der fast senkrechten Hangkante über dem Kirchlein von Tayankani angekommen sind.

Unten haben sich neben der Kirche weitere Gruppen eingefunden, welche die Pilger hoch oben am Hang tanzend begrüßen. Danach wird der Señor von Qoyllur Rit'i in der Kapelle aufgestellt. Die Wallfahrer ruhen sich vom langen Marsch aus, essen und trinken, bevor sie ihren Weg nach Ocongate fortsetzen, wo die Pilgerfahrt gegen Mittag in der kleinen, baufälligen Kirche endet.

Auf welches Ereignis ist die viertägige peruanische Wallfahrt zu den Höhen der Anden zurückzuführen, oder was sind ihre Hintergründe?

Nach Darstellung der Kirchenbücher von Ocongate soll 1780 das Ursprungsjahr von Qoyllur Rit'i sein. Damals hütete ein junger Indio mit dem Namen Mariano Mayta im Hochtal von Sinakara die Lamaherde seines Vaters. Er war froh, als die Einsamkeit seiner Arbeit, Kälte und Hunger eines Tages mit dem Erscheinen eines jungen Mestizen aus dem Dorf Tayankani zu Ende gingen. Der Fremde versorgte Mariano mit Nahrung und die beiden wurden bald gute Freunde. Bei einem Besuch stellte Marianos Vater erfreut fest, daß alle Lamas gesund waren und sich gut vermehrt hatten. Er bedankte sich bei seinem Sohn mit neuer Kleidung und war einverstanden, daß dieser auch seinem jungen Freund Manuel ein neues Gewand kaufte. In den Läden Cuzcos legte Mariano ein Stoffmuster vom Poncho Manuels vor, trotzdem konnte er das gleiche Gewebe nicht bekommen. Man sagte ihm, so feinen Stoff habe nur der Bischof. Folglich ging er zum Erzbischof. Dieser fragte sofort nach der Herkunft des Ponchos und hörte sich Marianos Erklärung an. Umgehend wurde eine Untersuchungskommission losgeschickt. Als diese mit dem jungen Indio nach Sinakara kam, wurde sie durch ein vom Mestizen Manuel ausgehendes strahlendes Licht geblendet. Jemand aus der Kommission versuchte, diesen anzufassen und hielt an seiner Stelle ein hölzernes Kruzifix in der Hand. Mariano glaubte, man

# Im Labyrinth andiner Mythen

*Unten: „Ch'unchos“, „Collas“ und  
„Negros“ am Schlußtag im Moment des Sonnenauf-  
ganges.*

*Ganz unten links: Colla-Tänzer; rechts dane-  
ben eine Gruppe von „Ukukus“ in ihrer typi-  
schen Verkleidung.*

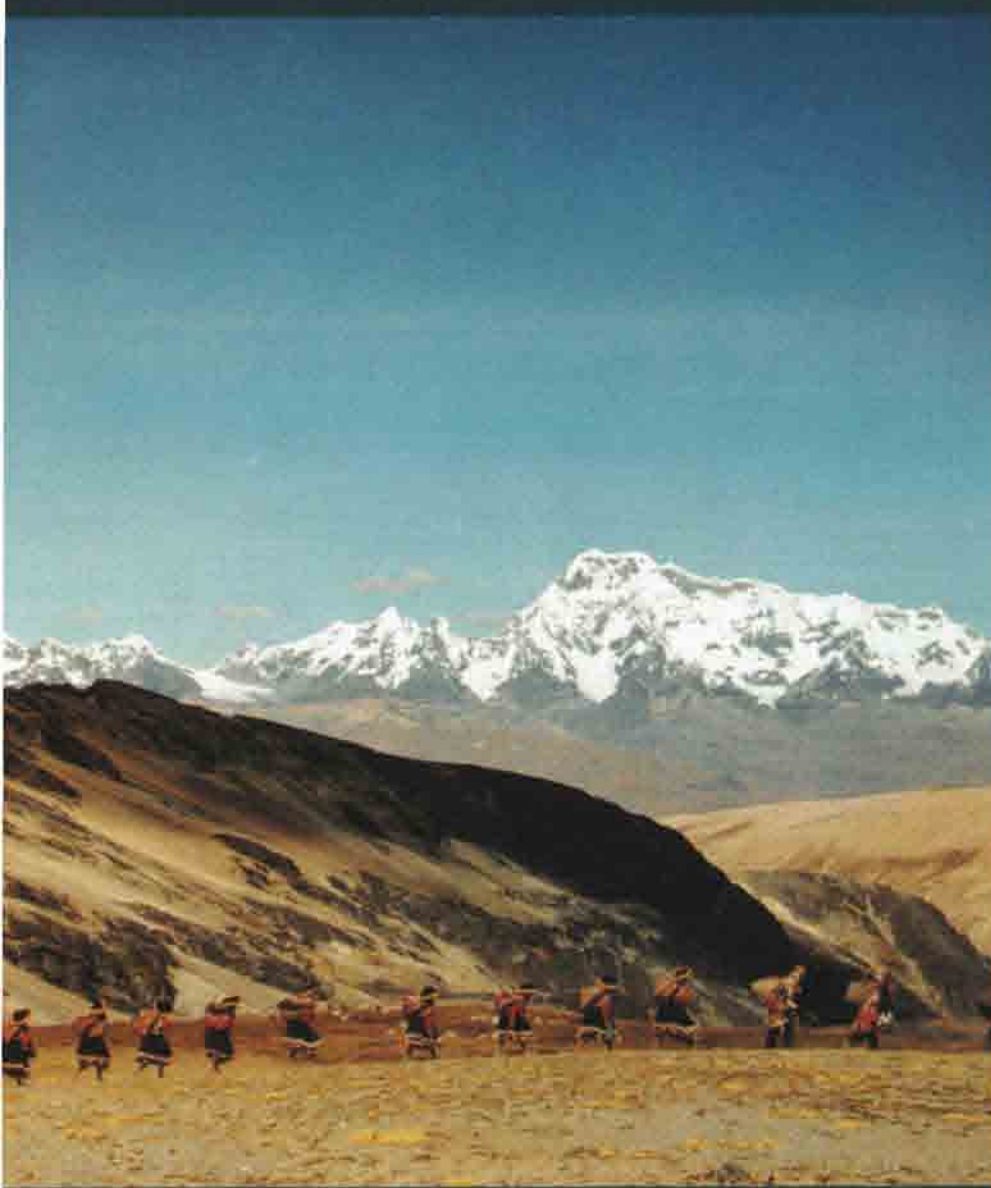


Links: Wallfahrerinnen vor der Callangate- und Auzangate-Gruppe der Vilcanota.

Unten: Ch'uncho-tänzer.

Ganz unten links: Der Altar der Kirche von Sinakara mit dem zentralen Felsblock mit Christusbild.

Ganz unten rechts: Vor dem Hintergrund des Sechstausenders Auzangate, dem Wohnsitz des wichtigsten „Apu“ der Region, vereint der „Schlängeltanz“ zum Schluß der Fiesta eindrucksvoll alle Tanzgruppen.



Alle Fotos:  
H. Wolf

habe seinen Freund getötet und starb. Er wurde am Fuße des großen Felsens begraben, an dem der junge Mestize verschwunden war. Später wurde auf den Fels ein Christusbild gemalt. Es steht im Zentrum des Altars der Kirche von Sinakara, die darüber erbaut wurde. Fels, Altar und Kirche sind der Mittelpunkt der Fiesta.

Wissenschaftler haben sich eingehend mit den offensichtlich vorchristlichen Bräuchen von Qoyllur Rit'i und mit der Legende beschäftigt. Sie haben versucht, die historischen Grundlagen der glänzendsten einheimischen Fiesta Perus und ihr ungewöhnliches Patronat durch die katholische Kirche zu durchleuchten.

Einer der Autoren schreibt, daß Sinakara vermutlich schon vor den Inkas ein bedeutender heiliger Ort gewesen ist, den diese übernommen haben. 1780 war später eine Zeit besonderer Auflehnung in Peru gegen die spanischen Eroberer und umgekehrt harter Verfolgung und Ausrottung vorchristlicher Bräuche durch die Kirche. Damals könnten die Führer der Campesinos erfolgreich versucht haben, ihr altes Heiligtum durch eine angebliche Christusvision vor der Vernichtung zu bewahren. Das Kreuz verlieh dem „heidnischen“ Fels das Siegel der Rechtmäßigkeit. Gleichzeitig verstärkte es das überlieferte Brauchtum. Es verbande sich für die einfachen Indios in eine Huaca, den Aufenthaltsort eines Taytacha, eines bestimmten Geistes, und wurde in die einheimische Götterwelt aufgenommen. Unter seinem Schutz konnte auch die für das Wohlergehen der Menschen unerläßliche Verehrung der alten Huacas heimlich weiter betrieben werden. Denn, so stellt ein anderer Autor fest, ganz anders als die Taytachas, mit denen man es hier und heute zu tun hat, sei die Sonne als höchste Gottheit der Inkas und ihre christliche Entsprechung Gottvater von den unmittelbaren menschlichen Problemen sehr weit entfernt. Es lohne sich deshalb nicht, für sie viel rituellen Aufwand zu betreiben.

Der hierarchische Rang der Huacas ist direkt abhängig von ihrer Größe. Deshalb beherbergt der Auzangate (6372 m) als höchster Gipfel der Cordillera Vilcanota seit alters her auch die mächtigste Gottheit der Region, Apu Auzangate. Der Fünftausender Colquepunku über dem Talschluß von Sinakara ist die Wohnung eines gleichnamigen Apu, der bezeichnenderweise für die Gesundheit von Mensch und Tier zuständig ist.

Etwa zur Zeit von Fronleichnam gab es bei den Inkas eine Fiesta, die mit vergleichbarer Form und Pracht gefeiert wurde. Sie stand in Zusammenhang mit dem im Jahreskreislauf wichtigen Wiederscheinen des Sternbildes der Plejaden und diente Gesundheits- und Erneuerungsriten. Diesen Sinn hat Qoyllur Rit'i auch noch heute. Die traditionellen Campesinos – die Landwirtschaft und Viehzucht betreibenden Indios des Hochlandes – machen die Wallfahrt, um Gesundheit und Wohlergehen für ihre Familie, für Vieh und Felder zu erbitten. Sie wenden sich dabei an die zuständigen Huacas, deren Geister die Kraft und Fähigkeit besitzen, Mensch und Tier zu ernähren.

Die Mestizen der Region dominieren als wohlhabendere Händler, Fuhrunternehmer oder Handwerker die Campesinos. Sie sind Abnehmer ihrer Erzeugnisse. Auf der Fiesta bitten auch sie um Gesundheit, darüber hinaus aber um materiellen Erfolg ihrer

Geschäfte oder um sozialen Aufstieg ihrer Kinder. Sie verrichten ihre Gebete beim Kreuz. Bei beiden Gruppen ist das Spiel mit den Steinen eine konkrete Darstellung ihrer Wünsche. Auf einer großen Fiesta in Copacabana am Titicacasee hat sich dieser Brauch zu einem schwunghaften Handel mit industriell gefertigten winzigen Häusern, Waren und Lebensmitteln aller Art und zu Miniaturgeldnoten weiterentwickelt, der 1986 erstmals auch in Sinakara zu beobachten war.

An anderer Stelle wird bezüglich des Ursprunges der Legende eine konträre und wesentlich tiefer gehende Hypothese vertreten. Danach habe sie die katholische Kirche selbst erfunden und in Peru mit der Absicht verbreitet, präkolumbianische Riten zu integrieren. Austausch der einheimischen Huacas, die als Sterne, Berge, Felsen und Wasser zufällig den importierten christlichen Symbolen entsprachen, sei eine der Taktiken gewesen, die Indios zu bekehren.

Ort, Zeit und Sinn der Fiesta werden in der erwähnten Arbeit in Beziehung gesetzt zum komplexen Raum-Zeitverständnis der Inkas, das noch bei den ethnischen Gruppen im heutigen Peru fortbesteht. Es kennt keine linear ablaufende Geschichte, sondern aufeinander folgende Serien geschlossener Zeitzyklen. Kleine Kreisläufe waren darin zum Beispiel das bäuerliche Jahr mit Saat und Ernte. Große Zyklen wurden als in sich geschlossene geschichtliche Epochen gesehen. Die Unterbrechung eines solchen Kreislaufes und der Übergang zu einem neuen waren durch Naturkatastrophen oder vernichtende historische Ereignisse gekennzeichnet. Dadurch wurde die alte Ordnung verwirrt und in einer Periode des Chaos aufgelöst, aus der ein geordneter neuer Zyklus entstand. Die Fiesta von Qoyllur Rit'i wird in diesem Zusammenhang vordergründig als rituelle Feier dieser Zeit des Chaos betrachtet, bevor durch das Wiedererscheinen der Plejaden ein neuer Zyklus eintritt. Einen Anhaltspunkt dafür sieht der Autor im Durcheinander der Fiesta, in den Dissonanzen gleichzeitig spielender Musikkapellen und in den planlos tanzenden Gruppen. Sie scheinen den Übergang von der Unordnung zur Ordnung zu symbolisieren, denn am Schlußtag ist der Schlingeltanz bergab perfekt synchronisiert und alle Musiker spielen gleichzeitig dieselbe Melodie.

Dem Labyrinth andiner Mythen konsequent weiter folgend, könnte die Fiesta letztlich ein Ritual sein, welches das erhoffte Ende des jahrhundertelangen Chaos der „Krankheit“ und Unordnung seit der Weltenwende spanischer Besetzung feiert. Denn nach indianischer Auffassung wurden die fremden Eroberer und ihr Gott ihrer historischen Aufgabe nie gerecht, die mit dem Ende der Inkaherrschaft eingetretene völlige Verwirrung ihrer Welt durch die Einsetzung eines neuen Zyklus wieder zu ordnen. Viele Einheimische erwarten noch heute den Tag, an dem Inkari erscheint, ein mächtiger Gott und Inka ihrer Mythologie, der die lange Leidenszeit des Überganges durch die Schaffung eines neuen, ihren heutigen Notwendigkeiten entsprechenden, besseren Kosmos beendet. (Diese Rolle versuchen nach einigen – erfolglosen – Rebellen in jüngster Zeit die Anführer der terroristischen Bewegung „Leuchtender Pfad“ für sich in Anspruch zu nehmen.)



Ein anderer Text untersucht die Frömmigkeit der Campesinos und stellt fest, daß sie sich vor allem in Wallfahrten äußert. In der Zeit eingeschränkter bäuerlicher Tätigkeiten vollzieht jede Gemeinde im südlichen peruanischen Hochland einen jährlich wiederkehrenden Wallfahrtszyklus zu Heiligtümern in der Umgebung. Jedes von ihnen dient einem bestimmten rituellen Bedürfnis, für das in der Kirche der Gemeinde eine entsprechende Ikone aufbewahrt wird. Sie ist als Quelle heiliger Kraft der Mittelpunkt der Wallfahrt und nach ihr benannt. Die bei der Vorbereitung und Durchführung der Reise zu erledigenden Aufgaben sind Ehrenämter. Deshalb werden der Patrón als Sponsor, Kreuzträgerinnen, Anführer und Tänzer gewählt. Ähnlich wie die Energie eines Akku im Betrieb verbraucht wird, so gibt eine Ikone ihre Kraft an die Gemeinde ab. Das Bild muß deshalb Jahr für Jahr zur unerschöpflichen Kraft seines Heiligtumes in Qoyllur Rit'i gebracht werden, um sich erneut daran aufzuladen. Wenn dann nachts die beiden sakralen Objekte in der Kapelle zusammen sind, vollzieht sich der formale Zweck der Wallfahrt. Wie ein Stück Eisen in der Nähe eines Magneten magnetisiert wird, nimmt die Ikone aus der permanenten Quelle von Heiligkeit Energie auf. Danach kann sie, neuerdings sakralisiert, wieder in die Gemeinde zurückkehren.

Die Tänzergruppen der Ch'unchos sind eines der auffallendsten autochtonen Elemente der Fiesta. Es wird angenommen, daß ihre Hauptaufgabe der Schutz der Pilger ist. Denn nach dem Glauben der Indios ist alles Sakrale auch gefährlich. Wenn die Ikone mit anderen zusammentrifft und besonders bei ihrer Annäherung an das Heiligtum, macht die Verkleidung der Ch'unchos als „unzivilisierte Urwaldindianer“ und ihr wilder Tanz sie unempfindlich für die Auswirkungen der Vereinigung der beiden sakralen Kräfte.

Die Ch'unchotänzer werden immer von Quetschua-Indios dargestellt, denn nach der Legende sind sie die wilden Vorfahren der Campesinos, die einst aus dem Urwald gekommen sind. Eine andere Untersuchung sieht in ihnen die Repräsentanten vorkolumbianischer andiner Lebensart zwischen Landwirtschaft und Religiosität, oder ihr prächtiger Federkopfschmuck wird als Symbol geistigen Fluges und Freiheit gedeutet.

Das benachbarte Volk der Aymará-Indios im Süden Perus, das den Eroberungszügen der Inkas und Quetschuas lange Widerstand leistete, wird in Qoyllur Rit'i durch die Colla-Tänzer verkörpert. Sie haben als traditionelle Händler gute Beziehungen zu den Quetschuas, die durch ihre Anwesenheit verstärkt werden.

Die zentralen Figuren der Fiesta sieht ein Anthropologe in den als zottelige Bären verkleideten Ukukus. Mit ihrem Fellumhang, brauner wollener Gesichtsmaske, mit Peitsche, Puppe, Alpakafell und mit ihrer verstellten Fistelstimme personifizieren sie die rituellen Aufgaben der Fiesta. Darüber hinaus sind sie Ordnungshüter und Spaßmacher zugleich. Durch ihre Verkleidung und die ihnen nachgesagte Kraft und List neutralisieren sie für die Pilger die allgegenwärtige Gefahr der in der Umgebung des Heiligtums zahlreich versammelten verdammten Seelen, die hier auf Erlösung warten. Ihre gefährliche Besteigung des Gletschers ist ein Akt der Buße für ihre Dorfgemeinschaft. Außerdem bringen sie heilendes Wasser in Form von Eis zurück. Dies alles läßt den

Schluß zu, daß sie, dem Sinn der Wallfahrt entsprechend, Vermittlerrollen zwischen Krankheit und Gesundheit sowie Unordnung und Ordnung erfüllen.

Am Ende seiner Untersuchung kommt ein Autor zu dem Schluß, daß die Fiesta von Qoyllur Rit'i der Bevölkerung der Region und den Inkas nicht nur für Gesundheits- und Fruchtbarkeitsriten, sondern darüber hinaus erprobten religiösen Notwendigkeiten diene. 450 Jahre der Verdrängung der Grundlagen einheimischer Traditionen und Vorstellungen durch die christlichen Kirchen haben diese nicht beseitigt, sondern verstärkt und weiterentwickelt. Für viele Campesinos ist die Mehrheit der Bräuche der Fiesta die Fortsetzung von Riten, die ursprünglich damit verbunden waren. In ihnen sind die bewährten einheimischen Götter neben ihren christlichen Entsprechungen lebendig geblieben.

Ein anderer Text schließt mit der Bemerkung, daß die Existenz dieser Bräuche eine stillschweigende Ablehnung der herrschenden Kultur durch die unterdrückten indigenen Bevölkerungsgruppen anzeigt.

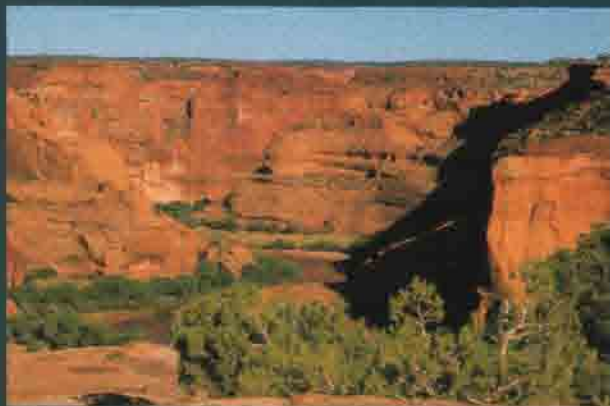
Für uns waren diese Überlegungen überall während der Fiesta fühlbare Wirklichkeit. Auch bei weiteren Besuchen in den folgenden Jahren waren uns neue, unerwartete Eindrücke aus der festgefühten Glaubenswelt der Bergbevölkerung vergönnt. Dabei hat uns die fremde Logik besonders beeindruckt, mit der Tausende von Pilgern abseits der Kirche tief verwurzelte Bräuche vollziehen. Uns fiel die Selbstverständlichkeit auf, mit der Priester aus dem benachbarten Urcos die christlichen Belange des Festes vertreten und damit, entgegen früheren Zeiten, eine zustimmende Haltung. Und wir bekamen Respekt vor der einheimischen Bruderschaft, die sich mit Erfolg für den Fortbestand der Fiesta in Form und Inhalt einsetzt. Bemerkenswert ist, daß in jüngster Zeit im Zuge der sogenannten lateinamerikanischen „Theologie der Befreiung“ eine neue und positive Würdigung der einheimischen Religionen und Traditionen und damit eine Aufwertung der altamerikanisch-christlichen Volksreligiosität erfolgt.

Wir kehrten von der Wallfahrt zurück mit der Gewißheit, nicht als geduldete Touristen einem unverständlichen Schauspiel beigezogen zu haben. Sondern wir haben fast wie Freunde tiefe Einblicke in das unverfälschte Wesen des angeblich von Unwissenheit und Irrationalität geprägten Lebens der Andenbewohner getan. Unsere bergsteigerische Begeisterung für die großartige Landschaft der Cordillere und für ihre Gipfel ist durch die Teilnahme an der Fiesta von Qoyllur Rit'i vergrößert und zu einem erweiterten Verständnis für die Region und ihre Bevölkerung vertieft worden. Dafür sind wir den Wallfahrern dankbar.

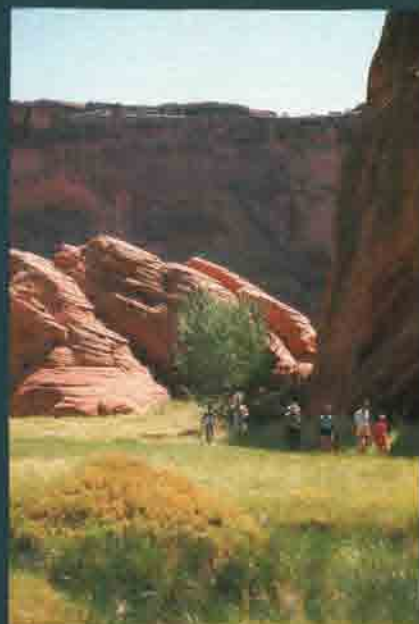
#### Literaturverzeichnis

- David D. Gow: *Taytacha Qoyllur Rit'i*. Allpanchis VI, Cusco 1974  
Michael J. Salinow: *La Peregrinación Andina*. Allpanchis VI, Cusco 1974  
Robert Randall: *Qoyllur Rit'i, an Inca Fiesta of the Pleiades: Reflections on Time and Space in the Andean World*. Institut Français d'Etudes Andines, Bulletin XI, Lima 1982  
Zum Thema Volksreligiosität in Lateinamerika siehe auch die Zeitschrift „*Verbum SVD*“ Fsc. 1, Vol. 27/1986, Neitetal  
Für fachliche Hinweise danke ich Herrn Dr. Richard Nebel, Akad. Rat a. Z. am Lehrstuhl für Kath. Theologie an der Universität Bayreuth.

Unten und rechts: Einblick  
in den „Canyon de Chelly“ mit seinen  
interessanten Felsformationen.  
Die markante Felsnadel „Spider  
Rock“, ist etwa 300 m hoch.



Oben: Felsklippen-  
häuser am Ende des  
Canyons.  
Rechts: Ruine „White  
House“.  
Ganz rechts: Geführte  
Wandergruppe im  
Canyon.



Fotos:  
U. Böhringer

## Der „Canyon de Chelly“ – ein faszinierendes Kapitel der Indianerkultur

Ulf Böhringer

Er ist ein Geheimtip unter der Vielzahl der verschiedenartigen Canyons im amerikanischen Südwesten. Der „Canyon de Chelly“, etwa 550 Kilometer nordöstlich von Phoenix, der Hauptstadt des Staates Arizona, gelegen, ist selbst unter amerikanischen Touristen noch weitgehend unbekannt. Zwar ist das Gebiet ein wenig abgelegen, doch das gilt für andere Naturdenkmäler in gleichem Maße. Der „Canyon de Chelly“ allerdings ist nicht bloß Naturdenkmal wie beispielsweise der Grand Canyon oder andere berühmte Gegenden: Der „Fels-Canyon“, so die Übersetzung des indianischen Wortes „Tsegi“, ist seit rund 2000 Jahren Kulturland. Eine Kombination aus Natur und uralter Kultur, die in den USA in dieser Art einmalig ist.

*Exakt 335 Meilen (540 Kilometer) haben wir heute zurückgelegt, bei sengender Hitze. Den Sonnenaufgang erlebten wir noch am Südrand des Grand Canyons, dann führte die Fahrt über Flagstaff, den Meteor Crater und den fantastischen Petrified Forest Nationalpark (versteinertes Holz, soweit das Auge reicht) nach Norden. Highway „191“ zieht sich dahin; nur ganz vereinzelt Siedlungen unterbrechen die eintönige Landschaft. Niedriges Buschwerk, ab und zu Felder, der Asphalt ist aufgeweicht von der Hitze, scheint an den Reifen zu haften wie Bubble Gum. Kurz vor dem Ort Chinle kommen im Osten, von der untergehenden Sonne prächtig in Szene gesetzt, tiefrote Felsen in Sicht: Der „Canyon de Chelly“ spitzt zwischen Büschen und Bäumen hervor. Chinle, ein ärmliches Städtchen im großen Navajo Reservat, ist schnell passiert, der Campground gleich hinter dem Eingang des „National Monument“ bald erreicht. Die hohen, schattenspendenden Cottonwood-Bäume verbergen einen der herrlichsten Campgrounds unserer gesamten Reise. Großzügig angelegt (jeder Stellplatz mißt bestimmt mindestens 500 Quadratmeter), von einem bunten Völkergemisch besetzt, bietet der Platz alles, was das Camperherz begehrt: Tisch und Bank, Grill und soviel Platz, daß man – ganz nach Lust und Laune – mit dem Nachbarn plaudern kann, ihn aber nicht schnarchen hören muß. Nach dem Barbecue fangen wir an, in unseren Unterlagen zu lesen: „Canyon de Chelly“ – was ist das eigentlich?*

*Der „Canyon Overlook“, die im Besucherzentrum des National Monuments kostenlos erhältliche Besucherzeitung, gibt eine Einführung.*

Seit rund 2000 Jahren leben Menschen zwischen den hohen roten Sandstein-Wänden. Frühe Gruppen von Jägern und Sammlern nutzten um die Zeit von Christi Geburt bereits die natürlichen Ressourcen dieses Canyons: Wild, eßbare Pflanzen und Wasser. Sichtbare Spuren haben diese frühesten Besiedler der Schlucht nicht hinterlassen. Das allerdings taten die Bauern, die sich zwischen 350 und 1300 hier niederließen: Die „Anasazi“ genann-

ten Navajo-Indianer der Vergangenheit entwickelten im Laufe der Zeit eine beinahe unglaubliche Baukunst.

Die frühesten Bewohner bauten runde, individuelle Grubenhäuser; der untere Teil dieser Behausungen bestand aus ausgehobenen Gruben. Ihre Hauptwaffe war ein speerartiges Instrument, heute „atlatl“ genannt. Pfeil und Bogen lernten sie erst viel später kennen. Die Menschen bauten Mais und Kürbis an und fertigten hervorragende Körbe und andere geflochtene Artikel – diese frühen Indianer werden heute „Korbmacher“ genannt.

Im Lauf der Zeit änderten sich Landwirtschaft und die Bauweise der Unterkünfte: Es entstanden rechteckige, aus Stein gemauerte Häuser, die über dem Boden errichtet wurden und miteinander verbunden kompakte Dörfer ergaben. Etwa seit dem Jahr 700 wurden die Bewohner der Canyons „Pueblos“ genannt – „pueblo“ ist das spanische Wort für Dorf. In der Blüte der Pueblo-Kultur, zwischen ca. 1100 und 1300, entstanden große Felsklippen-Häuser, die wie Nester in hohe Felsspalten und unter hohe Sandsteinwände gebaut wurden.

Eine große Dürreperiode um das Jahr 1300 herum veranlaßte die Anasazi – so vermuten jedenfalls die Historiker –, ihre mit unglaublichem Aufwand errichteten Felsklippen-Siedlungen zu verlassen und in andere Gebiete des Südwestens umzusiedeln. Einige Jahrhunderte war nichts los im „Canyon de Chelly“.

*Ein „pickup“ genannter Kleinlaster fährt von einem Camper zum nächsten, die abgeblendeten Scheinwerfer bohren Löcher in die Dunkelheit, beleuchten Zelte, Faltanhänger, Motorradfahrer, die unter freiem Himmel nächtigen, strahlen große Wohnmobile an, ausgestattet mit Mikrowelle, Dusche, Klimaanlage. Der Park Ranger kontrolliert die Anmeldungen, läßt ein zum abendlichen „Campfire program“. Da gibt's regelmäßig Wissenswertes über die Nationalparks und ihre Bewohner. Daß es hier im „Canyon de Chelly“ nicht nur um Tiere, sondern um Menschen geht, macht die Sache spannend. Der Ranger, ein Staatsbeamter, dem National Park Service angehörend, übt Hoheitsrechte aus: Er ist gleichzeitig Polizist und Naturkundeführer, Tourismus-Berater und Krankenschwester für Verletzte.*

*Park Ranger Jim erklärt gleich das Programm für morgen früh: Ab 7.30 Uhr trifft man sich zu einer Tasse dampfenden Kaffees im „Amphitheater“ genannten Veranstaltungsring des Campgrounds (Kaffeeteller mitbringen!). Um 8 Uhr beginnt eine viereinhalbstündige Wanderung, die zuerst zu den „White Ruins“ genannten Ruinen und dann am Canyon-Boden einige Kilometer durch den Canyon führt. Das macht allerdings Appetit, denn mit Ausnahme des Weges zu den „White Ruins“ darf der gesamte Canyon nur in Begleitung eines Navajo-Führers oder eben eines Rangers betreten werden. Ranger Jim erklärt auch gleich, weshalb: Schließlich ist das ganze, 337 Quadratkilometer große „National Monument“ in privatem Besitz der Navajos. Verständlich, daß sie nicht von Touristen-Horden auch im hintersten Canyon-Winkel gestört werden wollen.*

Weiter im Text: Um 1700 besiedelten Navajo-Indianer aus dem Norden Neumexikos den Canyon. Ein kampfeslustiger Stamm überfiel 150 Jahre lang die Dörfer der Pueblos sowie spanische Siedlungen im Tal des Rio Grande. Diese Angriffe veranlaßten die

*Auf dem „Hand-and-toe-hold-trail“:  
„Meterhohe Felsquadern... werden mit Hilfe von  
hölzernen Hühnerleitern überwunden.“*

verschiedenen Regierungen von Neumexiko zu militärischen Aktionen gegen die Navajos. Diese machten den „Canyon de Chelly“ zu ihrer Festung. Eine spanische Strafexpedition bekämpfte im Jahr 1805 einen ganzen Tag die Felsenstellungen einer Navajo-Gruppe im „Canyon de Muerto“ (Tal der Toten) genannten Seitenarm. 115 Navajos fanden den Tod. Seitdem heißt die Felsenstellung „Massacre Cave“ (Blutbad-Höhle).

Im Jahr 1864 – das ist erst 122 Jahre her! – machte der legendäre Kit Carson mit den Navajos kurzen Prozeß: Eine ganze Einheit der U.S.-Kavallerie wurde aufgeboten, die Indianer erkannten die Aussichtslosigkeit ihrer Lage, viele flüchteten. 8000 wurden gefangengenommen und nach Fort Sumner deportiert; dort sollten sie ein neues Leben in der Reservation beginnen.

Es ging schief: sie konnten das baumlose Land nicht bestellen, das Wasser war schlecht. Sie hatten keine Widerstandskraft gegen die Krankheiten der Weißen. Tausende starben.

Im Frühjahr 1868 durften die Überlebenden zurück in den „Canyon de Chelly“. Ihr angestammtes Gebiet war nun ein Reservat geworden, die Navajos setzten ihre zerstörten Farmen instand und begannen wieder, ihr eigenes Leben zu leben.

*Jetzt wird uns langsam klar, warum der Cottonwood-Campground der einzige Campingplatz ist, der trotz aller Einrichtungen kostenlos ist: „Der amerikanische Staat soll nichts an unserem Land verdienen. Wir dulden die Besucher. Wir dulden auch die National Park Ranger. Aber der Staat soll keinen finanziellen Vorteil aus unserer Reservation ziehen.“ Die Erklärung des Rangers – er ist ein Navajo – macht betroffen. Eine demnächst stattfindende Versammlung soll entscheiden, ob nicht doch Camping-Gebühren erhoben werden, die einem speziellen Navajo-Programm zugute kommen sollen. Die Arbeitslosigkeit ist hoch in der Reservation. Soziale Probleme an allen Ecken. Ein Paradies, aber ein Paradies mit Macken.*

Zum Nationalen Denkmal wurde der „Canyon de Chelly“ am 1. April 1931 ernannt. Seither wird das Gelände vom National Park Service, der dem Innenministerium untersteht, verwaltet. Die Rangers haben die gesamte Besucherorganisation in der Hand. Sie veranstalten die Wanderungen und Exkursionen. Sie sind Mittler zwischen den Bewohnern der beiden Canyons und den vielen tausend Besuchern.

In allen US-Nationalparks sind die Rangers engagierte Männer (und Frauen!), die sich für die Sache des Natur- und Umweltschutzes voll einsetzen. Gegründet wurde die Organisation im Jahre 1916, nachdem sich abgezeichnet hatte, daß Army-Angehörige nicht auch noch den Schutz des ersten Nationalparks – es handelte sich um den Yellowstone Nationalpark – auf Dauer übernehmen konnten. Seit nunmehr 70 Jahren sind die „Grünröcke“ (Sakkos tragen sie eigentlich nie, dazu ist fast überall in den Staaten – zumindest im Sommer – das Wetter zu warm) im Einsatz, wo es gilt, nationale Denkmäler in Ordnung zu halten. Egal, ob dies in (relativer) Wildnis oder in Metropolen wie Washington D.C., der Bundeshauptstadt, geschieht. Nicht alle Unternehmungen in den Nationalparks oder -denkmälern sind freilich in staatlicher Hand: Konzessionäre bewirtschaften Motels und Lodges, Restaurants, veranstalten Ausflüge zu Pferd oder per



Fourwheeler. Die Vermittlung und Beratung liegt aber in den Händen der Rangers.

*Ranger Frederik schenkt frühmorgens Kaffee aus. Woher, wohin? Ah, Germany. Nice to see you. Was wir hier alles sehen wollen? Möglichst viel natürlich, vor allem aber das, was nicht alle sehen können. Da sei die geführte Wanderung mit Ranger John durch den Canyon genau das Richtige, um 8 Uhr. Okay.*

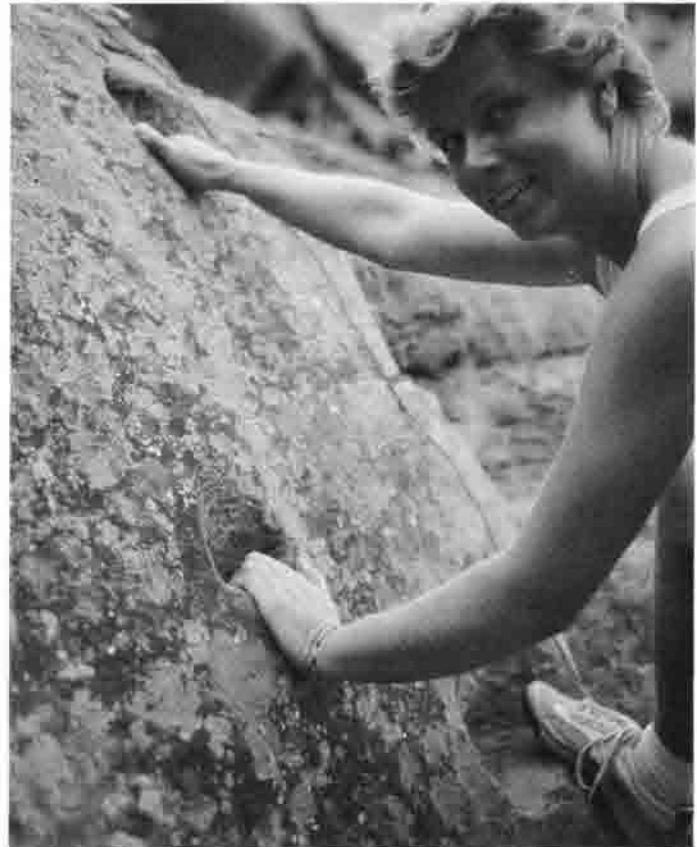
*Wir sind etwa 20 Personen. Alle fahren mit den Autos zum Ausgangspunkt der Wanderung, von dort aus wird ein Auto zum Zielort gebracht, damit alle mittags wieder zurückkommen können. Während des Abstiegs in den Canyon erzählt Ranger John Geschichte und Geschichten. Der „Canyon de Chelly“ ist halt kein x-beliebiger Nationalpark, sondern uraltes Navajo-Gebiet. Indianerland. Lebendiges, auch heute noch oft in traditioneller Weise besiedeltes und genutztes Indianerland.*

*Ranger John führt die Gruppe hin zum Rio de Chelly. Der Wassertauf ist im August nur dünn. Jeder zieht die Turnschuhe aus – und ab diesem Zeitpunkt spazieren wir dreieinhalb Stunden lang barfuß durch knöcheltiefes, herrlich warmes Wasser. Unter unseren Füßen Sand, über uns der tiefblaue Himmel Arizonas, links und rechts senkrecht ansteigende rote Sandstein-Wände, von Eisen-Mineralien mit schwarz wirkenden Mustern verziert. Der Fluß sucht sich seit Hunderttausenden von Jahren seinen Lauf, wir folgen ihm für Stunden. Ranger John beantwortet jede Frage, sei sie von wissensdurstigen Erwachsenen oder neugierigen Kindern gestellt.*

„Kini-na-a-kai“ (weißes Haus oder casa blanca) wurde im Jahr 1848 von Lieutenant J.H. Simpson anlässlich einer Expedition durch den „Canyon de Chelly“ entdeckt. Der Name wird von den weiß verputzten Wänden des oberen Ruinentails hergeleitet. Die beiden übereinanderliegenden Ruinen dürften etwa 80 Räume enthalten haben; 60 Räume und vier Kivas (fast runde, rituellen

„... Füße und Hände  
fallen wie von selbst in  
Tritte und Griffe.“

Fotos:  
U. Böhringer



Zwecken dienende Versammlungsräume) sind erhalten. Zehn bis zwölf Familien mit etwa 50 bis 60 Personen dürften in dem Pueblo einstmals Platz gefunden haben. Erbaut und bewohnt war das „Weiße Haus“ etwa zwischen 1040 und 1275. Haustiere wie Schafe, Pferde und Kühe waren den Anasazi unbekannt, dagegen hielten sie Truthähne und Hunde. Bildzeichen an den Felswänden geben ein wenig Einblick in das, was die Menschen vor acht Jahrhunderten bewegte. Manche Bilder sind rund zehn Meter über dem Canyon-Boden im Fels verewigt, die Anasazi müssen hervorragende Leitern besessen haben.

Weiter geht's den Rio de Chelly entlang. Vollkommen relaxed spazieren wir dahin, plaudern mit dem Franzosen links von uns und dem Texaner zur Rechten. Ranger John weist uns auf die „hand and toe hold trails“ hin – antike Klettersteige, die vom Canyon-Boden hinauf zu den Plateaus führen. Die Griffe wurden aus dem Sandstein herausgeschabt und dienten Fingern und Zehen als Halt. Die Trails, oft an senkrechten Wänden, dienten mitunter als ganz normale „Verkehrsverbindung“, manchmal auch als Fluchtweg in Gefahrensituationen. Mann und Frau, Oma und Kind nutzten die „hand and toe hold trails“. Einige Klettersteige führen zu Ruinen, das Ziel anderer verliert sich in den hohen Sandsteinwänden.

„Kann man die ‚hand and toe hold trails‘ auch heute noch gehen?“ Ranger John weiß auch auf diese Frage eine Antwort. „Natürlich. Aber nur in Begleitung eines Navajo.“ Und wie kommt man an einen Führer? Die Rangers machen das schon.

Zurückgekehrt ins Besucherzentrum des National Monuments verspricht Ranger John, für 15 Uhr einen Navajo-Guide organisiert zu haben. So ist es. Al wartet auf uns. Er ist Anfang 30, verheiratet, hat drei Kinder und lebt ausschließlich von den Einnahmen, die Touristen-Führungen bringen. Sechs Dollar pro Stunde vereinbaren wir als Führergebühr, für uns zwar 18 Mark teuer, für ihn aber doch bloß etwa 10 Mark wert.

Vor der Abfahrt muß der diensthabende Ranger erst einen Erlaubnisschein ausstellen. Es ist der 510. dieses Jahres. Ziel und Dauer der Wanderung werden festgehalten, auch Farbe und Kennzeichen des verwendeten Fahrzeuges. „Wegen der vielen Auto-Aufbrüche patrouillieren wir ständig“, erklärt Ranger Fredrik. Denn es gibt auch heute noch genügend Weiße, die durch Straftaten in Indianerreservaten den Eindruck zu erwecken versuchen, die Navajos seien die „bösen Buben“, weil in ihren Gebieten die Kriminalität teils höher ist als in anderen Gebieten.

Nach einigen Kilometern Fahrt parken wir das Auto in flacher Landschaft, die Hitze sirt, Insekten umschwirren Büsche und Gräser. Vom „Canyon de Muerto“ ist weit und breit nichts zu sehen. Nach zehn Minuten Fußmarsch stehen wir plötzlich vor dem Abgrund: Etwa 250 Meter tiefer sehen wir eine Navajo-Farm. Vor uns eine Schlucht, steil, eng, eigentlich unpassierbar. Jedenfalls auf den ersten Blick.

Das Abklettern beginnt, auf einem engen Steig, wie er auch in den Alpen üblich ist. Im Winter und Frühjahr rauschen hier nach Regenfällen Wassermassen zu Tal. Jetzt, in der Trockenzeit, ist kein Tropfen Wasser in Sicht. Meterhohe Felsquader haben sich

in der Schlucht festgezwängt, werden mit Hilfe von hölzernen Hühnerleitern überwunden. Dann geht's direkt ran an den Fels. Das wenig widerstandsfähige Gestein ist übersät von kleinen Sandstein-Partikelchen. Eine gewisse Gefahr des Ausrutschens ist gegeben. Al weiß jedoch, wir wir schräge Platten sicher queren können. Er zeigt, mit welchem Fuß man in den „Klettersteig“ einsteigen muß, damit das „Rechts-Links“ reibungslos klappt. Füße und Hände fallen wie von selbst in Tritte und Griffe. Links und rechts des Trails ist die Wand glattgeschmirgelt von Regen und Wind, kein Halt zur Fortbewegung denkbar. Doch die in den Sandstein geschlagenen Mini-Treppchen bringen uns schnell hinunter auf den Boden des Canyons.

Der Blick hinauf: Da kamen wir runter? Fast unglaublich. Die Navajo-Farmer sind nicht zu Hause, leider. Also kein Blick hinein in den Hogan, das runde Haus aus Holzstämmen, die mit Erde abgedeckt sind. „Klima-Anlage“ könnte man das guten Gewissens nennen; Kühl im Sommer, warm im Winter. Energieverbrauch Null. Ganz in der Nähe ist die „Standing Cow Ruin“. Eine wunderschöne Felsmalerei zeigt eine spanische Kavallerie-Einheit aus dem 17. Jahrhundert und einen Priester auf einem Pferd. Als Symbole der Befreiung wurden sie wohl nicht verewigt. Die Sonne ist gnädig: Beim Aufstieg durch den steilen Graben versteckt sie sich bereits hinter Felszacken, doch der aufgeheizte Stein strahlt noch ungeheuer Wärme ab. Der „hand and toe hold trail“ ist der reine Genuß, die Trassenführung intelligent angelegt, einfach zwingend. Viel zu schnell sind wir wieder oben. Wieder der Blick nach unten, bedauernd diesmal. Denn der Spaß hat schon sein Ende.

Al bekommt 18 Dollar für die drei Stunden, in denen er uns etwas vom Schönsten der USA gezeigt hat. Es scheint, als freute sich auch der Navajo angesichts unserer Freude beim Abstieg in ein faszinierendes Kapitel der Indianerkultur.



# Noch grünt's und blüht's im Himalaya

## Zur Waldsituation in Nepal

Hermann Warth

Seite 180: Mit Ausnahme des mittleren Baumes vernünftig genutzte Futterbäume oberhalb Langusangu, Zentralnepal.  
Foto: H. Warth

„Wald in Gefahr!“, „Der Bergwald stirbt!“, „Waldsterben im Hochgebirge!“, „Hilf dem Wald aus der Not!“, „Rettet den Bergwald jetzt!“, „Waldsterben erzwingt Räumung eines Bergdorfes!“ usw. usw. Broschüren und Flugblätter mit diesen und ähnlichen Überschriften flatterten uns nach unserer Rückkehr aus Nepal 1984 auf den Tisch. Sind wir nicht in eine reiche, „entwickelte“ Gesellschaft zurückgekehrt, der die Mittel zur Lösung ihrer Probleme reichlich zur Verfügung stehen? Dennoch offensichtlich die gleiche Situation: Waldschwund, Erdbeben, Veränderungen in Wasserhaushalt, Luft und (Klein-) Klima, die uns aus persönlicher Anschauung aus vielen Jahren in Nepal und aus Artikeln und Büchern bekannt ist: „Nepal – sterbendes Land“, „Not läßt Wälder im Himalaya sterben“, „Die Dächer der Welt sind in Gefahr“, „Himalayan Dilemma“, „Let the Himalayan Forests live!“ usw. usw.

Doch hier wie dort ist die Waldvernichtung nicht vom Schicksal gewollt, durch Klimaveränderungen oder Naturkatastrophen ausgelöst, sondern von Menschen verursacht, hier am Festhalten und Mehren wollen des materiellen Lebensstandards, dort im allgemeinen aus der Not. Die unmittelbaren Auswirkungen sind hier wie dort ähnlich, das Endergebnis ist dasselbe: Verlust der Lebensgrundlage, ein Ergebnis, dem sich Nepal aufgrund seiner geologischen und topographischen Beschaffenheit mit Riesenschritten nähert.

Wir waren 9 Jahre in Nepal, 7 Jahre davon beruflich. Viele Dienst- und Urlaubsreisen führten uns in fast alle zugänglichen Gegenden des Landes. Nach Vertragsende durchwanderten wir das ganze Land von Ost nach West. Bei der Bestimmung der Blumen, Bäume und Büsche unterstützten uns Frau Rosmarie Geiss, die uns 1983 zum Basislager des Kangchendzönga begleitet hatte und Dr. Thomas Peer von der Universität Salzburg.

## I. Zeugnisse

Die Epen der Mahabharata und Ramayana, zwischen 800 und 500 vor Christus entstanden, berichten vom Herabkommen des himmlischen Stromes, der Ganga, auf die Erde:

„Eine Gruppe von Dämonen belästigte gewisse als Einsiedler lebende Brahmanen durch beständige Störung ihrer heiligen Übungen. Wohl wurden sie in das Meer gejagt, entstiegen ihm

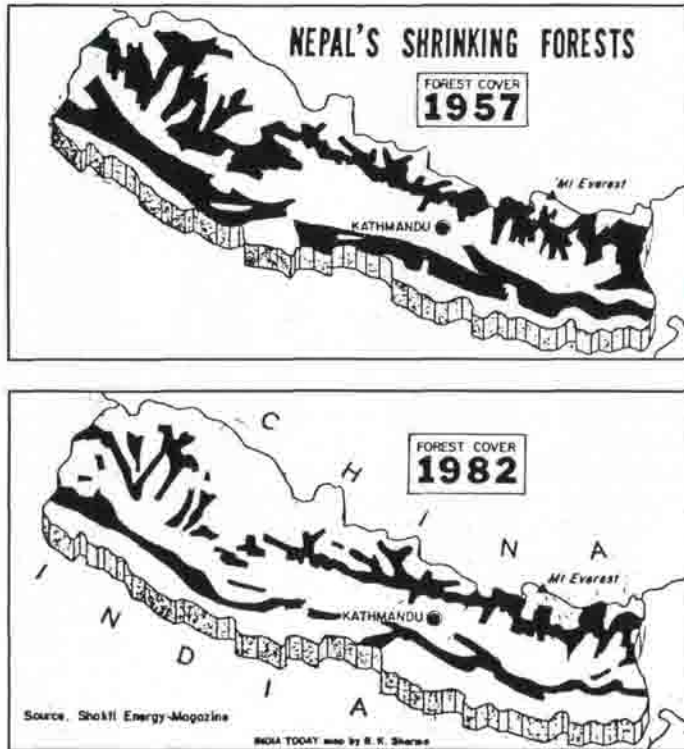
aber bei Nacht frisch wie immer und quälten die ehrwürdigen Männer. In ihrer Verzweiflung wandten sie sich an den berühmten Heiligen Agastya. Er löste das Problem mit einem Schlag, indem er einfach das Meer verschluckte. Aber nun blieb die Erde ohne Wasser, und alle ihre Geschöpfe waren im Begriff zu verdursten. König Bhagiratha, einem anderen übermenschlichen Heiligen, fiel die Aufgabe zu, der schrecklichen Dürre ein Ende zu machen. Er widmete sich ein Jahrtausend lang den strengsten Kasteiungen und bat den Gott, die Ganga zur Erde herabsteigen zu lassen. Brahma war einverstanden, meinte aber, daß es notwendig sein würde, Shivas Einwilligung zu erlangen. Denn wenn der mächtige Himmelsfluß mit seinem gewaltigen Wassergewicht unmittelbar auf den Boden fiel, möchte der kolossale Sturzbach die Erde spalten und zerschmettern. Shiva würde den Anprall zu brechen haben. Bhagiratha begab sich zum Himalaya und verbrachte dort eine zweite Zeit der Kasteiung fastend und seine Willenskraft auf den Gott gesammelt. Schließlich willigte Shiva ein. Das Haupt der mächtigen Gottheit empfing den vollen Stoß des ungeheuren Sturzbaches. Das geflochtene, hoch auf dem Haupt getürmte Haar fing die herabfallende Kaskade ein und verzögerte sie, so daß sie im mäanderhaften Lauf durch das Haarlabyrinth ihre Kraft verlor. Die Wasser flossen sanft zum Himalaya herab, um schließlich majestätisch in die indische Ebene zu strömen und der Erde und allen ihren Geschöpfen ihren lebensspendenden Segen zu schenken.“<sup>1</sup>

In den Clan-Dokumenten des Sherpa-Stammes heißt es: „Im Anfang (sc. um 1500 nach Christus) war diese verborgene Region (sc. das Solu-Khumbu-Gebiet) ... ganz und gar, von den höchsten Höhen bis zu den tiefsten Schluchten, mit dichten Urwäldern bewachsen.“<sup>2</sup>

1848 beobachtete der Botaniker Joseph Dalton Hooker (mit unverständlichem Entzücken), wie Wälder im Sikkim-Himalaya in Flammen aufgingen:

„In dieser Jahreszeit pflegt man oft den Dschungel anzuzünden ... Ein so dicht mit Bambus bewachsener Wald, der sich über diese steilen Hänge ausbreitet, bietet ein grandioses Flammenschauspiel ... Die Einheimischen wohnen nie länger als drei Jahre hintereinander an einem Ort. Sie bleiben nur so lange, bis der Boden keinen Gewinn mehr abwirft, und ziehen dann woanders hin.“<sup>3</sup>

Noch um die Jahrhundertwende war Nepal in englischen Reisebe-



schreibungen „als ein extrem dichtbewaldetes Land“ beschrieben worden<sup>4</sup>, obwohl bereits seit Mitte des 19. Jahrhunderts in Süd-Nepal, im Terai,

„durch lizenzierte indische Kontraktoren hektarweise unberührte Waldbestände eingeschlagen und die Edelsorten... mit großem Profit nach Indien verkauft wurden, vor allem als Eisenbahnschwellen. Dazu kam von 1890–1930 die unkontrollierte Rodung durch die Massen indischer Siedler, die von den nepalischen Rana-Fürsten ins Land gerufen, sich im zentralen Terai niederließen und die Entwaldung nach Norden vorantrieben.“<sup>5</sup>

In den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts war Nepal zu ca. 55% mit Wald bedeckt. 1972 stellte Wolf Donner anhand von Luftbildmaterial fest:

„Die Gebirgszone Nepals zeigt... vor allem drei Arten von Veränderung innerhalb dieser kurzen Zeitspanne:

1. Die Zahl der Erdbeben hat überall zugenommen.
2. Früheres Waldland ist heute Kulturland.
3. Früheres Kulturland ist heute Ödland.“<sup>6</sup>

10 Jahre später, 1982, waren nur noch 23% Nepals von Wald bedeckt.<sup>7</sup>

Edmund Hillary ergänzte diese allgemeinen, für ganz Nepal zutreffenden Feststellungen durch Beobachtungen im Khumbu-Gebiet. In einer bewegenden Rede anlässlich der „Third International PATA Tourism and Heritage Conservation Conference“ 1983 in Kathmandu<sup>8</sup> verglich er das walddreiche Khumbu der fünfziger Jahre mit der heutigen Situation dort und sprach über seine Schuldgefühle: War seine Erstbesteigung des Everest nicht

Signal für viele Expeditionen und Trekkinggruppen zum Aufbruch dorthin? Ist der von ihm initiierte Bau des Flugplatzes von Lukla zum einfacheren Heranschaffen von Baumaterialien fürs Khumbu-Gebiet jetzt nicht allzu bequeme Brücke für die Tausende von Touristen und mit ihnen für Tausende von Trägern, die zusammen viel Brennholz benötigen und die Sherpa zur Errichtung von Hotels, Gästequartieren und Teeshops veranlassen, wofür Wald eingeschlagen wurde und wird?

Die Geschwindigkeit, mit der der Wald schwindet, ist atemberaubend und steigert sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. 1977 errechnete eine Studiengruppe der Universität Kathmandu das Verschwinden der Mittelland-Wälder innerhalb der nächsten 15 Jahre (also bis ca. 1990), dasjenige der Terai-Wälder innerhalb der nächsten 25 Jahre (also bis ca. 2000), sofern nicht massive Aufforstungsprogramme durchgeführt werden.<sup>9</sup> W. Donner prophezeite 1972, daß Nepal in 50 Jahren in weiten Teilen Afghanistan oder Persien ähneln werde, wenn nicht augenblicklich drastische Schritte zur Bodenerhaltung und eine sachgerechte Forstpolitik eingeleitet werden.<sup>10</sup>

Vorbei sind die Zeiten, als die Wasser sanft herabflossen, als Wurzelwerk und Bodenbewuchs des Waldes den Abfluß des Wassers über die Steilhänge wie Shivas dichtes Haar verlangsamten. Alljährlich sind allein in Nepal Hunderte von Menschenleben durch Erdbeben zu beklagen, Tausende von Opfern sind es im Großraum Hindukush-Karakorum-Himalaya, in dem rund 400 Millionen Menschen leben, nicht zu sprechen von den Verlusten von Bodenfruchtbarkeit, Humusbedeckung, Hab und Gut und den Schäden an öffentlicher Infrastruktur wie Straßen, Brücken, Staudämmen, Bewässerungskanälen etc.

## II. Gründe für den Waldrückgang in Nepal

1. Nepal hat derzeit eine Gesamtbevölkerung von über 16 Millionen. Der **Bevölkerungszuwachs** von mindestens 2,6% pro Jahr (1970–1981)<sup>11</sup> ist sicherlich der wichtigste Grund für das rapide Schwinden der Waldbedeckung. Das Jahrzehnt zwischen 1971 und 1981 brachte einen Zuwachs von 2 Millionen Personen im arbeitsfähigen Alter. Nur 17% davon konnten außerlandwirtschaftliche Arbeitsplätze finden. 83% drängten in die Landwirtschaft und erforderten neuen Kulturboden<sup>12</sup>, der nur noch auf Kosten des Waldes zu gewinnen ist: in den Restwäldern des Terai und an steilen und steilsten Hängen – jetzt auch auf den Nordseiten – im Mittelland. Hält man sich vor Augen, daß 93% der Bevölkerung ihr Auskommen in der Landwirtschaft erwirtschaften, die aber nur mit 57% zum Bruttosozialprodukt beiträgt, und bedenkt man ferner, daß das jährliche BSP-Wachstum (2,1% von 1970–81) geringer als das Bevölkerungswachstum ist<sup>13</sup>, dann kann man ermessen lernen, welch ungeheurer, sich täglich steigender Druck auf den Böden des Landes lastet.

Der Bevölkerungszuwachs ist nicht nur „hausgemacht“, sondern in beträchtlichem Maße auch durch Einwanderung bedingt. Eine 1983 durchgeführte Untersuchung<sup>14</sup> ergab, daß in den Städten Kathmandu, Patan und Bhaktapur ca. 9000 Personen seßhafte





Links: Neuansiedlung und Landgewinnung durch Rodung im Terai-Dschungel, Zentralnepal.

des Waldes verhindert, oder in Ställen gehalten, wo sie wie die anderen Tiere auch vorrangig mit im Wald abgeschlagenem Laubwerk (Schneiteln) gefüttert werden. Zu häufiges und starkes Schneiteln läßt die Bäume absterben. Es wird geschätzt, daß 75% des Futterbedarfs von Wald, Grasland und von Bäumen, die auf dem Land der Bauern stehen, gewonnen werden.<sup>19</sup>

Ein schrecklicher Feind des Waldes ist das Feuer. Es wird aus Not zur Neulandgewinnung oder im Gefolge der Praxis des Brandhackbaus gelegt. Bei letzterem „handelt es sich um die Methode, den Naturwald abzubrennen, die Asche als Düngung zu benutzen, die Saat in den sonst nicht weiter bearbeiteten Boden zu geben und zu ernten, was die Natur liefert... Dann verläßt man das Gebiet und beginnt an anderer Stelle neu“.<sup>20</sup> Brandhackbau wurde vor allem in Ost-Nepal betrieben, was wegen der besonders ergiebigen Regenfälle dort zu großer Erdeabführung beiträgt. Die ungeheuren jährlichen Geschiebemengen des Kosi-Flusses rühren auch von dieser Praxis. Überall im Land sieht man immer wieder Weide- und Waldböden brennen, um, wie die Einheimischen sagen, besseres Wachstum des neuen Grasses zu erzielen. Auf den Waldböden werden dadurch die kleineren nachwachsenden Bäume vernichtet und der Wald seiner Regenerationsfähigkeit beraubt. Er überaltert und stirbt. Oft genug gerät das angelegte Feuer außer Kontrolle, und ungewollt gehen große Waldflächen in Flammen auf.

(b) Steigender *Energiebedarf* ist eine weitere Folge des Bevölkerungswachstums. Nepals Totalenergieverbrauch wird zu ca. 90% aus Holz<sup>21</sup> gedeckt in Ermangelung anderer Energiequellen, die entweder in Nepal nicht existieren bzw. nicht bekannt sind, oder deren Erschließung noch nicht in Angriff genommen wurde bzw. sich nicht lohnt. Der Anteil am Brennholzverbrauch durch die Haushalte lag 1980/81 bei 94%.<sup>22</sup> „Dies bedeutet, daß der

Einwanderer sind, davon 72% Inder und 12,1% Tibeter. Allerdings haben sie fast ausnahmslos Beschäftigung im nicht-landwirtschaftlichen Sektor gefunden. Energieabhängig, wenn auch nicht ausschließlich von Holz, sind sie dennoch. Anders sieht es im Terai, Nepals schmalen Anteil an der Ganges-Tiefebene, aus, 31,6% der Bevölkerung dort sind aus dem nepalischen Mittelland eingewandert, 6,9% aus Indien, Bangladesh und anderen Ländern. Rechnet man die für 10 Distrikte erhobenen 6,9% ausländischer Einwanderer hoch auf die 18 Terai-Distrikte, dann ergibt sich eine Personenanzahl von ca. 400 000 Nicht-Nepali. Weder fürs Kathmandu-Tal noch fürs Terai sind in diesen Aufstellungen die vielen saisonalen Immigranten, diejenigen ohne festen Wohnsitz und die Grenzpendler eingerechnet. 69,2% der nepalischen Einwanderer ins Terai finden in der Landwirtschaft Beschäftigung. Dabei ließen sich die Neuansiedler nur zum geringeren Prozentsatz auf von der Regierung seit 1955 zur Rodung freigegebenen Flächen nieder. Die meisten rodeten ohne Genehmigung.<sup>15</sup> Die Mehrzahl der Einwanderer aus dem Ausland findet in den nicht-landwirtschaftlichen Bereichen Arbeit, mehrheitlich in den rasch wachsenden Städten.

Der Bevölkerungszuwachs bedingt folgendes:

(a) *Neues Kulturland* muß gewonnen und die *Sicherstellung der Viehernahrung* muß gewährleistet werden. Das erfolgt über verschiedene Eingriffe in den Waldbestand: Waldbeweidung, Schneiteln, Brandrodung und Brandhackbau. Nepal hatte 1978 ca. 16 Millionen Wiederkäufer (6,2 Millionen Rinder, 3 Millionen Büffel, 6,6 Millionen Schafe und Ziegen<sup>16</sup>) – nach übereinstimmendem Urteil der Fachleute ein viel zu hoher Bestand! Die Hochweiden oberhalb der Waldgrenze sind nicht mehr im früheren guten Zustand. Die lang geübte Praxis, gegen eine kleine Gebühr die Tiere auf tibetischem Gebiet grasen zu lassen, wird von den Chinesen schrittweise unterbunden.<sup>17</sup> Da das Graswachstum nach zwei Monaten nach Ende der Monsunzeit aufhört, sind die Tiere von November bis Juni fast gänzlich von Futter aus dem Wald abhängig.<sup>18</sup> Sie werden zu Konkurrenten der Tiere unten, die in den Dörfern des nepalischen Mittellandes und um diese gehalten werden. Sie werden entweder in die Wälder hinuntergetrieben, wo sie den Unterwuchs abfressen, was die Regeneration



Abgebrannter Wald bei Num, Ostnepal, zur Kulturlandgewinnung.

Fotos:  
H. Warth

Holzvorrat, der allein zur Deckung des Brennholzbedarfs der Bevölkerung benötigt wird, unter der Annahme, daß der Verbrauch mit derselben Rate wächst wie die Bevölkerung (2,6%), jährlich um 11 bis 12 Millionen cbm dezimiert wird.<sup>23</sup> Bei einer Regenerationsrate von angenommenen 2,5 cbm/ha/Jahr (nepalische Regierung nach Steiger, S. 84) und angenommenen 4,3 Millionen ha Waldbestand (UNDP/World Bank, S. 5) stehen den 11 bis 12 Millionen cbm für den Hausbrand entnommenen Holzes nur 10,7 Millionen cbm nachwachsenden Holzes gegenüber, bei angenommenen 4,1 Millionen ha (FAO nach Manandhar, S. 1) nur 10,2 Millionen, bei angenommenen 3,8 Millionen ha (Bista) nur 9,5 Millionen cbm. Wahrscheinlich ist die Relation noch ungünstiger, da „die hohe Nutzungsrate... die Regenerationsfähigkeit der Wälder stark beeinträchtigt hat, so daß bereits regionale Erschöpfungszustände eingetreten sind... ein Teil der Wälder (ist) zu Buschland, Gestrüpp oder zu Holzgewächsen degradiert und verdient daher kaum noch die Bezeichnung ‚Wald‘.“<sup>24</sup> UNDP/World Bank unterscheiden deshalb: „Ertragsschätzungen aus gepflegten Wäldern belaufen sich auf 2–5 cbm/ha/Jahr verglichen mit 1 cbm/ha/Jahr aus übernutzten.“<sup>25</sup> Vielleicht wird der Berechnungsfehler dadurch ausgeglichen, daß man wohl nicht annehmen kann, für die Zubereitung einer Mahlzeit für 10 Personen würde doppelt soviel Holz benötigt wie für 5 Personen. Wie rasant sich jedenfalls die Problematik verschärft, zeigen Vergleiche zu 1954, als 720000 cbm, und zu 1967, als 6,6 Millionen cbm verbraucht worden waren<sup>26</sup>, und das „obwohl der Pro-Kopf-Energieverbrauch zu den niedrigsten der Welt gehört“<sup>27</sup>. Das Problem ist also nicht die Höhe des Energieverbrauchs, sondern angesichts von ökologischer/landwirtschaftlicher Situation und Bevölkerungswachstum die Energieart, nämlich Holz, die vorrangig zur Deckung des Energiebedarfs eingesetzt wird. Der Anteil von Brennholz beträgt „zwischen 91 und 92%, der pflanzlicher Reststoffe und tierischer Rückstände 2%, während die kommerziellen Energieträger (sc. Strom, Öl, Kohle, Gas) mit nur 6% zur Energieversorgung beitragen“.<sup>28</sup>

Am Energiebedarf und damit am Einschlag der Wälder sind auch Touristen beteiligt. E. Hillary wurde, bezogen auf das Khumbu-Gebiet, bereits zitiert. 20% der Devisen erwirtschaftet Nepal durch den Tourismus.<sup>29</sup> Weitere Steigerungen sind angezielt. Die Wälder werden also nicht nur durch 16 Millionen Nepali, Hunderttausende von Immigranten, Pendlern, 16 Millionen Wiederkäuern, sondern auch von über 175000 Touristen pro Jahr mit steigender Tendenz belastet. 27% dieser Touristen sind Trekker und Bergsteiger. Sie stellen wegen ihres Brennholzbedarfs „die eigentliche Problemgruppe dar“.<sup>30</sup> „Der Trekkingtourismus hat sich in den letzten Jahren explosionsartig entwickelt. 1966 wurden ganze acht Permits... ausgegeben, 1976 dann 13891; im Jahre 1983 waren es 32298 Permits... 1983 waren 88 Expeditionen am Berg.“<sup>31</sup> Die Expeditionstouristen sind vornehmlich auf Zentral- und Ost-Nepal konzentriert, die Trekkingtouristen auf das Annapurna-, das Everest- (Khumbu) und das Helambu-/Langtang-Gebiet. Im Khumbu halten sich saisonal mehr Trekker und Bergsteiger als Einheimische auf (1982 ca. 6000 Touristen zu 2700 Einwohner).<sup>32</sup> Pitamber Sharma von der Universität Kath-

mandu führte auf dem Symposium der Union Internationale des Associations d'Alpinisme 1982 in Kathmandu aus: „Eine Trekkinggruppe mit 15 Touristen und 10 einheimischen Begleitern verbraucht pro Tag etwa 160 kg Brennholz. Pro Kopf sind das im Durchschnitt 6,4 kg pro Tag.“ Dazu müssen noch mindestens 35 Träger gerechnet werden, „die 1,5 kg pro Kopf und Tag benötigen“.<sup>33</sup> Schon 1978 wurde ein Brennholzverbrauchsanteil der Touristen im Khumbu von 6–10% geschätzt.<sup>34</sup> Dazu kommen noch die tourismusbedingte Steigerung des Bauholzbedarfs für Unterkünfte und Teeshops und die aus Tourismuseinkünften vorgenommene Aufstockung des Viehbestandes – Yaks und deren Kreuzungen sind Prestigebesitz vieler Sherpa im Khumbu- und Rolwaling-Gebiet; das Schlachttabu wird aufgrund der tourismusbedingten steigenden Nachfrage gelockert<sup>35</sup> –, der nur noch in und aus den Wäldern ernährt werden kann, da, wie oben dargelegt, die Hochweiden bereits übernutzt sind. Vergleicht man den tourismusbedingten Holzverbrauch mit dem allgemeinen, dann ergeben sich prozentual und übers ganze Land verteilt eher geringe „Schuld“zahlen. Doch ist zu beachten, daß von Touristen das Holz zur Erholung, Bequemlichkeit und Vergnügen (Lagerfeuer), von den Nepali dagegen zum allergrößten Prozentsatz zur Existenzsicherung verbraucht wird. Außerdem: Für ein Faß, das am Überlaufen ist, ist jeder zusätzliche Tropfen zuviel.

(c) Beträchtliche Holz mengen werden auch für den *Hausbau* verbraucht. Samuel Mauch ermittelte, daß in Ost-Nepal etwa 70 cbm Holz pro Haus verbaut werden, obwohl ca. 20 cbm ausreichen würden. Die Balken werden nicht gesägt, sondern geschlagen; Decken (Lehm auf Holzlagen) und Schindeldächer benötigen besonders viel Holz.<sup>36</sup>

2. Ein weiterer Grund für den rapiden Waldschwund liegt im **Holzexport**. Bis zum Exportverbot von Stämmen, Balken und Brettern 1982 machten Holzausfuhren nach Indien 25% des nepalischen Gesamtexportes aus.<sup>37</sup> Gerüchte über illegale Ausfuhren auch nach dem Exportverbot wollen nicht verstummen. Brennholzausfuhr ist nicht verboten. Wer weiß schon, wieviele Stämme wohlverborgen unter dem tarnenden Brennholz auf Ochsenkarren und LKW die Grenze überschreiten mit und ohne Genehmigung der Behörden?<sup>38</sup> Außerdem gibt es genügend Möglichkeiten, grüne Bäume in dürre, d. h. in schlagbares Brennholz zu verwandeln. Die Fertigstellung des East-West-Highways und die begonnenen und geplanten tief ins Landesinnere führenden Süd-Nord-Straßen werden zu vermehrten Ausfuhraktivitäten beitragen.

3. Große Waldbestände werden für die **industrielle und handwerkliche Nutzung** benötigt. Ein Einzelbeispiel soll breiteren Raum einnehmen. In den westlichsten Distrikten Nepals wird aus den noch ziemlich großen Föhrenbeständen Harz (resin) gewonnen und zur Zeit nach Indien exportiert, wo es raffiniert wird. Eine nepalische Raffinerie in Dhangadi soll mit sowjetischer Beratung 1986 ihren Betrieb aufnehmen. 1983/84 wurden von einer lizenzierten Privatfirma 800 Tonnen Harz produziert. Pro Kilogramm muß die Firma RsNC 0,5 (= ca. DM 0,10) an die nepalische Regierung abliefern. Die Fördermenge soll auf 4000 Tonnen pro



**Rohstoff Holz.** Links: Simal oder silk cotton tree, Dhoban, Ostnepal. Das Holz wird zum Bootsbau und für Zündhölzer verwendet. Die Blütenknospen sind essbar. Aus dem klebrigen Saft und den Wurzeln junger Bäume wird Medizin hergestellt. Die baumwollähnlichen Samenhäutchen werden zur Füllung von Kissen und Decken verwendet.



Von oben nach unten: Brennholz für den Eigenbedarf; Harzgewinnung; entrindete Bäume. Die Rindenstücke werden als Dach- und Bodenbedeckung für temporäre Almhütten im Himalchuli verwendet.

Ganz links: Zur Brennholzgewinnung dürfen stehende grüne Bäume nicht genutzt werden. Deshalb werden die Äste abgeschlagen. Links: Abgebrannter Wald zur Kulturlandgewinnung; Fotos: H. Warth

Jahr erhöht werden. Das jeweilige Landkreis-Forstbüro ist zuständig für die Identifizierung der betreffenden Bäume und für die Überwachung des ordnungsgemäßen Abzapfens. Der Harzfluß wird durch Ausschälen am Stammfuß und Einsatz eines Blechtrichters für 3 Jahre erreicht. Dann erhält der Baum 5 Jahre Ruhe. Diese französische Methode sei gemäß Auskunft der sowjetischen Botschaft für die Bäume schädlicher als die sowjetische, die Anbringen von keilförmig nach unten zulaufenden Streifen am Stamm vorsieht, wobei dem Baum alle paar Jahre und auch während des Produktionsjahres Ruhepausen gegönnt werden.<sup>39</sup> Wird man einerseits annehmen, daß Unternehmer und Regierung aus Eigeninteresse schonenden Umgang mit den betreffenden Kiefernwäldern pflegen, drängen sich andererseits doch Fragen auf, ob der erzielte Devisengewinn diese Strapazierung der Wälder aufwiegt, ob der Wald nicht schonender im Interesse der dort ansässigen Bevölkerung genutzt werden sollte, ob die ordnungsgemäße Durchführung gewährleistet ist und die Kontrollen soweit ab von Kathmandu greifen und ob nicht die weitflächigen Monokulturen bisher noch unübersehbare ökologische Risiken (z.B. Schädlinge) in sich bergen. Der Inder Sundarlal Bahuguna, Kopf einer der größten Umweltgruppen Indiens, Chipko, hat in einem Grundsatzartikel auf den kaum zu kontrollierenden, skandalösen Mißbrauch der Resinode und die traurigen Folgen in Indien mit großer Sachkenntnis hingewiesen.<sup>40</sup> Gemäß „Global 2000“ beziehen die Entwicklungsländer „heute ein Viertel ihrer Industrieenergie aus Brennholz“.<sup>41</sup> In Nepal sind es gemäß der angeführten UNDP/World Bank-Studie 48,6%. 33,4% werden aus Kohle, 11,9% werden aus Petroleum, und 6,1% werden aus elektrischem Strom gewonnen (1980/81). Am meisten industrielles Brennholz verbraucht die Ziegelindustrie (64%), gefolgt von der Zuckerindustrie (12%).<sup>42</sup> Der Rest entfällt hauptsächlich auf Tee-, Zigaretten- und Biri-Fabriken, auf Bäckereien, Brennereien, Schmelzereien, Gießereien und auf viele kleine Gewerbe, die zum Teil auch für den Export produzieren.<sup>43</sup> 4. Verhängnisvolle Folgen hatte die 1957 erfolgte **Nationalisierung** der Wälder. Sie wurde durchgeführt, um regelrechte Staatseinnahmen von Nutzholzverkauf aus den Wäldern des Terai zu erzielen, zum Schutz der Bestände und um das gesamte Waldmanagement zu zentralisieren. Damit wurde den Stämmen und Dörfern die Verantwortung für den Wald genommen, ohne daß im Gegenzug ein funktionierendes staatliches Management-System eingerichtet wurde. Da außerdem nicht einmal das Forstministerium genau wußte, was Staats- und was Gemeindewald war, schlugen die Dorfbewohner auch in Staatswäldern ein und rodeten, um privates Kulturland und Weideland zu gewinnen. Zäune und bewaffnetes Regierungspersonal konnten nicht verhindern, daß der Wald zum Selbstbedienungsladen ohne Bezahlung und Pflege wurde. Psychologisch scheint dieser Verantwortungsentzug einen kommunalen Rachemechanismus ausgelöst zu haben. Waldbrände werden auch anderswo nicht nur durch Not oder Unachtsamkeit ausgelöst, sondern sind oft auch in politischen Konflikten begründet (Griechenland, Korsika). Erst 15 Jahre später knüpfte eine Reihe von Gemeinden an ihre traditionellen Waldverwaltungsformen wieder an.<sup>44</sup>

Diejenigen des Sherpa-Stammes hat Christoph von Fürer-Haimendorf sehr detailliert erforscht. In jedem Sherpa-Dorf des Khumbu-Gebietes gibt es 3–4 „shingo nauas“, Waldwächter aus dem Dorf. Ihr Mandat erhalten sie von der Dorfversammlung, während ihre Ernennung durch eine kleine Gruppe einflußreicher Männer erfolgt. Der shingo naua ist verantwortlich für den geschützten Dorfwald und er muß um Genehmigung gefragt werden, wenn für den Hausbau aus diesem Wald Bäume gefällt werden müssen. Er kann die gesammelten Holzvorräte in den Häusern inspizieren. Für Verstöße erhebt er einmal im Jahr die Strafen. Für kleinere Vergehen muß mit Chang (Bier), für größere mit Geld bezahlt werden. Das Bier wird von der Dorfversammlung konsumiert, vor der die Sünder erscheinen und sich entschuldigen müssen. Das Geld wird zum größeren Teil für den Dorftempel (gomba) und öffentliche Arbeiten (z. B. Erneuerung einer Brücke) eingesetzt.<sup>45</sup> Nach der Verstaatlichung der Wälder hatten die Sherpa keine Kontrolle mehr über sie. Da auch keine Forstbeamten im Khumbu stationiert wurden, müssen sich die Sherpa jetzt der aufwendigen Prozedur unterziehen, weit im Süden, in der Kreishauptstadt Salleri, die Genehmigungen einzuholen, was insgesamt mindestens 4 Tagesmärsche erfordert. Die bürokratische staatliche Maschinerie konnte die über Generationen funktionierende lokale Kontrolle nicht ersetzen. Die Wälder schwanden rapide.<sup>46</sup> Zur gleichen Zeit nahm das Expeditionswesen seinen Aufschwung. Große Bergsteigergruppen mit Hunderten von Trägern kamen ins Khumbu, die enorme Mengen Brennholz aus den Wäldern über Monate hinweg verbrannten. Ebenso gravierend war die Ankunft Tausender tibetischer Flüchtlinge nach 1959, die sich erst einmal im Khumbu niederließen, ehe sie weiterzogen. „Die Sherpa mußten hilflos den Verwüstungen Fremder zusehen und verloren verständlicherweise allen Antrieb, ihren eigenen Verbrauch von Feuer- und Nutzholz zu zügeln.“ Zu allem Überflus hatte der Khumbu-Nationalpark einen unglücklichen Start. Aufgrund mangelhafter Information und Kommunikation hatten die Sherpa den Eindruck, mit der Etablierung des Nationalparks hätten sie gar keine Waldnutzungsrechte mehr. Deshalb legten sie sich schnell noch große Vorräte an Brenn- und Bauholz an.<sup>47</sup> Südöstlich des Khumbu liegt in großer aber schützender Abgeschlossenheit das Gebiet des Kulungu Rai-Stammes. Dieser kennt heute noch sein hergebrachtes System des Waldschutzes. Wahlloses Fällen von Bäumen ist danach verboten. Der Wald wird als Clanbesitz auch nach der Verstaatlichung verwaltet. Zum Fällen eines Baumes muß die Genehmigung des Clan-Oberhauptes eingeholt werden, das eine Gebühr von einigen Rupien erhebt. Für jedes Bündel Feuerholz, das man nicht selbst einholt, sondern einbringen läßt, ist eine Gebühr zu entrichten, der speziell in diesem Gebiet wachsende Bambus (malinga) darf von keinem Außenstehenden geschnitten werden. Die Clans der Kulungu-Rai pflegen Gras-Reservate zum Eindecken ihrer Häuser.<sup>48</sup> Durch die natürliche Abgeschlossenheit des Gebietes blieb das Selbstverwaltungssystem erhalten, und dieses kam der Ökologie zugute. Die Bhotia des Nar Phu-Tales im äußersten Norden von Mittel-Nepal, noch abgeschiedener als die Kulungu Rai, haben trotz des

1962 eingeführten Panchayatsystems einen siebenköpfigen Dorfrat, den „gampa lendzin“, „der die wichtigsten Feste und Rituale organisiert, die Weiden und Wälder verwaltet und als Steuereintreiber fungiert“. Der Dorfrat wacht darüber, daß die Einwohner „Nutzholz... nur auf bestimmten, vom Rat vorgeschriebenen Waldflächen fällen. Verstöße gegen diese Vorschriften werden mit einer Geldstrafe geahndet“.<sup>49</sup>

Jochen Martens berichtet von Selbstkontrollen des Stammes der Thakali, die im Tal zwischen Annapurna und Dhaulagiri siedeln.<sup>50</sup>

„Kipat“ hieß die traditionelle Landbesitzform, vor allem der Stämme Ost-Nepals. Es war Stammesland mit exklusiven Nutzungsrechten für die einzelnen Familien des Stammes. Es konnte im allgemeinen an Nichtstammesangehörige nicht veräußert werden. Das Kipat-System beinhaltete auch die Kontrolle über den Futter- und Holzverbrauch der Familien. Es ging zugrunde durch das Eindringen großer indo-arischer Bevölkerungsgruppen und durch die Einigung Nepals im 18. und 19. Jahrhundert unter eine Zentralgewalt, die aus administrativen und fiskalischen Gründen und wegen des Zieles des „nation-building“ staatliche Kontrolle über Kipat-Besitz anstrebte und Schritt für Schritt erreichte. 1968 war das Kipat-System gesetzlich abgeschafft und in „Raikar“-Land (Staatsland) mit exklusiven Nutzungsrechten bis hin zum Verkauf für die einzelnen Familien (Stammesangehörige und -nichtangehörige), also praktisch in Privatbesitz, überführt.<sup>51</sup>

„Das Kipat-System war eine effektive kommunale Organisationsform zur Kontrolle der Nutzung der natürlichen Ressourcen. Mit seinem Verschwinden wurde die Umweltbeziehung nur noch durch die individuellen Landbesitzer kontrolliert und auf viel höherer und entfernter Ebene durch die Regierung... Dadurch wurde der Rahmen für unkontrolliertere Ausbeutung der Umwelt gesetzt bei gleichzeitigem durch das Wachstum der Bevölkerung bedingtem höheren Druck auf die natürlichen Ressourcen.“<sup>52</sup>

Nicht nur bei den tibeto-burmesischen Stämmen, sondern auch bei der indo-arischen Bevölkerung gab und gibt es eine Reihe von Hemmschwellen vor dem Abschlagen von Bäumen. Waldgottheiten wurden verehrt („ban devi“, „ban deota“), gewisse Bäume wurden als göttliche Inkarnationen, die man nicht tötet, geachtet; Bäume zu schlagen, die noch nicht ihre volle Größe erreicht hatten, wurde als unmoralisch und unsozial angesehen; es hieß: „Mußt du einen Baum fällen, dann sollst du zehn dafür pflanzen!“ An gewissen Tagen und Wochen durfte überhaupt kein Baum gefällt werden. Durch das Pflanzen von Bäumen erwarb man sich Verdienste für die nächste Inkarnation und Wohlergehen für das derzeitige Leben. Bäume in der Umgebung von Tempeln wurden nicht angetastet usw.<sup>53</sup>

So manche dieser Hemmschwellen sind durch das massive Eindringen des „western way of life“ seit 1951 in die nepalische Gesellschaft in Vergessenheit geraten, und so manche der kommunalen Kontrollmechanismen wurden durch die Verstaatlichung der Wälder zerstört, als der Wald plötzlich nicht mehr zum Dorf gehörte, sondern zum anonymen Besitz wurde, und als alte eigene Schutzformen durch Staatszäune und bezahlte und zum Teil bewaffnete Offizielle ersetzt wurden.

Allerdings muß vor Vereinfachung gewarnt werden. Die Verstaatlichung ist nicht allein für den Niedergang kommunaler Kontrollsysteme und für den rapiden Waldschwund verantwortlich zu machen. Es sind auch andere Gründe, wie sie zum Teil in einigen der vorgenannten Beispiele angeführt wurden, zu nennen: Bevölkerungsdruck, Verlust der ethnischen Homogenität, ungleiche Einkommensverteilung, „Erschließung“ eines Gebietes (z.B. durch Straßenbau, Etablierung zentralistisch orientierter Verwaltung) und andere noch nicht erforschte Gründe.<sup>54</sup>

Das erschütternde Drama der Waldvernichtung mit den Folgen der Bodenverwüstung wird noch verschärft durch die natürliche Bodenerosion, der besonders der Himalaya als erdgeschichtlich noch junges Gebirge unterliegt. „Tektonische Verschiebungen, Verwitterung, Abtragung, Auswaschungen und Aufschüttungen von Schwemmaterial als die Hauptformen natürlicher Erosion sind allgegenwärtig und ausgeprägter als in anderen Erdgebieten mit älteren gefestigten Strukturen.“<sup>55</sup> Direkte und indirekte Gründe für die Entwaldung gibt es sicher noch mehr als die genannten, die allerdings die wichtigsten sind. Alle zusammen stehen in zum Teil komplizierten Wechselbeziehungen zueinander. Hans Christoph Rieger hat in einem Schaubild die Ursachenverkettung und Auswirkung menschlich bedingter Bodenerosion zusammenfassend dargestellt.<sup>56</sup>

In Bodenerosion und Landverlust mündet die Verkettung und in die alljährlich wiederkehrenden schrecklichen Überschwemmungen in der Ganges-Ebene und in Bangladesh. Man spricht in Nepal von 240 Millionen cbm Erde, die alljährlich über die Flüsse das Land verlassen. Im Golf von Bengalen hat sich 1974 eine Insel aus dem Schwemmgut gebildet.<sup>57</sup> Versteppung und Wüstenbildung schreiten voran, besonders um Okhaldunga in Ost-Nepal, in den Inner-Terai-Tälern Surkhet und Dang und im Terai selbst. Flußbette steigen durch das Geschiebe um 15–30 cm pro Jahr im Terai, verlegen ihre Betten und hinterlassen große Steppengebiete. 10000 qkm, das sind ca. 7% des Landes gelten bereits als Steppe und Wüste.<sup>58</sup>

### III. Was wird getan?

„1975 betrug der Schaden (sc. in Indien) 1,17 Milliarden, 1976 schon 2,22 Milliarden, im Jahr darauf 2,83 Milliarden Mark. Die Flut 1978 aber dürfte alles in diesem Jahrhundert Dagewesene übertreffen: Bei seinem Hochstand... bedeckte das Hochwasser 7,6 Millionen Hektar Land... ein Areal fast so groß wie ein Drittel der Bundesrepublik. 34,5 Millionen Menschen waren in Mitleidenenschaft gezogen, 700000 Häuser zerstört, die Ernte auf 4,1 Millionen Ackerland vernichtet, über tausend Tote gezählt... eine erste, ernst zu nehmende ‚Nationale Flutkommission‘ trat zusammen, die Empfehlungen auszuarbeiten hat, wie die Wasserflut künftig zu verhindern sei.“<sup>59</sup> Auch in Nepal ging man unter dem Eindruck der jährlich sich verschlimmernden Katastrophen nun gründlicher und systematischer an das Problem als bisher, denn selbst das Ministry of Forest (1958 gegründet) war bisher mehr waldbnutzungs- als waldpflegerorientiert.<sup>60</sup>

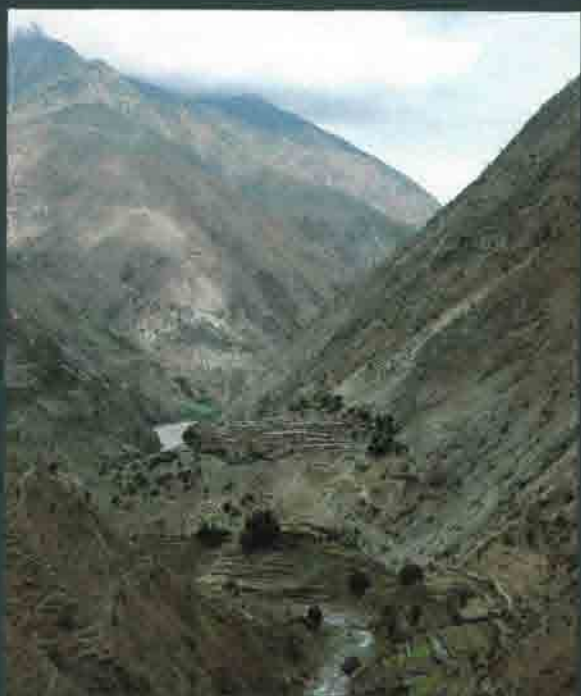
1972 wurde das Office of National Parks and Wildlife Conservation

# Folgen der Waldzerstörung

*Rechts und unten: Fehlende Waldbedeckung führt zu hoher Abflußgeschwindigkeit des Wassers über die Hänge und zu plötzlichen, unnormale großen Hochwassern der Bäche und Flüsse. Der Chadari Khola bedroht das Dorf Kairadigaon in Westnepal.*



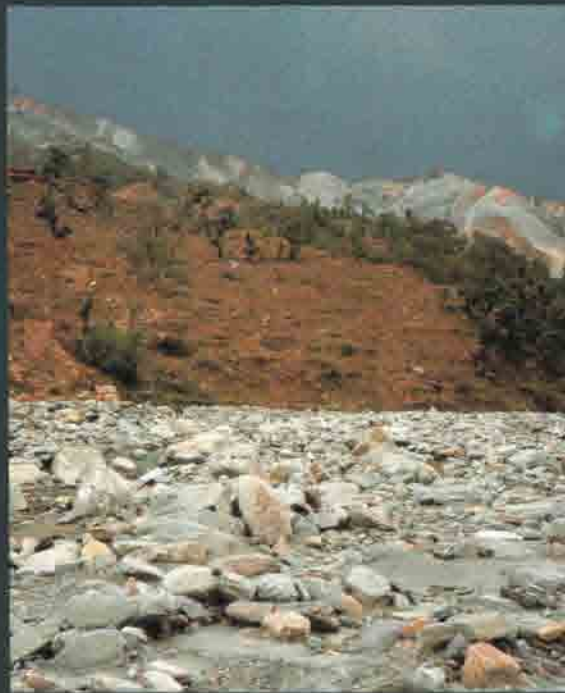
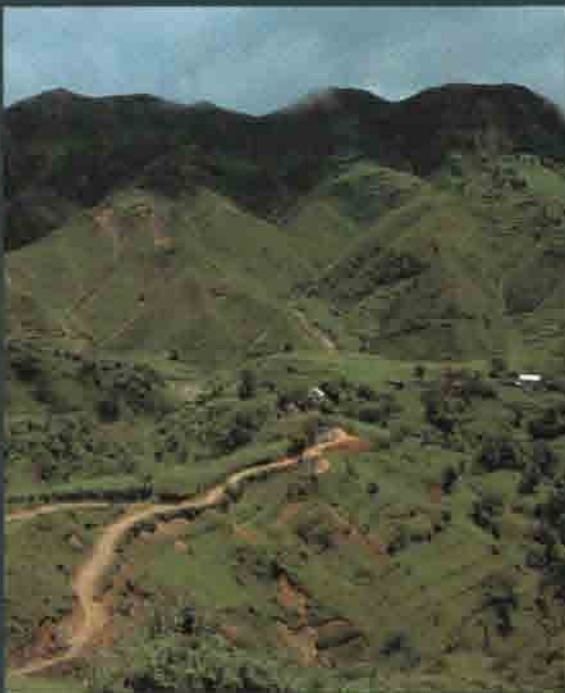
*Rechts: Versteppetes Gebiet durch Überweidung bei Sukhadik am oberen Karnali. Ganz rechts: Völlig überweideter Hang über dem Dorf im Tal des Khatyar-Khola/Westnepal. Das Erdreich rutscht durch Regenfälle bedingt ab und bedroht das Dorf.*



Alle Fotos:  
H. Warth

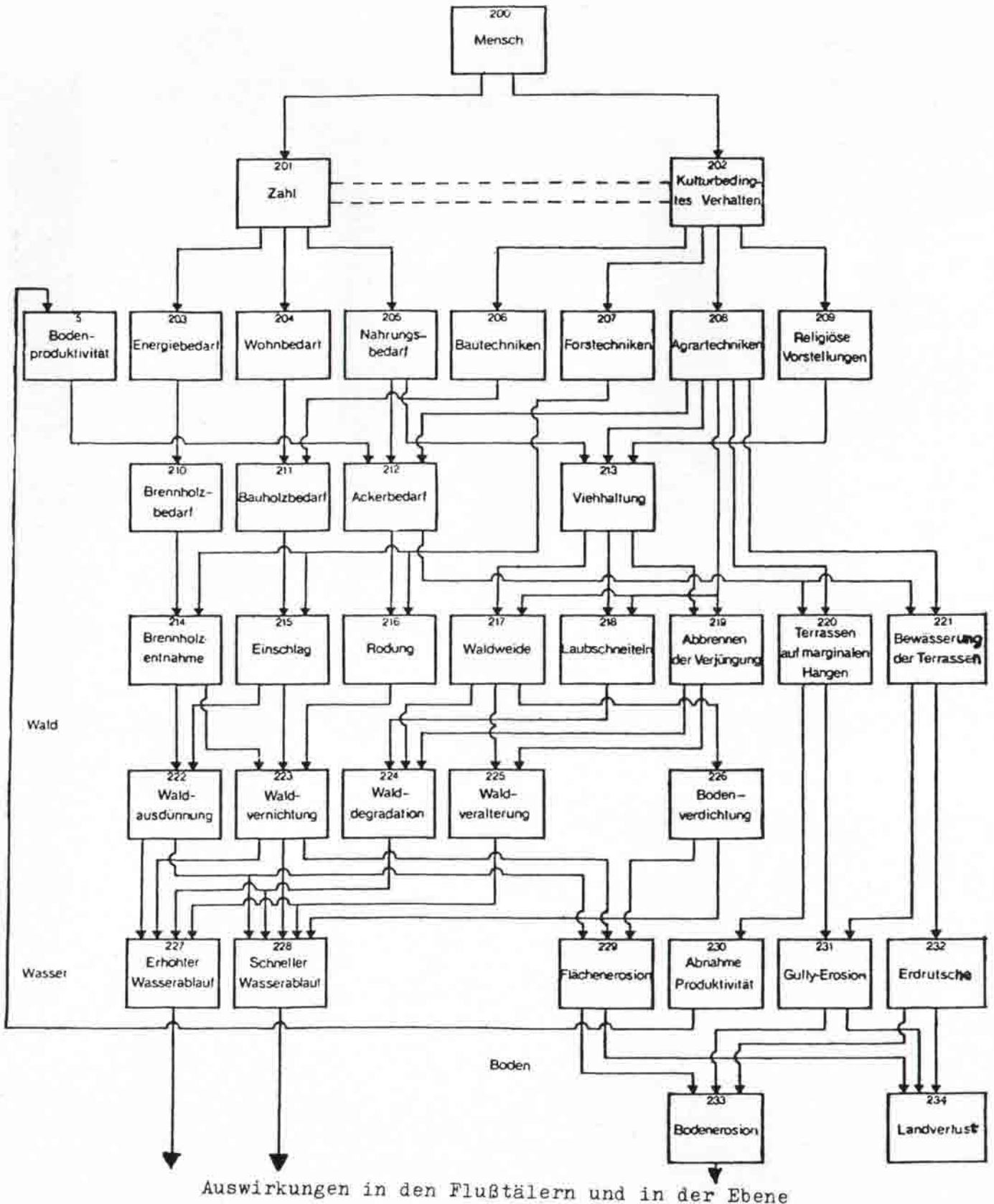


Unten: Kultivierung an viel zu steilen Hängen am Jadari Khola, Westnepal. Nach kurzer Zeit rutscht die Erdbedeckung ab.



Ganz links: Beginnende Erosion an den bis zum Kamm entwaldeten Hängen südlich von Kathmandu.  
Links: Totale Erosion des oberen Gebietes. Das Erdreich rutschte bis auf die Felsen ab. Das Material wurde im breiter und höher werdenden Flußbett des Rati Khola zwischen Pokhara und Kusma/Zentralnepal, abgelagert. Die ehemaligen Reisfelder links und rechts des Baches wurden verschüttet.

# Die Ursachenverkettung bei der anthropogenen Erosion



Auswirkungen in den Flußtälern und in der Ebene



des Ministry of Forest gegründet und zum Department erhoben. 1973 wurde der National Parks and Wildlife Conservation Act erlassen.

1974 wurde das Department of Soil Conservation and Watershed Management des Ministry of Forest geschaffen.

1976 wurde der umfassende „National Forestry Plan“ vom Ministry of Forest als „policy guideline“ für die Zukunft veröffentlicht.

1978 wurden die „Panchayat Forest Rules“ und „Panchayat-Protected Forest Rules“ erlassen, die die Rückgabe eines Teils der verstaatlichten Wälder an die Gemeinden (Panchayats) unter gewissen Bedingungen vorsehen. Ebenso im Jahre 1978 wurden die „Leasehold Forest Rules“ für nepalische Bürger und Institutionen erlassen.

1979 wurde innerhalb des Forest Departments des Ministry of Forest die Community Forestry and Afforestation Division gegründet und das Community Forestry Development Project mit \$ 17 Millionen von der World Bank (Kredit) und \$ 8 Millionen von United States Agency for International Development, United Nations Development Program und der nepalischen Regierung sowie technische Beratung von der Food and Agricultural Organization, American Peace Corps, Voluntary Service Overseas und Japan Overseas Cooperation Volunteers etabliert.<sup>61</sup>

1982 wurde der Soil and Watershed Conservation Act verabschiedet, der die gesetzliche Grundlage zu Identifizierung und Sanierung von Wassereinzugsgebieten bildet. Ebenfalls 1982 wurde der King Mahendra Nature Conservation Fund Act erlassen und die Nichtregierungsorganisation „The King Mahendra Trust for Nature Conservation“ gegründet, die als NRO unbürokratisch Geldmittel für den Naturschutz einnehmen, verwalten und ausgeben kann.

1983 wurde von der nepalischen Regierung und der International Union for Conservation of Nature and Natural Resources (IUCN) ein umfassender Prospekt zum Schutz und vertretbaren Nutzen der Umwelt vorgelegt, der in eine allgemeine nationale Umweltstrategie münden soll.<sup>62</sup>

1983 wurde das International Centre for Integrated Mountain Development (ICIMOD) mit Sitz in Kathmandu gegründet. Es ist eine Organisation, die von der UNESCO, Nepal, der Schweiz und der Bundesrepublik Deutschland getragen wird. ICIMOD soll für die Länder Afghanistan, Bangladesh, Bhutan, Burma, China, Indien, Nepal und Pakistan zum „Brennpunkt multidisziplinärer Dokumentation, Ausbildung und angewandter Forschung und zum Beratungsdienst für Ressourcen-Management und Entwicklungsaktivitäten“ werden. Es will damit „zu ökologisch und ökonomisch gesunder Entwicklung im Hindukush-Himalayagebiet beitragen“.<sup>63</sup> Die Lokalisierung von ICIMOD in Kathmandu ist nicht nur als beachtlicher politischer Erfolg für Nepal zu werten. Es kann angenommen werden, daß besonders für Nepal starke Impulse zu Schutz, Regenerierung und verträglicher Nutzung der Umwelt von ICIMOD ausgehen werden (u. a. auch durch die psychologische Wirkung, so ein großes internationales Institut zu beherbergen, durch die vielen Treffen internationaler Experten in Kathmandu, durch Berichte in den Medien, durch die zu erwartende umfangrei-

che Materialsammlung und durch die Aktivitäten gemäß den Zielen von ICIMOD).

1984 wurden die Private Forest Rules erlassen, die Umwandlung von Staatswald in Privatwald unter der Bedingung (wie in den Leasehold Forest Rules) der pflegenden Nutzung ermöglichen. Neben dem Community Forestry Development Project sind weitere 17 Geberländer bzw. -organisationen im Bereich großflächige Aufforstung und im Bodenschutz tätig, zusätzlich 8 im Bereich Forschung, Training, Beratung und Planung und 3 im Bereich Kleinaufforstung, Forschung, Entwicklung energiesparender Techniken und Forstnutzung neben einer Reihe von multilateralen (UNICEF), staatlichen (Großbritannien) und nichtstaatlichen Organisationen (CARE, Save the Children Fund u. a.) mit kleineren Projekten.<sup>64</sup> Am Ende des 6. Fünfjahresplanes 1986 sollen all diese Projekte zusammen mit dem Department of Forest 42872 ha aufgeforstet und 16650 verbesserte Kochöfen in den Haushalten verteilt haben.<sup>65</sup>

Als Beispiel für solche kleineren Projekte möge das Kerosin-Depot am Eingang zum Khumbu-Nationalpark („Sagarmatha National Park“) in Jhorsale dienen, das auf Initiative des Deutschen Alpenvereins und mit Mitteln der Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit im Dezember 1981 eingerichtet worden ist. In den Nationalparks ist Holzsammeln und -kaufen für Touristen verboten. Das Kerosin-Depot, das von Einheimischen und Touristen genutzt werden kann, ist ein Beitrag zum Waldschutz.<sup>66</sup> Ende 1985 hat der Deutsche Alpenverein der nepalischen Regierung Unterstützung für das Einrichten weiterer Kerosin-Depots zugesagt im von Trekking-Touristen am stärksten frequentierten Gebiet rund um die Annapurna. Depots sind geplant für Ghorepani, Chomrong, Kuldi Ghar und Manang. Sie sollen errichtet werden unabhängig davon, ob der geplante Annapurna-Nationalpark verwirklicht werden kann oder nicht.

Aufgrund der schlechten Erfahrungen mit der Verstaatlichung der Wälder und dem Versuch, sie gegen die Bevölkerung durch die Regierung mit Hilfe von Zäunen, Wächtern und Strafen zu schützen, hat ein Umdenken stattgefunden. Seit dem National Forestry Plan von 1976 wird zunehmend die Verantwortung für Nutzung und Pflege der Wälder den Gemeinden zurückgegeben. Aus dem gefürchteten und mit Polizeigewalt ausgestatteten District Forestry Officer wurde eine Person, die den Dörfern die Rückgabe des Waldes ermöglicht, Setzlinge verteilt und in der Waldpflege berät.<sup>67</sup> Selbsthilfe, Gruppenorganisation und -kontrolle, Partizipation, Selbstverantwortung, Selbstversorgung, Dorfentwicklung durch die Bewohner, kurz „community development“ – um diese Begriffe kreist das neue Konzept, das sich in den genannten Gesetzen von 1978 und 1984 manifestiert.

Danach kann jede Gemeinde bis zu 125 ha (im Terai bis zu 134 ha) von denjenigen Flächen Staatsforst, die zu ½ entwaldet sind, in Gemeindewald umwandeln unter der Bedingung, daß die Flächen innerhalb von 3 Jahren von der Gemeinde aufgeforstet werden und der Wald von der Gemeinde gepflegt und geschützt wird. Der Erlös aus dem Verkauf von Forstprodukten fließt in die Gemeindegasse. Wird Nutzholz geschlagen, muß innerhalb eines Jahres wieder aufgeforstet werden. Die Regierung ist zur kosten-



*Mensch und Natur  
in Balance.*

*Oben: Haus in Luitel  
Bhanjyang, Zentral-  
nepal.*

*Rechts: Artenreicher  
Wald mit Thuya und  
Rhododendron.*

*Ganz rechts: Der Autor  
mit Allium-(wilder Knob-  
lauch-)Blättern.*

*Fotos: H. Warth*



losen Lieferung der Setzlinge verpflichtet. Vom erzielten Gewinn muß die Gemeinde wenigstens 50% für Schutz und Aufforstung des Waldes reservieren. Außerdem kann jede Gemeinde bis zu 500 ha (im Terai bis zu 268 ha) intakten Staats- in Gemeinewald (Panchayat Protected Forest) wandeln unter der Bedingung, daß der Wald von der Gemeinde gepflegt und geschützt wird. Der Erlös aus dem Verkauf von Forstprodukten fließt zu 75% in die Gemeinde-, zu 25% in die Staatskasse. Die Regierung ist zur kostenlosen Lieferung der Setzlinge verpflichtet.<sup>68</sup> Die Regierung hat sich damit zur Übergabe von ca. der Hälfte des gesamten Waldbestandes, also ca. 1,9 Millionen Hektar, an die Gemeinden verpflichtet.

Konzept und Angebot wurden angenommen von den Institutionen der Entwicklungszusammenarbeit – mindestens 8 der genannten 18 größeren Projekte arbeiten im Community Forestry Sector –, aber ganz besonders – und darauf kommt es in erster Linie an – von der Bevölkerung. Das zeigt sich am überraschend günstig ausfallenden Vergleich zwischen Planziel (1979) mit der Planverwirklichung (1985) des weitaus größten Projekts, des Community Forestry Development Project.<sup>69</sup>

Aktivität	Planziel	Planverwirklichung	in %
Teilnehmende Gemeinden	340	494	145
Pflanzschulen	408	486	119
Pflanzung	15660 ha	12096 ha	77
Verteilung von Setzlingen	902000 Stück	2447465 Stück	271
		davon aufgegeben	65 <sup>70</sup>
Verteilung von verbesserten Öfen	14950 Stück	10660 ha	71

Ist es auch immer angebracht, Statistiken mit gewisser Skepsis zu lesen, so zeigen jedenfalls die große Nachfrage nach Setzlingen, die hohe Anwachsrate, die Flut von Anträgen auf Umwandlung der Staatswälder und von Anträgen auf Unterstützung bei der Einrichtung von Pflanzschulen<sup>71</sup>, die durchgängig positive Beurteilung des Projektes, sowie der persönliche Augenschein während unserer Reisen durch Nepal, daß ein neues Kapitel in der Geschichte der Interaktion zwischen Bevölkerung und Regierung wenigstens auf einem Gebiet aufgeschlagen wurde: Das traditionelle Mißtrauen der Bevölkerung gegenüber der Regierung wurde abgebaut, indem durch die Forstgesetzgebung von 1978 die 1957 erfolgte Entmündigung rückgängig gemacht wurde. Der Vizepräsident der National Planning Commission Nepals, Mohan Man Sainju, sagte: „Die Lektion der letzten 25 Jahre ist die, daß die Wälder unmöglich durch die Regierung allein geschützt werden können. Wir müssen uns auf die Initiativen der Bevölkerung verlassen, die letztlich der Nutznießer des Waldes ist.“<sup>72</sup> Und der Secretary des Prime Ministers, D. D. Bhatt, fügte hinzu: „Dieses Programm hat gezeigt, daß Beispiel und Überzeugung besser

sind als bürokratisches Diktat.“<sup>73</sup> Es hat vor allem gezeigt, daß die Bewältigung einer Aufgabe von diesen Ausmaßen unmöglich gegen die Bevölkerung, sondern nur mit ihr zu leisten ist, indem man die Leute ernst nimmt, an ihre hergebrachten Techniken und Institutionen des Waldschutzes anknüpft, sie ihren Lebensbereich selbst verwalten läßt und dafür Unterstützung anbietet. Die Methode ist richtig, die Ergebnisse sind ermutigend, wenn sie auch noch kaum in einem Verhältnis stehen zur Riesigkeit der Aufgabe, für die es „der Anstrengung eines Herkules bedarf“.<sup>74</sup>

#### IV. Hat Nepal eine Chance?

Wie sieht die Bilanz nun aus? Wird Nepal tatsächlich in wenigen Jahrzehnten Iran und Afghanistan gleichen, oder kann wenigstens der Status quo einer Waldbedeckung von 25% gehalten werden, oder besteht gar Anlaß zur Hoffnung auf Erhöhung dieses Prozentsatzes? Die genannten Gründe für den rapiden Waldschwund lassen zu Pessimismus neigen, die eingeleiteten Maßnahmen dagegen geben Hoffnung.

Asian Development Bank, die nepalische Regierung, UNDP und World Bank kommen zu dem Schluß, daß die Wälder Nepals ums Jahr 2000 verschwunden sein werden, sofern nicht massive Aufforstungsprogramme in Angriff genommen werden und es nicht gelingt, Nepals Abhängigkeit von Holz als Energiequelle drastisch zu vermindern.<sup>75</sup> Nun wird ja etwas getan. Doch reicht es aus? Über die derzeitige jährliche Aufforstungsrate gibt es keine aktuellen Angaben. Aus dem Vergleich des Materials und der Hochrechnung der für Mitte 1983 vorliegenden Aufforstungszahlen kann auf derzeit 5000 bis 6000 ha Aufforstung pro Jahr geschlossen werden.<sup>76</sup> Aber diese Aufforstungsleistung, die Verteilung von sparsamen Kochöfen und die derzeitigen Einsatzmengen kommerzieller Energie (besonders Heizöl und Elektrizität) verlängern in der Hochrechnung die Lebensfrist der Wälder nur um einige Monate! So starkem Druck werden sie ausgesetzt sein! Die Entwicklung ist wirklich alarmierend. Die nepalische Regierung bekannte anläßlich eines 1984 veranstalteten Koordinationstreffens mit den wichtigsten im Forstbereich tätigen Organisationen ganz offen: „Angesichts des Ausmaßes der bevorstehenden Probleme sind die bisherigen Leistungen unwesentlich. Die gegenwärtigen Aktivitäten müssen deshalb substantiell gestärkt und ausgeweitet werden; es gibt immense Betätigungsfelder“:

- Ausweitung der ländlichen Aufforstungsprogramme auf eine jährliche Aufforstungsleistung von 50000 ha
- Aufforstung von 5000 ha pro Jahr durch Industrien, die Forstprodukte verarbeiten
- Adäquates Management von Wäldern, z. B. Verhindern/Nichtnotwendigmachen von Bränden, Überweidung und Umwandlung in Kulturland
- Ausweitung der Maßnahmen im Bereich Erosionsschutz, Flußverbau
- Förderung des Anbaus von Heilpflanzen
- Verbesserung und Stärkung der Struktur der Nationalparks
- Verbesserung der Kochöfen und landesweite Verbreitung

- Intensivierung der Forschung; Verbesserung des Informationssystems des Ministry of Forest
- Verbesserung der Trainings- und Beratungsprogramme
- Einstellung höherer Mittel in den Haushalten
- Stärkung der Planungs- und Überwachungskapazitäten der Departments
- Weitere Umorientierung des Ministry of Forest von Forstausbau zu Forstnutzung und Forstschutz
- Erhöhung des Personalbestandes im mittleren Dienst
- Rechtzeitige Zuweisung der Geldmittel für die einzelnen Maßnahmen.<sup>77</sup>

Daß der Katalog von zu Leistendem wesentlich länger als der des Geleisteten ist, ist u. a. auch damit zu erklären, daß die Problematik erst in den siebziger Jahren in ihrer Tragweite erkannt worden ist, daß auf der Behördenseite ein Umdenken von Waldausbeutung zu Waldpflege erfolgen mußte, daß die Bevölkerung Zeit brauchte, sich nach der Nationalisierung der Wälder 1957 an die mit der teilweisen Rückgabe 1978 verbundene bessere Wahrnehmbarkeit eigener Verantwortung wieder zu gewöhnen, und daß sich Regierung und Geberorganisationen für diese Herkules-Arbeit intellektuell, psychologisch, methodisch, physisch und finanziell etablieren müssen: Kommunikation mit der Bevölkerung, Aufnehmen der Bedürfnisse, Information, vertrauensbildende Maßnahmen, Training, Errichtung administrativer Infrastruktur, Einspielung der Budgetierungsmechanismen, Koordination zwischen Bevölkerung und Administration, zwischen Regierung und den Geberorganisationen und anderem mehr. Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß einige der 18 großen mit ausländischen Beiträgen unterstützten Projekte fragwürdig hohes Gewicht auf Planung und Ausführung von materieller Infrastruktur, besonders Straßenbau, legen nach dem alten Motto „Entwicklung folgt den Straßen“ und damit Energie und Zeit verlieren.<sup>78</sup> Daß das zunehmende Eindringen der Straßen in das Land dem Wald nicht bekommt, ist spätestens seit dem Bau des East-West-Highway im Terai bekannt. Auch zu beiden Seiten der neuen Verbindungsstraße von Mugling nach Narayanghat wird unkontrolliert Wald zum Verkauf von Brennholz an Bus-/Lkw-Besitzer und -Fahrer eingeschlagen. Der District Forest Controller des Kabhre Distrikts, D. Parajuli, äußerte 1984: „Der größte Feind unserer Wälder ist die Straße.“ Der Journalist Kunda Dixit fand heraus: „Gemeindewälder in Sangachok im Sindhupalchok Distrikt z.B. werden von nächtlichen bewaffneten Plünderern überfallen, die lastwagenweise entlang des Arniko-Highway stehen.“<sup>79</sup>

Scenario 1 (keine bzw. eine kleine jährliche Aufforstungsrate von 5500 ha wie derzeit) führt wie gesagt ums Jahr 2000 zum Verschwinden der zugänglichen Wälder. Nur diejenigen in den abgelegensten Winkeln des Himalaya und vielleicht diejenigen in den Nationalparks würden erhalten bleiben. Die „Afghanisierung/Iranisierung“ Nepals wird großflächig danach einsetzen: Erosion durch Gravitation, Wasser und Wind, Verlust an organischem Boden, Verlust der Bodenfruchtbarkeit, Absinken des Grundwasserspiegels, Veränderung des Klimas.

Scenario 2, von UNDP/World Bank errechnet, sieht wie folgt aus.<sup>80</sup>

Bei einem beschleunigten Aufforstungsprogramm (kombiniert mit einem vermehrten Einsatz sparsamer Kochöfen und kommerzieller Energie), das 1990 200 000 ha, bis 2000 1,2 Millionen ha und bis 2010 1,5 Millionen ha Aufforstungsfläche vorweisen könnte, würde der Brennholzbedarf Nepals gedeckt werden können. Das bedeutet, es müßten bis 1990 jährlich 50 000 ha (also das Zehnfache von jetzt) und ab 1990 100 000 ha aufgeforstet werden. Nur der Energiebedarf wäre damit gedeckt aus dem dann existierenden Gesamtbestand von 2,2–2,5 Millionen ha Wald, noch nicht der Futter- und Bauholzbedarf, und die derzeitigen 3,8 Millionen ha Wald können schon jetzt nicht mehr das Entschwinden der Erde in die Gangesebene verhindern... Deshalb wäre die ideale Lösung –Scenario 3– die zusätzliche Aufforstung von 100 000–150 000 ha pro Jahr und die massive Verteilung von verbesserten Kochöfen.

Da aber bereits das beschleunigte Aufforstungsprogramm (Scenario 2) sich an den Grenzen des Möglichen bewegt und alles weitere jenseits davon für die nächsten 10–15 Jahre ausgeschlossen werden kann, wird die einzige Möglichkeit, außer gar nichts zu tun, wohl sein, den Riesenbedarf an Feuerholz durch kommerzielle Energie (sc. Kohle, Öl, Gas, Strom) zu ersetzen und die Devisen vorrangig dafür zu verwenden, da kommerzielle Energie in ausreichenden Mengen in Nepal nicht zu fördern ist (außer Strom, dessen Produzierung aber zum Teil große technische Probleme aufwirft: Aufsiltten der Becken, unstabiles Gelände, Erdbebengefahr). 450 000 Tonnen Heizöl und 800 000 Tonnen Kohle müßten den Berechnungen zufolge pro Jahr importiert und verteilt werden! Kann es einem nicht schwindlig werden? Muß man nicht resignieren? Darf man resignieren? Sicherlich nicht! Jede, auch die kleinste Maßnahme zum Schutz des Waldes ist besser, als gar nichts zu tun.

Alles unterliegt den Gesetzen von Ursache und Wirkung, auch die Natur. Sie ist nicht rachsüchtig. Ihre Wunden können geheilt werden. Doch je tiefer sie sind, desto größerer Aufwand ist nötig, größerer jedenfalls als derjenige, der für die pflegende Nutzung der Natur benötigt wird, solange sie noch einigermaßen intakt ist. In der Symbolsprache des eingangs zitierten Mythos von der Herabkunft der himmlischen Wasser wurden „1000 Jahre und eine zweite Zeit“ genannt, derer es bedurfte, ehe die Wasser sanft zum Himalaya hinabflossen und der Erde und allen ihren Geschöpfen lebensspendenden Segen schenkten. Wir wissen heute, daß es in der Tat sehr langer Zeiträume bedarf, ehe sich einige Zentimeter Humus bilden und ehe sich das den Menschen Leben ermöglichende Gefüge von Erde, Wasser, Luft, Pflanze und Tier in ausgewogener Verflochtenheit einstellt.<sup>81</sup> Dieses Gewebe aus kurzfristiger Profitsucht zu zerstören, ist verwerflich, es aus Not zerstören zu müssen, traurig. Der weltweite Waldschwund sollte uns provozieren zu Selbstbeschränkung, Konsequenz und aufbauender Kooperation mit den in Not Geratenen, denn die Natur hat genug für die Bedürfnisse, aber niemals genug für die Gier der Menschen, hatte Mahatma Gandhi einmal sinngemäß gesagt. Das Gewebe zum Nutzen **aller** zu bewahren, zu pflegen und wiederherzustellen, wo es zerstört ist, dazu kann jeder überall beitragen, auch hierzulande.

## Anmerkungen

- 1) nach Zimmer H., Indische Mythen und Symbole, Düsseldorf-Köln 1972, S. 128–130
- 2) nach Oppitz M., Geschichte und Sozialordnung der Sherpa, Innsbruck-München 1968, S. 30
- 3) nach Nicolson N., Der Himalaya, Amsterdam 1975, S. 146
- 4) Umweltgerechte Entwicklung von Berggebieten: Beteiligung der Schweiz am Forschungszentrum Nepal, in: Neue Zürcher Zeitung vom 23.12.1983
- 5) Schätle W., Nepal – sterbendes Land, Probleme der Bodenerosion in Nepal, in: Alpinismus, Nr. 11, 1979, S. 22; vgl. zum „Totalausverkauf im Terai“ an indische Kontraktoren auch Donner W., Nepal. Raum, Mensch und Wirtschaft, Wiesbaden 1972, S. 357 f. Erst 1982 wurde Holzexport (Stämme) gesetzlich verboten; leider wurde und wird das Verbot nicht strikt eingehalten.
- 6) Donner W., a.a.O., S. 350
- 7) Panday A./Dixit K., Himalayan Dilemma, in: India Today, 28.2.1982, S. 86. Diese Zahl scheint etwas tief gegriffen zu sein. Der Vergleich des vorliegenden Zahlenmaterials läßt eine Waldbedeckung von etwa 25% vermuten.
- 8) Hillary E., Redemanuskript, S. 16 f.; vgl. Haffner W., Nepal Himalaya. Untersuchungen zum vertikalen Landschaftsaufbau Zentral- und Ostnepals, Wiesbaden 1979, S. 7, 98
- 9) nach World Bank, Nepal Forestry Sector Review, 1978, S. 1
- 10) Donner W., a.a.O., S. 236
- 11) His Majesty's Government of Nepal, Basic Principles of the seventh Plan (1985–1990), Kathmandu 1984, S. 60; vgl. World Bank, Nepal: Recent Developments and selected Issues in Trade Promotion, 1983, Country Data, S. 1
- 12) Seventh Plan, a.a.O., S. 16
- 13) World Bank, a.a.O., S. 1. 1984 extrapolierte D. D. Bhatt, Secretary des Prime Ministers: „... assuming 90% of the total hill people will be engaged in agriculture, there will be 9.18 million people depending on agriculture in the year 2000, this will be an increase of nearly 40,4 percent over the 1970 situation of 6,54 million agricultural people in the Hills.“ Bhatt D. D., Himalayan Crossroads. Tomorrow may be too late to save the Himalaya, in: The Rising Nepal, 20.1.1984
- 14) National Planning Commission on Population, Internal and International Migration in Nepal. Summary and Recommendations, Kathmandu 1983 (mimeo); vgl. auch Elder J. u.a., Planned Resettlement in Nepal's Terai, Kathmandu 1976, Dahal D. u.a., Land and Migration in Far Western Nepal, Kathmandu 1977. Zu den Auswirkungen des Flüchtlingsstroms aus Tibet auf die Ökologie vgl. Führer-Haimendorf Ch. von, The Sherpas transformed. Social Change in a Buddhist Society of Nepal, New Delhi 1984, S. 58 und Brown R., Recommendations for Revegetation and Management of denuded Lands in Mustang, Nepal, (SECID) Kathmandu, 1983, S. 5 ff.
- 15) World Bank, Nepal Forestry Sector Review, August 1978, S. II
- 16) nach Panday K., Fodder Trees and Tree Fodder in Nepal, Bern 1982, S. 25
- 17) Deutscher Entwicklungsdienst in Nepal, Gesprächsvermerk vom 11.11.1983; vgl. auch Pandey D./Bhadra B., Nepal and ICIMOD – A Draft of Expectations, ICIMOD Working Papers Nr. 2, Kathmandu 1983, S. 30
- 18) vgl. World Bank, Nepal Forestry Sector Review, a.a.O., S. 5; in einem Schriftstück der Regierung Nepals wird von einer für die Belastbarkeit des Landes um Neunfache zu hohe Anzahl von Tieren in Nepal gesprochen: His Majesty's Government (Ministry of Finance), Local Level Aid Coordination Meeting on Forestry Development, Kathmandu März 1984 (mimeo), S. 12
- 19) Manandhar P. K., Introduction to Policy, Legislation and Programmes of Community Forestry Development in Nepal, Kathmandu Juni 1982, S. 2
- 20) Donner W., a.a.O., S. 355 f.
- 21) World Bank, Nepal: Recent Developments and selected Issues in Trade Promotion, 1983, S. I; vgl. Steiger J., Energie und wirtschaftliche Entwicklung in Entwicklungsländern. Das Beispiel Nepal, Wiesbaden 1984, S. 91
- 22) United Nations Development Program/World Bank, Nepal: Issues and Options in the Energy Sector, 1983, S. 20
- 23) Steiger J., a.a.O., S. 83 f.
- 24) Steiger J., a.a.O., S. 72, 83
- 25) UNDP/World Bank, a.a.O., S. 36
- 26) Robbe E., Report to the Government of Nepal on Forestry, 1954, und Food and Agriculture Organization, Yearbook of Forest Products 1968, Rom 1959 nach Donner W., a.a.O., S. 354
- 27) His Majesty's Government, Local Level Aid Coordination Meeting ... a.a.O., S. 4
- 28) Steiger J., a.a.O., S. 91
- 29) World Bank, Nepal: Recent Developments ... a.a.O., S. VII
- 30) Steiger J., a.a.O., S. 140
- 31) Tütting L., Trekking heißt „Bergwandern“, in: Studienkreis für Tourismus, Sympathie-Magazin Nr. 13, Starnberg 1985, S. 35
- 32) s. Führer-Haimendorf Ch. von, The Sherpas transformed. Social Change in a Buddhist Society of Nepal, New Delhi 1984, S. 66
- 33) Sharma P., Mountaineering: The Needs of Nepal, Kathmandu 1982, S. 9 (Redemanuskript)
- 34) Coppock R., High Season, The Consequences and Potential of Tourism in the Region of Mt. Everest, 1978, S. 23 (mimeo)
- 35) Baumgartner R., Trekking und Entwicklung im Himalaya. Die Rolwaling-Sherpa in Ost-Nepal im Dilemma zwischen Tourismus und Tradition, Diessenhofen 1980, S. 138–150; vgl. auch Engelhard K., Ferntourismus in Nepal. Seine ökologische und soziokulturelle Problematik, in: Geographische Rundschau, 12, 1983, S. 622, und Shrestha K., The Impact of Tourism on Mountain Environment, in: Swiss Association for Technical Assistance, Mountain Environment and Development, Kathmandu 1976, S. 90
- 36) Mauch S. P., The Long-Term Perspective of the Region's Forest Resources and the associated Availability of Firewood, Cattle Fodder and Construction Material for the local Population, Zürich 1974, nach Martens J., Forests and their Destruction in the Himalayas of Nepal, Kathmandu 1983, S. 20 f. und Mauch S. P., The Energy Situation in the Hills: Imperative for Development Strategies? In: Swiss Association for Technical Assistance, a.a.O., S. 125
- 37) Pandey A. R./Dixit K., Himalayan Dilemma, in: India Today, 28.2.1982
- 38) vgl. Bhatt D. D., a.a.O.: „The irony of the thing is that while millions of rupees are spent upon afforestation, timber at throwaway price is being sold or smuggled across the border.“
- 39) Diese Angaben wurden im Sommer 1984 in West-Nepal vor Ort und von der sowjetischen Botschaft und dem Ministry of Forest in Kathmandu erhoben.
- 40) Bahuguna S., Let the Himalayan Forest live! in: Science Today, März 1982, S. 41–46; vgl. auch Dixit K., Where has all our Forest gone? In: The Rising Nepal, 13.7.1984

- 41) zit. nach Steiger, a.a.O., S. 113
- 42) a.a.O., S. 119; vgl. Steiger J., a.a.O., S. 119, der vorsichtigen Umgang mit diesen Zahlen empfiehlt: „Die öffentlichen Daten haben nur einen geringen Prozentsatz des tatsächlichen Brennholzeinsatzes der Industrie erfaßt...“
- 43) Steiger J., a.a.O., S. 117–139
- 44) vgl. Dixit K., Where has all our Forest gone? In: The Rising Nepal, 13.7.1984; World Bank, Nepal Forestry..., a.a.O. S. 11–13; Campbell G., Social and Organization Considerations, USAID Soil Conservation Mission, December 1977; Asian Development Bank/His Majesty's Government of Nepal, Nepal Agriculture Sector Strategy Study, Vol. I: Main Report and Recommendations, 1982, S. 68 ff.; UNDP/World Bank, Nepal: Issues and Options, a.a.O., S. 100; His Majesty's Government, Private Forests (Nationalization) Act, 1957
- 45) Fürer-Haimendorf Ch. von, The Sherpas of Nepal. Buddhist Highlanders, New Delhi 3. Aufl. 1979, S. 110 ff.
- 46) Fürer-Haimendorf Ch. von, Himalayan Traders. Life in Highland Nepal, London 1975, S. 97 f.
- 47) Fürer-Haimendorf Ch. von, The Sherpas transformed..., a.a.O., S. 57 ff.; vgl. auch Brown R., a.a.O., S. 5 ff.
- 48) vgl. Mc Dougal, The Kulunge Rai. A Study in Kinship and Marriage Exchange, Kathmandu 1979, S. 49 ff.
- 49) Chorlton W., Felsbewohner des Himalaya. Die Bhotia, Amsterdam 1982, S. 92 f.
- 50) Martens J., a.a.O., S. 24; vgl. Brown R., a.a.O., S. 54
- 51) nach Regmi M.C., Landownership in Nepal, Berkeley 1976, S. 87–103, 16, 170 ff.
- 52) Poffenberger M., Patterns of Change in the Nepal Himalaya, Delhi 1980, S. 52
- 53) Gautam K., The Axe-man and the Tree, in: The Rising Nepal, 13.11.1981; vgl. Storrs A. und J., Discovering Trees in Nepal and the Himalayas, Kathmandu 1984, S. 124 f.
- 54) vgl. Panday D./Bhadra B., ICIMOD Working Papers No. 2, a.a.O., S. 15–18, 25, 27 ff.
- 55) Schädle W., a.a.O., S. 22; vgl. bes. Carson B., Erosion and Sedimentation Processes in the Nepalese Himalaya, ICIMOD Occasional Paper No. 1, Kathmandu 1985
- 56) Rieger H. Ch., Himalaya Wasser. Literaturanalyse über die Frage der Auswirkungen von Entwaldung, Erosion und sonstiger Störungen im Einzugsgebiet des Ganges und des Brahmaputra, Heidelberg 1975; in Ergänzung dazu Högger R., Cultural Systems and ecological Crisis in Nepal: Towards better Cooperation between Anthropologists and Decision Makers, in: Internationales Asienforum 1/2, 1978, S. 106 ff., und Panday D./Bhadra B., aa. a.O., Fig. 1, 2, 3, 4, 5
- 57) vgl. Stirling C., Nepal, in: The Atlantis, October 1976, zit. nach Gurung H. B., Ecological Change, in: Seminar Nr. 274, Juni 1982, S. 49
- 58) His Majesty's Government of Nepal, Experiences of Anti-Desertification Campaigns in Nepal. Prepared on the Occasion of the United Nations Conference on Desertification, 1977 (?), S. 4–7; vgl. Donner W., a.a.O., S. 228: „Diese gewaltigen Kräfte der Abtragung und Anlagerung haben das Bett des Sapt-Kosi im Laufe von 150 Jahren um nicht weniger als 112 km nach Westen verschoben.“
- 59) Der Spiegel, Nr. 38, 1978, S. 187 f. Allerdings wurde schon 1975 das „First National Seminar on Problems and Potential of the Hill Areas of India“ in Himäl Pradesh organisiert, das ein wichtiges Policy-Dokument verabschiedete, das später zum Teil in den Hill-Staaten Indiens umgesetzt wurde. Siehe Gurung H. B., The Himalaya: Perspective on Change, Kathmandu 1982, S. 11 f. Zur jährlichen Schadenshöhe vgl. auch UNDP/World Bank, a.a.O., S. 46: „Annual flood damage in the Gangetic plains of India is estimated to be more than \$ 700 million a year in 1979 prices.“
- 60) UNDP/World Bank, a.a.O., S. 81; Manandhar P., a.a.O., S. 3; His Majesty's Government (Ministry of Finance), Local Level..., a.a.O., S. 15
- 61) Manandhar P., a.a.O., S. 15; Deutscher Entwicklungsdienst in Nepal, Gesprächsvermerk vom 27.9.1982
- 62) IUCN, National Conservation Strategy for Nepal. A Prospectus, Gland 1983
- 63) Panday D./Axinn N., ICIMOD Working Papers Nr. 1: Draft Work Program 1984/85, Kathmandu 1983, S. 1, und Panday D./Bhadra B., ICIMOD Working Papers Nr. 2, a.a.O., Introductory Remarks
- 64) His Majesty's Government, Local Level Aid Coordination Meeting, a.a.O., S. 7 ff. und Anhang 1
- 65) His Majesty's Government of Nepal (National Planning Commission), The sixth Plan (1980–1985), Part I (A Summary), Kathmandu Januar 1981, S. 20, und His Majesty's Government, Local Level Coordination Meeting, a.a.O., Anhang 2
- 66) vgl. Warth H., Initiativen des DAV in Nepal. Aufforstung – Kerosindepot, in: Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins, Nr. 2, 1982, S. 101 f.
- 67) vgl. Dixit K., Where there is Will, there is Hope, in: The Rising Nepal, 20.7.1984, und Eckholm E., Seedlings dot Nepal's once-barren Slopes as Country battels Forest Crisis, in: The New York Times, 21.2.1984
- 68) zu weiteren Verbesserungsvorschlägen für diese Gesetze vgl. Bista R., Formulation of Community Forestry Programmes in Nepal, Kathmandu 1985 (mimeo)
- 69) Ebenda, S. 8; vgl. auch HMG/UNDP/FAO, Community Forestry Development Project. Annual Progress Report for 1984–85, Kathmandu 1985, S. 6
- 70) Dixit K., Where there is Will, there is Hope, a.a.O.: „... one of the highest in the developing world“. Vgl. auch His Majesty's Government/UNDP/FAO, Community Forestry Development Project, Annual Progress Report for 1982–83, Kathmandu 1983, S. 6, 17 ff., 42 f.
- 71) Dixit K., a.a.O.
- 72) nach Dixit K., a.a.O.
- 73) Bhatt D. D., a.a.O.
- 74) His Majesty's Government (National Planning Commission), Basic Principles of the seventh Plan (1985–90), a.a.O., S. 15
- 75) Asian Development Bank/His Majesty's Government, a.a.O., S. 12; UNDP/World Bank, a.a.O., S. 44–48
- 76) UNDP/World Bank, a.a.O., S. 6; His Majesty's Government/UNDP/FAO, a.a.O., S. 6
- 77) His Majesty's Government, Local Level..., a.a.O., S. 11 ff.
- 78) World Bank, National Transport System for Nepal, Washington 1965, zit. nach Stiller L., Yadav R., Planning for People. A Study of Nepal's Planning Experience, Kathmandu 1979, S. 171; s. auch Striepke T., Comparative Analysis of Objectives of the Integrated Rural Development Projects in Nepal. A Contribution to the Nepalese and International Discussion on Rural Development, Lilienthal 1983, S. 69–75
- 79) Dixit K., Where there is Will, there is Hope, a.a.O.; vgl. Hagen T., Fragwürdiger Straßenbau in Nepal. Eine Zuschrift der schweizerischen Entwicklungshilfe, in: Neue Zürcher Zeitung, 16.8.1985: „... die Straße wird die Abholzung für den kaufkräftigen Markt in Kathmandu fördern und damit auch die Bodenerosionsgefahr.“ Milcke H., Die Zukunft der Wälder in Nepal, in: Der Überblick. Zeitschrift für ökumenische Begegnung und internationale Zusammenarbeit, Nr. 2, 1976, S. 20: „Verheerende Auswirkungen auf den Dschungel hätte die Trassierung des Asian Highway quer durch den im Durchschnitt früher 10 km breiten Dschungelgürtel in zwei schmale, in sich kaum lebensfähige Waldstreifen.“
- 80) a.a.O., S. 44–48
- 81) vgl. hierzu besonders die Arbeit von Devi S., Revive our dying Planet. An ecological, socio-economical and cultural Appeal, Nainital (India) 1982

# Bergbild in der Stilwende

Gedanken zu einer Ausstellung des DAV in Zusammenarbeit mit der Städtischen Galerie Rosenheim und dem Bayerischen Nationalmuseum im Herbst 1986

Helmut Zebhauser

*Hier werden Wurzeln der modernen Alpinmalerei gesucht. Hier werden die Fäden aufgezeigt, die von Barthelemy Menn, Christian Morgenstern und Eduard Schleich zum Naturlyrismus laufen und jene, die weiterführen zur Stilwende und über diese hinaus. Dazu wird Cézanne als Angelpunkt eines Umbruchs gedacht.*

*Einerseits also Evolution und neues Lebensgefühl in Art Nouveau, in Sezession und Jugendstil, andererseits radikaler Umbruch auf der Basis sorgfältig und mühsam erarbeiteter neuer Sehweisen des Aufbruchs zur Moderne.*

*Das Wort Stilwende stammt von Ahlers-Hestermann, der mit einem Buch dieses Titels 1952 das Wiederverständnis des Jugendstils eingeleitet hatte.*

*Gemeint ist die unmittelbare Zeit vor und nach 1900. Die gesamte europäische Kunst war in Bewegung.*

*Zur selben Zeit geriet auch der Alpinismus in eine Stilwende. Schon in den siebziger Jahren waren alle wichtigen großen Berge der Alpen erstiegen, um 1900 dann auch die letzten nennenswerten Einzelgipfel.*

*Das Eroberungsbergsteigen der Stephen, Mummery, Whymper, Grohmann und Hermann von Barth hatte das Gebirge erschlossen. Dem Tatendrang nach Neuland war nun der Boden entzogen.*

*Neue Ziele wurden gesucht, Georg Winkler trat auf. Paul Preuß und Hans Dülfer kamen. Der Stil des Bergsteigens wandelte sich. Die Arabeske des Wegs, die Kunstfigur im Fels waren nun denkbar. Modernes Klettern wurde erfunden.*

*Um 1900 waren also Bergsteigen und Kunst gleichermaßen zu Neuem gedrängt.*

## Vorspiele – Stille und Licht

Revolution flackerte durch Europa – 1848. In Paris, London und Wien stürmte das Volk auf die Barrikaden. Metternich hatte gehen müssen. Louis Philippe floh. Kaiser Ferdinand dankte ab. König Ludwig zog sich zurück.

Die Zeit der Romantiker auf Thron, an Universitäten und vor der Staffelei war endgültig vorüber. Novalis und Friedrich Schlegel waren längst tot. Hölderlin war 1837 gestorben, Caspar David Friedrich 1840, August Wilhelm Schlegel 1845, Tieck 1849. Schelling war emeritiert, Eichendorff alt.

1848 – In Paris debattierten Charles Baudelaire, der Maler Courbet und ihre Freunde in der Brasserie Andler, dem „Tempel der Realismus“. Im Wald von Fontainebleau lebte die Malerkolonie von Barbizon und träumte ihre Paysage intime.

Um diese Zeit erarbeitet die Landschaftskunst neue malerische Ausdrucksmittel und setzt zu bewußter Natürlichkeit an. Abseits des politischen Aufruhrs, abseits des schockierenden Realismus von Courbet und fern der großen Zentren Europas: In Meran, bei Luzern und in den Bayerischen Vorbergen finden Maler zu Stille und Helligkeit und zu Bildern mit einer stimmungsvollen Unmittel-

barkeit der Landschaft: Wasmann, Menn, Morgenstern und Schleich. Der Romantiker Carl Gustav Carus hatte 1831 noch formulieren dürfen: „...so können wir die Hauptaufgaben landschaftlicher Kunst nun bestimmter aussprechen, als: Darstellung einer gewissen Stimmung des Gemüthslebens (Sinn) durch die Nachbildung einer entsprechenden Stimmung des Naturlebens (Wahrheit).“

Jetzt, 20 Jahre später, verkehrte sich die Zielrichtung. Der Maler versuchte zu erlauschen, welche Stimmung in der Natur war und diese im Bild zu manifestieren.

Friedrich Wasmann, ein norddeutscher Maler, fand die Ruhe seines suchenden Künstlertums inmitten der Alpenberge. Dort wo seit klassischen Zeiten der Übergang von Nord nach Süd vorüberführt, wo nordische Sehnsucht auf südliches Licht trifft, im Tal von Bozen und Meran. Schon in den fünfziger Jahren ist in seinen Bildern der „Atem großartiger Natur“ (Maria Buchsbaum). In diesen Südtiroler Landschaften wirkt die Handschrift eines objektivierenden Realismus, auch der erste Anklang eines Naturlyrismus.

Ähnlich neu sieht Barthelemy Menn (1815-1893) die Schweizer Landschaft. Menn hatte beim Franzosen Ingres gelernt, war diesem von Paris nach Rom gefolgt, kam später wieder nach Paris und schloß Freundschaft mit den Malern der Schule von Barbizon. Als Menn 1843 in seine Vaterstadt Genf zurückkehrte, standen die spätromantischen Maler der Genfer Schule, François Diday (1802-1872) und Alexander Calame (1810-1864), in höchstem Ansehen. Mit routiniertem Sentiment hatten sie europäische Bedeutung erlangt. In der Schweiz war man auf die pathetischen Bergbilder dieser beiden Maler als die nationale Kunst der Schweiz eingeschworen. Die schlichte Schauweise des Barthelemy Menn konnte nicht durchdringen. „Die Geistigkeit der klaren, räumlichen und koloristischen Ordnung“ seiner Werke wurde nicht wahrgenommen.

Wer heute im Genfer Museum seine Bilder neben denen Didays und Calames sieht, ist erstaunt darüber und erkennt, daß in diesem bedeutenden Werk wesentliche Eigenschaften der viel späteren Gebirgsmalerei Ferdinand Hodlers vorgebildet sind. Camille Corot hatte einst gesagt: „Menn ist unser aller Lehrmeister.“ Und Hodler bekannte Jahrzehnte später: „Menn! Ihm danke ich alles.“ Barthelemy Menns Bergbilder sind fühlbar gesehen. Das oft lichtübergossene Land zeigt sich in stiller Schönheit. Die Berge liegen ruhig da, sonntäglich. Außer bei Menn ist auf ähnliche Weise bei Johann Gottfried Steffan (1815-1905) und Gottfried Keller (1819-1890), dem Dichter des „Grünen Heinrich“, auch in den Landschaftsmalereien von Adalbert Stifter der beginnende Naturlyrismus spürbar.

In Oberbayern begründete Christian Morgenstern (1805-1867) eine naturalistisch aufgefaßte Stimmungsmalerei und gab der Münchner Landschaftsmalerei eine neue Basis. Er malte weder realistische Wiederholungen der Natur, wie Wagenbauer noch Landschaften in biedermeierlicher Stilisierung wie Wilhelm von Kobell. Er malte nicht schwermütige, von Ruysdael und den Holländern abhängige Szenarien, wie sie seit Dillis geliebt wurden, auch nicht die weihevollen Landschaften eines Olivier. Er ging einen eigenen, einen neuen Weg.

Schon als junger Mann war Morgenstern weit umhergekommen, war auf Wanderschaft durch Deutschland und Rußland gezogen, war nach Dänemark und Norwegen und schließlich nach München gelangt und wollte dort sein Glück versuchen. Morgenstern brachte aus Norwegen eine farbenfrohe Palette mit, malte von Licht und Luft bewegte Studien vor der Natur und schaute „von Rottmann einen schwungvollen Vortrag ab“ (Uhde-Bernays).

Morgenstern wendete sich bald den Bayerischen Voralpen zu. Diese bewegte Berglandschaft vermittelte ihm neue Natureindrücke, voll von Grazie, Lebendigkeit, Kraft und Spannung. Er tat allerdings auch etwas Merkwürdiges: Er wich, von den Studien ausgehend, in sein Atelier zurück. Aber diese Studien und seine kleinen Bilder, von denen die Hamburger Kunsthalle eine illustre Auslese besitzt, zeigen die Unmittelbarkeit des Naturempfindens. In seiner späten Zeit drückt Morgenstern mit einem grünlich braunen Ton und mit schwärzlichen Schattierungen schwermütige Tiefen des Landes aus.

Man denkt sogleich an die Stimmungsmalerei der Dachauer

Als Altersgenosse von Morgenstern trat Eduard Schleich (1807-1874) mit einem bewegten und reichen Kolorismus auf. Beide waren 1843 gemeinsam nach Italien gereist. Aber die Zeit der großen Italienbegeisterung, wie sie unter Josef Anton Koch viele italienisierenden Deutschromantiker, z.B. Karl Philipp Fohr, berauscht hatte, war vorbei. Bei den beiden Malern blieb diese Italienreise ohne nachhaltigen Eindruck. Die Zeit emphatischer Landschaftlichkeit war verebbt. Schleich begann in einzelnen Studien den von lichten Wolken durchzogenen Himmel mit der Landschaft in stärkere Beziehung zu bringen. Die weiten Voralpenlandschaften, die sich schon bei Morgenstern finden, gaben Schleich den Schwerpunkt des Schaffens. Reich detaillierte Vordergründe mit lebendiger Wirklichkeitsnähe führen hinein in eine weite Mitte, die meist eine Fläche des Wassers ist – Isarlauf, Starnberger See, Ammersee – bis zu zarten, fernher wirkenden, fast schon verblassenden Bergzügen im Hintergrund. Dieser Hintergrund ist für Schleich die Mitte des Bildes. Über ihn baut er noch einmal eine zweite Hälfte Bild mit Himmel- und Wolkenlandschaft auf. Deren stärkste, dunstige Leuchtkraft und ihre Lichtbewegung steigern sich von oben herunter bis zu jener Mitte, wo der Himmel mit den Bergsäumen lebendig ineinander übergeht. Diese starke Beziehung von lichten Wolken zu den aufgehenden Formungen der Erde war eine neue Öffnung des „von der Herrlichkeit der Welt überwältigten Blicks, empor zu der Unendlichkeit“ (Uhde-Bernays). Dies ist der Fortschritt der Malerei, der von Carl Rottmann weg und über Morgenstern weiterführte. Schleich wendet sich dabei mehr und mehr und schließlich entschieden auch vom Realismus ab, ohne aber romantisierenden Neigungen allzusehr nachzugeben. Vier mächtige Schleich-Bilder in der Sammlung Palffy im Budapester Museum und die Werke in der Neuen Pinakothek München zeigen in großer Anlage diese Stimmungsmalerei der Münchner Schule. An solchen mächtigen Galeriestücken mühte sich Schleich allerdings etwas ab. In seinen kleinen Gemälden jedoch blühte die Stimmungslandschaft zu schönster Stille und Tiefe auf. Schleich wurde bei seinem Tod im Jahre 1874 der Vater der Münchner Landschaftsmalerei genannt.

In der Nachfolge, doch auch etwas abseits von der anrührenden Kunst eines Schleich und dessen Freunden, entstand z.B. bei August Seidel (1820-1904) ein „romantisch-gegenständlicher Realismus besonderer Art“. Aus Schleichs Stimmungsmalerei einerseits, einem Naturalismus andererseits und aber vor allem aus der kraftvollen, naturverbundenen Realistik des Leibl-Kreises entstand dann zur Jahrhundertwende hin ein Naturlyrismus einmaliger Prägung.

Bei Wasmann und Menn, auch bei Robert Zünd war die reine Empfindung der Natur spürbar geworden, und sie war nicht berührt vom eindringlichen Sentiment der Maler von Barbizon. Nach ihnen nahm die Naturstimmung mehr und mehr überhand. Bald atmen die ganzen Bilder Zeit und Eigentümlichkeit des Ortes. In die Szenarien senkt sich Schwere und Fülle. Vertrautheit und



Geborgenheit klingen an. Der jeweils eigene Akzent des Lebensraums der Maler schlägt durch. Heimatstimmigkeit tönt nun viele Landschaftsbilder.

Die Schweizer Robert Zünd, Frank Buchser, Adolf Stäbli und Otto Frölicher färben ihre Bergbilder mit Jahreszeit und geben ihnen volksliedhafte Melodie. Fritz Mackensen, Otto Modersohn und Fritz Overbeck erzählen die geheimnisvollen Wasserzüge des Moor- und Heidelands von Worpsswede mit den Wolkengebirgen darüber. Hans Thoma breitet Weite und Hügelanmut, sanften Schwung von Bergkuppen und Talstimmungen des Schwarzwaldes aus.

Eduard Schleich, Josef Wopfner, Adolf Lier, Josef Thoma, Karl Raupp, Emil Lugo und viele andere „Chiemseer“ verschmelzen in Lichtwogen das Wasser des Bayerischen Meeres mit den Gipfeln der Voralpen. Johann Sperl, der Freund Leibls, läßt aus Aiblinger Moorwiesen den satten Sommer leuchten und zeigt, wie Südlucht die Nordhänge der Alpen streift. Carl Schuch und Wilhelm Trübner tauchen den Beschauer in die Schatten alter Klöster und verhangener Schloßgärten. Karl Haider führt schwerblütig in die Hügeligkeit bayerischer Vorberge und sensibilisiert uns für den meteorologisch bedingten Wechsel der Stimmung, für die kippenden Stunden.

Arnold Böcklin spielte währenddessen seine dominante Rolle als Leitbild und Lehrer der Generation, die dann um 1900 den Wandel endgültig vollzog. Sein eigener unmittelbarer Beitrag zur Entwicklung des Stimmungslyrismus und des Wandels zur Stilwende hin scheint von Ideen und Pathos verstellt oder ist jedenfalls noch weitgehend unerforscht.

## Höhepunkt und Ende und Wende

Nach einer 700jährigen Entwicklung der Malerei, nach immer neuen und unerhörten Erfindungen der Visualisierung, nach größten Aufschwüngen der Imaginationskraft und stets fortschreitender Bewältigung der Wirklichkeit als Landschaft bricht schier mit einem Mal der Weg ab.

In der Klarheit der Luft des Oberengadin erreicht ein Maler einen letzten und grandiosen Höhepunkt, und mit seinem Tod im farbgliühenden Herbst 1899 ist der Auftrag, den sich die Künstler seit Giotto gegeben haben, scheinbar erfüllt. Der Mann, an dessen Bergbildern sich die Wende symbolisch erfüllen sollte, war selbst Symbolist: Giovanni Segantini. Das Hochgebirge und dessen bemessene Welt wird Grund, Wesen und Inhalt seines Schauens. Reine Landschaft – und dagegengespannt der Mensch: Der sündige Mensch. Segantini findet zu einem bildhaften Symbolismus, der aus der Landschaft selbst wirkt. Als Segantini in das sonnige Hochtal von Maloja zog, hatte er längst mit aller akademischen Tradition gebrochen, hatte überwunden, was er draußen in der großen Welt als Lehre und Vorbild gesehen hatte, hatte sich einzig die Berglandschaft seiner neuen, selbstgewählten Heimat zum Lehrmeister seiner künstlerischen Entwicklung genommen und als Sucher des Lichts große und bahnbrechende Werke geschaffen.

Um farbiger und leuchtender malen zu können, hatte er die Farben schließlich fast rein Strich neben Strich gesetzt und war so zu einer neuartigen, divisionistischen Arbeitsweise gekommen.

Die einfache Welt der Hochtäler, das reine Gebirge und der leuchtende Engadiner Himmel sind die Quellen seines Malens. Hugelshofer nennt sein malerisches Schaffen einen ergriffenen und ergreifenden Hymnus an die Majestät der Berge. Seine Technik half ihm, die intensive Atmosphäre seiner Landschaft ins Bild zu bringen. Er suchte nach dem rechten Mittel, die flimmernde Hochgebirgsluft zu illusionieren. Er verwendete gelegentlich sogar Gold- und Silberstaub. Solches Bemühen entsprach der kunstgewerblichen Tendenz der Zeit. Segantini darf, wie sehr er auch Einzelgänger war und keine Bindung an die großen Zentren hatte, in Auffassung, Art seines Symbolismus, in formaler Eigentümlichkeit und insbesondere im Duktus seines Lineaments dem Jugendstil zugerechnet werden. Seine klar komponierten Landschaften sind eine unmittelbare und tief eindringende Naturschauung. Segantini arbeitete selbst mit großen und ungefügen Formaten in der freien Natur vor dem Sujet. Der Standort des Betrachters läßt sich oft heute noch genau fixieren. Konrad Farnet berichtet vom Bild „Das Pflügen“ in der Neuen Pinakothek, München, man erkenne genau, wo Segantini gestanden habe: Östlich des Dorfes mit Blick gegen Südwesten. Die Berge sind präzise detailliert und genau wiedergegeben: Der Piz Martegna und der Piz Toissa. Der Acker ist steinig, wie er dort, wo Segantini malte, steinig war. Alles stimmt auf seinen Bildern. Nichts ist hinzugetan. Das Erfundene tritt mit zunehmender Reife zurück. Er gibt Landschaft, Mensch und Tier wieder, wie sie zu sehen sind. Nie aber sind seine Bilder bloßer Naturalismus, nie ein geistloses Abbild der äußeren Welt.

Von Maloja aus stieg Segantini auf den Schafberg. Dort oben, zurückgezogen in eine kleine Steinhütte, begann er in den allerletzten Jahren des 19. Jahrhunderts das gewaltige Triptychon vom Werden, Sein und Vergehen, einer naturgetragenen Symbolik des Daseins, entfaltet und schaubar gemacht an großer und schwerer Berglandschaft. In diesem späten Stadium verbindet sich eine aus der Zeit gewachsene neue Sicht der Natur mit Segantinis persönlichen Möglichkeiten der Maltechnik zu einer heimat- und naturbezogenen Weltschau. Dieser Symbolismus Segantinis „ist aber keine schöngeistige Flucht aus der Zeit“. Farbstrich für Farbstrich wird das Bild verknüpft mit einem unentwegten Blick auf die Realität.

Das Triptychon vom Werden, Sein und Vergehen bleibt unvollendet. Am 29. September 1899 stirbt Giovanni Segantini auf dem Schafberg, hoch über dem Silser See mit dem gewaltigen Blick in eines der schönsten Bergtäler der Welt, 41 Jahre alt; drei Monate, ehe das neue Jahrhundert beginnt, mitten aus seiner Arbeit. Während eines fürchterlichen Gewitters wird der tote Maler von seinen engsten Freunden, darunter Giovanni Giacometti, durch die nassen, herbstlich farbigen Bergwälder zu Tal getragen. Eine Epoche ist zu Ende. Der Stil wendet sich.

## Cézanne – der Urheber der Wende

Der Gipfel des Mont Sainte Victoire nahe bei Aix-en-Provence zog den französischen Maler Cézanne sein Leben lang an. Schon im „Bahndurchstrich“ von 1867 (München) steht mächtig dieser Mont Sainte Victoire im nahen Hintergrund.

Im Metropolitan Museum of Art in New York gibt es ein Gemälde des Mont Sainte Victoire, einen Rundblick über die Landschaft von einer zarten, ruhigen Schönheit. Im Vordergrund steht mitten im Bild ein Baum, weit im Hintergrund der Berg. Ein anderes Cézanne-Bild vom Mont Sainte Victoire, mit einem Steinbruch im Vordergrund, hängt im Baltimore Museum of Art. In diesem Bild rückt Cézanne an den Berg heran. Kein großes Tal, keine farblich fein abgestuften Räume und Weiten, keine einzelstehenden Bäume oder Baumzweige sind zwischen dem Beschauer und dem Berg. Der Berg ist nahe. Dennoch unzugänglich. Zwischen dem Betrachter und dem Berg liegt ein Abgrund, ein Steinbruch. Der Gipfel ist ein selbständiger Gegenstand mit klarem Profil. Aufsteigende, ungebrochene Schräge und auf der anderen Seite ein seltsamer Absturz, verwickelt und bewegungsreich. Der orange-farbene Steinbruch im Vordergrund schrofft mit senkrechten Flächen dem Beschauer entgegen und schafft die Distanz zum Berg. Der Kegel des Berges löst sich in einzelne Farbflächen, in Flächenstücke, auf. Der Berg im Bild von Baltimore ist ebenso klar wie die nahe gelegenen Gegenstände, eher noch bestimmter. In diesem Bild zeigt sich eine merkwürdige Vorliebe von Cézanne für senkrechte Flächen, wie sie für seinen Spätstil bezeichnend sind. Die Formen von Stein tauchen ab 1885 eigenartig kantig und würfelförmig auf. Dieses Bild vom Mont Sainte Victoire mit dem Steinbruch wurde von etwa 1898 bis 1900 gemalt.

Cézanne sprach von der Kunst als einer „Harmonie parallel zur Natur“. Die Bildfläche, welche die Impressionisten weitgehend leugnen wollten, wird hier neu begriffen. Andere Möglichkeiten der Räumlichkeit zeigen sich. Die Gesetze der wissenschaftlichen Perspektive herrschen nicht mehr. Die Entwicklung des perspektivischen Bildaufbaus, die mit Jacopo Bellini im 15. Jahrhundert begann, ist offenbar zu Ende.

Es gibt weitere Bilder des Mont Sainte Victoire von Cézanne, gemalt zwischen 1904 bis 1906. Eines ist heute im Kunstmuseum Basel zu sehen. Ein anderes in Zürich, ein drittes in Philadelphia. Diese Landschaften scheinen typisch für die leidenschaftliche Freiheit, die Cézannes Malerei gegen Ende seines Lebens bestimmte.

Meyer-Shapiro spricht von einem Zustand ekstatischer Gelöstheit. „Ein brausender Gesang, in dem Erde, Gebirge und Himmel in einem gemeinsamen Hymnus vereinigt werden, ein Ausbruch von Farbe und von reichen Tönen bis an die möglichen Grenzen.“ Der Berg erhebt sich leidenschaftlich zum Himmel und fließt dann sanft zur Erde herab. Der Himmel ist eine Explosion von blauen und grünen Wolken, die einen wild erregten Glorienschein um den Berg bilden, ihn verlebendigen und dramatisieren. „Die Erde nähert sich dem Chaos. Sie ist aus klaren, senkrechten oder

waagrechten Pinselstrichen gebildet, denen die diagonalen Striche des Berges scharf entgegengesetzt sind. Unter dem dynamisch aufragenden Berg liegt großartig ausgedehnt, waagrecht, das Land davor, grüne Felder, Häuser, Erde.“

Lawrence Hanson, ein Biograph Cézannes, schreibt: „Der Berg lag da mit zerklüfteten Hängen, als wäre das reine Erdgerippe bloßgelegt worden. Hätte dem jungen Cézanne einer gesagt, dieser düstere, emporragende Fels, der Sainte Victoire, sei dazu bestimmt, die Ausdrucksform der Malerei zu verändern, und er selbst werde die Ursache dieses Wandels sein, hätte er gewiß spöttisch gelächelt.“

Das Beispiel des Mont Sainte Victoire demonstriert eine Erarbeitung des Visuellen. Nicht spontan (von innen herauskommend), sondern systematisch, durch immer wiederholende Darstellung desselben Sujets, hat Cézanne seine formenbauende Sehweise für den Berg gefunden.

Cézanne hat im Laufe von 20 Jahren durch Malen des Mont Sainte Victoire das Sehen dieses Berges zunehmend vertieft. In einer Auflösung linear erfaßter Formen, in Lichtflimmern, im Atmen der Landschaft, in einer Erregung der Seele des Malers, die eine Erregung im Auge des Beschauers auslöst, fand diese Vertiefung Ausdruck und Wirkung. So kam der Prozeß der Abstrahierung in Gang. Er war das Ergebnis des fortschreitenden Eindringens in das Motiv Mont Sainte Victoire.

Daniel-Henry-Kahnweiler schreibt in seinen Betrachtungen über das Wesen der neuen Malerei, die zum Kubismus führt, vom Widerstreit von Darstellung und Aufbau und nennt darin den Impressionismus ein verjüngendes Bad der Malerei, mit welchem der Illusionismus in einem letzten farbensprühenden Feuerwerk verpuffte und erlosch. Die danach beginnende Periode der Malerei hätte sich einem malerischen Formenlyrismus zugewandt. Die Malerei des späten Cézanne ist in den Augen Kahnweilers ein Versuch und Anlauf auf dem Weg, Formenschönheit der Dinge wiedergeben zu wollen. Kahnweiler nennt Cézanne den Ausgangspunkt der gesamten Malerei der Gegenwart.

„Gewaltig ringt er mit dem Gegenstande. In seiner ganzen körperlichen Schönheit will er ihn fassen und ihn in sein Gemälde tragen. Wo seine Freunde, die Impressionisten, nur Licht sehen, sieht er den dreidimensionalen Körper. Ihn aufzuzeigen, verwendet er das Licht.“

Mir ist, als stünde Cézanne einen Augenblick lang wieder dort, wo Giotto um 1300 gestanden hatte.

Aber „sobald eine lyrische Kunst die Formen der Gegenstände besingen und zugleich sie in der Einheit des Kunstwerks begreifen wollte, mußte die Deformation eintreten“.

Diese Abstrahierung führte zurück zu den Elementen und Strukturen des Schaubaren. Darin ist eine Rückkehr von der Oberfläche zum Aufbau zu verstehen. Sie ist das große Verdienst Cézannes.

Paul Cézanne wurde 1839 in Aix-en-Provence geboren. Am 22. Oktober 1906 starb Cézanne, 67 Jahre alt, ein Jahr nach der Geburt des Fauvismus, zwei Jahre vor der des Kubismus, vier Jahre vor dem ersten abstrakten Gemälde.



Oben:  
**Paul Cézanne:**  
„La montagne St. Vic-  
toire“  
Öffentliche Kunstsamm-  
lung Basel

(Colorfoto: H. Hinz)



Links:  
**Giovanni Segantini/Gio-  
vanni Giacometti:** „Die  
beiden Mütter“  
Bündner Kunstmuseum  
Chur



## Alpine Malerei in der Stilwende

Die alpine Malerei fand den Übergang vom Realismus des vorigen Jahrhunderts in unsere Zeit auf verschiedenen Wegen:

1. Auf naturalistischen Pfaden (E. Th. Compton)
2. Symbolisierend (F. Hodler)
3. Mit dem Expressionismus (O. Kokoschka)
4. Mit einem magischen oder idealisierenden Realismus (A. Kanoldt)
5. Über einen expressiven Realismus. (H.B. Wieland, O. Bauriedl)
6. Mit Jugendstilanstößen zu heimatstimmigen Berglandschaften. (C. Reiser, H. Müller-Samerberg)

Einige dieser Wege seien hier besonders angemerkt. Den naturalistischen Realismus trug Edward Theodor Compton aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts in die ersten Jahrzehnte des neuen. Er geriet als Illustrator um 1900 unübersehbar in Wettbewerb mit der Bergfotografie z.B. von Vittorio Sella. E. Th. Compton führte seinen eigenen Stil fort, unbeeinträchtigt von Cézannes Umbruch, von Kubismus, Orphismus, Expressionismus. Compton tat bis 1920 so, als sei nichts geschehen.

Zeno Diemer, Rudolf Reschreiter, Ernst Platz und später noch Harrison Compton gingen neben ihm her und schufen ihre

typischen, alpinistisch akkuraten Situationswiedergaben aus dem Gebirge. Ihre Bilder übernahmen damals Aufgaben, die von der Fotografie vielleicht noch exakter, aber nicht deutlicher und nicht eindringlicher gelöst wurden. Schöne Zeugnisse aus der Endzeit der manuellen Erfassung des Gebirges im Bilde zu Übersichts-zwecken, zudem (vor allem bei Zeno Diemer) wirkungsvolle gebrauchsgrafische, ja kunstgrafische Lösungen.

Den Weg des Expressionismus kennzeichnen die Bergbilder von Marc, Macke, Klee, Kandinsky, Münter, Jawlensky, Erbslöh, von Heckel, Kirchner, Overbeck, Bauknecht, Schmidt-Rottluff, auch die von Kokoschka und in Frankreich z.B. von Braque oder Derain.

Der Weg des magischen Realismus wird von Malern wie Kanoldt und Schrimpf gewiesen. In Deutschland nennt man diese Strömung Neue Sachlichkeit. Der Bergsteiger und Dichter Leo Maduschka schrieb sich später Neue Sachlichkeit auf sein Banner.

Ein anderer Weg zur Malerei vom Berg wurde von den vielleicht bedeutendsten Bergmalern der Stilwende gewiesen: Hans Beat Wieland, Otto Bauriedl, Fritz Baer und Paul Crodel. Ein gemäßigter expressiver Realismus, in dem eine überhöhte Schönheit des Gebirges erlebbare Stimmungen sauber und glaubhaft darstellt.



Links:  
**Rudolf Reschreiter:**  
**Gletscherzunge**



Oben:  
**Hans Maurus:**  
**Wetterhornaufzug**  
Das Gemälde zeigt die erste  
Seilschwebbahn im Gebirge  
für den Personenverkehr  
(1908)  
Foto: Deutsches Museum  
München

Links:  
**Ernst Platz:**  
**Kangchendzönga**



Oben:  
**Hans Beat Wieland**  
Concordiaplatz



Rechts:  
**Hans Beat Wieland**  
Im Auenwald



Links:  
**Hans Beat Wieland**  
**Am Ziel**

Bauriedl ging über grafisch verflächtige Darstellungen, die ganz im Timbre des Jugendstils niedergeschrieben waren, zu einem kraftvoll bewegten und mit heftiger Pinselschrift fixierten Realismus, der auf Naturalistik verzichten konnte. Zu ähnlichem Ergebnis ohne den so ausgeprägten Umweg über jugendstilische Schöpfung, kam Hans Beat Wieland direkt. Das Gebirge leuchtet in eigener Farbwertigkeit, verleugnet aber nie die Farb Stimmung des jeweils spezifischen Ortes und der Zeit. Am reinsten tritt dies hervor, wo, vor allem in späten Bildern, auf die Figur des Menschen im Bild verzichtet ist.

Mensch und Gebirge lieferten in diesen Jahrzehnten ein faszinierendes Spannungsfeld, zuweilen auch eine penetrante Deutlichkeit. Bergbauern, Bergführer und neuerdings die führerlosen Bergsteiger bewegten jeden, der ins Gebirge zog oder der sich mit den Bergen als landschaftliches Phänomen auseinandersetzte. Einerseits ist der aktiv bergsteigende Maler selbst der Mensch, der in Bezug zum Berg steht (Compton, Hanns Barth, Jahn, Wieland, Reschreiter, Platz). Andererseits taucht der Mensch als Figur im Bergbild auf. Compton, Platz und Diemer berichten reportagenhaft von ihm, zeigen ihn in Aktion. Andere benutzen die Figur sinnbildhaft (Segantini, G. Giacometti, Hanns Barth), wieder andere zum Ausdruck von Stimmung (Buri, Wieland).

Der Schweizer Museumsdirektor Paul Hilber sagte von Wieland beispielhaft, daß dem Künstler die menschliche Gestalt als Interpret zwischen sich und das harte Landschaftsproblem gestellt sei. „...diese Bergleute, Wildheuer, Führer, Fahnen Schwinger, Holzer usw. sind irgendwie Zeugen des Erdgeruches, Träger der gewaltigen Naturstimmung, die aus der hohen Bergwelt weht.“ Die Errungenschaften von Malern wie Hodler, mancher früher Expressionisten und vor allem die grundsätzliche Bemühung Cézannes, Landschaft, wie sie erschien, zu malen, waren nicht spurlos an der Entwicklung dieser neuen Malerei vom Berg vorübergegangen. Landschaft sollte gemalt werden nicht als Abtastbares, sondern wie sie den Sinnen widerfährt und dem Sehenden widerklingt.

Viel Bergmalerei der Stilwende nahm ihren Ausgang vom Naturlyrismus und der Heimatstimmung. Es war also Naturbetrachtung mit lyrischem Duktus, die durch zusätzliche Anstöße aus dem Jugendstil zu neuen heimatstimmigen Berglandschaften leitete. Die Bildkunst in der Zeit von 1890 bis 1930 steht im vielfältigen Gewirk dieser jugendstilgeprägten Wende. Aus dem Naturlyrismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts stammt die gesteigerte Empfindsamkeit für Landschaft und Heimat. Talgründe, geheimnisvoll dunkle Wälder, wogende Hügelandschaften und vielgestaltige Bergwelt lieferten die Motive. Die Bilder waren geladen mit Stimmung und Bedeutung. Die Künstlerkolonien auf der Fraueninsel im Chiemsee, im Dachauer Moos oder in Worpswede kultivierten die Landschaftsempfindsamkeit. Paula Becker sagte: „Das sanfte Vibrieren der Dinge muß ich ausdrücken lernen.“ Aus der starken Einfühlbarkeit in die Natur wuchs zunehmend eine Ästhetisierung. Der Kunsthistoriker Meier-Graefe öffnete ein

neues Verständnis für die alte wie für die neue Malerei. Theoretiker und Künstler waren gleichermaßen tief berührt. 1899 stellte Cassirer in Berlin Manet, Degas und Chavannes aus. Im September 1905 zeigte er mit einer ungeheuerlichen Resonanz unter den Künstlern van Gogh. Die Stilwende war über Mitteleuropa hereingebrochen. Eine Handvoll Künstler, Maler zumeist, „angewidert von dem antiquarischen Trödel, der Europa in einem niemals dagewesenen Ausmaß bedeckte, unternahm es, radikal neue Formen zu finden für die gesamte gestaltete Umgebung ihrer Zeitgenossen“ (Ahlers-Hestermann). Das Besondere dieser Epoche aber lag in ihrer geistigen Haltung, im Lebensgefühl, das in allen Kunstgattungen und Medien Gestalt annahm. In der Musik von Richard Strauss ebenso wie in den Gedichten Rainer Maria Rilkes, den Malereien Segantinis, den Zeichnungen Beardsleys, den Plakaten von Toulouse-Lautrec, den Grafiken von Leistikow, den Glasvasen Gallés, den Metroeingängen von Hektor Guimard, den Architekturen von van de Velde, den Möbeln von Richard Riemerschmid und den Tapeten von Morris. In ganz besonderem Maße aber war die Druckkunst von dieser Entwicklung betroffen und getragen. Alte graphische Techniken wurden wiederentdeckt, auf ihre ursprüngliche Kraft zurückgeführt, gesteigert und weitergetragen.

In Wien, München, Darmstadt, in Paris, Brüssel und in Glasgow, überall griff die neue Stilsuche um sich. Während sie in Wien und Glasgow in geometrischen und konstruktiven Formen einen ganz eigenen Sezessionsstil entwickelte, in Paris die historischen Formen des Eklektizismus verwandelte, griff sie in München auf florale Linien und bildet aus ihnen mit neuem Schwung Arabeske, Ornament und Ausdrucksbild zugleich. Alles war Ausdruck der Seele. Die Manifestation der Seele war „ein allgemeines Zeitbedürfnis, das im Jugendstil nur eine seiner sichtbarsten Blüten trieb“ (Hofstätter).

Jetzt, um die Jahrhundertwende befreien sich Malerei und Grafik von dem beengenden und entseelenden Zwang der Naturrichtigkeit als alleinigem Maßstab des Malens. Diese Aufgabe fiel jetzt endgültig der Fotografie zu. Der Weg einer Malerei wie von E. Th. Compton lief von da an ins Abseits.

Die neue Kunst zeigte sich in ihrer Tendenz nicht bewußt gegenstandsunabhängig. Im Gegenteil, ihre Gebilde waren jederzeit mit Naturformen zu identifizieren, erforderten aber nicht die Richtigkeit der Naturform, ihrer Modelle und Vorwürfe, sondern die Richtigkeit des entstandenen Kunstgebildes. So konnte ein Naturgegenstand getrost deformiert werden, wenn nur sein Sinn, sein Inhalt, seine Idee nicht unrichtig wurde. Er durfte deformiert werden, wenn der Ausdruck dadurch gesteigert wurde.

Das neue Wollen fand um die Jahrhundertwende in der Münchner Zeitschrift „Jugend“ sichtbaren Ausdruck und Verbreitung. Die Kunstblätter der „Jugend“ präsentieren einen neuen Stil von Landschaftsdarstellungen.





**Carl Reiser: Das Jungfraumassiv**

Unter etwa 3000 Kunstblättern, ausgewählt aus den Jahrgängen 1896-1909, befinden sich ein paar Dutzend Berglandschaften, allesamt in jugendstilischem Duktus, gemäßigt stilisiert, stark gemütsbetont und überwiegend mit heimatstimmigen Berg- und Vorgebirgslandschaften. Die Titel erzählen das Wollen der Künstler: Mein stilles Tal. Klarer Spätherbst. Die Sonnenseite. Stille Flur. Herbststille. Früher Schnee. Später Schnee. Weltabgeschieden.

Um die Bilder einiger großer Namen dieser Zeit – Segantini, Thoma, Stäbli – scharen sich die Berglandschaften eines Dutzends heute fast vergessener Maler:

Otto Bauriedl (Dezembermorgen, Mein stilles Tal, Sommerfrieden, Das Kreuz am Weg, Klarer Spätherbst),  
 Gustav Bechler (Frühling im Rofan, Maientag, Die Sonnenseite),  
 Karl Bössenroth (Die Ammer),  
 Erich Erler – Samedan (Morgensonne, Aus dem Riesengebirge),  
 Otto Geigenberger (Sommermorgen, Stille Flur),  
 W. Heli (Am Hochriß, Auf der Heubergalm, Dämmerung, Im Aschauer Tal, Früher Schnee, am Feuchteck),  
 Adalbert Holzer (Im Erwachen),  
 Eugen Ludwig Groß (Frühling in den Alpen),  
 Karl Hermann Müller-Samerberg (Am Heuberg),  
 Richard Pietzsch (Isartal),

Carl Reiser (Herbststille am Waxenstein, Im Wintertraum, Frühlingspracht),

Erich Riefstahl (Frühlingsföhn),  
 Hans Roßmann (Hochriß, Inntal, Weltabgeschieden, die linden Lüfte, Die Wolke, Der Herbstwind),  
 Richard Schaupp (Im Haslital),  
 Rudolf Sieck (Gebirgstal).

Diese Liste, erweitert um Edward Theodor Compton, Harrison Compton, Fritz Baer, Paul Crodel, Paul Bürck, Hans Beat Wieland, Rudolf Reschreiter, Ernst Platz und Zeno Diemer nennt dann auch schon die ganze Galerie der ausgeprägt alpinen und alpinistischen Maler der Stilwende in Deutschland.

Nach 1910 verlor sich nach und nach der jugendstilistische Duktus. Die Bildsprachen der Bergmaler mündeten in neue Sachlichkeit (Kanoldt), gelegentlich zu einer neoimpressionistisch gehandhabten Stimmungsmalerei (Rudolf Sieck und Harrison Compton) und meist zu einem gezügelten Spätexpressionismus (Bauriedl und Wieland). Alle aber konnten sie ihre Herkunft nicht verleugnen, den Naturlyrismus vom Ende des vergangenen Jahrhunderts und die Schubkraft des Umbruchs, in dessen Ursprung Cézanne steht.



*Oben:*  
**Wassily Kandinsky:**  
**Naturstudie aus**  
**Murnau**  
München, Städtische  
Galerie im Lenbachhaus  
Copyright by ADAGP  
Paris & Cosmopress GmbH

*Rechts:*  
**Hans Beat Wieland:**  
**Bäume (Ölskizze)**



*Zum Beitrag*  
*auf den voranstehenden*  
*Seiten*

# Ein Berg ohne Gipfel?

Ein paar unordentliche Gedanken zur Situation des Bergfilms von, na ja, Lubitsch bis Herzog

Stefan König

Es ist schon ein heikles Thema, zu dem ich mich da habe überreden lassen. Ein Berg ohne Gipfel? Ein paar unordentliche Gedanken zur Situation des Bergfilms... Bestimmt wird alles darauf hinauslaufen, daß ich rundherum ins Fettnäpfchen trete. Bei den zeitgenössischen Filmemachern sowieso, auch bei den Filmhistorikern und natürlich bei all den Filmfreunden, die einen Streifen von Fanck, Brandler, Baur oder Herzog nur mit der rosaroten Brille ansehen können.

Und Sie, den Leser, wird das Thema wohl gar nicht interessieren. Bergfilm? Der Bergfilm kann doch schon lange nicht mehr vom Sofa reißen, gar ins Kino locken...

Warum also über den Bergfilm so viele Worte verlieren, über kleine Filme für Vorabendprogramme der Regionalsender und Sektionsabende? Ganz einfach: Der Bergfilm war nicht immer Filmchen und sollte es auch nicht bleiben.

## Was heißt hier Bergfilm?

Das Wort Bergfilm ist ein arg wäßriger Begriff für einen Film, in dem Berge zu sehen sind. Es definiert zugleich Spielfilme von der Machart Dr. Fancks oder Trenkers, klassische Dokumentation wie Hans Ertls „Nanga Parbat 1953“, Spieldokumentationen eines Gerhard Baur und natürlich – auch wenn es immer wieder gern übersehen wird – Handlungsfilme, die sich auf ernsthafte Art und Weise nicht mit den Bergen und schon gar nicht mit dem Bergsteigen, sondern mit den Menschen befassen, die im Gebirge leben, leben müssen (ich denke da an Erden Kirals „Eine Saison in Hakkari“, türkischer Beitrag bei dem Trienter Bergfilmfestival 1984, der bei uns ja auch in die Kinos kam).

Was ist also gemeint, wenn Sie, wenn ich, wenn irgendwer von Bergfilm spricht? Die auf Zelluloid gebannte alpinistische Tat? Alpinistische Historie, dokumentiert oder gespielt? Die Aneinanderreihung von Fotografien gebirger Landschaft?

Was ist wichtig beim Bergfilm: der Berg, wie es der Name schon sagt, oder der Mensch, der in Alltag oder Freizeit, in Krieg oder Frieden, in Angst oder Freude im Gebirge lebt, Gebirge erlebt? Was interessiert den Zuschauer, den Konsumenten der Ware Film?

Man sieht, der Bergfilm ist so leicht, so ohne weiteres nicht definierbar. Zu vielschichtig ist das Spektrum, das er umfaßt. Um der Thematik gerecht werden zu können, bedarf es deshalb auch

einer vielschichtigen Betrachtung der Richtungen, Entwicklungen und Tendenzen des Bergfilms im allgemeinen. Und es bedarf eines Rückblicks auf die geschichtliche Entwicklung. Denn was heute ist, wäre nicht ohne das Gestern, bestimmt aber wäre es ganz anders.

## Der Entdecker der Berge: Dr. Arnold Fanck

Ernst Lubitsch (1892–1947), habe ich mir sagen lassen, sei wohl einer der ersten Regisseure gewesen, der das Gebirge, das echte, das natürliche, nicht eines aus Pappmaché, in seinen Filmen ins Bild gesetzt hat. Als Beispiele wurden mir „Romeo und Julia im Schnee“, „Kohlhiesels Töchter“ (1920) und „Die Bergkatze“ (1921) genannt. Ich glaube das unbesehen, denn der es mir gesagt hat, ist Enno Patalas, der Leiter des Filmmuseums in München und einer der Autoren des dreibändigen Werks „Geschichte des Films“. Doch bin ich der Ansicht, bei meinen Betrachtungen Ernst Lubitsch getrost vernachlässigen zu können; ihm war das Gebirge Dekor, schmucke Dekoration, und daß er dem Bergfilm Zeichen gesetzt habe, gar die Weichen gestellt, wäre ihm schon sehr frei angedichtet.

Weit interessanter erscheint in diesem Zusammenhang ein anderer Name: Arnold Fanck (geb. 1889). Schon im Jahr 1921 feierte er mit seinem ersten großen Film „Das Wunder des Schneeschuhs“ Erfolge. Der praktisch handlungslose Film zeigt Skifahrten am Feldberg im Schwarzwald, am Kreuzeck bei Garmisch-Partenkirchen und im Gebiet der Concordiahütte in den Berner Alpen. Daß zu dieser Zeit für den Film die dramatische Handlung die Regel war, konnte Fanck nicht beirren. So schreibt er in seiner leider längst vergriffenen Biographie „Er führte Regie mit Gletschern, Stürmen und Lawinen“: „Nun – eigentlich hätte ich damals angesichts dieser ersten richtigen Spielfilme den Mut verlieren müssen, wenn ich an die völlige Handlungslosigkeit meines eigenen Filmes dachte. Dem war aber glücklicherweise nicht so. Ich fand es nach wie vor wunderschön, wie meine vier Skiläufer da durch den tiefverschneiten Wald und dann durch wilde Gletscherbrüche auf über viertausend Meter Höhe hinaufstiegen, um von dort, hoch über dem Wolkenmeer, in stäubenden Schußfahrten und Schwüngen – dann durch ein Gewirr von Gletscherspalten – über lange glatte Hänge und zuletzt wieder durch die Märchenwelt des verschneiten Waldes hinunterzutollen. Warum sollte es den

Menschen nicht ebensogut gefallen, einmal so etwas zu sehen, wozu doch die wenigsten von ihnen in ihrem Leben Gelegenheit hatten?"

Fanck lag damals mit seinen Vermutungen richtig, der Film kam an beim Publikum. Zudem kann man heute sagen, war „Das Wunder des Schneeschuhs“ der Auftakt zu einer ganz neuen Filmart: dem Bergfilm.

Freilich, Fanck hatte sich schon 1913 mit der Kamera ins Gebirge gewagt, hatte „Eine Ersteigung des Monte Rosa mit Filmkamera und Skiern“ gedreht, einen Kurzfilm, der während des Ersten Weltkrieges leider verlorenging. Nicht die Dreharbeiten, sondern vielmehr die Vorführungen des eigenen kleinen Streifens in Freiburg im Breisgau wurden für Fanck zum Schlüsselerlebnis: „...da sah ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Film – ein ‚bewegtes‘! Bild. Der Eindruck dieser paar hundert Meter Film bestimmte mein ganzes Leben. Was mir als Fotografen bei meinen Bildern so oft gefehlt hatte, war hier plötzlich vorhanden – die Bewegung.“ (Aus „Er führte Regie...“)

Dem „Wunder des Schneeschuhs“ läßt Fanck, um nur seine wichtigsten Arbeiten zu nennen, 1924 den „Berg des Schicksals“ folgen, 1926 „Der heilige Berg“, 1929 „Die weiße Hölle vom Piz Palü“ (Stummfilmfassung), 1930 „Stürme über dem Montblanc“, 1933 „SOS Eisberg“ und 1934 „Der ewige Traum“.

Unbestreitbar gebührt Arnold Fanck das Verdienst, die Gebirgslandschaft fürs Kino entdeckt zu haben, ihn als Vater bzw. Pionier des Bergfilms zu bezeichnen ist nicht unbegründet. Nur darf man sich nicht verleiten lassen, in diesem ehrenvollen Ruf zugleich die Wertung von Fancks filmischer Leistung zu vermuten. Hier muß streng getrennt werden. Fanck hat eine neue Filmart ins Leben gerufen, hat einen neuen Weg eingeschlagen, den bald auch andere Filmemacher verfolgen sollten. Das ist Filmgeschichte, klar. Aber was hatte Fanck als Realisator zu bieten? Wie hat er seine Themen angepackt? Wie waren seine Filme komponiert?

Um solche und ähnliche Fragen beantworten zu können, bedarf es des Vergleichs. Bis heute wird im Bergfilm gern der Fehler gemacht, bei einer kritischen Betrachtung wiederum am Bergfilm zu messen. Nicht das, was allgemein filmisch erreicht worden ist, nicht internationales Niveau, nicht Filmkunst wird zum Maßstab gewählt, verglichen wird innerhalb der „Familie“. Wagt man sich einmal darüber hinaus – und das wird wohl der Grund sein, warum man es ungern tut –, wird man schnell auf die Bedeutungslosigkeit der Bergfilmer im allumfassenden Filmmetier gestoßen. Noch einfacher gesagt: Gerhard Baur mag heute einer der Erfolgreichsten und Besten seiner Zunft, der Bergfilmzunft, sein, außerhalb aber ist er unbedeutend, namenlos.

Bei Arnold Fanck war das kein bißchen anders. Wer würde sich heute getrauen, ihn im selben Atemzug mit einem Jean Renoir, einem Luis Buñuel, einem Fritz Lang, die alle zur selben Zeit wie Fanck von sich hören machten, zu nennen. Wer kann heute noch Fancks Arbeiten die Auszeichnung „Filmkunst“ verleihen, ohne dabei Renoirs „Le Crime de Monsieur Lange“ oder „Ein andalusischer Hund“ von Buñuel aus den Augen verloren zu haben.

Vielleicht liegt das schon an der Themenwahl. Bergsteigen und Skifahren sind, wie spannend sie in einem Film auch immer

aufbereitet werden, etwas absolut Unbedeutendes, Belangloses. Fanck hat also, spitz formuliert, stets Unbedeutendes, Belangloses in den Mittelpunkt seines Werks gestellt. Sicher hat Fanck selbst das auch erkannt. Bestimmt war ihm bewußt, daß man kein Publikum, und wenn es sich anfangs noch so begeistert zeigt, auf die Dauer mit bewegten Natur- und Sportaufnahmen zufriedenstellen kann. Fanck hat rasch den Spiel-, den Handlungsfilm für sich gewählt und damit für Jahrzehnte den Bergfilm geprägt.

Ohne Zweifel ist der Spielfilm das Nonplusultra des Films schlechthin, er bietet einem kreativen Regisseur geradezu unbegrenzte Möglichkeiten, Spielfilm kann Gesamtkunstwerk sein.

Dank dieser Hinwendung zum Spielfilm ist es heute unmöglich, den fanckschen Bergfilmen sektiererische, vereinsmeierische Machart nachzusagen. Fanck hatte bei seinen Arbeiten stets das breite Publikum im Kopf, nicht Alpenvereinssektionen, nicht die schulterklopfenden Bergspezialisten. Fanck drehte, anders als die heutigen Bergfilmer, keine Insiderstreifen. Fanck wollte eine breite, eine vielschichtige Zuschauerschaft begeistern – und das ist ihm ja, soviel muß ich unumwunden zugeben, vollauf gelungen. Arnold Fanck war also nicht nur der Pionier des Bergfilms, ist nicht nur leuchtenden Auges hinter der Kamera durch seine geliebte Bergwelt gestreift, nein, er hat den Bergfilm auch salonfähig, sprich kinofähig, gemacht. Stellt sich natürlich nun die Frage, inwieweit die von Fanck aufgegriffenen, bearbeiteten Themen der bergfilmischen Entwicklung zum Vor- bzw. Nachteil gereichen konnten. Und eben da, glaube ich sagen zu dürfen, bewies er nicht immer eine glückliche Hand. Meist war die Handlung trivial. Beispiel: zwei Freunde, Bergsteiger, verlieben sich beide in eine junge Tänzerin. Die Freunde, von denen keiner das Dreiecksverhältnis ahnt, keiner vom Balzverhalten des anderen weiß, unternehmen eine Klettertour, es kommt zur Tragödie usw., usw. Das ist alles. Trivial gewiß. Aber eigentlich eignet sich für den Film nichts so gut wie eine „triviale“ Story. Die versteht jeder, jeder kapiert, um was es geht, ohne daß sich die Darsteller die Münder fransig reden müssen, und überhaupt: Glauben Sie bloß nicht, daß beispielsweise Sydney Pollacks „Jenseits von Afrika“, mit insgesamt sieben „Oscars“ ausgezeichnet, im Handlungsablauf nicht trivial wäre.

Nein, das ist keine Schande. Was man Fanck viel mehr zum Vorwurf machen muß, ist eine gewisse Unehrllichkeit, eine gewisse Unseriosität dem Publikum gegenüber. Man muß sich vergegenwärtigen: Hans Dülfer und Paul Preuß, die beiden Ausnahmekletterer ihrer Zeit, sind tot, lange bevor Fanck seinen ersten abendfüllenden Film dreht. Während seiner intensivsten Schaffenszeit begehen die Brüder Schmid erstmals die Nordwand des Matterhorns; Welzenbach, Ertl, Brehm durchsteigen gewaltige Eisflanken; Expeditionen sind in den Weltbergen unterwegs. Und während all dies geschieht, läßt Fanck einen Luis Trenker mit kaum zu verkraftender Holzhammermimik im steilen Geschröf herumtapsen oder, wie reizend, Stufen ins senkrechte Wassereis schlagen. Trenker ist sowieso ein Thema für sich, und ich werde noch ausführlich darauf zu sprechen kommen.

Ganz unweigerlich drängt sich der Verdacht auf, Fanck habe dem Zuschauer im dunklen Kinosaal seine ganz eigene Wirklichkeit



Links: Luis Trenker – der „verlorene Sohn“ – so, wie wir ihn heute kennen: als volkstümlich-freundlicher Plauderonkel vor der Kamera.

Foto: S. König

Zunächst war beiden der Kinobesuch anlässlich eines Fanck-Films zum Schlüsselerelebnis geworden, war Ausgangspunkt für ihren beruflichen Lebensweg gewesen. In seinem Buch „Alles gut gegangen“ schreibt Trenker unter der Überschrift „Wie ich zum Film kam“: „... Mißmutig und in gedrückter Stimmung stand ich an einem unfreundlichen regnerischen Märztag vor einem Kino, in dem ein Film mit dem Titel ‚Im Kampf mit dem Berge‘ gegeben wurde. Als Gestalter war ein Dr. Arnold Fanck, als Hauptdarsteller der Arlberger Skimeister Hannes Schneider angegeben. Das schaust du dir an, dachte ich mir, und saß auch schon staunend und hingerissen vor den Bildern aus einer Welt, meiner Welt, der ich selbst mit Haut und Haaren verfallen war. Was da an stäubenden Schneefahnen, glitzernden Eisgraten und an ausgelassener Fröhlichkeit am Aufstieg zu einem Gipfel der Walliser Eisriesen an meinen trunkenen Augen vorüberglitt, riß mit einem Schlage alle schönen Erinnerungen meines bisherigen Lebens auf und begeisterte mich darat, daß ich das Filmtheater nicht verließ, sondern sitzen blieb, um mir den Film noch einmal anzusehen, so sehr hatte er mich gebannt und verzaubert.“ Zwei Jahre später stand Trenker, freilich durch manchen Zufall begünstigt, erstmals vor der Kamera. Der Film hieß „Der Berg des Schicksals“, Regie führte Arnold Fanck, wer sonst.

Eben dieser Film wurde dann 1924 für die gerade siebzehnjährige Tänzerin Leni Riefenstahl zum ersten Berührungspunkt mit dem Gebirge, mit dem Bergfilm. In ihrem Buch „Kampf in Schnee und Eis“ schildert sie das Erlebnis so: „Schon nach den ersten Bildern bin ich seltsam befangen: Berge und Wolken, Almhänge und nackte Felstürme ziehen an mir vorüber, ich schaue in eine fremde Welt. Daß Berge so schön sind – wer hätte das gedacht! Ich kannte sie ja nur von Postkarten – leblos und starr sehen sie da aus, und nun rauscht es vor mir auf in ungeahnter Herrlichkeit. Je weiter der Film abläuft, desto größer wird meine Erregung. So viel Schönheit und Kraft strahlen mir aus dem Film entgegen, daß ich, noch ehe der Film zu Ende ist, beschließe, die Berge kennenzulernen. Benommen, aufgewühlt und erfüllt von einer neuen Sehnsucht verlasse ich das Kino. In der Nacht kann ich lange keinen Schlaf finden, immer und immer wieder überlege ich, ob es denn wirklich nur die Natur war, die mich so packte, oder die große Kunst, mit der dieser Film gestaltet wurde.“

Leni Riefenstahl gelang es, Dr. Fanck kennenzulernen. Sein nächster Film, „Der heilige Berg“, war ihr gewidmet, sie spielte die Hauptrolle. Mit von der Partie: Luis Trenker und Hannes Schneider,

Doch es dauerte nicht lange, bis Fanck seine eigenen Entdeckungen, Riefenstahl und Trenker, über den Kopf wuchsen. Bald gingen beide daran, selbst Filme zu machen. Aus den gemeinsam Erfolgreichen waren letztlich erstaunlich schnell ernsthafte Konkurrenten geworden. Und daß der eher introvertierte Arnold Fanck gegen die beiden laut Vorwärtsstrebenden, das Rampenlicht nicht Scheuenden, bald ins Hintertreffen geriet, muß wohl nicht besonders betont werden. Von 1938 an blieb Fanck im deutschen Filmgeschäft praktisch arbeitslos. Vielleicht zum Glück...

Anders Leni Riefenstahl. Erst fünfundzwanzigjährig führte sie in dem Film „Das blaue Licht“ zum ersten Mal Regie. „Eine auf

vorführen wollen: der Bergsteiger als besserer Mensch, hart, zäh, todesmutig, dabei kultiviert, ein bißchen Herrenmensch. Kameradschaft bis in den Tod. Und über allem ein ebenso faszinierendes wie unheimliches Gebirge. Kein Wunder also, daß in der „Geschichte des Films“, Bd. 1, zu lesen ist: „... gehört Fanck in den Kontext des deutschen Films der pränazistischen Zeit.“

Fanck hat Filme für ein fachlich unwissendes Publikum gemacht. Man muß das einmal so hart ausdrücken. Fanck hat geflunkert, doch das ist ja legitim, beim Film allemal. Dem Bergfilm aber, vor allem dem mit Handlung und Darstellern, hat Fanck damit auf lange Sicht enorm geschadet. Heute sind seine Filme deshalb bedauerlicherweise meist nicht viel mehr als belächelte Klamotten und oft ein Hindernis für Filmautoren in unserer Zeit.

Aber vielleicht sollte man Arnold Fanck, dem Pionier, zugute halten, daß er in diesen frühen Jahren des Bergfilms einem Wort des rasenden Reporters Egon Erwin Kisch so recht nicht Glauben schenken konnte: „Nichts ist exotischer als die Wahrheit.“  
Schade.

## Ein verlorener Sohn

Zwei Stars hat Arnold Fanck mit seinem Filmschaffen hervorgebracht: Zum einen die später wegen ihrer Haltung im Dritten Reich so umstrittene Leni Riefenstahl (geb. 1907), zum anderen Luis Trenker (geb. 1892), jahrzehntelang der Inbegriff des Bergsteigers (fälschlicherweise) und schließlich des Bergfilms ebenfalls.

wenige Situationen reduzierte Handlung voll Gefühl und Fatum bildete den Vorwand, die Bergwelt der Dolomiten in ein mystisches Zwielficht zu tauchen, zu dessen Erzeugung sie alle erdenklichen fotografischen Feinessen aufbot." (Aus „Geschichte des Films“, Bd. 1.) Und weiter: „Ihre vielberedete Bekanntschaft mit Hitler und dessen Wertschätzung ihres Talents brachten Leni Riefenstahl dann die Aufträge zu mehreren offiziellen Dokumentarfilmen ein.“ Auf die Entwicklung des Bergfilms übte sie nach dem „Blauen Licht“ keinerlei Einfluß mehr aus.



*Oben: Dreharbeit mit Leni Riefenstahl zum Film „Das blaue Licht“, Darunter: Internationale Anerkennung als Filmemacher fand auch Luis Trenker.*

*Fotos: Archiv und P. Wietschorke (unten)*

Luis Trenker dagegen sollte zum eigentlichen Nachfolger Arnold Fancks werden. 1930 drehte Trenker nach seiner eigenen Romanvorlage den Tonfilm „Berge in Flammen“, 1932 „Der Rebell“. Zwei Jahre später – wieder ist er Autor, Regisseur und Hauptdarsteller in Personalunion – wurde „Der verlorene Sohn“ fertiggestellt. Es folgten 1935 „Der Kaiser von Kalifornien“ und 1937 unter dem Titel „Der Berg ruft“ ein Remake des Stummfilms „Der Kampf ums Matterhorn“.

Trenkers immenser Fleiß, sein enormes filmisches und schriftstellerisches Schaffen in den dreißiger Jahren ließen einen Arnold Fanck schnell in Vergessenheit geraten. Wer nun noch Bergfilm sagte, meinte Trenker. Und zwar mit einigem Recht. Man mag ihm ja manches wenig Schmeichelhafte nachsagen können, man kann seine bergsteigerischen Glanzleistungen, wie er sie von jeher schildert, ohne weiteres in Frage stellen, kann ihn hinsichtlich seiner schriftstellerischen Arbeiten als „Alpinkonsalik“ bezeichnen, kann bisweilen über die Anlage seiner Filmrollen leise lächeln. Aber als Filmemacher, nehmen wir ruhig diesen noch gar nicht so alten Ausdruck, hatte er doch enorm was drauf. So setzte Trenker dem Bergfilm mit dem „Verlorenen Sohn“ ein bislang einzig dastehendes Highlight. Er selbst spielt darin den Tonio Feuersinger – und gar nicht so schlecht –, einen jungen Mann, natürlich Bergsteiger, aus den Südtiroler Bergen, der nach dem „gelobten Land“ Amerika geht, um seine Chance, die er eigentlich nur erhofft, beim Schopf zu packen. Aber im Amerika der dreißiger Jahre landen sicherlich mehr von den Typen, die als Tellerwäscher anfangen, im Knast, zu Millionären werden. Feuersinger (Trenker) ergeht es zunächst nicht viel anders. Er fristet ein hoffnungsloses Dasein im Großstadtdschungel von New York, er muß stehlen, was er zum Überleben braucht, er ist auf dem besten Weg, vor die Hunde zu gehen.

Die Aufnahmen, mit denen Trenker, wie gesagt, Drehbuchautor, Regisseur und Darsteller in einem, den vielgepriesenen „American Dream“ ins Gegenteil, in einen Alptraum verkehrte, sind von seltener Eindringlichkeit. Ich wage sogar zu behaupten, daß der zentrale Handlungsteil im „Verlorenen Sohn“ Trenkers Geniestreich gewesen ist, das Aufleuchten seiner großen filmischen Begabung, die er später allerdings nie mehr so effektiv einzusetzen gewußt hat. Ich glaube darüber hinaus, daß eben mit diesen bedrückenden Einstellungen der „Verlorenen Sohn“ zu einem der Vorläufer und Wegweiser des italienischen Neorealismus (etwa ab 1940) geworden ist. Der Vergleich mit Vittorio De Sicas „Fahrraddieben“ drängt sich auf.

Schon höre ich wieder die Stimme des ewigen Nörglers, dessen Blickfeld rundum von Bergen verstellt ist: Was hat New York, was hat De Sica, was hat der italienische Neorealismus mit dem Bergfilm zu tun?

Dem kann ich nur antworten: Genau diese Engstirnigkeit hat den Bergfilm nach einem „Verlorenen Sohn“ zu gefälligeren Filmchen werden lassen, anspruchslos, betulich, leicht verdaulich.

Trenker hat in seinen Filmen weit mehr noch als Fanck den Menschen, den Bergsteiger, vor allem aber auch den Gebirgsbewohner in den Mittelpunkt gestellt. Er hat versucht, die Charaktere

Foto rechts:  
P. Wietschorke

weniger stilisiert zu zeichnen, Menschen im Film zu zeigen, echte, natürliche Menschen, keine konstruierten Kunstfiguren. Zugegeben, das ist ihm in den seltensten Fällen wirklich gelungen, am besten wohl mit Tonio Feuersinger im „Verlorenen Sohn“ und da wiederum in den Elendseinstellungen in New York. Aber Trenker hat, und das kann ihm gar nicht hoch genug angerechnet werden, den Versuch gemacht und damit auch schon gezeigt, wo's lang gehen könnte.

Kein anderer hat jemals den Bergfilm so entscheidend geprägt wie eben Luis Trenker. Da gibt es gar nichts dran zu rütteln. Wer dennoch die Nase rümpft, schert die vielfarbig schillernde Person Trenkers und sein Filmschaffen, vor allem das in den Vorkriegsjahren, über einen Kamm.

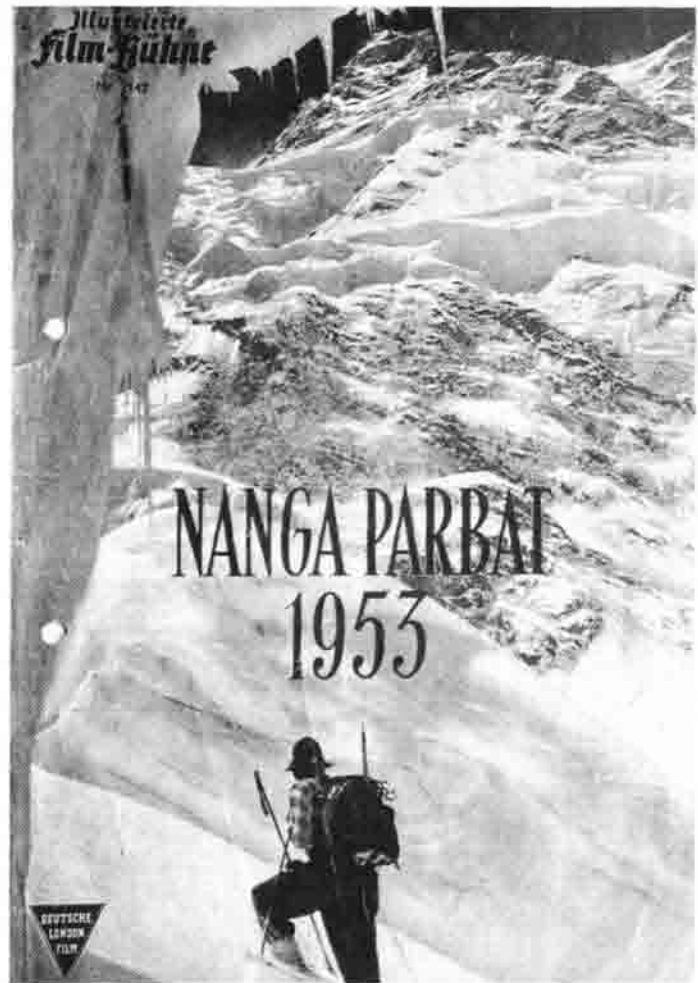
## Die neue Sachlichkeit

In den Jahren 1939 und 1940 entstand Trenkers letzter bedeutender Film: „Der Feuerteufel“. Mit diesem Film, in dem Trenker eindeutig ablehnende Haltung gegen die von Hitler und Mussolini dekretierte Abwanderung der Südtiroler einnimmt, stieß er nicht nur auf Ablehnung bei den Nazis, Goebbels sprach sogar das Verbot jeglicher Betätigung im deutschen Film aus, sei es nun als Autor oder Regisseur.

Trenkers große Zeit als Filmemacher war vorüber. In den verbleibenden Jahren des Dritten Reiches – den viel zu vielen – mußte er alle Energie auf seinen nicht immer ganz ungefährlichen Slalomlauf zwischen den Säulen eines verbrecherischen Systems verwenden. Das hat gezehrt, bestimmt. Trenker sollte sich auch später nie mehr so ganz erholen. Sicher, er kam wieder, hat sich zurück ins öffentliche Interesse geboxt, sein immenser Fleiß hatte nichts eingebüßt, aber seine Kreativität war angeschlagen, die alte Klasse war weg und sollte bedauerlicherweise nie mehr aufleben. Mit Trenkers „Stilllegung“ wurde automatisch auch der Bergfilm ins Abseits gestellt. Auch nach dem Krieg gab es niemand, der Trenkers Nachfolger hätte werden können. Die Riefenstahl hatte bei den Nazis Propagandafilme gedreht, war nach 1945 für die Öffentlichkeit praktisch untragbar geworden, und Arnold Fanck meldete sich nicht mehr zu Wort. Wer hätte auch schon für den Bergfilm Interesse gezeigt, in diesen frühen Nachkriegsjahren. Zunächst mußte sich ja erst einmal der ganze Filmbetrieb erholen, um nicht zu sagen, neu aufgebaut werden. Überall in Europa. Dann die fünfziger Jahre, der allgemeine Aufschwung, der dem Bergfilm das Rückgrat brach.

„Die fünfziger Jahre waren für das Kino in der Bundesrepublik eine Zeit der wirtschaftlichen Hochblüte, aber auch der künstlerischen Stagnation. Bis auf wenige Ausnahmen wurde die Filmproduktion jener Jahre beherrscht von Wirklichkeitsflucht, Sentimentalität, Autoritarismus. Vorherrschendes Genre der Ära Adenauer war der sogenannte Heimatfilm, eine Inkarnation provinzieller Beschränktheit.“ (Aus „Geschichte des Films“, Bd. 3.)

Eben zu solchen sogenannten Heimatfilmen, Inkarnationen provinzieller Beschränktheit, entwickelte sich der Bergfilm nach den leeren Jahren seit Trenker. Es gab sie noch oder es gab sie wieder, die heile Welt, irgendwo, wo der Wildbach rauschte, es



gab sie noch, die Guten, die über alles Böse in Form von Wilddieben, Schmugglern, Hofanzündern Sieger blieben, und es gab sie noch oder gab sie wieder, die saubere, die reine Liebe, glubschäugig und geschlechtslos. Bis heute ist dieser herrgottswinkeltirolerische und alporndumpfschweizerische Kitsch nicht totzukriegen.

Glücklicherweise zeigte sich bald eine weitere Tendenz, ein Gegenpol zur Gefühlsduselei: der Dokumentarfilm, die neue Sachlichkeit im Bergfilm. Hans Ertl drehte 1953 seinen berühmt gewordenen „Nanga Parbat“-Film, berühmt wohl auch wegen des einsamen Gipfelgangs Hermann Buhls am „Deutschen Schicksalsberg“. In Günther Oskar Dyhrenfurths „Buch vom Nanga Parbat“ schreibt Hans Ertl über seine Filmarbeit:

„Mit dem Farbfilm ‚Nanga Parbat 1953‘ wurde mir von der ‚Deutschen London Film‘ die Aufgabe gestellt, den Ablauf dieser ersten deutsch-österreichischen Himalaya-Expedition der Nachkriegszeit und den Sturm auf einen der schwierigsten und gefährlichsten Achttausender unserer Erde nicht etwa im Stil einer farbigen Wochenschau herunterzukurbeln, sondern unter Wahrung aller technischen und künstlerischen Möglichkeiten als Dokumentar-Spielfilm zu gestalten...

Das Geschehen auf einer großen Himalaya-Expedition ist hart, spannend und erregend. Sensationen brauchen nicht am Schreibtisch konstruiert zu werden, sie werden von einer erbarmungslosen Natur diktiert, Tag und Nacht...

Die Hauptdarsteller in diesem Ringen sind auf der einen Seite die Männer der Expedition, auf der anderen der mächtige Berg, der sich mit allen Mitteln verteidigt...



*Oben: Lothar Brandler und ein Helfer bei Dreharbeiten in der Zinne-Nordwand. Die Bergausrüstung ist die der späten fünfziger und frühen sechziger Jahre. Das zeigen besonders die Schuhe und die Anseilmethoden. Bergsteigerhelme gab's allerdings schon.*

*Foto:  
Archiv Brandler*

Der Alleingang von Hermann Buhl zum Gipfel des Nanga Parbat wurde ebenfalls mit Absicht – innerhalb des Farbfilms – in Schwarzweiß dargestellt. Da es ja keine Möglichkeit gab, dieses Geschehen an Ort und Stelle zu drehen, der Film aber auf diesen Höhepunkt unmöglich verzichten kann, versuchte ich eine Lösung durch Nahaufnahmen in Form einer ‚Vision‘. Das Schreiten des einsamen Mannes über die Weite des Hochfirns, die akustisch untermalten Licht- und Schattenspiele in der ‚Todeszone‘, der ‚Kampf mit dem Dämon‘, mit den eigenen Halluzinationen, die Buhl schwer zu schaffen machten, die Gestalt auf dem Gipfel im Abendlicht – diese ungeheure, heute schon fast legendär gewordene Willensleistung eines einzelnen optisch darzustellen, war das künstlerisch schwierigste Problem des Films...“

Es hatte schon lange vor Ertls „Nanga Parbat“-Film Dokumentationen über das Bergsteigen gegeben. Doch keine hatte so viel Aufsehen erregt, Kinos gefüllt. Das lag zum einen daran, daß dem „Schicksalsberg“ besonderes Interesse entgegengebracht wurde, daß die Erstbesteigung durch Buhl schon mehr als eine mittlere Sensation war, zum anderen aber daran, daß vor dem Krieg, zur Glanzzeit eines Spielfilmers Trenker, vom damals in der Tat schlichten Dokumentarfilm, ich denke zum Beispiel an G. O. Dyhrenfurths „Himatschal, der Thron der Götter“ von 1930, kaum Notiz genommen worden war.

Ist ja auch klar. Das Fernsehen fehlte noch. Der Dokumentarfilm hat seinen Stellenwert erst mit der zunehmenden Konkurrenz des Fernsehens gegenüber dem Kino erhöhen können. Im Fernsehen war Platz für viele dokumentaristische Streifen; nun waren sie im Entstehen begriffen. Erst das Fernsehen ermöglichte die Bergfilmerschwemme, die man, die letzten beiden Jahrzehnte überschauend, feststellen kann. Und das ist gar nicht negativ gemeint. Aber es steckt schon drin in dem Satz, daß die Bergfilmer immer mehr geworden sind, ohne daß im Bergfilm eine Verbesserung eingetreten wäre.

N. G. Dyhrenfurth, Raditschnig, Schließler, Brandler, Gorter sen., Gorter jun., Lackner und Baur, alle haben durchs Fernsehen nicht nur ihr Publikum erreicht, sich einen Namen gemacht, die meisten waren durchs Fernsehen erst möglich.

Es kam also damals, was ja kommen mußte. Eine Flut von „Alpindokumentationen“ brach mittels Bildschirm über die Wohnstuben herein. Eine Zeitlang ging das gut. Noch in den sechziger Jahren hatten wohl kaum zehn Prozent der Zuschauer Ahnung vom Bergsteigen; diese Filme erschlossen ihnen sozusagen eine fremde Welt, sie bekamen wilde Landschaften zu sehen und unglaubliche sportliche Leistungen. Aber das mußte sich erschöpfen, wie gut auch immer jeder einzelne Film gemacht war. Die Faszination des zerklüfteten Gletscherbruchs und des spektakulärsten Einfingerklimmzuges büßt gewaltig ein, wenn man es zum x-tenmal gesehen hat. Und das ist es ja: Der Bergfilm heute ist in leichten Abwandlungen (fast) immer dasselbe.

Lothar Brandler hat in den sechziger Jahren mit einem Film eine Ausnahme gemacht: „Der Blitz. Das Inferno am Montblanc“. Der Film, eine Spieldokumentation, Rückbesinnung auf alte Werte, zeigt die dramatischen und tragischen Ereignisse beim Versuch der Erstbegehung des Fréney-Pfeilers am Montblanc. Sieben





Links: Gerd Baur  
Pressefoto

## War das alles?

Ein Film von Brandler, ein paar von Baur, ist das alles, was am Bergfilm der Nachkriegszeit bemerkenswert erscheint? Ziemlich. Die Situation der letzten Jahre gibt auch zu Optimismus nicht den geringsten Anlaß. Da ist zum einen der alpinistische Dokumentarfilm kein Thema mehr, weil der Zuschauer nichts Neues mehr geboten bekommen kann. Das Gebirge ist ihm nicht mehr fremd, Bergsteigen, die sogenannten Abenteuersportarten schlechthin, gehören längst zum guten Ton. Daraus folgt: Selbst bei den Insidern geht das Interesse an solchen Streifen zurück (bisher waren wenigstens die am Bildschirm gesessen und hatten sich gefreut, wenn sie einen abgespeckten Griff, an dem sie selbst schon mal gehangen waren, im Film wieder sahen); ein breiteres Publikum ist ohnehin schon länger nicht mehr zu erreichen. Was bietet sich an? Die Spieldokumentation, der Spielfilm. Dafür bedarf es finanzkräftiger Produzenten. Die aber rümpfen verständlicherweise beim Stichwort Bergfilm die Nase. „Will das denn überhaupt noch wer sehen?!“

Den Filmemachern bleibt eigentlich nur das Fernsehen, das sie ja in der Tat auch total vereinnahmt, ihnen sein Diktat aufdrückt, die Kreativität beschneidet.

Aber, dreimal laut hurra geschrien, seit einiger Zeit gibt es ja die neuen Medien, gibt's das Kabelfernsehen. Viel Sendezeit muß gefüllt werden, Betätigungsfeld genug also auch für Bergfilmer. Denkste.

Gerhard Baur: „Die neuen Medien sind im Prinzip auch nicht anders als die alten. Das Problem mit dem Seriendiktat ist sicher das gleiche, wenn nicht noch größer. Und eine weitere Schwierigkeit besteht darin, daß eben viele, viele Filme hergestellt, aber eben billig hergestellt werden müssen. Das heißt, die neuen Medien werden auf dem Gebiet mit Sicherheit keine Verbesserungen bringen. Mehr Menge, aber nichts Besseres. Das scheint sehr klar vorgezeichnet!“ (aus „BERGWELT“ 2/1986).

Wer's nicht glaubt, sollte sich einmal die private Bergsteigersendung eines Münchner Verlagshauses ansehen: „Zauber der Berge“. Dagegen muten die Filmchen im BR-Magazin „Bergauf – Bergab“ wie Filmkunstwerke an...

Es stünde aussichtslos um den Bergfilm, gäbe es da nicht einige Hoffnungsschimmer. Gerhard Baur, klar. Dann natürlich junge Filmemacher aus Frankreich und den USA. Da gab es in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Filmen, die zwar immer noch handlungslose Filmchen waren, in deren Mittelpunkt aber Typen aus der Gegenwart stehen, die so sprechen, sich so geben und so kleiden, wie man es heute beim Klettern oder Bergsteigen beobachten kann. Wenn solche Filmemacher mal merken, daß es nicht genügt, diese Leute wie Fliegen an der Wand pappen zu lassen, daß sich das Thema schnell erschöpft, daß man die Darsteller in eine, nennen wir es „psychologische Handlung“ einbauen muß, dann werden daraus Filme, die ich meine. Filme, bei denen man nicht Bergsteiger sein muß, um was davon zu haben. Ansätze sind da.

Ich denke an die „Saison in Hakkari“ von Erden Kiral.

erstklassige Bergsteiger, darunter Walter Bonatti und Pierre Mazeaud, tun sich zusammen, um den Frêne-Pfeiler zu versuchen. Achtzig Meter unter dem Ende der Hauptschwierigkeiten treibt sie tagelang anhaltendes Unwetter zur Umkehr. Vier von ihnen sterben...

Mir fällt gar kein anderer Bergfilm, sagen wir Bergsteigerfilm der Nachkriegszeit ein, der so spannend, so eindringlich gemacht ist und der sich so sehr mit den Menschen befaßt, die da klettern, leben und sterben. Mit dem „Blitz“ hat Brandler die Möglichkeit aufgezeigt, den Bergfilm für ein breites Publikum interessant zu erhalten. Leider ist er dann selbst auf diesem Weg nicht weiter vorangeschritten. Brandler ist so ein bißchen die tragische Figur der Bergfilmerei, ist irgendwann einmal versumpft, versandet, rackert sich jetzt wieder nach oben. Zu wünschen wär's ihm – und dem Bergfilm sicherlich auch.

Fast zwanzig Jahre später ist es Gerhard Baur, der solche alpingeschichtlichen Themen wieder aufgreift und ähnlich wie Brandler aufbereitet. Eine Filmreihe unter dem Titel „Der Weg ist das Ziel“ zeigt spieldokumentarisch den tragisch endenden Versuch der Eiger-Nordwand-Erstbegehung durch Hinterstoisser, Kurz, Rainer und Angerer 1936 sowie die Ersteigungsgeschichte der Grandes-Jorasses-Nordwand.

Baur ist im extremen Gelände unbestreitbar der absolute Meister an der Kamera. Da stimmt jede Einstellung, da spürt man die Tiefe, die Luft unter den Sohlen. Auch ihm geht es um den Menschen, der in diesen Wänden unterwegs ist. In einem Gespräch mit Michael Pause (Alpenvereinsjahrbuch 82/83) hat er einmal gesagt: „Im Bergfilm muß es um das Erlebnis des Menschen gehen, er muß sozusagen ein 'Menschenfilm am Berg' sein“. Das trifft die Sache genau.

Mehr noch aber denke ich an einen deutschen Filmemacher von internationalem Rang. „Aguirre, der Zorn Gottes“ und „Fitzcaraldo“ hat er gedreht, jeweils mit Klaus Kinski in der Hauptrolle. Gemeint ist Werner Herzog.

Vor nicht langer Zeit hat er einen kleinen Seitensprung in den Bergfilm getan. Am Gasherbrum im Himalaya begleitete er Reinhold Messner, so weit es eben ging, zeigte ihn weinend im Zelt, filmte ihn und sich selbst, badend und erzählend in einer klaren Gurnpe, drehte einen Dokumentarfilm. Wieder ein Filmchen. Daran kann auch die Tatsache nichts ändern, daß er ein paar herrliche Einstellungen bringt (sagenhaft, wie er in einem Rundumschwenk die umliegenden Gipfel, ständig den Konturen folgend, abtastet), aber daß er den besonderen Blick mitbringt, das durfte man ja voraussetzen.

Nun gibt es da aber noch seit einiger Zeit das Gerücht, daß Herzog und Messner einen Spielfilm machen wollen. Angeblich soll er von Reinhold Messners Erlebnissen 1970 handeln, als sein Bruder Günther am Nanga Parbat in einer Eislawine ums Leben kam und Reinhold halbtot von pakistanischen Bergbauern aufgefunden wurde. „Die Tränen der Götter“ soll der Film heißen, und Klaus Kinski soll darin Messner sein.

Noch will man es so recht nicht glauben. Vielleicht ist ja doch alles nur ein Gerücht. Gespannt sein darf man trotzdem. Wenn es nämlich irgendwann Herzogs „Tränen der Götter“ geben sollte, dann wäre es ein Bergfilm. Wahrscheinlich sogar mehr als das. Ein Filmchen aber mit Sicherheit nicht.

#### P.S.

Ob Herzog oder nicht, es sollte doch irgendwann wieder möglich sein, Bergfilme zu drehen, die allgemein interessant sind, deren psychologisches Moment für jedermann nachvollziehbar ist, die eine Aussage haben, die auch in unserer Zeit einen Wert besitzt. Themen lägen nun wirklich vor. Spontan fallen mir die Bücher des Schweizer Schriftstellers Emil Zopfi ein. Was darin geschieht, geschieht jetzt und heute, die auftretenden Probleme sind Probleme, mit denen sich wohl jeder Mensch herumzuschlagen hat, nur daß sich eben alles in den Bergen abspielt, daß die Menschen eben auch Bergsteiger sind, klettern gehen usw.

Vielleicht kommt der Bergfilm wieder heraus aus der sektiererischen Ecke, vielleicht kann er wieder neue Gültigkeit gewinnen. Ich hoffe es und bin dennoch skeptisch...

So können denn auch diese Betrachtungen lediglich eine sehr subjektive, ganz persönliche Abhandlung sein. Ein paar unordentliche Gedanken... (diesen Untertitel habe ich übrigens bei Fassbinder abgeschaut, der mit diesen Worten gern seine Essays über den Film und die Filme eingeleitet hat).

Im Grunde war alles nicht mehr als der Versuch, das eine oder andere, was mir wichtig erscheint, einmal in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu rücken, ganz nah heranzuzoomen. Auch wenn Fassbinder einmal gesagt hat, das Zoom sei „das traurigste aller filmischen Mittel“.

Sei's drum.

#### Bücher und Zeitschriften, in denen es sich bei diesem Thema zu blättern lohnt:

Gregor/Patalas  
Geschichte des Films. Bd. 1 1895–1939. Bd. 2 1940–1960.  
rororo. Hamburg. 1976

Gregor  
Geschichte des Films. Bd. 3 ab 1960.  
rororo. Hamburg. 1983

Bresson  
Noten zum Kinematographen  
Hanser. München. 1980

Fassbinder  
Filme befreien den Kopf  
Fischer. Frankfurt. 1984

Fanck  
Er führte Regie mit Gletschern, Stürmen und Lawinen  
Nymphenburger Verlagshandlung. München. 1973

Fanck  
Der Kampf mit dem Berge  
Hobbing. Berlin

Trenker  
Kameraden der Berge  
Bertelsmann, Gütersloh. 1942

Das große Luis Trenker Buch  
Bertelsmann.  
München

Schleißler  
Beruf: Abenteurer  
BLV. München. 1972

Wie ich dazu kam,  
die ersten Hochgebirgsfilme zu drehen (Fanck),  
im Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins 1957  
München

Bergfilm 82  
im Alpenvereinsjahrbuch '82/83  
München. Innsbruck.  
Bozen. 1982

Filmhefte. Nr. 2. Arnold Fanck.  
New York. 1976

Der alpine Film  
Sonderheft der Deutschen Alpenzeitung,  
Mai 1935

Gespräch mit Gerhard  
Baur in BERGWELT Heft 2/1986

# Literatur ist alles

Mit Beiträgen von Willi Schwenkmeier, Oliver Guenay, Rupert Zettl, Gerlinde Witt, Joëlle Kirch sowie einem Gedicht von C.F. Meyer, konfrontiert mit Texten aus dem DAV-Pressedienst und einem Zitat von Günter Grass.

*In der Süddeutschen Zeitung vom 26./27.4.86 versucht Hermann Unterstöger den gewaltigen Abstieg darzulegen, den die alpine Literatur seit Petrarca genommen habe. Wer wagt da wohl zu widersprechen? Freilich, hätten die Literaten der Jahrhunderte nach Petrarca sich insgesamt allzueng nur am hehren Vorbild der Renaissance und des Humanismus orientiert, so wäre seither keine wirklich große Literatur mehr entstanden, sondern nur – bestenfalls kunstvoller – Abklatsch von solcher. Doch zurück zur alpinen Literatur und Hermann Unterstöger: Aus dessen Berufung ausgerechnet auf Petrarca klingt deutlich die allgemein platzbeherrschende Ansicht wieder, daß nur entsprechend „gehobene“ (Mach-)Werke würdig seien, mit dem Begriff Literatur bedacht zu werden. Doch Literatur ist alles: auch der Werbesong für Unter-*

*nehmungen des Summit Club, oder für einen Ausrüstungsgegenstand, den selbst R.M. durch eigenen Gebrauch adelt – und ebenfalls also in Schrift oder gar Druck verbreitetes alpines Fachgesimpel.*

*So sollen denn auch die folgenden Texte nach unserer Absicht nicht extra-elitären Ansprüchen genügen. Vielmehr stehen sie da als Beispiele, wie Autorinnen und Autoren unterschiedlichsten Temperaments versucht haben, ihre Erlebnisse und Erfahrungen beim Bergsteigen, mit Bergsteigerinnen und Bergsteigern, mit sich selbst und anderen durchs Medium Schrift nacherleben zu lassen –: oder auch gestaltend durch sie neue Erlebnis- und Erfahrungsbereiche zu erschließen. (d. Red.)*

## Es geht einzig ums Gehen

Willi Schwenkmeier

**Montag, 29. Oktober, 15 Uhr**

Ich gehe.

Vorbei an einem Mann, der alt ist und mit einem besenähnlichen Gerät eine weiße Hauswand tüncht. Zwei plappernde Frauen bäugten erst meinen Rucksack, dann mich. Wahrscheinlich kennen sie mich, noch bin ich in Molberting, wo meine Freundin wohnt. Bald verlasse ich die Teerstraße und gehe in den Wald. Oben in Wolfsberg bellt wie üblich der scharfe Hund, ich habe keine Angst vor ihm, denn ich weiß, daß er an seiner Kette hängt. Vor mir wächst der Zinnkopf über die Wiesenkante, eineinhalb Stunden sind es bis zum Gipfel. Er ist mein erstes Ziel. Was dann kommt, wird sich ergeben. Ein Kalb muht mich an, da kommt die ganze Herde gelaufen. Warum macht der Weg nur diese große Kurve? Ich gehe nicht in den beiden schotterigen Fahrinnen, sondern dazwischen auf dem buschigen Grasstreifen. Das soll besser sein, wenn man weit gehen will. Vor der Lechnerhütte – dort will ich den Rucksack umpacken, denn er drückt – erschreckt mich ein Vogelschwarm, der aus einem Busch neben dem Weg auffliegt. Blätter schaukeln vor mir zu Boden, bleiben liegen und werden wohl vermodern. Auf der Bank vor der Lechnerhütte sitzen vier Frauen in der warmen Nachmittagssonne, da gehe ich weiter bis zum Hochstand am Waldrand. Ich fotografiere den Weg, den ich bisher gegangen bin und der noch so kurz ist.

Warum gehe ich?

Ich habe Werner Herzogs Buch gelesen, bestimmt hat es mich beeinflusst, sein Gehen im Eis von München nach Paris zur kranken Eisnerin. Dieser Marsch hat mir Respekt eingeflößt und mich unruhig gemacht. Vielleicht ist es aber auch das Treiben in mir, einfach rauszugehen, nichts als zu gehen. Früher, als Kind, bin ich mit meinem Vater sehr viel und auch weit gegangen, wir hatten kein Auto. Dann kaufte ich ein Auto und wurde bequem. Landschaften reduzierten sich auf Teerstraßen und Tankstellen. Dabei ging einst Johann Gottfried Seume von Sachsen nach Syrakus. Auch sein Buch habe ich gelesen. Und irgendwann lockt der John Muir-Trail, dreihundertfünfzig Kilometer durch die kalifornischen Berge. Man muß sich an das Gehen wieder gewöhnen.

Was trage ich mit mir?

Einen Daunenschlafsack für die Nacht, denn in leere Hütten einsteigen wie Herzog traue ich mich nicht, dazu fehlt mir der Mut. Ich würde sehr unruhig schlafen. Einen Biwaksack, falls es regnet, und eine Isoliermatte, weil der Boden vielleicht schon gefroren ist. Ich habe Angst, mich zu verkühlen, auch Angst vor Verletzungen, deshalb habe ich Verbandszeug dabei. Zum Essen einen Apfel, drei Birnen, drei Dosen Bier, eine Tafel Schokolade. Dazu vierzig Mark. Das muß genügen, in spätestens vier Tagen will ich wieder zu Hause sein. Ich trage Cordjeans, Wollsocken und knöchelhohe Turnschuhe, die angenehm sind, dazu ein T-Shirt, denn noch ist es warm, Daunenjacke, Pullover, Ersatzwäsche sind im Rucksack, auch die Stirnlampe und Reservebatterien, weil ich auch nachts gehen will, wenn ich Lust dazu habe. Zu Hause wiege ich später den Rucksack, er hatte zehn Kilogramm. Für weite Strecken ist das vielleicht zu viel.

Foto:  
W. Schwenkmeier

Vom Hochsitz aus beschaue ich die vertraute Umgebung, lächle erneut über den Spielzeughäuserhaufen von Vorauf: lauter kleine Zelldächer. Dort soll das Olympische Dorf hin, und vielleicht ist dann diese Wiese vor mir ein betonierter Parkplatz. Ich hebe den Rucksack auf, nehme ihn auf den Buckel und gehe weiter. Wie weit? Ich weiß es nicht, das wird sich rausstellen. Es wird kühl. Ich muß mich erst daran gewöhnen, allein zu sein. Noch ist es fremd, kein Ziel zu haben, nur das zu tun, wozu man Lust hat. Ich kürze ab, um die Forststraße zu vermeiden; ich mag solche Straßen nicht, sie sind Narben in den Antlitzen der Wälder. Oben auf dem Gipfel merke ich, daß ich viel zu schnell gegangen bin. Ich schimpfe mich, ich habe doch Zeit, niemand drängt, ich habe kein Ziel, dem ich entgegenstehe. Also gehe ich noch einmal ein Stück zurück, um ein Foto zu machen: draußen liegt Maria Eck im Dunst. Vorhin wollte ich nicht fotografieren, ich war gerade so schön im Rhythmus des Steigens. Ich stelle den Höhenmesser auf 1250 m und hole das Gipfelbuch aus der Kassette, die am Kreuz festgemacht ist. Ein Gefallenendenkmal steht auf dem flachen Gipfel, die Erinnerung an den Krieg findet man auch in den Bergen. Zum ersten Mal lese ich den frommen Spruch im Gipfelbuch, dabei war ich schon so oft da heroben:

„Der Schöpfer und Herr dieser Welt,  
der hat die Berge so hoch gestellt,  
damit man nicht jedem Lumpen begegnet,  
womit die Täler so reich gesegnet.“

Seltsam, da verbindet einer den Heilsbegriff „segnen“ mit Lumpen. Ob Bergsteiger wirklich bessere Menschen sind? Ich blättere im Buch, bekannte Namen lassen mich erinnern, ein Aufruf, die Natur zu schützen... auch die Bäume des Zinnkopfs sterben einen langsamen Tod.

Die Sonne ist hinter dem Hochfelsen verschwunden, es wird kalt. Ich gehe weiter. Wohin? Ich möchte irgendwo zwischen Ruhpolding und Inzell runterkommen, vielleicht gehe ich zwischen Kienberg und Rauschberg zur Kaitalm und dann rüber zur Laubau, denn das Heutal schält sich immer mehr als Etappenziel heraus.

An ratternden Motorsägen vorbei, die wohl nicht nur hoffnungslos kranke Bäume umschneiden, folge ich einer steilen Schneise. An ebenen Absätzen glänzen Wasserpfützen, ich springe über sie hinweg. Ich komme an eine Weggabelung, ohne drüber nachzudenken folge ich dem schönen Infangtal hinaus nach Zell. Es ist finster geworden. Menschen sitzen in warmen, erleuchteten Zimmern. Andere laden Holz auf ihre Arme oder in Körbe von den sauber aufgerichteten Stapeln an den Wänden. Die Nacht wird kalt werden.

Mein linkes Bein macht Probleme. Bisweilen erschreckt mich ein Stich wie ein Elektroschock, dann knickt es ein. Ich gehe auf der Alpenstraße, auf der viele Autofahrer irgendwohin unterwegs sind. Manche blenden ab, dann bin ich ihnen dankbar. Ich komme zur Talstation der Rauschbergbahn, irgendwo in der Dunkelheit lachen Mädchen. Ich bleibe auf dem Steiglein der rechten Traunseite. Der Fluß rauscht neben mir, auf der anderen Seite sehe ich Lichter, vielleicht Fritz am Sand. Ich hole die Lampe raus, setze mich auf den taufeuchten Boden und esse eine Birne. Halb sieben. Später überquere ich den Schotterstrom, der von den Kraxenbächen herabzieht. Ich biege in den Weg zum Heutal ein. Bis zum Talschluß will ich noch gehen, dort will ich schlafen. Alles andere ergibt sich morgen. Tanzende orangefarbene Irrlichter erschrecken mich, ich bleibe stehen. Was ist das? Ich weiß es nicht, ich gehe vorsichtigt darauf zu. Nach mehreren hundert Metern – ich bin langsamer gegangen und habe Augen und Ohren aufgesperrt, aber kein Geräusch war zu hören, nur meine Schritte auf der steinigen Straße – weiß ich es: es sind drei versetzt angebrachte Warnlampen, die in verschiedenen Intervallen blinken, um auf eine riesige Grube aufmerksam zu machen. Hier wird die Quelfassung für das künftige Traunsteiner Wasser errichtet. Für den Komfort der Städter müssen die Berge angezapft werden.

Über mir glitzern die Sterne an einem schwarzen Himmel, der Mond ist hinter dem Reifelberg versteckt, ab und zu schaue ich dem Blinken schnell ziehender Flugzeuge nach. Ich gehe auf der endlosen, manchmal schnurgeraden Forststraße zwischen Saurüssel und Reifelberg. Es ist bitterkalt. Der Fuß hat aufgehört, mich zu beunruhigen, und ich habe aufgehört, an irgendwas zu denken. Endlich treten die Berge zusammen: der Talschluß. Eine kleine Holzhütte steht da, wohl ein Wartehäuschen für Leute, die von dort mit der Kutsche zurückfahren wollen nach Ruhpolding. Hier bleibe ich. Es ist halb acht Uhr.

Ich esse ein Stück Schokolade und eine Birne, hinterher rauche ich eine Zigarette. Die Glut hat etwas Wärmendes an sich. Auf dem Boden der offenen Hütte rolle ich die Matte aus und breite den Schlafsack darüber. Ich habe fast die gesamte Kleidung an und eine Wollmütze auf dem Kopf, so wird mich wahrscheinlich nicht frieren. Im Schein der Stirnlampe sehe ich die hellen Fahnen meines Atems. Ich denke an die Nächte in der Torsteinsüdwand und auf dem Half Dome, auch der Stromboli fällt mir ein. Zu Hause sitzen die Freunde beim Stammtisch.

## Dienstag, 30. Oktober

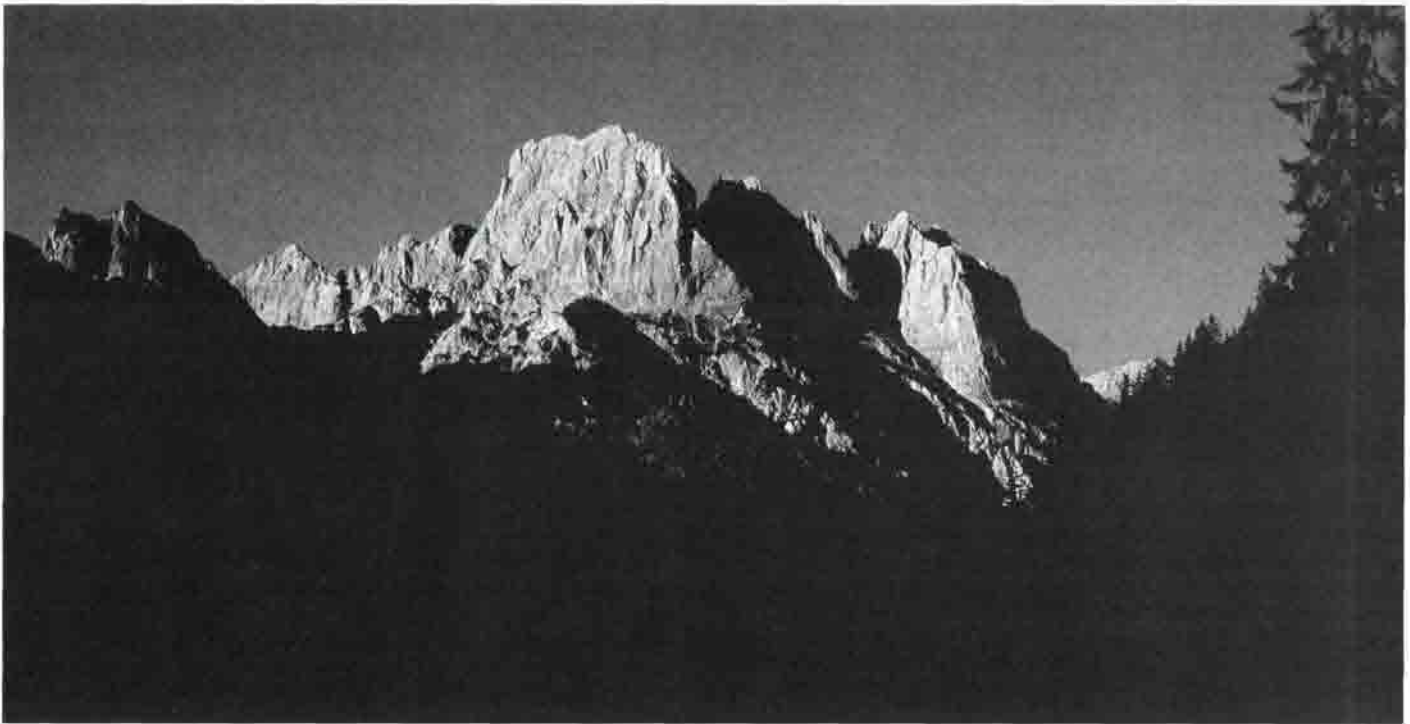
Um halb sieben stehe ich auf, es dämmt. Neben am Bach putze ich mir mit eiskaltem Wasser die Zähne und wasche das Gesicht. Zum Frühstück fehlt mir die Lust, für heißen Kaffee jedoch wäre ich dankbar. Ich packe mein Schlafzeug in den Rucksack, auch die warme Kleidung. Es ist sehr kalt, die Blätter sind voller Reif. Um sieben Uhr beginne ich mit dem Gehen. Die steilen Serpentinauf zum Staubfall marschiere ich langsam. Der Tiefblick ist schön, jetzt im Spätherbst, wo die Laubbäume ihre Blätter abgeworfen haben. Ich presse den Daumen an den Nasenflügel und schneuze, das befreit. Am Staubfall neben den Grenzschildern ist eine Tafel angebracht: Naturdenkmal. Die ganze intakte Natur ist denkmalwürdig. Auf der großen Heutalwiese liegt weißer Reif, fast wie Schnee. Ich gehe am Wirtshaus vorbei, der Sonne entgegen. Bauarbeiter versammeln sich, es ist halb acht; dort oben wird wohl immer gebaut.

Die Luft ist wunderbar klar und kühl. Der kleine Mäander neben der Straße windet sich durchs reife Gras, bisweilen spiegelt sich die Sonne auf der dünnen Eisfläche. Ich fotografiere, denn noch macht es mir nichts aus, stehenzubleiben. Ich habe keine Lust, auf der Teerstraße runterzugehen nach Unken, also suche ich ein Steiglein. Durch einen bunten Laubwald und über steile Wiesen komme ich zum Schneiderlehen. Die Wiesen sind rutschig, der Reif wird in der Sonne zu Tau. Ich muß vorsichtig sein. In Gföll gelange ich wieder auf die Teerstraße. Ich klaue eine Zwetschge, sie ist süß und schmeckt gut. Unken lasse ich links liegen, unten an der Saalach ist es schneidend kalt.

Auf der breiten Straße nach Lofer macht das Gehen keinen Spaß, Lastwagen donnern vorbei, es stinkt. Also gehe ich bei Reith über die Saalach, in der Sonne suche ich den Weg nach Au. Ein Hund läuft mir nach und beschnüffelt mich mit traurigen Augen, er ist harmlos.

Nach Au rüber ist es recht schön, Kuhfladen liegen auf dem Weg, ich mache wegen ihnen verschieden große Schritte. Vor mir wachsen die angeschneiten Loferer Steinberge in den herbstblauen Himmel. Ich gehe zwischen gefrorenen Pfützen, esse einige Brombeeren und schaue oft rauf zur Reiteralm. Dort oben müßte es jetzt auch schön sein, aber mir gefällt's da herunter. Vor kurzem noch wäre ich an so einem Tag beim Klettern gewesen, jetzt gehe ich durch die Täler. Nie habe ich das Gefühl, irgendwas zu vermissen. Ich fühle das Freisein. Ich erkenne, daß man nur dann frei sein kann, wenn Ziele nicht zu Zwängen werden.

Ich habe Hunger. Auf einer Bank in der Sonne, mitten auf einer Almwiese, bereite ich mir ein Frühstück: eine Birne, die gut schmeckt und saftig ist, hinterher Schokolade und die erste Dose Bier. Ich lasse mich auftauen und versuche, hinter das Geheimnis eines Geräusches zu kommen, das mich



an meine Schritte im Laub erinnert. Vielleicht schlurfen fressende Kühe durch das kleine Waldstück vor mir. Da höre ich Stimmen, schräg drüben im Wäldchen rechen Frauen das Laub zusammen. Was sie sich wohl alles erzählen.

Die Beine funktionieren, das Gehen macht Spaß. Die Wegweiser sind gut, ich brauche keine Karte. Vielleicht gehe ich bis nach Hirschbichl und umrunde die Reiteralm, dort wäre ich immer unter den Bergen. Der Saalachdurchbruch ist wieder ein Naturdenkmal, doch längst ist er mittels Rohren gebändigt. Sialomtore der Wildwasserfahrer hängen über grün-weißen Strudeln; wenn man es kann, muß es schön sein. Ich schlüpfte durch ein Felsentor, daneben liegt mitten im Wald eine Gletschermühle aus Stein. Am Waldrand raschle ich durch knöcheltiefes Laub und schieße Blätter in die Luft. Der Weg gefällt mir, ich möchte ihn irgendwann einmal wieder gehen. Zwischen den Loferer und Leoganger Steinbergen, gegenüber der Vorderkaserklamm, bleibe ich auf einer sonnenbeschiene Bank sitzen. Ich gehe heute gut fünf Stunden, die Leisten beginnen zu ziehen.

Ich klaube ein paar Äpfel auf und beiße rein. Sie sind eiskalt und sauer. Äpfelbäume finde ich nur noch bei den Bauernhöfen, aber Pferde und Schafe sehen mir zu, so steige ich nicht über den Zaun, um welche zu pflücken. Wenn der Hunger zunimmt, werde ich es wohl tun.

Ein Hubschrauber fliegt in geringer Höhe durch das Saalachtal, doch der Lärm ist nur vorübergehend. Die Sonne wärmt, das Bier schmeckt, es ist mein vorletztes. Zum Hirschbichl werde ich schon kommen, wie's weitergeht, bestimmen einzig die Beine. Vor meinem Schuh krabbelte eine braune Heuschrecke durchs braune Laub, ich hätte sie nicht gesehen, wenn sich nicht ein Blatt gerührt hätte. Es ist jetzt windstill, vorher ging ich gegen den Wind. Ein Strohalm liegt am Boden, also hatte auch ein anderer Durst. Ich zertrete die leere Dose, stecke sie in den Rucksack, verschnüre die Matte und mache mich auf den Weg nach Weißbach und zum Hirschbichl.

Es geht einzig ums Gehen.

Vielleicht sollte man in einer weniger schönen Landschaft gehen, mein Blick ist stetig nach oben gerichtet, rauf zu den Gipfeln und den weißen Wolkenstrichen der Flugzeuge. So trete ich in Kuhfladen und hadere mit mir, weil ich die Schuhe an Grasbüscheln abwischen muß. Bisweilen liegen leere Zigarettenschachteln am Boden, sie sind unter den Zellophanhüllen voller Tautropfen. Ich denke an Werner Herzog und seinen Marsch durch die winterliche Wüste. Mein Gehen jedoch hat nichts Heroisches an sich. Auch Achternbusch fällt mit ein: „Es ist ein Leichtes, beim Gehen den Boden zu berühren.“ Und dennoch blicke ich nach oben, denn vorne ist

noch so weit. Büchner läßt seinen Lenz durchs Gebirge gehen, es ist meine Lieblingsnovelle. Ich versuche, mich an Passagen zu erinnern, aber es fällt mir schwer, mich zu konzentrieren. Mein Gehen beginnt mich zu beherrschen.

Weißbach – Hirschbichl: sieben Kilometer. Nicht mehr, eher weniger. Ich wähle den Weg durch die Seisenbergklamm. Ich darf ohne zu zahlen passieren, das Mädchen in der kleinen Holzhütte findet nette Worte. Beim Lohfeyer-Wirt muß ich wieder auf die Teerstraße. Zwei junge Frauen schaukeln einen Kinderwagen und reden in der Sonne unterm Hochkranz. Die eine trägt eine Pelzjacke, ich gehe vorbei in meinem Jack Kerouac-T-Shirt. Dem fühle ich mich verwandt. Dreißig Prozent Steigung, sagt eine Verkehrstafel. Ich schwitze und schnaufe, die Beine werden schwer. Autos überholen mich, kommen bald wieder entgegen, weit kann es nicht mehr sein. Am Hirschbichl bei der Grenze endet die Straße.

Ich mag die Sonne, nach dem Paß habe ich nur noch Schatten und Kälte. Aus dem Kamin des Wirtshauses steigt blauer Rauch, aber das Wirtshaus ist geschlossen, wie alle anderen auch, an denen ich bisher vorbeikam. So reduziert sich das Essen auf Schokolade und einen Apfel. Zum Trinken bleibt nur noch die Dose Bier. Drüben an den Mühlsturzhörnern scheint noch die Sonne, sie sind die schönsten Berge, die ich kenne. Und dennoch möcht ich nicht dort sein, es genügt, sie zu sehen. Ich sitze auf einer feuchten Bank im Schatten gleich neben dem Grenzbaum und friere. Meine Nase rinnt, ich mache ein Foto und zittere. Wie weit soll ich noch gehen? Ich möchte noch so weit runter wie möglich, denn die Nacht da heroben wäre ziemlich kalt. Mal sehen, wieviel die Beine noch geben.

Gleich unterhalb des Passes beginnt ein neu aufgesandeter Weg. Entlang einer Schlucht geht es zur Holzstube, wo der Schlafsteig beginnt, rauf zu den Mühlsturzhörnern. Der Unterstandsraum verlockt, ich überlege, ob ich hier bleiben soll. Aber es ist erst vier Uhr, und noch bin ich nicht müde. Also gehe ich weiter, immer den neuen Weg, der für weiche Füße recht angenehm ist. Oben am Mühlsturzhorn kreist ein Hubschrauber, dann dreht er wieder weg. Ich schaue nach oben und gehe. Ich wünsche niemandem ein Drama.

Ich nähere mich der Abzweigung zur Halsgrube und halte Ausschau nach einem Schlafplatz. Eigentlich brauche ich nur ein Fleckchen ebene Wiese, nicht gerade unmittelbar neben der Straße. Wieder höre ich den Hubschrauber, diesmal fliegt er zum Knittelhorn. Am Parkplatz steht ein Jeep der Polizei, Bergwachtmänner mit Funkgeräten schauen nach oben, daneben deuten aufgeregte Kletterer in die Wände. Der Hubschrauber dreht rüber zum Gerstfeld, anscheinend landet er dort oben. Am mächt-

gen Südpfeiler habe ich irgendwann mal grimmige Angst gehabt, jetzt muß ich nach Jahren wieder dran denken. Täler können so sicher sein, ich gehe weiter zum See. Der Hohe Göll spiegelt sich im letzten Licht, kleine Enten zerstören das schöne Bild. Vom dunklen Tal aus wirken sonnenbestrahlte Berge friedlich und stolz. Dort oben möchte ich wieder klettern. Ich suche ein Lokal und kehre in der Seeklause ein. Ich trinke ein Kännchen Kaffee und ein Weißbier, esse dazu ein schön garniertes Wurstbrot. Es ist finster, als ich die Beine zwingen, weiterzugehen. Ich halte mich Richtung Wachterl, links am Waldrand zum Edelweißbläher bleibe ich, genau unterm Hochkalter. Über dessen Gipfel steht die Sichel des Mondes. Das Gras ist schon feucht, Rehe laufen weg, Blätter fallen zu Boden und rascheln leise. Ich lege die Matte auf den Boden und setze mich darauf. Ich ziehe Schuhe und Strümpfe aus und strecke die Zehen in die frische Luft. Das tut gut. Noch ist die Temperatur angenehm, aber es wird wohl noch kalt werden. Ich sitze da, die Arme stütze ich auf die angewinkelten Knie und rauche. Es ist sieben Uhr. Ich könnte noch weitergehen, aber ich will nicht mehr. Mit dem Penum bin ich zufrieden, mit den Beinen auch. Die Nacht ist jetzt sternklar, das verspricht Kälte und Reif auf dem Schlafsack. Morgen werde ich ihn in der Sonne trocknen. Später ziehe ich den Biwaksack über. Noch lange lausche ich den Geräuschen der Nacht und zähle Satelliten.

### Mittwoch, 31. Oktober

Manchmal bin ich aufgewacht, nicht weil ich fror. Vielleicht sind wir nicht mehr gewohnt, im Freien zu schlafen. Auf dem Gras neben mir liegt Reif, Biwaksack und Schlafsack sind feucht. Ich räume auf, ziehe neue Socken an und lutsche ein Vivil. Beim nächsten brauchbaren Wasser werde ich meine Zähne putzen. Auf dem höchsten Punkt des Wachterls bleibe ich auf einem Stein neben einem üppigen Tollkirschenstrauch sitzen und schau rauf zur Reiteralm. Dort oben scheint schon die Sonne. Heute schmerzen die Fußgelenke. In der morgendlichen Kälte um sieben Uhr beschließe ich, nach Hause zu gehen. Mein letztes Bier hebe ich mir auf, ich habe noch den langen Aufstieg von Schneizreut nach Inzell vor mir. Ich will gehen, soweit ich kann.

Seltsam, jetzt, da ich beschlossen habe, heimzugehen, verspür ich wieder die Lust nach Bequemlichkeit. Ich könnte ja von Weißbach oder Inzell aus meine Freundin anrufen, daß sie mich abholt. Ich spüre die Fußsohlen, vor allem auf der Teerstraße. Also gehe ich bald nach dem Wachterlwirtshaus steil runter zu den Wachterlalmen unter der Reiteralm. Dort war ich noch nie. Da gefällt's mir. Ein Weg ist auch da, er zieht talauswärts, und einmal verschreck ich einen Rehbock. Unten, wo ich den Bach überquere, putze ich mir die Zähne und wasche mich im eisigkalten, klaren Wasser. Da wirst du frisch.

Der Bach ist schön und interessant, mal verschwindet er plötzlich, dann wieder gurgelt und sprudelt er aus tiefen Löchern raus. Ein Steiglein, das ich von meiner Zeit bei der Bundeswehr kenne, bringt mich nach Schneizreut. Beim Bauern vorbei, der abgebrannt ist, weil die Feuerwehr über die schmale Brücke zu ihm nicht hinkam, überquere ich die Saalach. Ich will im Wirtshaus einen riesigen Hafen Kaffee und vielleicht Spiegeler. Ich habe Hunger und Durst, immerhin gehe ich fast schon drei Stunden, und das ohne einen Bissen und einen Schluck. Das Wirtshaus ist geschlossen. Und ich habe mich so auf eine Plauderei mit dem Wirt gefreut.

Also gehe ich weiter, die Weißbach-Schlucht hinauf, direkt nach Weißbach. Im Lebensmittelgeschäft kaufe ich Wurstsammeln, Krapfen, Äpfel, Cola und Bier. In der Sonne werd' ich erst mal frühstücken. Bis nach Hause sind es noch gut sechs Stunden. Das ist weit.

Das Steiglein rauf nach Inzell ist schön, es dürfte der alte Soleleitungsweg sein. Zuletzt geht es bei den Weißbachfällen steil rauf, unter der Alpenstraße durch und auf den Promenadeweg rund um den Falkenstein.

Am Eisstadion ist es dreiviertel zwölf Uhr. Ich will mich abholen lassen, doch niemand geht ans Telefon. Die Fußsohlen schmerzen, ich will nicht durch Inzell gehen. Auf der Höhe des Schwimmbads überquere ich die Alpenstraße. Noble Häuser, die nach Geld riechen, ich stinke nur nach Schweiß. Irgendjemand sagte mal, dies sei der ehrlichere Geruch. Ich suche den Weg durchs Moos. Herbst. Bei einer Bank verstau ich meinen Pullover im Rucksack. Ich ziehe die Schuhe aus, strecke die Füße in die Sonne. Beim Schnüren reißt das Schuhband. Ich habe kein neues dabei, mühsam verknüpfe ich die Enden. Ich lerne daraus. Ich trinke eine Dose Bier und esse einen Apfel. Auf dem locker aufgeschütteten Kiesweg läßt es sich gehen, von gut kann nicht mehr die Rede sein. Hammer – Abstreit – Traunstein; ich rechne mit vier Stunden.

Die Füße tun weh. Die Blase am linken Fuß unter den Zehenballen zwingt mich, den Fuß anders aufzusetzen. Gehen kann so viel sein. Ich habe aufgehört, viel zu denken. Ich denke nur noch in Hauptsätzen. Das Ziel ist eine Kurve, ein Haus, ein Waldrand. Die Uhr hab ich längst in den Rucksack gesteckt.

Ich zwinge meine Schritte nach Hammer. Ich sehe nur noch die Meter vor mir, die herbstliche Landschaft nehme ich fast nicht mehr wahr. Zurück blicke ich nicht mehr. eine Tafel vor Hammer grüßt Peter Angerer. Wieviele Kilometer bewältigt er, Tag für Tag? Mir wurscht, für ihn ist es Training, für mich eine neue Erfahrung. Ich lerne, das Wehtun zu überwinden. Alles andere wird nebensächlich.

In Heutau zögere ich. Soll ich raufgehen nach Molberting, zurück zum Ausgangspunkt? Der Ehrgeiz treibt mich nach Hause. Vor mir liegen acht Kilometer, vor mir liegen meine wehen Füße.

St. Johann und der Mesnerwirt, einmal schau ich rauf zum Kircherl. Das genügt. Die Fußsohlen sind heißgelaufen, die Waden stechen, neuerdings spür ich auch die Hüfte. Daran hat wohl der Rucksack Schuld. Weiter. Zwei Kilometer bis Abstreit, ansteigend, alles in der Sonne. Ein wunderschöner Herbsttag, ich würde auch im Regen nicht anders gehen. Am Waldrand mache ich ein Foto, es zeigt einen Teil meiner Runde. Ich nehme einen Apfel aus dem Rucksack, obwohl ich keinen Hunger habe. Aber ich muß noch was anderes tun als lediglich gehen. Hätte ich eine Filmkamera, ich würde nur meine Beine filmen. Beine auf Teer, auf Schotter, in Wiesen, im Reif.

Die Straße macht eine Kurve, ich kürze ab über eine Wiese. Mist ist ausgebreitet. Mir egal, ich stinke sowieso. Stehenbleiben darf ich nicht mehr, das Gehenbeginnen dauert immer länger. Es schmerzt, bis ich den Rhythmus wieder gefunden habe. Am Waldrand liegt eine leere Schachtel Präservative, ich sah auch schon Monatsbinden, Höschen und Strumpfhosen. Die Liebe geht ihre eigenen Wege. Sie werden mich erst wieder später interessieren.

In Wolfsberg hat man einst Silbermünzen gefunden. Das Haus steht schon lange nicht mehr. Ich mag mich nicht daran erinnern. Hauptsache, ich habe die letzte Steigung hinter mir. Ich gehe direkt runter zum Sparzer Graben. Den Weg, den ich früher so oft mit meinem Vater ging. Damals kam er mir nie so lang vor. Ich bin dabei, Achterbusch zu widerlegen. Es kann ein Schweres sein, beim Gehen den Boden zu berühren. Um lose Steine mache ich einen Bogen. Die Sohlen und die Zehen danken es mir. Im Sparzer Graben weiß ich, daß ich in fünf Minuten zu Hause bin. Ich gehe jetzt wieder schnell. Der Rucksack ist schwer mit dem nassen Schlafsack, ich hoie die Post aus dem Briefkasten und bin da.

Eine Karte aus Florenz.

Ich muß nicht mehr gehen.

## Zeit der Stürme

Oliver Guenay

Verschwommene Morgenröte. Durch die geöffnete Tür der Hütte wirbelt Schneestaub. Ich muß husten. Der ferne Donner einer Staublawine schreckt mich nach draußen. Weiße Einöden sind das, für jeden Stadtmenschen Realität gewordener Wahnsinn.

Mit dem Gefühl eines Scott am Südpol bewege ich mein Werkzeug, eine Schneeschaufel, und beginne die große Plastikwanne zu meinen Füßen mit dem frischen Pulver zu füllen. Bald schon hebe ich ältere, festere Schichten Schnees, bemüht, nichts zu verschütten, streiche sie fest, hebe die schwere Wanne empor. Hinauf die Stufen zur Tür, zum warmen Drinnen, hinauf in die vier riesigen Metallriegel verteilt, auf den frisch entflamten Ofen. Dort bin ich – Wärter?, Wächter?, Knecht?, schwarzarbeitender Lakai auf einer Walliser Berghütte. Von allem etwas, ein Symbol fremder Arbeit in fremder Umgebung. Es ist, als sei ich aus mir herausgetreten, neben mir mich selbst betrachtend, so vertieft mich die Magie dieses Morgens. Allein, bevor sie alle erwachen: Sepp, der Chef und Nathalie aus Gryon und Katrin aus Luzern und wenige Gäste. Habe ich nach wenigen Tagen, ein handwerklich wenig Begabter, die Arbeit begriffen? Habe ich die entscheidenden Handgriffe in einer morgendlichen Hütte unter Kontrolle?

Eine Mischabelskitour auf wildzerborstenem Gletscher, eine Abfahrt durch Spalten und Bruchharsch, unangeseilt, geschwächt von der Höhe, war der Anfang gewesen. Der Sturz kam so plötzlich wie der Schnitt in einem Film. Und, wie mein bisheriges Leben einem schlechten Film glich, gleichsam schien es damit gelöscht worden zu sein. Ich atmete noch, in Eis gepackt, die Zeit herum war Gelatine geworden, genauso wie mein Blut in seinem trägen Fluß. In jene vollkommene Hilflosigkeit drangen rettende Hände und holten mich in die alte Verpackung zurück. Aber ich selbst, der Inhalt, das bißchen Seele, war geritzt worden. Ich wollte, konnte noch nicht zurück. Nicht ins Studium, nicht nach Hause. Auf einmal drängte es mich in eine andere Rolle. Etwas hielt mich hier fest, an diesen Gletschern!

Dieser Job kam also, er kam wie ein Zwang, wie eine Lösung. Spiele eine andere Rolle, ihre Probleme, beobachte... Auf meiner Suche hatte ich in Zermatt Erfolg. Es folgte... Der Schatten von Rotoren und ein unangenehmes Gefühl in der Magengrube, Bewegung und Lärm und plötzliche Stille. Die „Transition“ zur Hütte, zum Zentrum im Nichts. „Ausladen!“ die Stimme des Sepp. Rums! fällt die Tür zu. Die Küche und die Wassertöpfe. Jetzt: bald kommt der Sepp, bald seine Rushhour, seine launischen Kontrollen. Die zwei Mädchen sind wach. Etwas besser ausgeschlafen als ich. Das Frühstück. Der Sepp. Mit seinem markanten, unalpinen Seemannsbart, großer Nase, Säuberblick. Kaffee mit Cognac am Morgen und später mürrisch im Schatten einer Bierbüchse.

Wehe uns! Alleinsein, sich ständig sehen müssen, ist hier eine Qual. Die Zeit vor der großen Skitourensaison ist hier ein nervöses Warten. Stimmt dies. Stimmt das. Was fehlt im Keller, in der Speisekammer. Klappt der Ofen, der Abfluß, die Latrinen, das Tauwassersystem vom Dach (ein Seppsches Modell). Also wir vier allein! Später soll noch ein deutscher Koch kommen, der die Massenküche schmeißt.

Die Familie ist schon wieder unten in Zermatt. Ida, die zwei Söhne, der Schäferhund (Sepps einziger Liebling). Ida konnte den Sepp beruhigen, wenn sie die Brille aufsetzte und in der Ecke zu stricken anging. Nur sie konnte das so cool!

Wie ein Don Quichotte mit der Lanze ziehe ich gegen unsere Örtchen zu Felde. Ich habe also heute die Drecksarbeit! Mein unedler Spieß hat vorne einen kleinen Schaber für bestimmte, etwas anrühige Sachen. Ohlala! Ich hole tief Luft und halte dann den Atem an, so gut es geht.

Der Fendant, eigentlich ein prächtiger Walliser Wein, und das Tuborg-Pils machen uns zu schaffen. Weil ein Bergführer und Hüttenwirt einsam sein kann, frustriert und griesgrämig und sich manchmal überflüssig vorkommt, darum. Sie sind dann der Stoff.

Hier, jenseits der Theke, spielt das Leben eine Realsatire, ist man die Minigemeinschaft, in der so manche Axt hinter dem Rücken lauert. Ich werde erstmal eine Stunde lang zusammengeschissen und herumgeschleucht, denn der Ofen zieht nicht richtig. Weil wenig Skitouristen da sind, muß ich nicht so oft hinaus und Schnee holen. Noch ist der Wasserverbrauch gering. Aber um elf kommen die Heliskitrottel vom Rosaplateau heruntergewedelt und brauchen ihre Röstijause. Bei dem Superwetter sitzen sie draußen in der Sonne um ihre Führer geschart und produzieren Lord-Extra-Atmosphäre, während die Mädels und ich in der Küche, miefig und mit fettigem Haar, um die Pfannen und Töpfe herumrotieren.

Diese Arbeit löst mich auf in ihrer eigenen Welt – meinen gewohnten Freiheiten so gegensätzlich. So bleibe ich wachsam, wo sie eine scheinbare Hüttenromantik vorgaukelt von hartem Brot und rauhem Leben – so ein Blödsinn. Auch hier gibt es Spielregeln und Gesetze und Preise. Das ist es letztlich; auch hier muß der Preis stimmen...

Einmal war ich da jenseits der Theke gestanden, verblüfft und schüchtern, auf meiner ersten Bergfahrt, auf meiner ersten Hütte und stotterte mein Verslein „Ich möchte bitte...“. Später viele Male als Skifahrer oder – als protziger Extremer, sich abhebenwollend von der „Masse“... Die Gesichter hinter den Theken, ob sie nun liebenswürdig oder mürrisch waren, sind verschwunden, vage Erinnerungen. Ich habe nie viel über diesen lästigen Bestandteil der Alpenvereinsmeierei auf den Hütten nachgedacht. Es waren halt Hütten und Leute. Sie hatten mir Unterkunft, Nahrung und Wärme zu geben. Und ein Lager, über das ich mich beschweren durfte, wenn es mir nicht paßte, wenn ich den Raum mit zu vielen miefigen Idioten teilen mußte. Jetzt sehe ich in diese anderen Gesichter zurück, unter denen ich war, wie in einen Spiegel. Ich bin es, der bestimmt, der gibt. Jene zahlen. Zahlen viel. Oh ja, wir sind teuer. Als Student könnte ich jedenfalls hier nicht lange Ferien machen, ich wäre bescheuert!

Jetzt aber kann ich darüber lachen. Und dennoch – ich versuche, menschlich zu sein. Ich spreche freundlich und geduldig mit den Leuten über ihre Touren, setze mich, wenn es geht, zu ihnen auf ein paar Worte, bedaure dies und jenes, empfehle oder rate ab. Diese Macht über die da, die es dir glauben, was du ihnen verzapfst! Kontakte dieser Art gehen nur so lange, wie die Hüttenhierarchie nicht im Gerangel der Massen ihre Mitarbeiter hinter die Realitäten der Theke, jener Machtbarriere, zurückpfeift. Aber diese große Bewährungsprobe steht unserem Team noch bevor. Auch sitzen die vier Gäste noch bei uns am Tisch. Noch sind wir eine scheinbare Gemeinschaft um eine Kerze mit ihrem nostalgischen Schimmer und Nathalies zauberhaftem Menü – Illusion! Nathalie sorgt auch dafür, daß meine Französischkenntnisse nicht verlorengehen. Sepp plaudert fließend das Vokabular aller wichtigen Alpenländer.

Anderntags Sturm! Ist ein Wetterumschwung im Tal ekelhaft, auf der Piste eine harte Sache, kann er hier zur Hölle werden, weil wir dann isoliert sind. Und die Arbeit geht weiter. Außenarbeiten, die nicht aufgeschoben werden können. Ich pendle mit steifen Fingern an einem Strick unter dem Dach, versuche ein Leitungsrohr an der Dachrinne zu befestigen! Sepp hilft. Keine Freude. Warum geht das nicht schneller? Wir sind ja so schnell wir können. Die Mädels auf ihrem Zimmer ducken sich um einen Heizlüfter, seltener Luxus, und schreiben lange Briefe an ihre Freunde. Fast wäre ich neidisch oder – bin ich es nicht schon?

Der wütende Sturm zerrt an unseren Nerven. Endlich passiert auch was, geht es rund: das Abflußrohr ist verest!

Vereister Dreck! Sepp tobt. Wie eine Furie schüttet er eimerweise Industriesalz in den Ausguß und – natürlich – Bier in sich...

Wie ein Kohlenknecht wühle ich mich durch die hintersten Kellerwinkel unter der Küche. Verrußt, verstaubt begreife ich bald, daß der Schaden außen liegt. Jetzt schreien wir uns an. Ich, unfähig, solle doch gefälligst abhauen. Katrin wird zum wiederholten Saubermachen in die Zimmer gescheucht. Sie, die Zurückhaltendste, hat feuchte Augen. Nathalie steht an der Spüle, murmelt Flüche, zwinkert mir zu: Oui, il est fou!...

Auf einmal packt es auch der Sepp nicht mehr. Als es draußen etwas aufmacht, steht er in voller Skimontur da, packt seine Latten und knallt die Tür zu. Draußen dreht er sein rotes Gesicht in den Wind des Gornergletschers und verschwindet bald in einer eleganten Schußfahrt. Wahnsinn! Wir sind also allein und müssen den Laden schmeißen, bis er sich im Tal abreagiert hat.

Eine Idee! Ja, so könnte es funktionieren! Alle helfen, auch die fünf Gäste. Wir sind ein internationales Team! Obwohl es wieder zu stürmen begonnen hat, hacken wir den gefrorenen Erdboden auf, legen das Rohr frei, wechseln uns dabei ab. Die Mädels servieren drinnen Heißes. Nach zwei knalligen Tagen gelingt es uns, das gefrorene Stück mit glühenden Kohlen aufzutauen. Der Abfluß ist frei! Ein Tropfen auf dem heißen Stein des Hüttendaseins. Wir jubeln. Ein bißchen Leben... Auf einmal ist mir, als wär ich schon immer hier. Ich muß aufpassen, sonst nehm ich noch den Matter Dialekt an. Verrückt!

Wir feiern mit denen, die wir zu ihren Gipfeln entlassen, zu Ihren Monte Rosa-Träumen. Träume, ja, das bleiben für mich die Berge hier! Hoch über der Hütte und du kannst nicht hinauf, wenn sie im Licht der Sonne glänzen und die Aufstiegsspuren durch ihre Flanken schneiden. Das Glück ist hier das wenige Geld für die Arbeit, sonst nichts. Die Berge von unten, das sind

für einen leidenschaftlichen Alpinen völlig neue Erfahrungen.

Mit der Sonne kommen für uns andere Bescherungen. Mit dem Fernglas kann ich von Roter Boden, kürzester Zugang vom Tal, die Kolonnen sich heranwälzen sehen.

Außerdem, welche Freude, bringt uns ein Hubschrauber den Sepp zurück in seinen Hüttenolymp!

Jetzt geht's rund. Vierzig Leute auf einen Schlag. Ich fliege ja schon mit der Schneewanne. Der Ofen tobt. Wasser in die Kessel. Wie ein Schiff bei voller Fahrt. Die Mädels schälen eine Rösttorgie, Sepp macht Barkeeper. Der alte Griesgram ist etwas besser drauf als sonst. Der Morgen verstreut die Tourengerher zu ihren Zielen und mich zum Beladen des Hubschraubers.

Die Kasse stimmt. Der Alte ist gut gelaunt. Das Beste, ich kann einen freien Tag heraussschinden. Morgen! „Paß auf dich auf!“ Nathalie gibt mir ein Bussi. Toll!

Und wieder ein Schnitt. Ich stehe auf den vertrauten Brettl. Allein, ohne Angst, spüre ich die Flanken höher, Richtung Dufourspitze, jungfräuliche Pulverhänge. Die frische Luft klärt mein Hirn von seinen Gedankenlasten. Die Arena ist heute gnädig. Ich erreiche das Skidepot. Ein Eisgrat folgt. Ein Endpunkt. Das Schweigen und die Tiefe. Alles liegt ausgebreitet, Wunsch und Verlockung. Ich gehe auf unter Millionen Kristallen. Wie ein Traum geben sie mich erst vor der Hütte frei. Noch einmal hatten Raum und Zeit keine Gültigkeit, noch einmal bin ich hier auf dieser flüchtigen Station... Sepp schmunzelt mich an. Zum ersten Mal. „Ein guter Tag heute, was? Versorge noch den Ofen und vergiß nicht den Schnee. Die Wanne steht schon draußen...“

## Die Blechbüchse

Rupert Zettl

I.  
Kurz vor der zweiten Rast ist's, in den Kieshalden vor dem Höllentalferner, wo ich die Büchse aufheb und mich entschließe, sie mit nach Hause zu nehmen. Sie war eine Getränkebüchse – die zwei Löcher im oberen Deckel des Zylinders lassen darauf schließen –, und sie hat etwa die Form unserer heutigen Cola- oder Bierdosen. Nur ist sie schwerer, weil etwas größer und von dickerem Blech. Von Wurfbuden her kennen wir vielleicht diese Büchsenqualität noch. Sie muß also schon sehr alt sein, die Büchse, mindestens 20 Jahre, und den gewiß längeren Teil ihres Lebens hat sie in den Nordflanken der Zugspitze zugebracht, zwischen graugelben Kalkbrocken und im ständigen Wechsel von bitterer Kälte und glühender Hitze. Vorher lebte sie kurz in einer Fabrik, zog dann zu einem Getränkehersteller, der ihr bald darauf ein Quartier bei einem Lebensmittelhändler zuwies, nicht ohne ihr vorher etwas mitgegeben zu haben, Fruchtsaft oder ähnliches. Dort wartete die Büchse einige Tage oder Wochen, angetan auch mit einem bunten papiernen Kleid und durchaus in Gesellschaft von ihr ähnlichen Individuen. Dann kam ein Mensch, bezahlte für sie und trug sie in einer dämmerigen Tasche zu sich nach Hause. Dort durfte sie einige Stunden an der Luft und im Lichte stehen, ehe sie erneut in einem dunklen, jetzt überfüllten, engen Sack verschwand. Hin und her wurde sie geschaukelt. Ihr war nicht gut. Nur manchmal setzte nach einem Stoß der Bewegungsrhythmus aus und von oben fiel Licht herein, aber auch eine unangenehme, umrührende Hektik kam auf. Bei einer dieser Gelegenheiten war es dann soweit: das Licht blendete, ein kurzer, stechender Schmerz, ein erleichternder Zischlaut, der vom angestiegenen inneren Druck befreite, nochmals jener Stich, ein paar Wortfetzen, und einige Minuten später der Schreck: Wieso gehen die denn? Lassen mich hier stehen, ganz allein? Hallo, habt ihr mich vergessen, hallo...?

II.  
Nach vielen Jahren berührt sie wieder eine Menschenhand. Ich habe die Büchse aufgehoben und halte sie vorsichtig, beinahe liebevoll in meinen Händen, um die lange, seitliche Wunde nicht noch zu vergrößern: Rost. Die Oberfläche gleicht der Haut eines Tieres, das sich im Herbstlaub tarnt, rostrot, rostgelb, rostgrau ist der Rost. Der Rost frißt. Der Rost malt, mit trockenen, reinen, samtigen Farben. Kein Glanz. Die ganze Welt will voller Glanz sein. Jeder will glänzen. Die Büchse glänzt nicht, nicht mehr jedenfalls. Sie ist wie die Ruine eines alten Tempels den Zwecken entzogen, den Glanz, das Gold hat die Geschichte weitergegeben. Nur ein karges, wunderbar wahres und ehrliches Wesen bleibt übrig. Sie ist jetzt sie selber, konkret, sie ist pure Gestalt und als solche vergänglich, sie ist von symbolischer Qualität, also von höherer Realität.  
Ich werde sie mit nach Hause nehmen, auf meinen Tisch stellen.

III.  
Die Büchse steht auf meinem Schreibtisch. Stilleben, natura morta – Leben und Tod, Wesen im Verwesen.  
Die Büchse ist ein Vanitas-Symbol, sie demonstriert (wie in der Geschichte der Stillebenmalerei es Totenkopf, Sanduhr oder zerbrochene Säule taten) Leere und Nichtigkeit des vergänglichen Lebens.  
An jenem Tag, als ich die Büchse aufhob und mit mir nahm, sah ich eine Unmenge Blechbüchsen und Dosen herumliegen.  
Umwelt, Moral, Zeigefinger:  
Haltet die Berge sauber, trinkt Strohrum, in der Hütte gibt es Mülltüten umsonst, jeder Bergsteiger nehme seinen Abfall wieder mit nach unten, nach Hause, das Bier 3,50 DM bei Selbstbedienung, vor sieben Uhr muß



man das Frühstück auf dem Gangboden zu sich nehmen, Strohrum in den Tee, wie wird das Wetter, haltet die Berge sauber...

Unsere Ruinen sind die Müllhalden, jene großen Vorstadtberge, jene zugeschütteten Bachläufe, jene Parkplätze, jene Ecken beim Abfalleimer, jene, unsere, meine Büchse.

Gewiß, sie ist nicht giftig, also leicht annehmbar, aber golden glänzt sie nicht. Vanitas-Symbol ist sie, Erinnerung an unsere (materielle) Zukunft. An einem Montag habe ich die Büchse aufgehoben, tags zuvor am Sonntag ist ein Student in den Felsen über dem Höllentalferner zu Tode gestürzt, nicht weit weg von der Fundstelle. Büchse, Urne, Konserve, Dose, Faß, Gifffaß – meine Gedanken schweifen. Dieses kleine, banale, verrottete Ding, das da so vor mir auf dem Schreibtisch steht. Und doch ist es so voller Bewußtsein. Ich mache es wie 1915 Marcel Duchamp, der etliche banale Gegenstände wie einen Flaschetrockner oder ein Pissoirbecken zum Kunstwerk erklärt hat, ich erhebe und erkläre ebenfalls die Büchse zum Kunstwerk.

#### IV.

Josef Beuys nahm auch banale Dinge wie Fett, Filz oder Schlitten und gab sie dem Bewußtsein: Fett als Symbol der Nahrung, Filz als Symbol der Wärme, Schlitten als Symbol der Fortbewegung. Im übrigen investierte Beuys sehr viel in die Umwelt-Philosophie...

Ich will hier aber gar nicht über Beuys reden, genausowenig wie über die Darstellung der Alpen in der Malerei, über die Entdämonisierung der Natur, über Romantik, Alpinismus und Tourismus. Die Büchse interessiert mich – obwohl sie eigentlich gar keine mehr ist, wenn man sie vom Gebrauch her definiert. Aber sie war einmal ein funktionierendes Behältnis und glich darin einer silbernen Rokoko-Terrine, und glich darin einer elfenbeinfarbenen attischen Amphora. Nur hält man die Rokoko-Terrine und mehr noch die griechische Amphora für Kunstwerke, denn beide sind von wertvollem Material und von handwerklichem Raffinement.

Aber da gibt es noch etwas, das über diesen Kategorien steht, da ist der Stil, das Ornament, die Art der Bilder, die mehr sind als Funktion, die zum Gebrauch, nämlich Flüssigkeit aufzubewahren, nicht notwendig waren. Da gibt es also Überflüssiges, Luxuriöses...

Nun denn, wo es nur geht, überhöhen wir Menschen die Notwendigkeiten unseres Daseins, geben den Mühen einen höheren oder tieferen Sinn, intensivieren wir die Realien zur Zeichenhaftigkeit, geben Be-Deutung. Jede Anstrengung wird dann sinnvoll, wenn wir das Ziel in den Linien eines Welt- bzw. Menschenbildes geschrieben finden.

So gehören der Gebrauch, die Nutzenanwendung und Verzweckung der Amphora, der Terrine und der Büchse der Vergangenheit an, die Schönheit aller drei Gefäße ist noch Geschichte, die Bedeutung dieser drei Dinge aber liegt einzig und allein in unserem Bewußtsein.

Dabei haben wir es mit der Büchse am leichtesten, ihr Zeichen ist am einfachsten zu lesen. Aber das sagt niemand, daß die Büchse schön und gut sei. Die Rokoko-Terrine, die ist ein Kunstwerk, ihr Ornament erzählt von der Mode um 1750, von einer europaweiten geschmacklichen

Gleichschaltung, orientiert am französischen Hof, aber auch von einem spätbarocken Bewußtsein allgemein, das in der Skepsis gegenüber rationaler Aufklärung und wissenschaftlicher Enzyklopädierung der Welt eben diese noch einmal als theatralische, als Scheinwelt realisiert. Und die griechische Vase, da tun wir uns noch viel schwerer, um das von Mythen durchflochtene, bildbunte, triebhafte, aber auch melancholische Bewußtsein der Hellenen zu verstehen.

Wie gesagt aber, Terrine und Amphora sind als Kunstwerke akzeptiert, nur die Büchse, die rostfarbene, angefressene Büchse, sie muß überhalb ihrer Funktion und kraft Schönheit und Bedeutung zum Kunstwerk erklärt werden.

Wie sagte Beuys? Das Bewußtsein ist Plastik!?

Ich sage: das Bewußtsein ist Büchse...

#### V.

Wie ist das nun mit dem Bergsteigen? Verhält es sich genauso wie mit der Büchse, oder der Terrine, oder der Amphora? Nützlich ist das Bergsteigen ja, was die Gesundheit betrifft: die frische Luft, der Ozongehalt, der angeregte Puls, das Durchschwitzen usw. Aber Alpinismus, und auch der Tourismus, ist mehr. Wir holen heute keine Schafe oder Kälber mehr, die sich verstiegen haben, von den Hängen und Felsen herunter. Wir huldigen einer Ferienphilosophie, einer Naturmuse, wie sie vor 200 Jahren der Genfer J.J. Rousseau mit seinem Slogan „Zurück zur Natur“ eingeleitet hat, oder wir realisieren im Extrem-Bergsteigen den sportlichen Leistungsgedanken, zumindest identifizieren wir uns mehr oder weniger damit, indem wir die einschlägigen Tagebuch-Philosophien konsumieren. Kopf und Krugen werden riskiert, um entsprechende Gipfel, um entsprechende Anstiege zu meistern. Das hat alles nichts mehr mit Nutzen und Zweck zu tun, das sind Dimensionen, die mit dem Kalkül spielen, und zwar existentiell, Dimensionen, die vorgeben, das in unseren Tagen sosehr mathematisierte, also nutz- und zweckgebundene Bewußtsein zu sprengen und im Abenteuer den Geist wieder zu befreien. In der Willenskraft wird mehr Genie, mehr Bewußtseinsweiterung erfahren als im Verfügen über ein technisch reiches Instrumentarium.

#### IV.

Die Büchse, sie ist Abfall.

Container im Himalaya.

Haltet die Berge sauber! Trinkt Strohrum!

Sportliches Leistungsdenken birgt ungeheure Moralismen, die Sensation frißt die Liebe.

Eine solche Büchse in den Händen halten, vorsichtig sie anschauen, sie und in ihr den Menschen verstehen, das ist Bewußtseinsweiterung, das ist die Übung, die wir uns öfters zumuten sollten.

Eine neue Art Bergsteigen? Ein neuer Humanismus? Als im 14. Jahrhundert Petrarca den Mons Ventoux bestieg, um der Naturbetrachtung willen, nahm das Bergsteigen seinen Anfang. Zeitgeschichtlich war dies einer der ersten Akte des aufkommenden Humanismus...

## Etwas, das zum Beispiel ich kann...

Gerlinde Marie Witt

Da gehen sie also fast täglich bei uns ein und aus, diese Helden der unerreichbaren Höhen, Seiltänzer der „messerscharfen“ Grate, diese lebenden Beweise der Darwinschen Lehre. Immer wieder begegnet mir ein irgendwie bekanntes Gesicht, klingt mir eine Stimme wie „Gestern-wo-gehört“ im Ohr, und trotzdem: Als zwar bergerprobtem, jedoch ganz

normalem Amateur beziehungsweise im fortgeschrittenen Anfängertum steckengebliebenem Bergwanderer und Klettergreenhorn fällt es mir schwer, in all diesen mit Gipfelsiegen und 10er-Flotpunkt „gespickten“ Typen etwas anderes zu sehen als Menschen wie du und ich – und allem Anschein nach auch normale Männer.

Bei den weniger naiven und nicht amateurhaften männlichen Kollegen macht sich meist sach- und fachkundige, mitunter auch andächtige Bewunderung breit, wenn sich wieder einmal so ein Bezwingler des „Nirwana-Südwestpfeilers“ am dreizehntniedrigsten Achttausender einfindet und voll scheinbar verhaltenem Stolz oder mit schamloser Begeisterung von seinen unverschämt männlichen Taten berichtet. Da gehe ich dann ganz still und unauffällig in mein kleines Büro und denke: „Na warte, es muß doch etwas geben, das die nicht können; etwas, das man nicht zur Selbstbestätigung in Gipfelerfolgen, Wänden und Höhenmetern messen kann; etwas, das zum Beispiel ich kann – und die nicht.“

Wie wäre es, wenn ich die mal alle der Reihe nach ausfragte, um das herauszufinden? Allerdings: ausgefragt hat man diese „Eroberer des Unnützens“ ja alle schon mehr oder weniger oft. Und dann: wen frage ich zuerst? Fühlt sich da nicht der eine oder andere in seiner Wichtigkeit zurückgesetzt? Wer wäre denn der Erste? Keine Frage. „Gröbazz“, „Alpen-Hippie“, „Sisyphus“ – die Liste der ihm zugeordneten Namen ist lang; 12 Bücher – oder sind es 22? Diskussionen, Talk-Shows, Berichte, Artikel – solche von ihm selbst, solche die man ihm zuschreibt, Tatsachen, Gerüchte, Meinungen, Sensationen, Klatsch und – Interviews, jede Menge Interviews! So viele, daß man vermutlich bequem eine größere Wohnung damit tapezieren könnte.

Ja, das ist es. Ein Interview! Ich stelle mir vor, ich sage zu ihm: „Ich möchte ein Interview mit dir machen!“ Er (überlegt blitzschnell, ob ich als Nichtjournalist a) überhaupt die Qualifikation für so etwas hätte und kommt dabei b) ebenso rasch zu dem Ergebnis, daß ich einen „Klopfer“ haben müsse, so ein Ansinnen an ihn zu stellen – wer weiß, was da zur Sprache käme?) würde mir mit der ihm eigenen Gelassenheit, die zugleich jeglichen Widerspruch im Keim erstickt, antworten: „Niemals“.

Abgeblitzt! Das wäre der Schluß ohne Anfang. So geht es also nicht. Aber je undurchführbarer mir meine Idee vorkommt, desto mehr gefällt sie mir. – Im Ampelstau, auf der Fahrt ins Büro, lese ich Zeitung. Schlimm, was die da wieder zusammenschreiben! Ob das alles stimmt? Die Wahrheit ist für jeden anders und viele Berichte entspringen der reinen Phantasie – sind frei erfunden. Frei erfunden. Vor Begeisterung merke ich nicht einmal, daß ich den Motor abwürge. Ich werde das erste offizielle – zugegeben – frei erfundene Interview mit *Reinhold Messner* schreiben!

Jetzt die Fragen. Sie müssen so einfach und normal sein, daß sie schon wieder raffiniert sind (wie die bäuerliche Kartoffelsuppe, gekocht von Eckart Witzigmann...). Etwa so:

Ich: „Als du geboren wurdest, hattest du da schon mit dem ersten Atemzug das Gefühl, einmal ein großer Bergsteiger zu werden?“

RM: „Blödsinn. In so etwas wächst man hinein. Außerdem – ich bin nur 1,78 Meter, also nicht sehr groß.“

Ich: „Wann hattest du zum ersten Mal Berührung mit dem Berg?“

RM: „Als ich Steine aufhob – und Felsen anfaßte.“

Ich: „Aber da warst du mit Sicherheit erst ein bis zwei Jahre alt?“

RM: „Hör mal, willst du nicht endlich etwas Vernünftiges fragen – etwas, für das ich schon eine Routineantwort im Kopf habe?“

Ich: „Gut. Wie fühlst du dich?“

RM: „Es geht. Ich habe viele Sachen hinter mir und viele wichtige Sachen vor mir.“

Ich: „Willst du mir nicht verraten, worum es sich handelt?“

RM: „In drei Wochen steht es in der ‚Einfarbigen‘. Da habe ich ein Interview gegeben. Ich bin dann schon unterwegs.“

Ich: „Also wieder einmal ‚Top secret‘?“

RM: „Das mußt du verstehen.“

Ich: „Aber – was soll ich dann schreiben?“

RM: „Am besten sind immer die Berichte, die nicht geschrieben werden. Es wird überhaupt zu viel geschrieben, heutzutage.“

Ich (trotzig): „Du schreibst aber doch auch!“

RM (unnachahmlich lächelnd, während er mich genauer ins Auge faßt): „Das ist etwas anderes – aber...“

„Verdammt nochmal“, denke ich, während ich merke, daß ich so nicht weiterkomme, „der hat eine Art, sich zu entziehen, zu entgleiten mit einer Ruhe und Sicherheit, daß es fast schon unverschämt beneidenswert ist; was kann ich dagegen tun?“

Ich: „Weichst du immer so elegant aus?“

RM: „Es ist mir meistens gelungen... falls du die Gefahr am Berg meinst.“

Ich: „Jemand, den du gut kennst, schrieb über dich, daß du ein ‚unerlöster Prinz‘ seist, der ‚den Himalaya seiner Seele erforscht‘. Warum läßt du zu, daß man solch einen Schmarren verbreitet?“

RM: „Man kann über mich schreiben, was man will. Es stimmt alles – oder es stimmt nichts. Das ist unwichtig.“

Ich: „Was ist wichtig in deinem Leben?“

RM: „Daß ich lebe.“

Ich: „Das soll einer verstehen?!“

RM: „Wer mich kennt, versteht mich.“

Ich: „Wer kennt dich?“

RM (macht dabei eine undefinierbare Handbewegung): „Viele – Bergsteiger, Bauern, Sherpas, Männer, Frauen, die Leute auf der Straße... was soll das?“

Ich: „Vielleicht kennen sie dein Gesicht, Deine Taten, Bücher, Berichte, Reklame, Filme... aber dich – den Menschen?“

RM (erhebt sich dabei): „Das ist mir recht so – am liebsten ist mir, wenn man sich gar nicht auskennt.“

Ich: „Also – wie der Berg – im Nebel?“

RM: „Das hast du gesagt...“

## La Calanque

Joëlle Kirch

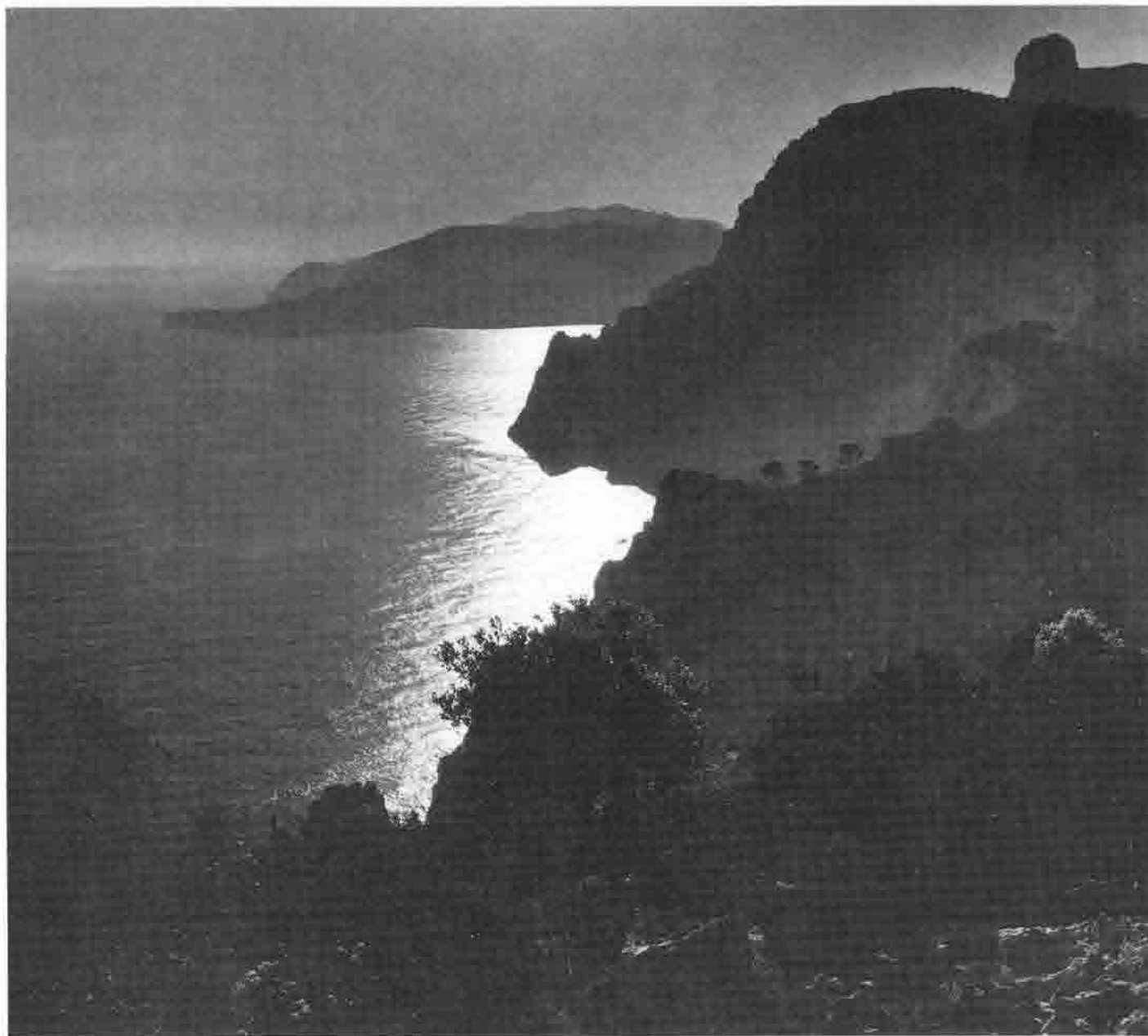
Seite 225:  
Die Calanques mit  
Grand Candelle.

Foto:  
R. Lindner

Seit Jahren verbringe ich meine Ferien oft in den Calanques; nicht nur, wenn im Mont Blanc-Gebiet schlechtes Wetter ist, sondern auch wenn die ganzen Alpen strahlen. Ich mag die Calanques, den Kontrast zwischen Kalkwand und Wasser, das Spiel der Gegensätze – Stein und Wasser, Berg und Meer, Alpen und Mittelmeer.

Es ist ein Thema mit vielen Variationen. Und die Calanque hat eine besondere Sinnlichkeit. (Anders sind z.B. die Lofoteninseln im hohen Norden, im metallischen Glanz der Miltennachtssonne, da wo die schwarzen Steinplatten aus dem sanften Moos der Strände, aus dem tiefgrauen Malström herausragen... aber diese nördliche Sinnlichkeit ist eine andere.)

Die Calanques: dort duftet es. Die klare Luft entfaltet Farben und Nuancen. Die Geräusche von Wind und Meer quellen in der Stille empor. Man hat womöglich eine Bouillabaisse in Marseille gegessen, einen Weißwein aus Cassis getrunken. Man fühlt den warmen Fels, das kühle Wasser, man ist



in der Flut der Mittagssonne, des Mitternachtsmondes, der südlichen Sinnlichkeit.

Die Calanques kannte ich gut im Sommer. Die erhitzte Luft zwischen Himmel und Stein und Wasser flimmert und scheint ganz zu verschwinden. Fata Morgana, diese zu heiße Luft, die man sieht – die Transparenz selbst – ohne sie atmen zu können. Einmal hatte mich fast ein Hitzschlag getroffen. Ich hatte das Gefühl, ich würde sterben. Weiter unten wirkten die Badebuchten, die Fischerboote unerreichbar, unwirklich. Der Sommer zwischen Marseille und Cassis. Tod oder Ewigkeit.

Im Herbst kannte ich auch Sormiou, Morgiou und Sugiton mit dem besonderen Charme einer geliebten Landschaft, die, jetzt endlich wieder befreit, einsam anfängt, im eigenen Rhythmus zu leben. Im Winter waren es die kalten Calanques, unpräzise und um so schöner in den Böen des Nebels. An einem ersten Januar hatte ich sie als zeitlose Landschaft erlebt: die Hitze der Wand, die Kühle des grünen Wassers.

Im Frühling aber war mir diese Urlandschaft am liebsten, mit dem Geruch des Garrigues und immer wieder dem Eindruck, es sei heute der erste Tag der Schöpfung.

Jedoch hatte die Stunde des Vorfrühlings schon geschlagen. Der alpenländische Vorfrühling mit seinen letzten Schneetagen hatte mir die ersten

Blicke von Johannes gebracht, Blicke der ersten Augenblicke, die wiederum die ersten des Tändelns waren.

Seine Augen hatten ein besonderes Merkmal, ja, in einem war etwas wie ein schwarzer Fleck. Johannes hatte sich längst für eine Form entschlossen: ein Schlüsselloch sei es, sagte er, in der hellen grauen Pupille. Ich stimmte zu: Das hätte man in einer Kurzgeschichte lesen können: der Mann mit einem Schlüsselloch im grauen Auge. Ob er damit sehen könne, und wenn ja, was? Wenn ein Voyeur durch ein Schlüsselloch schaut, was sieht er? Was kannst Du, Johannes, sehen, wenn Du durch meine Augen schaust?

Er, Johannes, hatte durch meine Augen gesehen, hatte dann geschwiegen, und wie der Zufall es will, waren wir im Spätfrühling nach Süden gefahren, Ludwig und ich sowie Johannes und Nadia, seine polnische Freundin. In die Calanques, zum Wandern und Klettern. Der Spätfrühling war jetzt im Gange, schon vom Sommer umworben, in der schweren Pracht, in der Kraft der längsten Tage des Jahres, ein Spätfrühling für später.

In der Früh hat uns der kühle Wind wachgerufen. Wir hatten die Nacht oben am Fels verbracht. Nachts war es noch warm gewesen, bei dem steilen

Anstieg von der Fischerbucht. Das Auto hatten wir unten gelassen, auf dem Platz, leer: wegen der Einbrüche um Marseille.

Wir hatten die Türe mehrmals zugeknallt, ja, um Mitternacht, wie es sich gehört hier unten, in dem lauten Durcheinander der Nacht. Transistormusik für zwei Minuten, dann eine tiefe und kurze Stille, nochmals eine schrille Stimme, ein Hupen. Eine Katze und ein Bellen, dazwischen die metallischen Klänge der Kletterausrüstung, disharmonisch in der Nacht. An der Bar de la Calanque Geschrei und die laute, flaue und blaue Terrasse in der neuen Neonpracht.

Leise waren wir emporgestiegen, Es war gut, die ordinäre Atmosphäre des kleinen Hafens hinter uns, weit hinter uns zu lassen. Schon eine Stunde war vergangen, und wir waren in einer anderen Welt.

Oben vom Hochplateau waren wir wieder abgestiegen, am glatten weißen Fels entlang bis zum schwarzen Wasser, für ein kühles Bad in diesem immer eiskalten Meer. Danach waren uns wieder die Steinplatten lauwarm vorgekommen, Angenehme Griffe, diese schwarzen Ritzen und Pflanzenlöcher. Unsere Körper wirkten im nächtlichen Glanz hell, weißlich, unwirklich.

Ich höre Johannes sagen, er sähe mich zum ersten Mal nackt. Ich schwieg, so wie Ludwig und Nadia. Wir fanden oben am Überhang eine geeignete Steinplatte, flach genug, trotz der zahlreichen Rillen des Wassers und des Windes. Ein idealer Biwakplatz.

Im Mondlicht fühlten wir uns leicht; doch nicht nur: Wir fühlten uns auch schwer, schwer vom feierlichen südländischen Abendessen; vom feinen Weißwein aus Cassis, vom prickelnden Schaumwein des Vercors, vom schweren Rotwein der Montagne Sainte Victoire, von den Mandelplätzchen aus der Verdongegend, sowie von den süßen Trauben und dem harten Tresterschnaps der Südalpen. Vom Fisch mit wildem Meeresfenchel, vom Fleisch mit Morcheln. Zu Abend gegessen hatten wir in einem der alten Häuser am Pier; ihre Fenster bewachten den quadratischen alten Hafen von Marseille.

Zunächst eine der vielen Vorspeisen – ein Teelöffel gefrorenen Olivenöls als Auftakt und ein Gläschen Süßwein aus Beaumes de Venise. Auch dort im Hinterland – in Beaumes – haben sich die Alpen mit dem Meer vermählt. Eine Stadt, deren Name schon ihre Grotten, Kalkwände, Kanäle und Bäche verrät, ein Venedig, eine Spielerei der Voralpen.

In der Nachtschwere hatten wir den Weg zu unseren Schlafsäcken gefunden. Für welche Nacht, wenn nicht für die Frühsommernacht! Eine Sommernacht mit oder ohne Sommernachtstraum, wo die Götter sich daran machen, einem die Köpfe zu verdrehen.

Kühl ist es jetzt, die Möwen finden es auch, starten kreisend in die Morgenluft. Für mich ist es ein langsames Aufwachen, Ich bin mehrmals wach geworden wegen der Brise, der Kälte. Ich fühle plötzlich, daß der neue Tag längst angefangen hat. Es stimmt auch: Himmel und Wasser werden lichter, die ersten Boote sind schon längst mitten im Meer, die Netze im Wasser. Ein Paar Atemzüge und ich sinke wieder in Schlaf für eine oder zwei Stunden, neben Ludwig. Ich fühle die Sonne von gestern an seiner Haut. Er schmeckt nach wildem Honig. Wir strecken uns in der Morgenluft, staunen, wie klar alles ist, wie der erste Schöpfungstag. Unglaublich, und doch selbstverständlich. Die Rucksäcke sind zu, wir werden heute in den Calanques wandern, hier und da eine Seillänge mit Johannes und Nadia klettern. Das Meer unten wird tiefblau. Der weiße Fels bleibt noch kalt, griffig. An den unmöglichsten Stellen der Wand sprießen große runde Blumen. Oben wieder die bizarre Form der Pinien. Überall auf dem Hochplateau gelbe, helle Blüten, im Wind schillernd, und die weißen Baumstämme des abgebrannten Waldes. Sie liegen zwischen Blütenpracht und Horizont. Ausgebrannt sind wir nach ein paar Stunden, die Sonne erhitzt diesen Kalkofen. Die Steine riechen nach zu warmer Luft. Wir sind durstig und steigen ab. Das Wasser des Meeres bleibt kühl. Kalt ist die Bucht von Morgiou: Wir wollen in die blaue Grotte, wie in Capri.

Drüben gibt es unter dem Fels eine dunkle Aushöhlung, einen Riß zwischen Land und Meer. Wir schwimmen hin und verschwinden in dem schwarzen Loch, das wie eine schmale horizontale Tür zum Erdinneren lockt. Plötzlich umgreift uns eine fast kreisrunde Höhle. Weit oben wölbt sich der Fels. Grün, giftgrün ist es unter uns, grün sind die Lichter des Wassers, da, wo das Licht sich bricht.

Wir sind alle knallgrün mit einem Mal, die Calanque hat aus uns feierliche Frösche gemacht, aus grünem Samt und Seide, körperrnah und festlich angezogen, mit hier und da barocken Luftperlen auf der Haut. Wie angegossen paßt uns dieses Opertgewand aus Licht und Wasser.

Johannes' reife Wadenmuskulatur läßt an Don Giovanni in großartiger Aufmachung denken. Der reife Busen, die reifen Arme von Nadia sind auf einmal grüne Natur. Grün, grün, grün sind auch unsere Kleider, um Ludwigs kraftvolle Silhouette, um meinen kleinen, graziösen, fast kindlichen Körper. Grün, grün, grün sind auch meine Kleider. Vier Kinder des Olymp in einer grünen Metamorphose.

Wir schwimmen heraus, finden gleich wieder in der Sonne eine kleine steile Steinplatte, groß genug für uns. Oder fast... uns gegenüber spielen die Lichtspiegelungen des Meeres am Fels, ihre kleinen Wellen gehen ineinander, reflektieren auf dem Stein und in der schrägen blauen Perspektive des tiefen Wassers. Wir sitzen nackt auf hartem Fels, ganz ohne Bewegung. Oder fast... Die verspielten Spiegelungen reflektieren auf den vier Körpern und verschmelzen sie in ein Werden, obwohl alles still zu stehen scheint. Fels, Wasser: Da, wo die Materie steht und fließt, steht und fließt in uns die Zeit zugleich...

Eine Woche später sind wir wieder in den Calanques. In der Früh sind wir die engen Gassen der Beaumettes entlanggefahren. Rechts und links sieht man nur graue Mauern von Gärten, oben bunte Glasscherben als häßlichen Schmuck. Die bunte Krone der Vorstadt. Die Fischstände am Straßenrand, tiefend vom Meereswasser, von Süßwasser mit Fischresten oder Schuppen, locken uns: Seeigel? Meerestrüchte, wie wir sie nur in Marseille probiert haben?

Wir nehmen Orangen mit, das beste für die fürchterliche Hitze der Wand. Diesmal wollen Ludwig und Johannes eine Klettertour machen. Johannes ist ein guter Wanderer, mal alt, mal jung, im Fels unerfahren. Er will es probieren: Dieser weiße Kalk mit den vielen Variationen ist wie dafür geschaffen.

Der Mistral bläst seine grauen Locken, bläst um seine Falten, um sein Fallengesicht. Er ist auf dieses neue Erlebnis gespannt, wie Nadia. Sie hat lange überlegt, ist dann doch mitgekommen. Die letzten Tage waren reich. Entwicklungen? Verstrickungen? Und gestrickt hat sie auch, etwas Seidenes für mich und etwas Grünes für Ludwig hat sie angefangen. Gespannt. Spannend.

Die Sonne war bis Mittag hinter einem dichten Nebel geblieben. Sie schien dadurch noch wärmer zu sein. Wie aus Blei der Himmel, das Meer, der Fels.

Es wird erträglicher, als wir am Weg in der kleinen Kneipe eine Pause machen. Wir bestellen Säfte – Sirup mit viel Wasser, volkstümliche giftgrelle Getränke in Südfrankreich. Die „menthe à l'eau“ ist so grün wie nur wilde oder chemische Minze sein kann, so grün wie die Neonbeleuchtung der Gastarbeitermoscheen. So grün wie die Gesichter des Wassers. Die „grenadine“ dagegen, rot, wie man sich arabische Granatäpfel in einem Café der Ghettos Marseilles vorstellen kann. Ja, von hier aus ist der algerische Maghreb nicht weit.

Auf einmal wird die Hitze leichter. Eine sanfte Brise weht. Die Sonne steht am Zenith. In der Luft schwebt die schönste Gabe der Calanques: die transparente Schönheit des Mittelmeeres.

Wir gehen am Fels entlang, an der Bucht entlang, dann steigen wir in den Pinienwald. Am Paß steigt Nadia links hoch, wir gehen rechts bis zur Wand. Ach, diese Landschaft, mit dem herben Rosmarin in der Luft, der

Geruch der warmen Bäume, die Tiefe unten: die Badebucht zwischen Felsnadeln versteckt, leer an diesem warmen Frühlingstag.

Wir haben Zeit genug, in die Landschaft zu schauen. Manchmal ruft Johannes Nadia zu. Sie winkt zurück. Sie hat einen gemütlichen Platz gefunden, sie hat sich hingelegt, nackt, und sonnt sich uns entgegen. Ihr Körper winkt uns zu, ihr Ruf schwebt über der Schlucht mit dem Duft der warmen Pflanzen. Ludwig läßt seinen Blick schweben. Jetzt, so fühle ich, schwebt er selbst. Er winkt ihr zu. Sie ruft zurück. Von Seillänge zu Seillänge wiederholt sich diese Szene. Wir klettern zu viert, Nadia horizontal, wir drei vertikal. Der ganze Raum gewinnt etwas Theatralisches, der Freiraum des Meeres spannt sich: die natürliche Arena um uns wird zum Brennpunkt.

Wir klettern langsam, die Risse, die Platten lassen unsere Hände empfindlicher werden. Um uns ist es still, Fels und Gräser schweben mit uns in den schönsten – in den letzten – Stunden des Tages.

Johannes ist wieder mit mir am Stand. Er ist schweigsam, er riskiert ab und zu einen Blick zu mir. Als ob...

Wir stehen gut im Augenblick.

– Nach Rechts, ja, noch zehn Zentimeter.

– Moment!

– Nachkommen!

– Moment!

Er wirkt angespannt. Ist es die Klettertour – obwohl er es gut macht – oder?

Er steht wieder am Stand, prüft am Fels die nächsten Quadratzentimeter.

Ludwig hat schon die Schlüsselstelle gefunden, er fühlt sich glücklich zwischen Echo und Meer. Johannes schaut jetzt zu mir, gespannt. Spannend?

– Schau hinter dich! Dreh dich um!

– Ah!

Er hat sich umgedreht und steht frei in der Sonne, die sich jetzt dem Meer und dem Berg in lässiger Weise überläßt. Es ist spät geworden. Eine lange laue Dämmerung. Alle Formen mischen sich, und die Düfte wirken noch strenger – karge Rosmarinpflänzchen sind es, von den Meereswinden gedrängt. Umso mehr duften sie in ihren Steinlöchern. Eine harte Landschaft, diese Landschaft ohne Land; Stein, Meereswasser und Luft – auch wenn die Farben es so gestalten, als wäre es anders.

Wir sind am Gipfel gestanden, wir haben uns abgeseilt. Ludwig macht sich fertig, die Rucksäcke sind zu. Nadia hat sich angezogen. Der Abstieg wird im Dunkeln geschehen, Marseille werden wir an dem helleren Himmel im Westen schwach erkennen können, da, wo die Großstadt die schwarze Nacht färbt.

Ich fühle mich leer, ausgeleert, so leer wie der Himmel über mir, so leer wie jetzt das unendliche Meer. Johannes schaut sich um. Er blickt zu mir, zögert noch. Doch. Schau dort. Ich sehe auf dem Fels eine Bleitafel, mit groben Buchstaben und einem wie gefälschten Edelweiß darunter – Werk einer Alpenvereinssektion, unverkennbar. „A notre petite camarade Marietta.“ Der lieben jungen Bergkameradin Marietta, als Andenken.

Blick in meine Richtung, verstohlen, ahnungslos und vorahnend zugleich. Schau, du, Kleine.

Und er will durch meine Augen schauen, ob... Nein, nie mehr wird er durch meine Augen schauen können. Es stimmt, ich heiße auch Marietta. Nicht, daß ich italienisches Blut in den Adern habe: meine Eltern fanden es einfach schön, wohlklingend.

Marie, Marietta. Niedlich, weiblich, Marietta, wie Madonna. Ja, die Luft, süßlich herb, weder blau noch rosa, zwischen Sonne und Mond, ist stehengeblieben, ich damit auch, ich habe gefühlt, ich stürbe.

Ein Jahr später sagten uns Johannes und Nadia, sie wollten ihre Ferien da, wo Fels und Wasser sich treffen, verbringen – Norwegen vielleicht.

Oder in den Calanques? sagte Ludwig.

Dies ist eine andere Sinnlichkeit, sagte ich.

## Strahlende

## Firne

Wie pocht' das Herz mir in der Brust  
Trotz meiner jungen Wanderlust,  
Wann, heimgewendet, ich erschaut'  
Die Schneegebirge, süß umblaut,  
Das grosse, stille Leuchten?

Ich atmet' eilig, wie auf Raub,  
Der Märkte Dunst, der Städte Staub.  
Ich sah den Kampf, was sagest du,  
Mein reines Firnelicht, dazu,  
Du grosses, stilles Leuchten?

Nie prahl' ich mit der Heimat noch  
Und liebe sie von Herzen doch!  
In meinem Wesen und Gedicht  
Allüberall ist Firnelicht,  
Das grosse, stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,  
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?  
Was geb' ich, das dem Tod entflieht?  
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,  
Ein kleines, stilles Leuchten!

C.F. Meyer

*Conrad Ferdinand Meyer, der das Gedicht vom „Firnelicht“ angeregt von den Gletschergebirgen seiner Schweizer Heimat schrieb, lebte von 1825 bis 1898. Wäre er ein Jahrhundert später geboren, hätte auch er erfahren, was in der DAV-Pressenotiz zum 7. Mai 1986 so ausgedrückt ist:*

„Das Reaktorunglück im sowjetischen Kernkraftwerk Tschernobyl hat für Bergsteiger, die während der nächsten Tage und Wochen in Gletschergebieten unterwegs sein möchten, schwerwiegende Folgen...

Es darf weder oberflächennaher Schnee noch Wasser aus Regenwassersammelern zur Trinkwasser- und Essensbereitung sowie zum Waschen verwendet werden!

Folgende Zahlen unterstreichen die Notwendigkeit dieser Maßnahme:

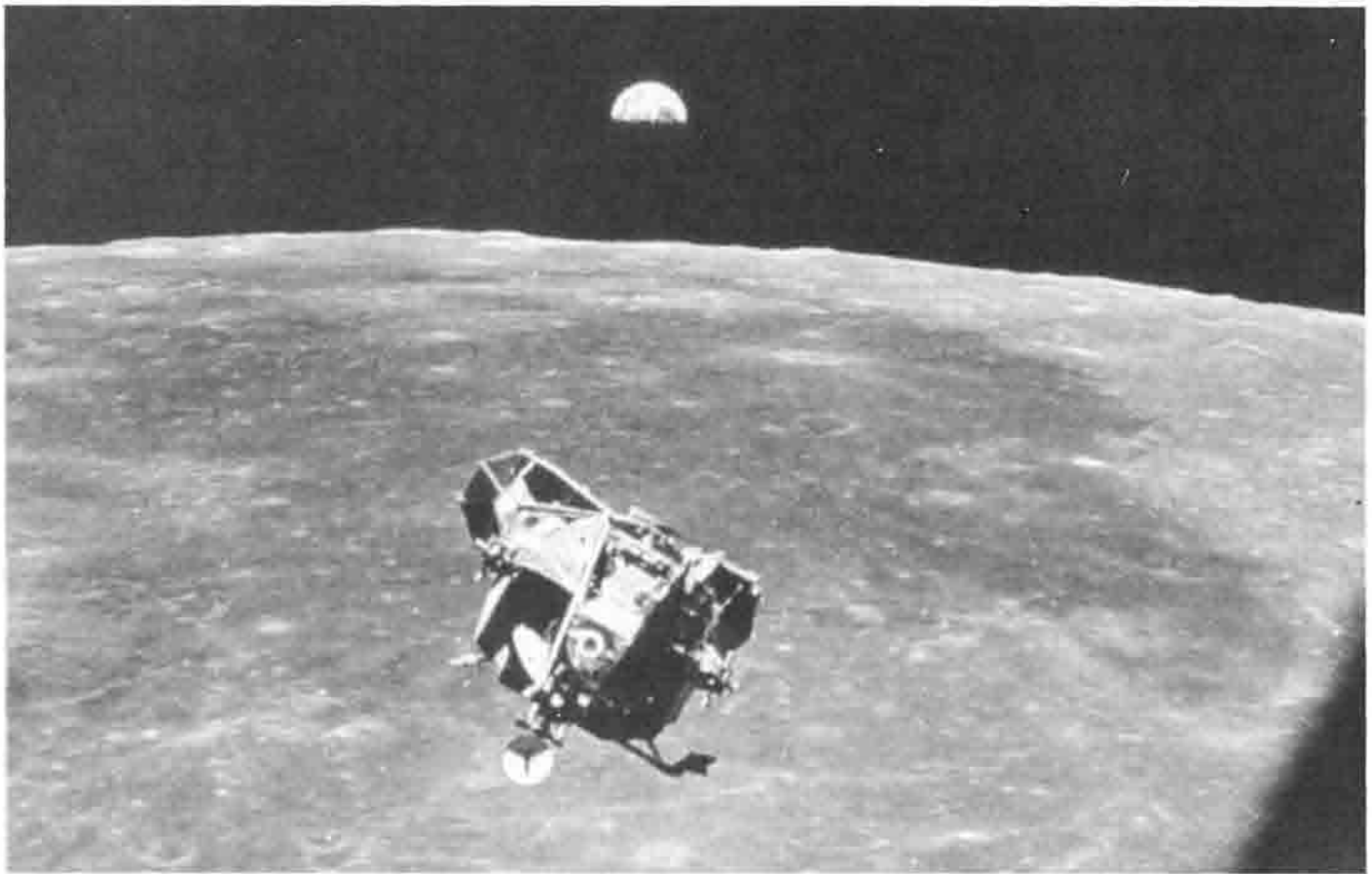
Normalstrahlenbelastung	2 bis 8 Microroentgen
Derzeitige Strahlung in München	13 Microroentgen
Höchst in Bayern gemessene Strahlbelastung	50 Microroentgen
Strahlenbelastung am Kitzsteinhorn	1000 Microroentgen

Der letzte Wert besagt, daß die Strahlenbelastung im vergletscherten Hochgebirge 200 bis 400mal höher als normal, beziehungsweise 20mal höher als die größte in Bayern gemessene Strahlung ist. Es ist deshalb so gefährlich, Schneeschmelzwasser oder gesammeltes Regenwasser zu konsumieren, weil deren Gehalt von Jod, Caesium und Strontium bedeutend über den von den Gesundheitsministerien festgelegten Grenzwerten liegt. Diese sind für beispielsweise einen Liter Milch in Bayern 500 Becquerel, in Hessen 20 Becquerel.

Bei Schneemessungen in den Ötztaler Alpen wurden am 7. Mai 5550 Becquerel/kg festgestellt.

Der Deutsche Alpenverein empfiehlt, derzeit von Skitouren abzusehen, um die Gesundheit nicht noch zusätzlich zu gefährden.“

*Zwar sah sich der DAV schon am 14. Mai 1986 in der Lage, auf die Situation mit einer „Teilentwarnung“ zu reagieren, doch heißt es in dieser unter anderem:*



„Die Situation entspannt sich jetzt auch in den Bergen. Neue Messungen weisen eine deutliche Reduzierung der Werte aus. Insgesamt ist auf Touren gegenüber den Normalwerten derzeit noch mit einer zwei- bis vierfachen Strahlenbelastung zu rechnen. Für die nahe Zukunft (sprich Pfingstfeiertage) scheint ein weiterer Rückgang der Werte sehr wahrscheinlich, da beispielsweise die Halbwertszeit von Jod 1318 Tage und von Tellur 1323 Tage beträgt. Diese beiden Isotope hatten einen Anteil von über 60% an der radioaktiven Wolke.

Die Empfehlung des Deutschen Alpenvereins, zum gegebenen Zeitpunkt keine Touren im Schneegebiet durchzuführen, wird nicht mehr aufrecht-erhalten, wenngleich einzuräumen wäre, daß wir nach Tschernobyl bei Caesium mit einer fünfmal erhöhten Belastung rechnen müssen...

Wer absolut auf Schmelzwasser angewiesen ist, sollte so tief wie möglich senkrecht in die Schneedecke hinein-, dann eine waagrechte Aushöhlung graben und aus ihr die erforderliche Schneemenge entnehmen. Dies ist nur sinnvoll, wenn kein Tauwasser durchgesickert ist oder zufließen kann. Das daraus gewonnene Schmelzwasser sollte man dann zusätzlich durch einen Aktivkohlefilter (maximal 100 Liter pro Filtereinsatz) laufen lassen. Er hat eine enorme Absorptionsfähigkeit. Aktivkohle gibt es übrigens auch in allen Apotheken zu kaufen....“

*Was Conrad Ferdinand Meyer, wohl in Kenntnis solcher Daten und sonstiger Errungenschaften unserer Zivilisation beim Anblick der Firne heute bewegte? Ob er Verständnis hätte für seinen nachgeborenen Schriftstellerkollegen Günter Grass? Dieser stellt sich in seinem jüngsten Roman „Die Rätin“ vor, als einziger des Menschengeschlechts in einer Raumkapsel den „Großen Knall“ – die eher versehentlich ausgelösten atomaren Erst- und Folgeschläge der irdischen Supermächte – überlebt zu haben. Auf Erden überlebt hat – so scheint es jedenfalls – nur, wenngleich mit großen Verlusten, das zahlreiche Volk der Ratten. Und von diesen eine, eine Rätin, übermittelt dem Icherzähler in der Kapsel per Television Lageberichte vom verstrahlten „Raumschiff Erde“:*

„Mal plappert sie leichthin, als müsse auf Rattenwelsch, in dem viel Tratsch zischelt, die Welt samt Kleinkram verplaudert werden, dann wieder fistelt sie belehrend, indem sie mich in die Schule nimmt, mir rattig geschichtsläufige Lektionen erteilt; schließlich spricht sie endgültig, als habe sie Luthers Bibel, die Großen und Kleinen Propheten, die Sprüche Salomonis, Jeremiä Klagelieder, wie nebenbei die Apokryphen, den Singsang der Männer im Feueröfen, die Psalmen alle und Siegel nach Siegel des Johannes Offenbarung gefressen.

Wahrlich, ihr seid nicht mehr! höre ich sie verkünden. Wie einst der tote Christus vom Weltgebäude herab, spricht weithallend die Rätin vom Müllgebirge: Nichts spräche von euch, gäbe es uns nicht. Was vom Menschengeschlecht geblieben, zählen wir zum Gedächtnis auf. Vom Müll befallen, breiten sich Ebenen, strändelang Müll, Täler, in denen der Müll sich staut. Synthetische Masse wandert in Flocken, Tuben, die ihren Ketchup vergaßen, verrotten nicht. Schuhe, weder aus Leder noch Stroh, laufen selbsttätig mit dem Sand, sammeln sich in vermüllten Kuhlen, wo schon des Seglers Handschuh und drolliges Badesgetier warten. All das redet von euch ohne Unterlaß. Ihr und eure Geschichten in Klarsichtfolie verschweißt, in Frischhaltebeuteln versiegelt, in Kunstharz gegossen, in Chips und Klips ihr: das gewesene Menschengeschlecht...

Ach, eure Autohalden, in denen sich wohnen ließ früher. Container und sonstige Stapelware. Kisten, die ihr Safe und Tresor nanntet, stehen sperroffen: jedes Geheimnis ausgekotzt. Alles wissen wir, alles! Und was ihr in suspenden Fässern gelagert, vergessen oder falsch abgebucht habt, wir finden sie, eure tausend mal tausend Giftdeponien: Plätze, die wir begrenzen, indem wir warnend – uns warnend, denn nur noch wir sind – Duftmarken setzen.

Zugegeben: selbst euer Müll ist beachtlich! Und oft staunt unsereins, wenn Stürme mit dem strahlenden Staub sperrige Bauelemente von weither über die Hügel ins flache Land tragen. Seht, es segelt ein Glasfibernach! So erinnern wir den verstiegenen Menschen: immer höher hinaus, immer steiler erdacht... Seht, wie zerknautscht sein Fortschritt zu Fall kam!“

*Aber noch ist die Erde nicht „unbewohnbar wie der Mond“...*

# Wieviel Mensch verträgt die Natur?

## Bergsteigen als Massensport – freies Betretungsrecht der Natur ein lösbarer Konflikt?

Heinz Röhle

Seite 228: Über der Mondoberfläche erscheint die Erde.

Foto: USIS/NASA

„... **Noch** ist die Erde **nicht** unbewohnbar wie der Mond“, trösteten wir uns – die Aussage eines Buchtitels von Gerhard Zwerenz in ihr Gegenteil verkehrend – auf Seite 228. Allerdings, gleich gut bewohnbar ist diese Erde nicht allerorten. Und es sind auch nicht mehr nur natürliche – also etwa klimatische – Bedingungen, die sie mancherorts wenig angenehm bewohnbar machen, sondern eben jene Errungenschaften menschlicher Zivilisation, die immerhin laut Günter Grass den Ratten doch einigermaßen imponieren. Der Stadt, dem Müll und sonstigen Unbilden entfliehen deshalb viele Erdenbewohner, so oft und lang das geht, in bewohnbarere Gegenden – zum Beispiel ins Gebirge. Daß dieses aber bewohnbar und zugänglich bleibe – trotz des Ansturms von Zivilisationsflüchtlingen – dem es ausgesetzt ist –, darum bemüht sich Dr. Heinz Röhle, Autor des folgenden Artikels, seit Jahren als

Naturschutzreferent des DAV. Dr. Röhle ist extremer Bergsteiger und Kletterer klassisch-alpiner Prägung, begeisterter Tourenskiläufer, sportlich ambitionierter Radler... Durch diese Tätigkeiten von Jugend an mit den Bergen und der Natur verbunden, wurde er jedoch bald auch mit der Erfahrung konfrontiert, daß es nicht überall zum besten steht mit dieser Natur – auch in den Bergen. Diese Erfahrung hat ihn zum Studium der Biologie und seinen beruflichen Werdegang bestimmt. Und auch sein Engagement für Natur- und Umweltfragen rührt daher. Dr. Röhle ist demnach einer, der den Zwiespalt zwischen Naturnutz und Naturschutz ständig mit sich selbst auch auszutragen hat. Was er fordert, fordert er darum nicht als hoch über allen Zwiespalt und alle Anfechtungen erhabener Messias, sondern als Betroffener wie wir. (d. Red.)

## „Harter“ Tourismus – „Sanfter“ Tourismus

„Harter“ Tourismus – jeder von uns kennt sie zur Genüge, diese landschaftsfressende und energieintensive Form des Fremdenverkehrs. Ob der „Harte“ Tourismus seinen Ausdruck nun in Urlaubersilos am Mittelmeer, Gletscherskigebieten auf Alpengipfeln oder dem in Mode gekommenen „Überwintern in wärmeren Gefilden“ (unter dem Motto: „der Sonne entgegen“) findet, immer wird die Natur durch die Errichtung der notwendigen Infrastrukturen (Baumaßnahmen usw.) und den hohen Energieaufwand (beim Transport oder aufgrund überzogener Komfortansprüche) übermäßig stark belastet. Dem gegenüber stehen die seit einigen Jahren propagierten Formen des „Sanften“ Tourismus. „Sanfter“ Tourismus bedeutet Hinwendung zu naturgemäßen Formen des Fremdverkehrs. Bevorzugte Aktivitäten sind zum Beispiel Radfahren, Wandern und Bergsteigen mit allen seinen Spielarten: Betätigungen also, zu deren Ausübung keine aufwendigen Erschließungsmaßnahmen vorgenommen oder spezielle Sportanlagen erbaut werden müssen. Der Landschafts- und Energieverbrauch ist minimal, mit den Zielen des Umweltschutzes bestehen nur geringe Reibungsflächen.

So weit – so gut. Um ganz ehrlich zu sein, wir Bergsteiger waren ja schon immer etwas stolz darauf, die Zeichen der Zeit rechtzeitig erkannt zu haben und fühlen uns deswegen nicht selten als Vorreiter in Sachen Naturschutz: Das Modell einer landschafts-

schonenden Tourismusentwicklung, wie es vor einigen Jahren vom Alpenverein im Virgental (Osttirol) initiiert wurde, unterstreicht das in dieser Hinsicht fortschrittliche Denken der „offiziellen“ Bergsteigerorganisationen. Gleichzeitig werden Möglichkeiten und Grenzen einer alternativen und trotzdem ökonomisch interessanten Fremdenverkehrsplanung in einer Fallstudie aufgezeigt.

Der sanfte Tourismus löst alle Probleme, so scheint es – auf den ersten Blick wenigstens. Doch ist dem wirklich so; oder ruhen sich Bergsteiger und Alpenverein nicht auf ihrem ruhigen Gewissen aus? Muß nicht auch „Sanfter“ Tourismus erlernt, richtig praktiziert und in Maßen (oder bei Massen?) gelenkt werden?

## Der Konflikt

Der Konflikt zwischen Naturschützern und Naturnutzern spitzt sich zu. Warum? Jahrelang galt Bergsteigen in allen Varianten als Inbegriff einer „sanften“ Sportart schlechthin. Auf landschaftszerstörende Erschließungen konnte weitgehend verzichtet werden, sieht man einmal von der Errichtung von Schutzhütten oder der Anlage und Markierung von Wanderwegen ab. In jüngster Zeit werden jedoch immer mehr Stimmen laut, die behaupten, daß man auch das Bergsteigen nicht vorbehaltslos als landschaftsschonende Sportart ansehen könne. Was ist passiert? Hat sich der Charakter des Bergsteigens in letzter Zeit grundlegend geändert?

Foto: R. Karl

Mit Sicherheit nicht. Bergsteigen an sich ist auch heute noch eine „Sanfte“ Sportart. Der einzelne, der das Gebirge besucht, über entsprechendes Wissen verfügt und sich umweltgerecht benimmt, stellt mit Sicherheit keine Bedrohung für die alpinen Regionen dar. Ganz anders verhält es sich jedoch, wenn Bergsteiger in größerer Zahl auftreten. Mit einem Wort: Die Masse macht's. Die an sich relativ unbedeutenden Störquellen Bergsteiger, Kletterer oder Tourenläufer können bei gehäuftem Vorkommen doch ganz erhebliche Schäden verursachen. Erschwerend kommt hinzu, daß sich bei einem Teil der Bergsteiger umweltschonende Verhaltensweisen nur im Ansatz beobachten lassen: Der rücksichtsvolle Umgang mit der Natur, der an sich selbstverständlich sein sollte, ist bedauerlicherweise nicht immer die Regel.

## Bergsteigen als Massensport

Der alpine Fremdenverkehr findet seinen Ursprung im wesentlichen in der im 19. Jahrhundert immer stärker gewordenen Verstädterung und Technisierung. Die Industrialisierung verschlechterte die Lebensbedingungen großer Teile der Bevölkerung entscheidend, der Drang zur unberührten Natur wurde geweckt. Die herrschenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse gestatteten es nach HANNSS (4) allerdings bis weit ins 20. Jahrhundert im wesentlichen nur der Mittel- und Oberschicht, ihr Bedürfnis nach einer intakten Natur durch Ferienreisen zu befriedigen. Erst nach dem zweiten Weltkrieg wandelten sich die Verhältnisse grundlegend. Spürbare Verkürzungen der Arbeitszeit und deutlich verbesserte Einkommensverhältnisse eröffneten den „Run“ auf die Alpen. Das stetige Anwachsen der Mitgliederzahlen der meisten alpinen Vereine und die Entwicklung der Nächtigungszahlen auf den Bergsteigerhütten in den letzten Jahrzehnten belegen diesen Trend eindeutig. Folgende Zahlen mögen die Entwicklung grob charakterisieren: Mittlerweile strö-

men jährlich etwa 40 Millionen Touristen aus ganz Europa in die Alpen. Langzeiturlauber bringen es auf rund 250 Millionen Übernachtungen im Jahr; aus den angrenzenden Verdichtungsräumen (um München, Wien, Mailand, Turin, Grenoble usw.) kommen noch zwei Millionen Wochenendausflügler und 60 Millionen Tagesgäste hinzu. Der Erholungsdruck in den Alpen wurde vielerorts so stark, daß das sensible ökologische Gleichgewicht ins Schwanken geriet. In besonders stark frequentierten Gebieten ist die empfindliche alpine Boden- und Mattenflora durch Trittschäden bereits stark geschädigt oder gänzlich vernichtet, Trieb- und Stammverletzungen in Jungwäldern, hervorgerufen durch die Stahlkanten unachtsamer Skifahrer, steigen sprunghaft, die Störung gefährdeter Tierarten (wie z. B. unserer heimischen Rauhfußhühner) bedroht die letzten Rückzugsgebiete. Diese wahllos herausgegriffenen Beispiele sollen verdeutlichen, daß allein durch das massenhafte Auftreten der Spezies „Bergsteiger“ erhebliche Konflikte in der ökologisch sehr empfindlichen Alpenregion auftreten. Aber nicht nur im Gebirge, sondern auch in den bekannten außeralpinen Klettergebieten sorgt der enorme Ansturm bergsteiger „Naturfreunde“ für Probleme. Im dichtbesiedelten Deutschland gehören unzugängliche Felsformationen oft mit zu den letzten ökologischen Nischen. Zahlreiche Tier- und Pflanzenarten, die durch die intensive Landnutzung und rücksichtslose Betonierung unserer Umwelt vertrieben wurden, finden dort Überlebenschancen. Nicht selten trifft man hier auch Reliktvorkommen aus der Eiszeit (Pflanzenarten wie Felsensteinkraut, Silberwurz o. ä.). Seit etwas mehr als einem Jahrzehnt gewinnen diese außeralpinen Felsformationen für den Bergsteiger und Sportkletterer zunehmend an Bedeutung. Mit der Ruhe und Beschaulichkeit früherer Zeiten ist es hier vorbei.

## Nicht jeder Bergsteiger ist Naturschützer

Neben dem massenhaften Auftreten macht sich in letzter Zeit, wie bereits erwähnt, vermehrt ein sorgloses Verhalten im Umgang mit der Natur bemerkbar. Die beiden folgenden Beispiele – Nachahmung nicht empfohlen !!! – mögen stellvertretend für die geänderte geistige Grundhaltung vieler Bergsteiger sein:

### 1) Skitourenlauf und Biotopschutz

„Solange das nicht verboten ist, fahr ich runter, wo ich will“, rief mir der Letzte der Gruppe zu, drückte sich von der Hangkante ab und entschwand mit eleganten Schwüngen im staubenden Pulverschnee mitten durch das Auerwildbiotop. Und das alles wider besseres Wissen. Denn am Scheinberg in den Ammergauer Alpen – hier hat sich die geschilderte Begebenheit an einem herrlichen Wintersonntag im Januar des Jahres 1986 abgespielt – kann sich niemand über mangelnde Aufklärung beklagen: Bereits am Ausgangspunkt der Tour, einem vielbesuchten Parkplatz, wurden von der Wildbiologischen Gesellschaft, dem Forstamt Oberammergau, der Bergwacht und dem Deutschen Alpenverein Informationstafeln aufgestellt. Sie veranschaulichen den Routenverlauf, den man beim Aufstieg wie auch bei der Abfahrt benutzen soll, um das am Scheinberg noch existierende Auerwildvorkom-

Rechts:  
Skispuren –  
sanfte  
Spuren?



Foto:  
S. Brandl





men vor dem Aussterben zu bewahren. Zusätzlich wurden im Gelände gut sichtbare Markierungen an den Bäumen angebracht, die bei einem aufmerksamen Skitourenläufer keinerlei Unklarheit über den empfohlenen Routenverlauf aufkommen lassen. Optimale Information, sollte man meinen. Und trotzdem wird am Scheinberg nur von etwa 70% aller Tourenläufer die zum Schutz des Auerwildes auf der Informationstafel vorgeschlagene Route gewählt. Die übrigen kümmern sich nicht um die eindringlich ausgesprochene Bitte, die ausgewiesene Schutzzone zu meiden. Begründete Empfehlungen – um ein Verbot handelt es sich hier ja nicht – lassen offensichtlich einen Teil der Bergfreunde kalt.

## 2) In den Klettergärten scheiden sich die Geister

Noch deutlicher wird der Interessenskonflikt zwischen Naturschützern und Naturnutzern in den außeralpinen Klettergebieten. Magnesiaverbote oder zeitlich befristete Routensperrungen zum Schutz der Nistplätze gefährdeter Vogelarten werden oft nicht befolgt, auch wenn bei Mißachtung langfristig gesehen das gesamte Klettergebiet verlorengehen sollte. In besonders krassen Fällen wurden bereits geschützte Vogelarten, wie z. B. der Uhu, gewaltsam ausgehorstet. Darüber hinaus sind im näheren Umfeld unserer Klettergärten ebenfalls nicht unerhebliche Beeinträchtigungen festzustellen: Die Anreise erfolgt meist motorisiert, und, da es an geeigneten Parkmöglichkeiten in der Regel mangelt, werden Auto oder Motorrad in Wald und Flur abgestellt. Vorhandene Zugangswege zu den Kletterfelsen werden häufig nicht benutzt, die Trittschäden unmittelbar am Wandfuß und in den angrenzenden Bereichen sind ganz erheblich. Auch landwirtschaftliche Nutzflächen werden arg in Mitleidenschaft gezogen. Obwohl das wilde Zelten ebenso wie das Anfachen von Lagerfeuern, das Abhacken von Ästen oder das Fällen von Bäumen zur Gewinnung von Brennholz in Klettergebieten (und auch sonst in

freier Natur!!!) untersagt ist, setzt sich so mancher Kletterer über derart „kleinkarierte“ Verbote ohne weitere Bedenken hinweg. Verständlicherweise findet dieses Benehmen bei den Naturschützern und meist auch bei den Bauern keinerlei Zustimmung. Der Konflikt ist also vorprogrammiert.

## Naturkonsum ohne Einschränkung?

Die Gründe für unseren oft veränderten und zunehmend anmaßenden Umgang mit der Natur liegen sicherlich in dem Weltverständnis des modernen Menschen. Die geradzum atemberaubenden Entwicklungen in Wissenschaft und Technik gaukeln uns vor, alles sei machbar, alles sei beherrschbar, alles sei kontrollierbar und formbar. Der Mensch versteht sich nicht mehr als gleichgestellter Teil des Ganzen; weit gefehlt: In so manchem Kopf spukt die Vorstellung, er habe sich schon zum alleinigen Regenten aufgeschwungen. Viele Zeitgenossen glauben außerdem nicht, daß die Natur keine vermehrbare oder ersetzbare Ware ist und daß einmal Zerstörtes – im krassen Gegensatz zu unseren Erfahrungen mit zahlreichen technischen Gerätschaften – nur selten zufriedenstellend repariert werden kann. Das Streben nach „immer mehr“, Schlagworte wie „citius, altius, fortius“ kennzeichnen nicht nur unser gewandeltes Sportverständnis, sondern auch unsere Überheblichkeit im Umgang mit der Natur. Grenzen wollen – oder können – viele nicht (an)erkennen. Besonders treffend hat dies Bischof STECHER (6) aus Innsbruck formuliert, der 1984 schrieb: „Es ist für uns nicht leicht in der heutigen Welt zur Tugend des Maßes zurückzufinden. Denn Maßlosigkeit ist Stil geworden – und manchmal kommt es mir fast wie eine makabere Symbolik vor, daß die große, unbezwungene Seuche der Zivilisation der Krebs ist, das maßlos wuchernde Geschwür. Vielleicht zwingt uns die wirtschaftliche Entwicklung der Zukunft auf bestimmtes Maß zurück.“

Foto: W. Roßmann

## Betretungsrecht ohne Einschränkung?

Angesichts der enormen Probleme, die ungehemmter Naturkonsum, von Massen ausgeübt, mit sich bringt, ist es nicht verwunderlich, daß in unserem Lande ein im Grundgesetz verbrieftes Recht immer mehr in den Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion rückt: Das „freie Betretungsrecht der Natur“. Das Bundesnaturschutzgesetz enthält zum „Betreten der Flur“ nur recht allgemeine Leitlinien, die eigentliche gesetzgeberische Kompetenz liegt hier in den Händen der jeweiligen Bundesländer. Die Konsequenzen, die sich daraus für den Erholungssuchenden und Sportler im allgemeinen und den Bergsteiger im besonderen ergeben, sollen anhand der in Bayern geltenden gesetzlichen Vorschriften im folgenden kurz umrissen werden.

In Artikel 22, Satz 1 des Bayerischen Naturschutzgesetzes (BayNatSchGes) wird das Betretungsrecht wie folgt geregelt:

**„Alle Teile der freien Natur, insbesondere Wald, Bergweide, Fels, Ödungen, Brachflächen, Auen, Uferstreifen, Moore und landwirtschaftlich genutzte Flächen, können von jedermann unentgeltlich betreten werden.“**

Dieses generelle Recht des Betretens aller Bereiche der freien Natur wird jedoch in Satz 2 desselben Artikels sofort etwas enger gefaßt:

**„Das Betretungsrecht umfaßt auch die Befugnisse nach dem Artikel 23 und 24. Es ist beschränkt durch die allgemeinen Gesetze sowie durch die Artikel 25-27 dieses Gesetzes.“**

Für Sportler, die ihren Aktivitäten in der freien Natur nachgehen wollen, ist besonders der Artikel 26 des BayNatSchGes. von Bedeutung. (Anmerkung: In Artikel 25 wird die Einschränkung des Betretungsrechtes bei landwirtschaftlicher Nutzung, in Artikel 27 bei der Durchführung von organisierten Sportveranstaltungen geregelt.) Artikel 26 besagt im Wortlaut:

**„Die Untere Naturschutzbehörde kann durch Rechtsverordnung oder Einzelanordnung das Betreten von Teilen der freien Natur in erforderlichem Umfang aus Gründen der Naturschutzes, zur Durchführung von landschaftspflegerischen Vorhaben, zur Regelung des Erholungsverkehrs oder aus anderen zwingenden Gründen des Gemeinwohls untersagen oder beschränken, soweit das Betretungsrecht nicht nach anderen gesetzlichen Bestimmungen ausgeschlossen oder beschränkt werden kann.“**

Soweit der Gesetzestext. In den Erläuterungen (2) wird auf den allgemeinen Grundsatz der Verhältnismäßigkeit hingewiesen-  
„...der bei einer Einschränkung des Grundrechtes einen strengen Maßstab erforderlich macht.“ Den Erläuterungen zufolge ist beispielsweise eine gänzliche Sperrung eines Gebietes nicht erforderlich, wenn ein Wegegebot ausreicht. Ebenso genügt eine jahreszeitlich befristete Sperrung, wenn dadurch der Schutzzweck genauso sichergestellt wird. Das Gesetz führt auch mögliche Gründe (siehe oben) für die Einschränkung des allgemeinen Betretungsrechtes auf, und hier heißt es für uns Bergsteiger aufmerken, denn namhafte Rechtsgelehrte vertreten übereinstimmend die Ansicht, daß diese an sich ziemlich unverbindlich

formulierten „Gründe des Naturschutzes“ insbesondere immer dann gegeben sind, wenn eine Einschränkung des Betretungsrechtes zum Schutz der Brutstätten seltener Vögel oder sonstiger Tiere vor Beunruhigung notwendig ist oder wertvolle Pflanzenbestände gefährdet sind. In ausgesprochen stark frequentierten Gebieten können auch zur Regelung des Erholungsverkehrs Beschränkungen angeordnet werden. Damit will man der Unteren Naturschutzbehörde die Möglichkeit geben, „nicht **gemeinverträgliches Verhalten von Erholungssuchenden**“ (z.B. die gleichzeitige Benutzung einer Forststraße als Wander- und Reitweg) vorbeugend zu unterbinden oder zu regeln. Das genaue Studium dieses Gesetzestextes lehrt uns also, daß unser BayNatSchGes. nicht dazu dient, der erholungssuchenden Bevölkerung Tür und Tor zu öffnen und ihr unbedingten Vorrang gegenüber Tier und Pflanze einzuräumen. Vielmehr soll sichergestellt werden, daß nicht nur dem Menschen, sondern auch der Natur zu ihrem Recht verholfen wird. Jeder Erholungssuchende muß lernen, daß es ein gleichberechtigtes Nebeneinander zwischen Mensch und Natur gibt, daß jede Kreatur, uns sei sie noch so unbedeutend, einen Lebensraum besitzt, der respektiert werden muß. Für uns Deutsche ist das freie Betretungsrecht in der Natur etwas ganz Selbstverständliches. Doch oft vergessen wir dabei, daß wir in einem der am dichtesten besiedelten Länder der Welt leben und deswegen ab und zu behördlicherseits Vorkehrungen getroffen werden müssen, um der durch Freizeitaktivitäten zunehmend belasteten Natur in gewissen Gebieten ein möglichst ungestörtes Überleben zu garantieren. Der Blick in andere Länder zeigt, daß der freie Zugang zur Natur nicht überall als selbstverständliches Grundrecht betrachtet wird. In Amerika beispielsweise, dem Aushängeschild für unsere freiheitliche Gesellschaftsordnung, existieren in Schutzgebieten seit langem wesentlich restriktivere Gebote für den Umgang mit der Natur als bei uns, und das, obwohl die Bevölkerungsdichte in den USA um ein Vielfaches geringer ist (5). So müssen beispielsweise zur Vermeidung unnötiger Störeinflüsse bestimmte Verhaltensregeln befolgt werden (Wegegebote, Picknickverbote und vieles mehr), teilweise erhalten Besucher nur zeitlich befristete Erlaubnisscheine (Permit) zum Aufenthalt in den Schutzgebieten. Auch in unserem Nachbarland Schweiz werden die Besucher der Nationalparks wesentlich stärker überwacht, Verfehlungen gegen die geltenden Gebote werden unnachlässig und mit hohen Geldbußen geahndet.

Der gänzlich ungehinderte Zugang zur Natur kann in einem dicht besiedelten Land nur dann ohne jede Einschränkung oder Lenkung gehandhabt werden, wenn die Bevölkerung aus freien Stücken bereit ist, die Existenzberechtigung der Natur zu respektieren und bei der Ausübung sportlicher Aktivitäten nicht nur die Befriedigung eigener Interessen zu suchen, sondern auch Rücksicht gegenüber Flora und Fauna walten zu lassen. Leider ist diese Einsicht nur bei einem kleineren Teil unserer Mitbürger zu finden, die überwältigende Mehrheit denkt sicherlich auch ab und zu an die Natur, handelt im übrigen jedoch nach der Devise:  
**Mit dem Naturschutz ist es wie mit dem Energiesparen: Alle sind dafür, solange es einen nicht selbst trifft.**



Foto: Sochor

## Lösungsmöglichkeiten

Im folgenden soll versucht werden, Lösungsmöglichkeiten zur Beseitigung des schwelenden Konfliktes zu diskutieren. Dabei ist jedoch zu beachten, daß jede der vorgeschlagenen Maßnahmen isoliert betrachtet nur ein Stückwerk sein kann. Befriedigende Erfolge lassen sich erst bei einer sinnvollen und auf den konkreten Fall abgestimmten Kombination ergänzender Vorgehensweisen erzielen (z.B. durch Integration von Medienarbeit, Information vor Ort und Besucherlenkung in ein Gesamtkonzept).

### 1) Aufklärung tut not!

Eine Entwicklung hin zu Geboten und Verboten läßt sich bei uns nur dann verhindern, wenn wir auf freiwilliger Basis die wichtigsten Spielregeln beachten, die im Umgang mit dem gleichberechtigten Partner „Natur“ eigentlich selbstverständlich sein sollten. Obwohl die Umweltdiskussion seit Jahren immer stärker in den Vordergrund des öffentlichen Interesses rückt, vollzieht sich der notwendige Sinneswandel in den Köpfen vieler Bergsteiger, Kletterer und Skitourenläufer allzu langsam, durchgreifende Änderungen schädlicher Verhaltensmuster sind bisher nur in Ansätzen zu erkennen. Mehr Fairneß und Toleranz sind geboten – Eigenschaften, die bei etwas gutem Willen von jedermann bis zu einem gewissen Grad erlernbar sind. Darüber hinaus müssen Bergsteiger und Kletterer über ein Mindestmaß an ökologischem Basiswissen verfügen, um sich in der jeweiligen Situation den Erfordernissen angepaßt verhalten zu können; ein Bestreben, das nur mit intensiver und langjähriger Aufklärungsarbeit realisierbar erscheint. Schreiber (3) erkennt dies sehr genau, wenn er deshalb eine bereits in frühem Kindesalter einsetzende ökologisch ausgerichtete Erziehung fordert. In dieser Hinsicht sollten sich die alpinen Vereine in erster Linie angesprochen fühlen. Sie müssen mehr als bisher Aufklärungsarbeit leisten und allen Bergsteigern, ganz gleich ob organisiert oder nicht, das notwendige Wissen in die Hand geben. Das Erziehungsziel heißt: **Mündiger und umweltbewußter Bergsteiger**. Nur wer über die notwendige Einsicht verfügt und die grundlegenden Zusammenhänge im Naturhaushalt kennt, wird für die Einhaltung gewisser Spielregeln bei sportlichen Betätigung in der freien Natur zu gewinnen sein. Der Wahlspruch muß lauten:

**Selbstbeschränkung durch Einsicht und nicht durch Verbote!**

### 2) Medienarbeit

Verstärkte Aufklärungsarbeit darf sich nicht nur innerhalb der alpinen Vereine abspielen, sie muß vielmehr darauf ausgerichtet sein, weite Teile der Bevölkerung zu erreichen. Dazu bieten sich in erster Linie die auf Breitenwirkung angelegten Massenmedien wie Presse, Rundfunk und Fernsehen an. Berichte von sportlichen Ereignissen werden in den überregionalen Zeitungen wie auch in den Lokalblättern oft zu einer wirksamen Auflagensteigerung benutzt, Sportreportagen in Rundfunk und Fernsehen verfügen mit über die höchsten Einschaltquoten; eine sicherlich praktikable,

doch bisher zu wenig genutzte Möglichkeit, auf diesem Wege große Teile unserer sonst für Umweltschutz nicht sonderlich empfänglichen Bevölkerungsschichten zu erreichen: Es müßte verstärkt darauf hingewirkt werden, daß Informationen, Kurzberichte und Spots zum Problembereich „Umwelt und Sport“ – pädagogisch wirksam aufbereitet – vor, während oder nach allen größeren Sportübertragungen eine feste Sendezeit eingeräumt wird. Beiträge, die sich mit ökologisch relevanten Fragestellungen befassen, sollten aber nicht nur vermehrt vor Sportreportagen erscheinen, sondern auch vor Reise- oder Heimatserien als Vorspann, dann vielleicht unter dem Stichwort „Umwelt und Fremdenverkehr“, geschaltet werden. Über die Zeitungen könnten diesbezügliche Themenkreise ebenfalls im Zusammenhang mit der Sportberichterstattung in gesonderten, regelmäßig erscheinenden Rubriken einen großen Leserkreis ansprechen.

### 3) Information vor Ort

Komplizierte ökologische Zusammenhänge lassen sich am konkreten Beispiel sehr anschaulich erläutern und vermitteln auch dem mit der Materie nicht vertrauten Laien einen leichteren Einstieg in die Problemsituation. Unter Anleitung speziell geschulter Ausbilder können umweltgerechte Verhaltensweisen im Gelände demonstriert und fast spielerisch erworben werden (learning by doing). Bei der gezielten Information vor Ort, die oft die einzige erfolversprechende Möglichkeit darstellt, Erholungssuchende und Sporttreibende nachhaltig zu mobilisieren, sollte deshalb nach einem Stufenplan vorgegangen werden, der etwa folgendermaßen aussehen könnte:

#### - Interesse wecken

In allen wichtigen Anlaufstellen, wie z.B. im Fremdenverkehrsbüro, in den Sportartikelgeschäften usw., sollte ansprechendes Informationsmaterial gut sichtbar aufliegen. Dieses Informationsmaterial, es kann sich um Ausstellungen, Plakate, Faltsblätter, Broschüren, Aufkleber oder ähnliches handeln, wird von den Erholungssuchenden zweifellos besonders gut angenommen, wenn es gelingt, das in den jeweiligen Einrichtungen beschäftigte Personal selbst für aktuelle Fragestellungen des Naturschutzes zu begeistern und als Multiplikatoren wirken zu lassen. Damit soll erreicht werden, daß ratsuchende Urlauber (z.B. im Fremdenverkehrsbüro) oder Käufer (z.B. im Sportgeschäft) im Beratungsbzw. Verkaufsgespräch über die wichtigsten, örtlich relevanten Umweltprobleme Auskünfte erhalten und die Bereitschaft zu weiterer Information geweckt wird.

#### - Wissen vermitteln

Filmvorführungen, Vortragsreihen und öffentliche Diskussionsveranstaltungen bieten sich als Foren zur Vermittlung von speziell aufbereitetem ökologischem Wissen an. Wichtig ist vor allem die Aktualität: Die Veranstaltungen müssen vorrangig lokale Naturschutzaspekte berücksichtigen und auf die Jahreszeit (kein Vortrag über die Probleme des Skitourenlaufens im Hochsommer) und den Adressatenkreis zugeschnitten sein.

#### - Gelerntes im Gelände vertiefen



Das in Vortragsveranstaltungen vermittelte Wissen sollte durch Exkursionen erweitert werden. Darüber hinaus bieten sich je nach Möglichkeit unterschiedliche „Arbeitseinsätze“ (z.B. Pflanzaktionen, Beseitigung von Erosionsansätzen auf Almen usw.) für besonders engagierte Teilnehmer zur Vertiefung des Erlernten an.

#### 4) Besucherlenkung

Die Erfahrungen zeigen, daß die im vorangegangenen skizzierten Empfehlungen häufig nicht ausreichen, um den Zielkonflikt zwischen Naturschutz und Naturnutz in Problemgebieten befriedigend zu lösen. Deswegen werden seit einigen Jahren auch bei uns Maßnahmen zur Besucherlenkung ergriffen, wie z.B. im Nationalpark Bayerischer Wald. Dort wurden Bereiche eingerichtet, die auf den Ansturm großer Besuchermengen vorbereitet sind (befestigte Wege, hervorragende Beschilderung usw.) und gleichzeitig ein attraktives Erholungsangebot ermöglichen; die Gehegezone ist ein eindrucksvolles Beispiel dafür. Durch die Konzentration eines Großteils der Besucher in diesen Arealen sollen die übrigen Bereiche weitgehend entlastet und Ruhezone geschaffen werden. Die Besucherlenkung wird jedoch zunehmend schwieriger, wenn es gilt, neben den sportlich weniger interessierten und deswegen leichter lenkbaren Touristen auch die sporttreibenden Erholungssuchenden, wie z.B. die Skilangläufer, in ihrem Verhalten zu beeinflussen. Eine von AMMER und Mitarbeitern (1) zum Skilanglauf im Nationalpark Bayerischer Wald durchgeführte Studie belegt dies eindrucksvoll: Durch die vorbildlich präparierten und beschilderten Loipen gelingt es nur 43% der Skilangläufer zu kanalisieren, d.h. auf den ausgewiesenen Routen zu halten. Die restlichen 57% der Befragten gaben an, auch außerhalb der markierten Loipen im Nationalpark Skiwanderungen zu unternehmen. Nach AMMER lassen sich mit Hilfe des Ordnungsdienstes

viele Läufer nicht davon abhalten, abseits des Wegenetzes ihrem Sport zu fröhnen. Ein solches Verhalten wird vor allem dann problematisch, wenn dadurch „Tabuzonen“, die zum Schutz gefährdeter Tierarten möglichst nicht betreten werden sollten, empfindlich gestört werden. Als Lösungsmöglichkeiten werden deshalb in der genannten Studie neben Aufklärungskampagnen und Maßnahmen zur Besucherlenkung weitere Vorschläge gemacht: Einen naheliegenden Ausweg sehen die Autoren darin, den Zugang zu den entlegeneren Gebieten, die gleichzeitig die wichtigeren Schutzgebiete darstellen, zwar nicht generell zu verbieten, aber durch eine Beschränkung der Zugangsmöglichkeiten deutlich zu erschweren. Im vorliegenden Fall bedeutet das, die Zufahrtsmöglichkeiten für Kraftfahrzeuge in bestimmte Bereiche des Nationalparks gänzlich zu untersagen und somit den Anmarschweg „potentieller Störer“ wesentlich zeitaufwendiger und mühevoller zu gestalten. Sollte auch diese Lenkungsmaßnahme nicht greifen, sehen die Verfasser als letzte und zugleich schärfste Möglichkeit nur die befristete oder ganzjährige Sperrung bestimmter Gebiete. Es muß noch angemerkt werden, daß 42% der im Nationalpark Befragten für eine derartige Maßnahme Verständnis aufbringen würden.

Die Besucherlenkung und die Entwicklung von Managementkonzepten kann jedoch nur dann von Erfolg gekrönt sein, wenn die dazu notwendigen Maßnahmen nicht in einem behördlichen Alleingang gefunden werden, sondern zusammen mit allen Betroffenen, dazu zählen neben den zuständigen staatlichen Stellen selbstverständlich auch Naturschützer wie Naturnützer, erarbeitet werden.

**Probleme können nur gemeinsam gelöst werden, will man bestimmte Gruppen in unserer Gesellschaft nicht von vornherein verprellen!**

*„Freie Entfaltung ja,  
aber nicht nur für den  
Menschen, sondern auch  
für Pflanze und Tier!“*

*Rechts:  
Wanderfalke*

*Foto:  
P. Zeininger*



*Foto oben:  
K. Puntschuh*



# Wieviel Mensch verträgt die Natur?



*„Selbstbeschränkung  
durch Einsicht und nicht  
durch Verbote!“*



*Foto oben:  
H. Zak*

*Fotos links und  
Seite 236 rechts:  
J. Stückl*

Foto: G. Heidorn

Der Anstoß zu solchen Zusammenkünften muß allerdings von den Naturnutzern und deren zuständigen Vereinigungen ausgehen, denn schließlich sind wir ja zur Ausübung unserer Sports auf die freie Natur angewiesen. Es muß unser grundsätzliches Anliegen sein, mit den Behörden und allen Naturschutzverbänden einen konstruktiven Dialog zu beginnen; Mißtrauen und Vorurteile helfen niemandem! Nur auf diese Weise können wir unseren Sport, wenn auch mit gewissen Auflagen, die dann allerdings mit uns zusammen erarbeitet werden, künftig weiter ausüben. Verständlicher Weise haben z.B. Vogelschützer, denen Sportklettern nichts bedeutet, keinerlei Interesse daran, dem Bergsteiger interessante Felsgruppen im Mittelgebirge offenzuhalten. Und wenn wir erst einmal aus einem Gebiet herausgeschützt wurden, sind die getroffenen Maßnahmen meist nicht mehr rückgängig zu machen – bittere Erfahrungen belegen dies überdeutlich.

#### 5) Managementkonzept für außeralpine Klettergebiete

Wie könnte beispielsweise die Entwicklung eines Managementkonzeptes für ein Mittelgebirgs-Klettergebiet aussehen, das Brutplatz für gefährdete Vogelarten ist und zudem in Teilbereichen schützenswerte Pflanzengesellschaften, z.B. Trockenrasen, besitzt? In einer ersten Phase wäre es notwendig, alle an diesem Gebiet interessierten Gruppierungen, seien es nun Kletterer, Drachenflieger, Vogelschützer usw., bei der zuständigen Behörde an einen Tisch zu bringen. In einer öffentlichen Anhörung sollten alle Beteiligten dort die Möglichkeit erhalten, ihre Wünsche und Forderungen vorzubringen und gleichzeitig auch die Argumente der Gegenseite verstehen zu lernen. In einer zweiten Phase müßte ein unabhängiges Gutachtergremium für das betreffende Gebiet eine Umweltverträglichkeitsprüfung erarbeiten, aus der die Schutzwürdigkeit aller zu bewertenden Bereiche zweifelsfrei her-



Oben: Ebenfalls von Klettersperre bedroht: Die Felsen überm Neubaukanal bei Prunn (Altmühltal)

Foto: G. Heidorn

vorgeht. Anhand der Ergebnisse dieser Studie ist in einem weiteren gemeinsamen Gespräch und in einem Geländebezug zusammen mit den örtlichen Entscheidungsträgern (Landratsamt, Untere Naturschutzbehörde) endgültig zu klären, welche Bereiche zum Schutz gefährdeter Tier- und Pflanzenarten gesperrt werden müssen und wo die Sportaktivitäten, vielleicht auch nur unter Einhaltung bestimmter Auflagen, ohne größere Beeinträchtigung für die Natur weiter ausgeübt werden dürfen. Dabei ist natürlich darauf zu achten, daß eine für Naturschützer und Naturnutzer gleichermaßen befriedigende und tragbare Kompromißlösung erzielt wird. Nach Ansicht des Alpenvereins sollte beispielsweise bei der Unterschutzstellung von Felsen eine Zonierung Platz greifen, die drei Kategorien unterschiedlicher Schutzbedürftigkeit ausweist:

Zone 1: Klettern aus faunistischen und floristischen Gründen nicht erlaubt (ganzjährige Sperrung).

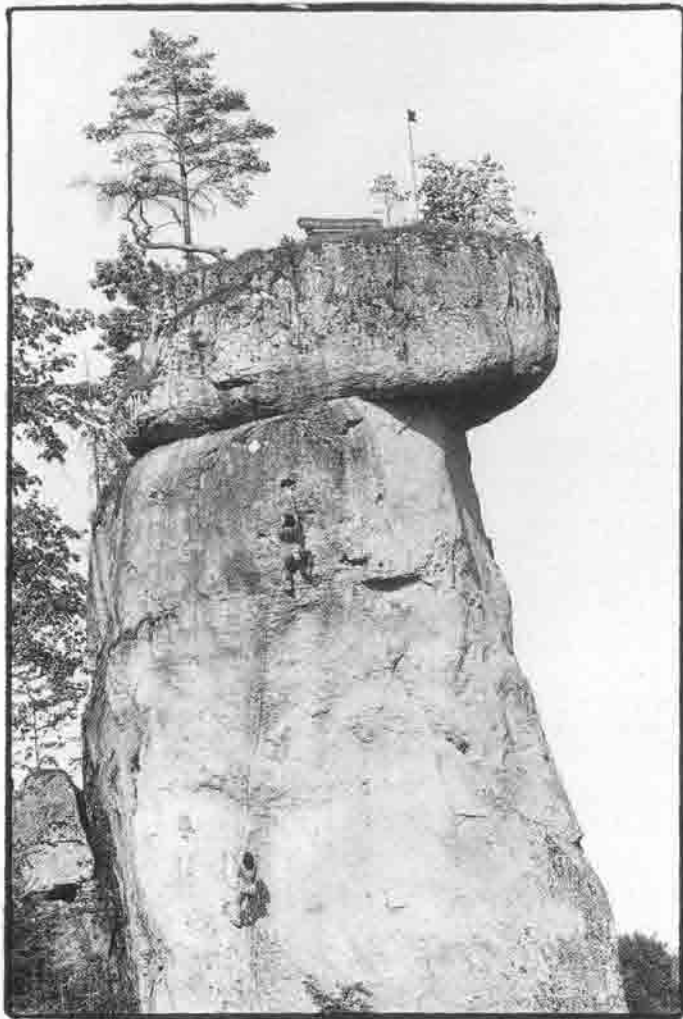
Zone 2: Klettern aus faunistischen Gründen (Vogelschutz) unter zeitlicher Einschränkung erlaubt (befristetes Kletterverbot, beispielsweise vom 1. Februar bis zum 30. Juni).

Zone 3: Klettern uneingeschränkt möglich.

Um überhaupt auf Resonanz zu stoßen, muß der fertige Managementplan in den örtlichen Medien entsprechend bekanntgemacht werden. Noch wichtiger ist es allerdings, daß solche Bestrebungen von den jeweiligen „Trendsettern“, in unserem Fall also von den bekannten Spitzenkletterern, mitgetragen werden. Darüber hinaus ist die Aufstellung von Informationstafeln an den wichtigsten Ausgangspunkten (z.B. den Parkplätzen) sowie an einen Einsatz freiwilliger Helfer zu denken, die vor Ort Aufklärung betreiben und die anreisenden Kletterer zur Beachtung der geltenden Regeln anhalten. Als unterstützende Maßnahmen müssen darüber hinaus in den zum Klettern freigegebenen Bereichen Infrastruktureinrichtungen geschaffen werden, um Vegetationsschäden oder ähnliche Beeinträchtigungen des Naturhaushaltes möglichst zu minimieren. Im einzelnen ist dabei an den Aus- oder Neubau gekennzeichnete Zugangswege zu den Kletterfelsen zu denken, des weiteren sollten geeignete Übernachtungsmöglichkeiten (Selbstversorgerunterkünfte, Zeltplätze) eingerichtet werden. In den gesperrten Gebieten müssen neben wirksamen Maßnahmen zur Besucherlenkung (Hinweisschilder, Wegegebote, Zupflanzung von Steigen usw.) gegebenenfalls Kontrollen vorgenommen werden.

Gelingt es nicht, ein akzeptables Managementkonzept zu finden, sind Gebote oder Verbote die unabdingbare Folge: In Norddeutschland wurden in den vergangenen Jahren mehrere attraktive Klettergebiete (z.B. Hönnetal) geschlossen, weitere Sperrungen stehen bevor. In anderen Regionen soll das Klettern künftig nur noch ohne Verwendung von Magnesia gestattet werden (Eifel). Im Zweifelsfall sollte man besser auf Magnesia verzichten und die ansonsten drohende Sperrung lieber nicht riskieren. Auch in Bayern gibt es Bestrebungen, das Klettern aus Naturschutzgründen einzuschränken (Altmühltal, Teilbereiche am Walberla usw.). Doch anstatt nach vollzogener behördlicher Anordnung nur zu schimpfen und Verbote konsequent zu mißachten – was wiederum weitere Sperrungen nach sich zieht und die Verhand-





lungsbereitschaft der Behörden bestimmt nicht erhöht – , müssen sich die Kletterer mehr als bisher um Verständigung bemühen. Von Nachteil ist natürlich, daß viele Kletterer nicht organisiert sind und ihre Belange deswegen bei Verfahren zur Unterschutzstellung weder von den örtlichen Sektionen des Alpenvereins noch von anderen Verbänden vertreten werden können.

Nur wenn es gelingt, in Problemgebieten zu einem vernünftigen Dialog zu kommen und Frontstellungen zwischen Naturschützern und Naturnutzern zu vermeiden, werden wir auch künftig ohne allzu viele Gebote und Verbote bergsteigen können. Das gilt übrigens für Klettergebiete im Mittelgebirge gleichermaßen wie für

stark frequentierte Bereiche im Alpenraum! Denn über eines müssen wir uns im klaren sein: Als Bergsteiger und vielmehr noch als Sportkletterer gehören wir einer Minderheit an, und wenn wir uns nicht mit der Mehrheit der Bevölkerung arrangieren und kompromißbereit zeigen, wird bei der Entscheidungsfindung auf die Wahrung unserer Interessen sicherlich nicht besonders geachtet.

## Fazit

Auch wenn es mancher Zeitgenosse nicht gerne hören mag: Ohne gewisse Einschränkungen und ohne die Einhaltung bestimmter Spielregeln werden wir in Zukunft sicherlich nicht mehr auskommen. Daß dies auf freiwilliger Basis und nicht durch Verbote geschehen möge, ist der ausdrückliche Wunsch des Alpenvereins. Dieses Ziel kann nur mit intensiver Aufklärungsarbeit erreicht werden. Das Schlagwort muß in erster Linie lauten:

### **Durch Einsicht zur Selbstbeschränkung,**

auch wenn darüber hinaus in begründeten Fällen behördlicherseits unvermeidliche Gebote verhängt werden müssen. Dem mag man nun entgegenhalten, damit würde das im Grundgesetz verankerte Recht auf freie Entfaltung in der Natur unzulässig eingeschränkt werden. Das ist allerdings ein Trugschluß: Denn ein Bergsteiger, der Freiheit mit Zügellosigkeit und grenzenlosem Konsumdenken verwechselt, nur auf den eigenen Vorteil bedacht ist, und glaubt, der Natur sein Verhalten diktieren zu können, ist nicht wirklich frei, der ist arrogant und maßlos.

### **Freie Entfaltung ja, aber nicht nur für den Menschen, sondern auch für Pflanze und Tier!**

Echte Freiheit bedingt Verantwortung. Nur wer sich selbst Grenzen setzt – das bedeutet selbstverständlich, sich den von Naturschutzverbänden empfohlenen oder behördlicherseits verfügten Anordnungen freiwillig und ohne große Kontrolle zu unterwerfen – und die Existenzberechtigung anderer Lebewesen respektiert, nur der kann und darf eigentlich frei sein. Bergsteigen, Klettern und Tourenlaufen muß im wahrsten Sinne des Wortes wieder als „Sanfte“ Sportart verstanden werden. Kurz gesagt heißt das einen von dem amerikanischen Sierra-Club übernommenen Leitsatz aus der Indianerzeit verwirklichen:

**„Keine Spuren hinterlassen!“**

## Literaturangaben

- |  |  |                    |  |
|--|--|--------------------|--|
| (1) AMMER, U.<br>PLEDL, H.<br>RIEDERER, H., J.<br>THIELE, K. | Sammeln und Langlaufen im Nationalpark Bayer. Wald. Schriftenreihe des Bayer. Staatsministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten Heft 8, München 1982, 65 S. | (4) HANNSS, C.     | Probleme der Alpenregion<br>Hanns-Seidel-Stiftung, Schriften und Informationen<br>Band 3, München 1977, 164 S.   |
| (2) ENGELHARDT, D.<br>BRENNER, W.                            | Naturschutzrecht in Bayern<br>Franz Rehm KG, München 1984  | (5) KNUDSON, D. M. | Outdoor Recreation<br>Macmillan Publishing Company, New York 1984, 568 S.  |
| (3) GEORGII, B.<br>SCHRÖDER, W.<br>SCHREIBER, R. L.          | Langlauf und Wildtiere, Konflikte und Lösungsmöglichkeiten.<br>Schriftenreihe ökologisch orientierter Tourismus<br>Band 1, Pro Natur GmbH, Frankfurt 122984, 48 S.     | (6) STECHER, R.    | Auf dem Pfad der Nachdenklichkeit – Gedanken eines Seelsorgers zur Frage der Umwelt.<br>In: Berg 84, Alpenvereinsjahrbuch Band 108, München 1984, S. 106–108 |

# In Sorge um den Berg- wald

*Schon sehr früh hat der Alpenverein eine wichtige Aufgabe darin erkannt, sich für den Schutz des Bergwaldes einzusetzen.*

*Foto rechts:  
R. Lindel*



*Foto oben:  
W. Roßmann*

*Rechts: „Kampfzone“ be-  
titelt der Fotograf dieses  
Bild.*

*Foto: R. Lindner*



# Zur Geschichte der Naturschutzarbeit des Alpenvereins

Carl-Hermann Bellinger

Die Leistungen und Lebensbilder großer Bergsteiger sind aus zahlreichen Beiträgen, Biografien und Bildbänden bekannt. Viele Gipfel, Wege und Hütten sind nach ihnen benannt und halten die Erinnerung an sie wach. Die Erschließungsgeschichte fast jeden Gipfels ist in unseren Führerwerken verzeichnet. Doch die Geschichte der Naturschutzarbeit ist vergessen. Sie ist nicht erforscht und noch nicht beschrieben. Will man hierüber etwas erfahren, muß man im AV-Schrifttum nach den zwar zahlreichen, jedoch verstreuten Quellen suchen. Die Erforschung und Darstellung aber sind notwendig. Denn bei den Diskussionen der letzten Jahre zu Naturschutzfragen konnte man aus manchem Beitrag den Eindruck gewinnen, als habe die Naturschutzarbeit des Alpenvereins erst in den letzten Jahren, etwa mit dem „Grundsatzprogramm zum Schutz des Alpenraumes“ von 1977, begonnen. Blättern wir also ein wenig im ungeschriebenen Geschichtsbuch des Alpenvereins. Freilich kann dieser Beitrag keine auf Vollständigkeit angelegte Darstellung sein, eher nur eine Skizze, die versucht, anhand von Beispielen und Zitaten Einblick in die Entwicklung der Naturschutzbestrebungen zu geben. Er beschränkt sich auf den Zeitraum von der Gründung des Alpenvereins bis zum zweiten Weltkrieg. So versteht er sich – auch in Verbindung mit den Quellenangaben – als ein Anreiz zur weitergehenden Erforschung, sowohl was die Fortsetzung bis zur Gegenwart als auch die Vertiefung und ausführlichere Darstellung angeht.

## 1. Schutz des Bergwaldes

Die AV-Mitteilungen der ersten Jahrzehnte des Bestehens des Alpenvereins sind voll von fast jährlich wiederkehrenden Schreckensnachrichten über Lawinen und Überschwemmungen, die Menschen und Vieh, Siedlungen und Verkehrswegen schwerste Schäden zufügten. Wir finden häufig Spendenaufrufe<sup>1)</sup> und Beschlüsse der Generalversammlungen über Hilfsaktionen zugunsten der betroffenen Bevölkerung<sup>2)</sup>. Im Jahre 1882 wurden z.B. 157000 Gulden gesammelt und den Opfern von Überschwemmungen in Tirol und Kärnten gespendet.

Über die Ursachen jener Katastrophen war man sich im Alpenverein und anderen ähnlichen Organisationen im klaren. In den häufigen Beiträgen jener Zeit<sup>3)</sup> wurden die schadenstiftenden

Formen der Waldbewirtschaftung aufgezeigt: Großflächige Kahlschläge ohne anschließende Aufforstung, Viehweide im Wald, Entnahme von Viehstreu aus dem Wald in Form von Laubstreu und Bodenstreu, also der Grundlage für die Humusbildung, und – am schlimmsten – als Aststreu. Bei dem sogenannten Schneiteln der Fichten wurden fast alle Äste bis auf die äußerste Spitze abgeschlagen, so daß die geschneitelten Bestände mit kahlen Stämmen ein gewisse Ähnlichkeit mit den gegenwärtig vom Waldsterben befallenen Wäldern besaßen. Uns Heutige wundert es nicht, daß die so geschädigten Wälder ihre Schutzfunktion nicht mehr erfüllen konnten, Lawinen und Hochwasser die Folge waren und schließlich neuer Wald nicht aufkommen konnte.

Der Schutz des Bergwaldes entwickelte sich so zur ersten Naturschutzaufgabe des jungen Alpenvereins. In einem Vortrag vor der Sektion München mit dem Titel „Die Alpenvereine und die Forstcultur in den Alpen“ gab Kreisforstmeister v. Raesfeldt<sup>4)</sup> 1880 eine umfassende Schilderung der Bemühungen des DOeAV sowie der Alpenvereine der Nachbarländer Italien, Frankreich und Schweiz um die Erforschung der Waldschäden, die Aufklärung der Bevölkerung und der Waldbesitzer und die Wiederaufforstung. Für das Wichtigste hielt er die „unscheinbare Hilfsarbeit“ der Alpenvereine,

*„die Kenntnis von der Bedeutung des gutgepflegten Waldes durch Wort und Schrift zu verbreiten, dadurch die Selbsthilfe anzuregen und die Achtung der Bevölkerung vor den einschlägigen Gesetzen zu erhöhen.“*

Mit der prägnanten Erklärung für die geschilderten Lawinen und Überschwemmungen *„Wo die Wälder fallen, fangen die Murbrüche an“* gab er Ratschläge für Wiederaufforstungen. In der Tat hat der Alpenverein regelmäßig Aufforstungen angeregt und finanziell unterstützt<sup>5)</sup>. Zwar waren es keine großen Beträge, doch wurden beispielsweise im Jahre 1884 mehr als 1000 Gulden für Aufforstungen in verschiedenen Gemeinden Nord- und Südtirols von jeweils mehreren Hektar Waldfläche gewährt. Es beruht also auf alter Tradition, wenn der Alpenverein sich auch heute intensiv um den Wald im Gebirge bemüht, vor allem mit großen Anstrengungen zur Bekämpfung des Waldsterbens. Die früheren Beobachtungen über Hochwasserschäden als Folge der schädlichen Waldbewirtschaftung finden heute ihren Niederschlag in den Katastrophenkarten der „Analyse Waldschäden“.

## 2. Schutz der Alpenpflanzen

Schon seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde über ein – bis in unsere Zeit scheinbar unausrottbares – Übel geklagt: das Abpflücken und Ausreißen der Alpenpflanzen. Noch schlimmer als das Ausreißen der Pflanzen durch Touristen waren jedoch die Massenausgrabungen durch Händler und Botaniker, die Alpenpflanzen frisch auf den Wochenmärkten feilboten oder getrocknet in ihren Katalogen anboten. Gegen die Unsitte der Touristen glaubte man durch Belehrung, Beispiele, Vorträge und Schritten vorgehen zu können, gegenüber den Händlern und Botanikern fühlte man sich machtlos. In einer Schilderung der damaligen Mißstände aus dem Jahre 1884 heißt es treffend<sup>6)</sup>:

*„Der Gelderwerb ist ein zu energisches Vehikel, um die Leute abzuhalten, auf ihn zu verzichten, und einen idealen Zweck zu verfolgen.“*

Diese für alle Naturschutzarbeit bis in unsere Zeit gültige Aussage führte zu der Erkenntnis, daß Abhilfe nur durch Verbote, Verordnungen und Gesetze der Staatsgewalt möglich sei. Doch skeptisch hieß es weiter:

*„Und dieses zu erreichen, dürfte schwer halten, wenn nicht ein höheres Interesse des Staates dabei in Betracht kommt, welches die Schönheit oder Seltenheit der Pflanzen allein wohl nicht bietet. Jedenfalls wird man auf dieses Schutzmittel im Gebiet der österreichischen Alpen, soweit nicht Staatseigentum durch die Wegnahme der Pflanzen berührt wird, kaum zu rechnen haben.“*

Diese Skepsis war berechtigt. Zwar hatte bereits 1877 die Generalversammlung den Central-Ausschuß aufgefordert,<sup>7)</sup> er

*„möge bei den beteiligten Staatsregierungen um die Erlassung eines Gesetzes petitionieren, wonach das Ausgraben von Pflanzen mit der Wurzel von der Genehmigung der Forstbehörde abhängig gemacht werden“.*

Doch bis es zu derartigen Regelungen kam, sollten noch mehrere Jahrzehnte vergehen.

Neben ständigen, häufig vergeblichen Bemühungen um die Erhaltung der Alpenpflanzen befaßte sich der Alpenverein mit ihrer Erforschung. Schon 1875 gab Prof. Nägeli erstmalig die Anregung zur Anlage hochalpiner Versuchsgärten.<sup>8)</sup> Die ersten Alpenpflanzengärten wurden 1875 auf dem Blaser bei Matri in Tirol und 1884 auf dem Wendelstein angelegt. Theodor Sendtner, der bedeutende Vorsitzende des Centralausschusses, entwickelte 1884 die Idee derartiger Pflanzengärten und gab ihnen einen doppelten Zweck: sie sollten dem Laien ein anschauliches Bild der zuständigen Flora vermitteln, dem Fachbotaniker aber die Unterlage für seine wissenschaftlichen Untersuchungen abgeben. Der Alpenverein gewährte seitdem fast Jahr für Jahr kleinere Beträge für die Anlage und Unterhaltung von mehreren Alpenpflanzengärten<sup>9)</sup>, die Idee eines großen Projektes tauchte erst gegen Ende des Jahrhunderts auf, nämlich Alpenpflanzengärten in verschiedenen Höhenregionen und auf geologisch verschiedenem Untergrund. Bei der sorgfältigen Untersuchung und Beratung dieses Projekts gab der damalige Präsident in der Generalversammlung 1899 die Anregung<sup>10)</sup>,

*„in unserem Verein selbst eine kleine Abtheilung, einen Zweigverein... im engsten Anschluß an unseren Verein zu errichten, welcher die Errichtung von Alpenpflanzengärten sich zur Aufgabe stellt.“*

Tatsächlich wurde diese Empfehlung aufgegriffen und anlässlich der Generalversammlung des folgenden Jahres 1900 der „Verein zum Schutz der Alpenpflanzen“ gegründet<sup>11)</sup>. Wenn man heutzutage nach den Gründen für einen solchen ausschließlich auf Naturschutz ausgerichteten Ableger des Alpenvereins forscht, stößt man auf eine merkwürdige Tatsache: der Grund war das liebe Geld! Bei der Beratung des Projekts hatte der Centralausschuß – wie es im Gründungsbericht heißt – *„doch sich nicht entschließen können, eine sehr erhebliche dauernde Belastung des Vereins zu beantragen, zumal solange beträchtliche Mittel noch in dem „Atlas der Alpenflora“ festgelegt sind“*. Dieses für die weitere Entwicklung *„ganz wesentliche Hindernis, das voraussichtlich auch im Laufe der nächsten Jahre nicht vollständig behoben sein dürfte“*, brachte den Apotheker Karl Schmolz auf den Gedanken, einen Verein zu gründen, der in engster Anlehnung an den Alpenverein die Idee des großen Alpenpflanzengartens verwirklichen sollte. Dieser neue „Verein zum Schutz der Alpenpflanzen“, der von 30 Sektionen und 125 Einzelmitgliedern gegründet wurde, war so sehr ein Kind des Alpenvereins, daß es in seiner damaligen Satzung sogar hieß, auch Nichtmitglieder des D. u. Ö. Alpenvereins dürften Zutritt haben, jedoch nur ohne Stimmrecht.

Der neugegründete Verein gab erstmals im folgenden Jahr ein Plakat mit Abbildungen der Alpenpflanzen heraus. Seine ständige umfangreiche wissenschaftliche Tätigkeit ist in einer langen Reihe von Jahrbüchern dokumentiert. Seine Bemühungen trugen schließlich dazu bei, daß – im wesentlichen um 1915 – in Bayern und in den österreichischen Bundesländern Gesetze zum Schutze der Alpenpflanzen erlassen wurden<sup>12)</sup>. Auf Anregung von Paul Dinkelacker<sup>13)</sup>, des Referenten für Naturschutz und späteren Vorsitzenden des Verwaltungsausschusses, dehnte der Verein 1935 seinen Tätigkeitsbereich auf den Schutz der Alpentiere aus und änderte seinen Name in „Verein zum Schutz der Alpenpflanzen und-tiere“<sup>14)</sup>. Vor wenigen Jahren hat er übrigens seinen Namen erneut geändert und heißt nun – entsprechend seinem erweiterten Tätigkeitsfeld – „Verein zum Schutz der Bergwelt“. Seine sachliche Arbeit und seine hervorragende Qualifikation fanden auch darin Anerkennung, daß er 1984 – ebenso wie der DAV selbst – als Naturschutzverband im Sinne des Bundesnaturschutzgesetzes anerkannt wurde.

## 3. Schutz der Hochgebirgslandschaft

Bezogen sich die Naturschutzbestrebungen zunächst auf einzelne Ausschnitte der Natur wie auf den Bergwald und die Alpenpflanzen, so erstreckten sie sich etwa ab dem ersten Weltkrieg auf die Erhaltung der gesamten Hochgebirgslandschaft.

### 3.1. Forderung nach Beendigung der Erschließung

Nach den schrecklichen und entbehrungsreichen Jahren des ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit war die Entwicklung im Alpenraum dadurch gekennzeichnet, daß eine – im Vergleich zu früher – unglaubliche Menge von Reisenden und Touristen in die Alpen strömte. Ganz im Zuge dieser Entwicklung stieg die Zahl der

AV-Mitglieder – angezogen durch erhebliche Fahrpreismäßigungen in der Eisenbahn und das Angebot billiger Übernachtungen in AV-Hütten – sprunghaft an. Innerhalb der fünf Jahre von 1919 bis 1924 vervielfachte sich die Mitgliederzahl von rund 73000 auf 250000 Mitglieder. Dieser allgemeine Drang in die Alpen entsprach vollkommen dem damals noch in der ursprünglichen Fassung geltenden Satzungsziel,

*„die Kenntnis der Alpen im allgemeinen zu erweitern und zu verbreiten sowie die Bereisung der Ostalpen zu erleichtern“.*

Angesichts dieses Massenansturms auf die Alpen und der damit verbundenen Begleiterscheinungen wurden schon sehr früh warnende Stimmen laut, die ein Ende der bisherigen Erschließung forderten und dem Alpenverein ein neues Aufgabengebiet zuwiesen<sup>15)</sup>. Am eindrucksvollsten läßt sich dies verdeutlichen, wenn man zwei dieser Stimmen kurz zu Wort kommen läßt. Unter der Überschrift „Alpine Zukunftsgedanken“ schrieb Paul Jacobi im Jahre 1919<sup>16)</sup>:

*„Allzuviel ist leider schon in den Bergen erschlossen und allzuviel ist durch die Erschließungsarbeit schon gesündigt worden. Bergpaläste sind erstanden, Automobilstraßen wurden gebaut, und damit zog eine „Zivilisation“ – man verzeihe mir das Wort – in unsere Berge, die besser draußen geblieben wäre. Hier sollte die Kulturarbeit des Deutschen und Österreicherischen Alpenvereins einsetzen, hier bieten sich lockende und erstrebenswerte Ziele. Es würde allerdings gleichbedeutend sein mit einer von Grund auf umstürzenden Umgestaltung der derzeitigen Ziele. Aufgabe des Alpenvereins war es seither, die Berge zu erschließen. Wenn er aber künftig seine Mission erfüllen soll, so muß er sich gewissermaßen zum Ziel setzen, die Berge in gewissem Sinne zu verschließen. Es klingt dies hart und schroff, doch ist es eine Forderung, die die Entwicklung des Alpinismus gezeitigt hat, und nur die Erfüllung dieser Forderung wird es mit sich bringen, daß der Alpenverein auch eine wirkliche Vereinigung von Alpinisten, von Bergsteigern bleibt und nicht zum bloßen Fremdenverkehrsverein herabsinkt.“*

Fast gleichzeitig schilderte Albert Niemann<sup>17)</sup> in einem Aufsatz „Die 'Erschließung' der Alpen“ die Gefahren, die der Natur, aber auch dem Menschen selbst aus der Erschließung der Alpen drohten, und zeigte auf,

*„wo heute eine der wichtigsten Aufgaben unseres Alpenvereins zu suchen ist. Nicht in der Erschließung der Alpen, darin hat er genug getan. Die Alpen sind jetzt jedem wirklichen Alpinisten zugänglich. Überall! Wo wirklich noch ein paar einsame Täler oder Gipfel entdeckt werden sollten, die nur mit einigen Unbequemlichkeiten zu erreichen sind, da lasse man ihnen ihre Ruhe. Die Erschließung der Alpen besorgen jetzt andere. Und gründlich.“*

Wohl als erster forderte er, einen „besonderen Ausschuß“ zu wählen, dem er die Aufgabe zudachte,

*„sich pflichtgemäß mit allen Entwürfen und Plänen zu befassen, die ihm bezüglich des Baues von Straßen, Eisenbahnen, Hotels usw. bekannt werden. Zu solchen Plänen hätte er Stellung zu nehmen. Es wäre zu ergründen, ob wichtige Forderungen und Bedürfnisse der Allgemeinheit im Spiele sind, oder ob es sich lediglich um Spekulationen handelt, bei denen der Fremdenverkehr das 'Ding an sich' ist. Solche Pläne wären mit allen dem Verein zu Gebote stehenden Mitteln – Aufklärung der Bevölkerung, Inanspruchnahme der Landesbehörden usw. – zu bekämpfen.“*

Hier wird die Idee unseres heutigen Ausschusses zum Schutz der Bergwelt geboren, der nun schon seit vielen Jahren Stellungnah-

men zu Raumordnungsverfahren bei Erschließungsanlagen aller Art im Alpenraum abgibt.

Albert Niemann schließt mit dem Aufruf:

*„Aber mag nun dieser oder ein anderer Weg sich als gangbar erweisen, sicher ist das eine, daß der Alpenverein dem hier besprochenen Arbeitsgebiet seine größte Aufmerksamkeit zuwenden muß, wenn er sich nicht mitschuldig machen will an der Vernichtung des hohen idealen Wertes, den die Natur unserer Alpen heute noch darstellt. Auf dem Wege der „Erschließung“, mit Weg- und Hüttenbauten, ist heute ein weiterer Aufstieg für ihn nicht mehr möglich. Hier wird er sich begnügen müssen, das bisher Erreichte zu bewahren, und wenn auch in Zukunft noch hier und da eine Hütte, ein Weg geschaffen wird, so sind das Dinge von untergeordneter Bedeutung. Gelingt es aber dem Verein, unsere Alpen vor unnötiger Entstellung, vor der Wut der geschäftlichen Unternehmer wirksam zu schützen, durch kluge Politik die hier vielfach gegeneinander streitenden Interessen auszugleichen, so steht ihm eine neue Blüte, ein neuer Aufstieg bevor und er wird sich Verdienste erwerben, die ihm den Dank späterer Geschlechter sichern. Die Mittel und die Macht dazu hat er, möge es nie am guten Willen fehlen.“*

Damals müssen diese Worte revolutionär geklungen haben, heute stimmen wir ihnen vorbehaltlos zu. Nur in der Einschätzung, der Alpenverein habe die Mittel und die Macht, die Erschließung der Alpen zu stoppen, hat Niemann sich getäuscht. Die weitere Entwicklung wird uns zeigen, was uns heute aufgrund vieler Beispiele schmerzlich bewußt ist: dazu ist der Alpenverein trotz weiter gewachsener Mitgliederzahl leider viel zu schwach.

Vor diesem Hintergrund des wachsenden Ansturms auf die Alpen und der Warnung vor der Übererschließung bezogen sich die Naturschutzbestrebungen auf drei Ziele: die Errichtung von Naturschutzgebieten, den Kampf gegen den Bau von Bergbahnen und die Selbstbeschränkung beim Bau neuer Hütten im Hochgebirge, vor allem im alpinen Ödland.

### 3.2 Errichtung von Schutzgebieten

Eine „ideale Aufgabe“ für den Alpenverein wäre es – so lautete damals die Forderung –, „von einem kleineren Teil der Alpen die menschliche Kultur fernzuhalten“.<sup>18)</sup> Wenn man schon den Alpenraum nicht insgesamt in einem naturnahen Zustand erhalten kann, so sollen es wenigstens einzelne, besonders schöne Gebiete bleiben. Dies war kurz gesagt das Motiv für die seitdem andauernden Bemühungen, Schutzgebiete im Alpenraum zu schaffen – eine Forderung, die noch heute in unserem Grundsatzprogramm von 1977 steht.

Die Idee derartiger Schutzgebiete ist in Amerika geboren worden, wo 1864 das Yosemite-Tal unter Schutz gestellt und 1872 der Yellowstone-Nationalpark errichtet wurde. In Europa wurde 1914 der Schweizer Nationalpark im Unterengadin zum Vorbild.<sup>19)</sup> In Deutschland entstand im Jahre 1909 der „Verein Naturschutzpark“, gegründet in Stuttgart.<sup>20)</sup> Der Alpenverein begrüßte die Gründung dieses Vereins und unterstützte ihn nach Kräften,<sup>21)</sup> beispielsweise durch wissenschaftliche Erforschung und Beschreibung des Stubachtals auf der Nordseite der Hohen Tauern,<sup>22)</sup> in dem der neue Verein als erstes mehrere Almen als Kern eines Naturschutzparks erwerben konnte.

Der Alpenverein errang seine ersten Erfolge, als 1924 auf Betreiben der Sektionen Hochland und Tölz ein Gebiet im

„Einen einzigen solcher Pläne  
vereitelt zu haben, wäre ein größeres  
Verdienst als der Bau von zehn  
Alpenvereinshöhlen.“

Foto: J. Stückl

Karwendel<sup>23)</sup> und 1926 auf Vorschlag der Sektion Bergland die Ammergauergebirge<sup>24)</sup> zum Naturschutzgebiet erklärt wurden. Er begnügte sich jedoch nicht damit, die staatliche Unterschutzstellung vorzubereiten und zu fordern. Vielmehr beschloß 1922 die Hauptversammlung,<sup>25)</sup>

„verfügbare Mittel auch dafür zu verwenden, daß besonders geeignete Alpengebiete in Unberührtheit erhalten bleiben und auf diese Weise alpine Schutzgebiete geschaffen werden“.

Das bedeutsamste Projekt dieser Art ist bis heute das Alpenvereinschutzgebiet Hohe Tauern.<sup>26)</sup> Als Grundstock erwarb der Alpenverein im Jahre 1918 einen großen Teil des Glocknergebietes von 4034 Hektar aus dem Besitz der Geschwister Aicher von Aichenegg. Den Kauf vermittelte und ermöglichte der Gutsbesitzer Albert Wirth durch eine Spende von 10000 Kronen mit der Widmung, das Glocknergebiet für die Zukunft als Naturschutzpark zu erhalten.<sup>27)</sup> Im Jahre 1938 konnte der Alpenverein zunächst 2957 Hektar in Kals am Großglockner und sodann nochmals 22112 Hektar in mehreren Gemeinden des Glockner- und Venedigergebirges vom Land Österreich kaufen. Nach einem weiteren Grunderwerb von 3504 Hektar im Jahre 1940 besitzt der Alpenverein heute rd. 32000 Hektar eigenen Grund und Boden in den Hohen Tauern von Hochgall im Westen bis zur Großglockner-Hochalpenstraße im Osten mit den Gipfeln des Großglockners und des Großvenedigers.

Auf Betreiben des Alpenvereins wurde der AV-Besitz am Großglockner (Pasterzenkees und Gamsgrube) durch Verordnung der Kärntner Landesregierung vom 1. Juli 1935 unter Naturschutz gestellt.<sup>28)</sup> 1937 wurde eine Arbeitsgemeinschaft mit dem erwähnten Verein Naturschutzpark als Eigentümer des nördlich angrenzenden Stubachtals gegründet; sie hatte zum Inhalt, den beiderseits des Alpenhauptkammes gelegenen Grundbesitz als gemeinsames Naturschutzgebiet zu verwalten.<sup>29)</sup> Dieses Gebiet soll Kern des österreichischen Nationalparks Hohe Tauern werden, der allerdings noch nicht vollständig verwirklicht ist.

### 3.3 Kampf gegen den Bau von Bergbahnen

In der Einstellung zum Bau von Bergbahnen erkennt man besonders deutlich den Wandel des Alpenvereins vom Erschließer zum Naturschützer. Im Jahresbericht für 1888<sup>30)</sup> wurde der Bau der „ersten Bergbahn an den Gestaden des Aachensees“ gefeiert „als ein frohes Zeichen für die Zukunft des uns allen so theueren Berglandes, dem wir gedeihliche Entwicklung und reichsten Segen... wünschen“.

Doch als zu Anfang dieses Jahrhunderts die Auswirkungen der Bergbahnen in der Schweiz bekannt wurden, wandte sich der Alpenverein nachdrücklich gegen derartige Anlagen auch in den Ostalpen. Der bereits erwähnte Albert Niemann<sup>17)</sup> forderte besonders temperamentvoll zum Widerstand gegen derartige Baupläne auf:

„Einen einzigen solcher Pläne vereitelt zu haben, wäre ein größeres Verdienst als der Bau von zehn Alpenvereinshöhlen.“

Einen jahrelangen zähen Kampf gab es vor allem um die Bergbahn auf die Zugspitze, die als höchster deutscher Berg für Bergsteiger, aber auch die Betreiber des Projekts von besonderem Reiz war. 1924 faßte die Hauptversammlung folgende Entschlußung<sup>31)</sup>:

„Der Deutsche und Österreichische Alpenverein sieht in dem Bau der Zugspitzbahn einen schweren Angriff auf den Frieden und die Ursprünglichkeit der Berge, eine Sünde an der Natur, die umso schlimmer ist, als für die Allgemeinheit nicht das geringste Bedürfnis dazu vorliegt, als sie an dem höchsten Berg des Deutschen Reichs begangen wird, wo es heißt, an der Natur zu retten, was irgend zu retten ist.“

Am dramatischsten war wohl der Kampf um Straße und Bergbahn im Glocknergebiet. Noch während die Großglockner-Hochalpenstraße im Bau war (fertiggestellt 1935 einschließlich einer Stichstraße zum Franz-Josefs-Haus am Pasterzen-Kees), wurde 1932 der Plan bekannt, von der Franz-Josefs-Höhe eine Seilschwebbahn auf den Großglockner zu bauen; eine Vorkonzession für eine Bahn bis zur Adlersruhe (3454 m) war bereits erteilt. Unterstützt durch eine Entschließung der Hauptversammlung 1932, die die Naturschönheiten des höchsten österreichischen Berges und das Grundeigentum des Alpenvereins betonte, gelang es dem Verwaltungsausschuß in Verhandlungen mit der Landesregierung Kärnten und den zuständigen Bundesministern, daß die Bauabsicht aufgegeben wurde<sup>32)</sup>. Die Erschließungsplanung schien abgewendet zu sein. Doch 1935 wurde in der Presse von einer neuen Planung berichtet: Die Großglockner-Hochalpenstraße A.G. (Grohag), fast ausschließlich in der Hand des österreichischen Staates, beabsichtigte, eine sechs Meter breite Straße von drei Kilometern Länge durch die brüchigen Hänge der Freiwandspitze und die botanisch einmalige Gamsgrube zum Wasserfallwinkel (2542 m) – mit zwei Tunnels und drei Parkplätzen – und von dort eine Seilschwebbahn auf den Fuscherkarkopf (3331 m), eine Aussichtskanzel mit freiem Blick auf das Glocknermassiv, zu bauen<sup>33)</sup>. Als kurz darauf im Juli 1935 der AV-Besitz an Pasterze und Gamsgrube zum Naturschutzgebiet erklärt wurde<sup>28)</sup>, glaubte man, auch dieser Plan sei verhindert. Doch die Hoffnung trug. Die Planung wurde durchgesetzt, die Naturschutzverordnung aufgehoben und der Alpenverein auf der fragwürdigen Grundlage einer kriegswirtschaftlichen Verordnungsermächtigung aus dem ersten Weltkrieg gegen eine bedeutungslose Entschädigung von 600 Schilling enteignet. Eine Aufschrei ging durch den Alpenverein. Er wehrte sich nachdrücklich mit Eingaben und Entschließungen, Gutachten und Denkschriften<sup>34)</sup>, in zähen Verhandlungen und mit einem erfolglosen Prozeß vor dem höchsten österreichischen Gericht<sup>35)</sup>. Der einzige Erfolg aller Anstrengungen bestand darin, daß die Straße 1937 nur in halber Breite und ohne Tunnel und Parkplätze gebaut wurde<sup>36)</sup>.

Daß die Seilbahn auf den Fuscherkarkopf schließlich doch nicht zustandekam, war eine glückliche Fügung in unseliger Zeit. Nach dem sogenannten „Anschluß“ Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 wurde Reichsminister Seyß-Inquart als Reichsstatthalter von Österreich eingesetzt. Auf eine Eingabe des Verwaltungsausschusses, unterstützt durch eine Denkschrift der Landeshauptmannschaft Kärnten<sup>36)</sup>, ließ Seyß-Inquart im Mai 1938 mitteilen, der Verwaltungsrat der Grohag habe das Projekt zurückgezogen<sup>37)</sup>. Im übrigen wurde Seyß-Inquart im Juli 1938 zum „Vereinsführer“ des DAV bestellt.

Die strikte Ablehnung der Seilbahnpläne auf Zugspitze und im Großglocknergebiet dürfen allerdings nicht zu dem Eindruck verleiten, der Alpenverein habe radikal jedes derartige Projekt



abgelehnt. Vielmehr hat er häufig eine vermittelnde Haltung eingenommen, in dem Bemühen, „durch ein kleineres ein größeres Übel zu verhüten“. Im Jahresbericht für 1926/27 kommt diese Einstellung besonders deutlich zum Ausdruck<sup>38)</sup>:

*„Die Regierungen glauben z. B. jedes Bergbahnprojekt unterstützen zu müssen. Wir haben in Bayern gekämpft gegen die Zugspitzbahn, die Untersbergbahn, Watzmannbahn und andere. Im großen österreichischen Lande glaubten wir uns mit dem Bau einiger Bergbahnen auf einzelne, hochtouristisch belanglose Aussichtspunkte abfinden zu sollen. Wir haben diese Punkte den österreichischen Behörden ausdrücklich genannt und hoffen, daß, ehe auf alle diese Berge Bergbahnen gebaut sind, das Bergbahnfieber erloschen sein wird. Wir hoffen, mit der Benennung dieser Punkte wirkliche Hochgipfel vor solchen Projekten zu behüten.“*

Leider hat diese Hoffnung getrogen: Das Bergbahnfieber geht – heutzutage in der Form der Erschließung von Gletschern zu Sommerskigebieten – weiter um.

### 3.4 Selbstbeschränkung beim Hüttenbau

Der Ruf nach einem Ende der Erschließung richtete sich jedoch nicht nur an andere, wie z. B. beim Kampf gegen Bergbahnen, sondern auch an den Alpenverein selbst. Er äußerte sich erstmals in zahlreichen Sektionsanträgen zu den Hauptversammlungen 1922 und 1923, die zu den Tölzer Richtlinien für Alpenvereinshöfen und -wege von 1923 führten. Anträge und Richtlinien bekräftigten in zahlreichen Einzelbestimmungen erneut das Bestreben nach einfachen Höfen und einfacher Bewirtschaftung. Gleichzeitig kündigte sich erstmals ein Ende der Erschließungsphase an, allerdings wurde hierbei auch früh der Konflikt zwischen Bergsteigen und Naturschutz deutlich.

In der Hauptversammlung 1922 verlangte die Sektion Bayerland eine Einschränkung der damals geltenden Leitsätze für den Bau von Höfen und Wegen. In der vorgeschlagenen Fassung<sup>39)</sup> sollte bestimmt werden, die Erschließung der Alpen durch den Bau von Unterkunftshöfen und Wegen sei im wesentlichen beendet, neue Höfen und Wege sollten nur in besonderen Ausnahmefällen gebaut werden und unter keinen Umständen dürfe die Ursprünglichkeit bisher verschont gebliebener Gebiete preisgegeben werden. In der Hauptversammlung<sup>40)</sup> erklärte der Vertreter der Sektion:

*„Berge in Not! Wir wtu9055, Berge in Not! Wir wissen kaum mehr, wie wir unsere Arbeitsgebiete zuteilen sollen, da das Vereinsarbeitsgebiet wesentlich eingeschränkt worden ist. Ein Arbeitsgebiet ist noch frei, das des Schutzes der Natur. Wir haben die Pflicht, an unsere Nachkommen zu denken und zur rechten Zeit der Übererschließung Einhalt zu tun. Heute ist die Erschließung der Berge keine Notwendigkeit mehr, im Gegenteil.“*

Der damalige langjährige 1. Vorsitzende Reinhold von Sydow erläuterte die Stellungnahme des Hauptausschusses. Dieser sei damit einverstanden, neue Höfen und Wege nur in besonderen Ausnahmefällen zu bauen. Der weitere Satz, daß unter keinen Umständen die Ursprünglichkeit bisher verschont gebliebener Gebiete preisgegeben werden dürfe, gehe dagegen *„in seiner theoretischen Schärfe zu weit. Die Bindung könnte unter Umständen... sehr unbequem werden“*. Dieser Antrag fand keine Mehrheit. Offensichtlich war die Zeit noch nicht reif.

Im nächsten Jahr 1923 griff die Sektion Schwaben das Ziel des abgelehnten Antrages auf und stellte folgenden Antrag<sup>41)</sup>:

*„Das gesamte Arbeitsgebiet des D. u. Oe. A. V. in den Alpen wird vom D. u. Oe. A. V. als ein großes einheitliches Naturschutzgebiet... erklärt, dessen Erhaltung in seinem ursprünglichen derzeitigen Zustande mit allen Mitteln anzustreben ist. Zu diesem Zwecke erklären sich alle Sektionen des D. u. Oe. A. V. damit einverstanden, daß sofort jegliche Bautätigkeit, d. h. Neuherstellung von Höfen, Wegen usw. eingestellt wird und dafür alle Mittel zur Erhaltung der Hochgebirgswelt, des Tier- und Pflanzenlebens usw. aufgewendet werden.“*

In den schließlich einstimmig angenommenen Tölzer Richtlinien von 1923 war das Ziel des Antrages wie folgt formuliert<sup>42)</sup>:

*„Neue Höfen und Wege sind nur zu bauen, sofern es sich um die Befriedigung eines zweifellos vorhandenen bergsteigerlichen Bedürfnisses oder darum handelt, ein bisher aus Jagdrücksichten verschlossenes Gebiet zu erschließen.“*

*Neue Weganlagen im weglosen Hochgebirge und neue Markierungen von Gipfelwegen, insbesondere von Klettersteigen, sind zu unterlassen.“*

Diese Richtlinien bedeuteten den Entschluß zur Einschränkung des bisherigen Höfenbaues aus Gründen des Naturschutzes. Über ihren Erfolg wird allerdings später noch zu berichten sein.

## 4. Naturschutz als satzungsgemäßer Vereinszweck

Trotz jahrzehntelanger praktischer Naturschutzarbeit, trotz wiederholter Beschlüsse und Bekenntnisse zum Naturschutz dauerte es bis zum Jahr 1927, bis der Naturschutz zur satzungsgemäßen Vereinsaufgabe wurde. Bis dahin galt die ursprüngliche, primär auf Erschließung ausgerichtete Fassung der Satzung.

Die grundsätzliche Wende wurde mit der Hauptversammlung 1926 in Würzburg eingeleitet. Auf Antrag der in der Bergsteigergruppe vertretenen Sektionen legte die Hauptversammlung folgendes einmütiges Bekenntnis ab<sup>43)</sup>:

*„Der Deutsche und Österreichische Alpenverein bekennt sich grundsätzlich zum Gedanken des Naturschutzes in den Alpen. Er will das Hochgebirge unberührt erhalten von Bergbahnen, Industrieanlagen und geschäftlicher Ausnützung jeder Art. Er erklärt den Schutz der Natur, besonders der Tier- und Pflanzenwelt, für seine Aufgabe. Daher tritt er für eine großzügige Schaffung von Naturschutzgebieten ein. Geeignete Berggruppen der Alpen, die abseits des Hauptverkehrs liegen, sollen nach Möglichkeit in ihrem heutigen Zustand erhalten bleiben.“*

Foto Seite 247:  
J. Winkler

Im Jahr darauf – 1927 – wurde der Naturschutz als Vereinsaufgabe in die Satzung aufgenommen. Sie erhielt die folgende, im wesentlichen noch heute geltende Fassung<sup>44)</sup>:

„Zweck des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins ist, die Kenntnis der Hochgebirge zu erweitern und zu verbreiten, das Bergsteigen zu fördern, das Wandern in den Ostalpen zu erleichtern, ihre Schönheit und Ursprünglichkeit zu erhalten und dadurch die Liebe zur deutschen Heimat zu pflegen und zu stärken.“

Im Hinblick auf gegenwärtige Diskussionen ist es höchst aufschlussreich, die Motive der damaligen Hauptversammlung kennenzulernen. Denn der Antrag, Naturschutz zur Vereinsaufgabe zu erklären, führte nicht lediglich zur Ergänzung der bisherigen Vereinsziele, sondern zu einer grundlegenden Neugestaltung. Zwei – auszugsweise – Beiträge mögen dies zeigen.

Der Vertreter der antragstellenden Bergsteigergruppe erläuterte den Antrag wie folgt<sup>44)</sup>:

„Viele unserer Mitglieder und namentlich die der Bergsteigergruppe halten die Alpen für erschlossen und den satzungsgemäßen bisherigen Zweck des Alpenvereins für im großen und ganzen erfüllt... Heute aber, wo das Kernziel des Vereins bereits erreicht ist, wo ein ganz anderer Geist die Geister beeinflusst, ist es nicht mehr gleichgültig, ob die Vereinssatzung so oder so lautet, und deswegen wollen wir, daß an erster Stelle das Bergsteigen als Grundlage idealer Betätigung zum Selbstzweck und Hauptzweck des Vereins erhoben wird. Das Urelement des Alpinismus sind Naturliebe und Kampf. Wir stehen in der Epoche einer materialistischen Zivilisation und ihre Fangarme greifen nach der Bergwelt. ... Werden die Berge in ihrem inneren Wesen, in ihrer Ursprünglichkeit und Wildheit verändert, dann geht ein Paradies verloren und ein verlorenes Paradies kehrt nie wieder. Deshalb hielten wir es an der Zeit, daß der Alpenverein sich energisch schützend vor die Bergwelt stellt. Es handelt sich nicht nur um den Naturschutz, es gilt auch, die deutsche Heimat und die deutsche Bergwelt zu erhalten.“

Bergsteigen und  
Naturschutz – ein  
Schwerpunktthema  
schon 1927.



Foto:  
S. Brandl

Für den Hauptausschuß, der die später beschlossene Fassung vorgelegt hatte, erklärte der Berichterstatter zur Begründung<sup>44)</sup>:

„Sie sehen in der alten Fassung vom Bergsteigen nichts erwähnt. Das ist darauf zurückzuführen, daß die Gründer unseres Vereins den Nachdruck mehr auf die wissenschaftliche Erforschung der Alpen gelegt haben. Dieser Standpunkt ist aber schon seit Jahrzehnten überwunden. Seit Jahrzehnten, darf ich sagen, liegen 90 Prozent unserer Mitglieder nicht dem wissenschaftlichen Alpinismus, sondern dem praktischen, dem Bergsteigen ob, der führerlose Tourist, der in jenen Zeiten fast unbekannt war, ist zur Zeit eine ständige Erscheinung in unseren Alpen geworden. Die Bergsteiger selbst stellen immer größere Anforderungen an sich selbst... Wenn aber dem so ist, daß der praktische Alpinismus jetzt im Vordergrund der Ziele des Alpenvereins steht, dann sind wir auch verpflichtet, dies in unserer Satzung klar zum Ausdruck zu bringen... Der zweite Gedanke... ist der des Naturschutzes. Hierüber haben wir uns erst im Vorjahr in Würzburg unterhalten und damals schon hat sich der Verein grundsätzlich zu dem Gedanken des Naturschutzes bekannt... Deshalb schlagen wir Ihnen vor, einzufügen die Worte: Ihre Schönheit und Ursprünglichkeit zu erhalten. Damit soll der Gedanke des Naturschutzes zum Ausdruck gebracht werden.“

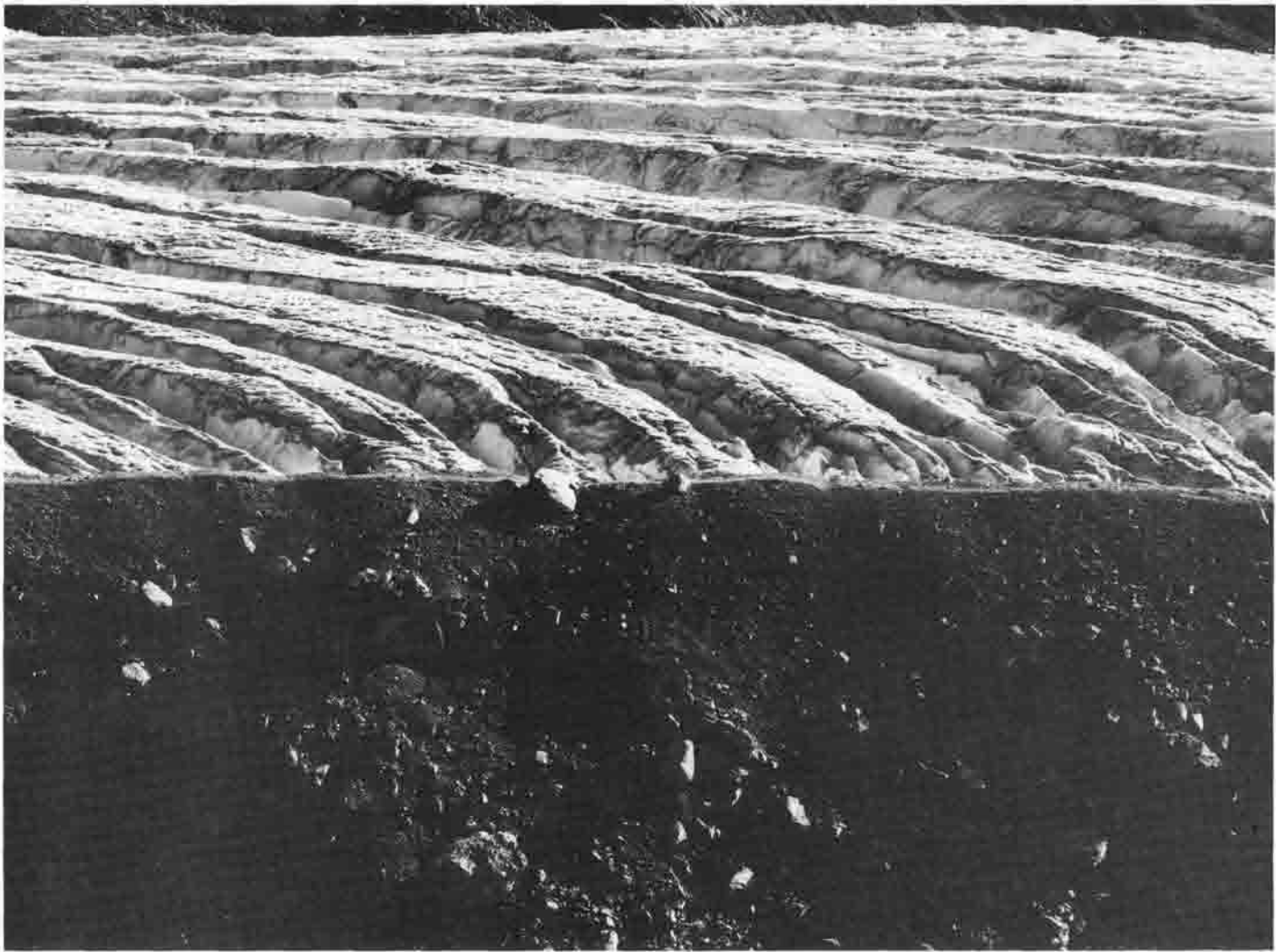
Wie diese Auszüge deutlich machen, bedeutete die Satzungsänderung eine grundsätzliche Neubestimmung der Vereinsziele. Die bisherige Hauptaufgabe der Erschließung wurde als erfüllt angesehen und nur in der abgeschwächten Form, das Wandern zu erleichtern, beibehalten. Der wissenschaftliche Alpinismus, die Kenntnis der Hochgebirge zu erweitern und zu verbreiten, blieb unverändert Vereinsaufgabe. Darüber hinaus wurde erstmals der praktische Alpinismus, die Förderung des Bergsteigens, ausdrücklich als primäres Ziel in die Satzung aufgenommen. Daneben wurde der seit Jahrzehnten praktizierte Naturschutz – umschrieben mit den Worten, die Schönheit und Ursprünglichkeit der Bergwelt zu erhalten – zum neuen Vereinsziel erhoben.

Als diese Satzungsänderung beschlossen wurde, war offensichtlich schon manchem bewußt, daß damit im Alpenverein ein Konflikt unausweichlich war. Wenn man beide Vereinsziele – Förderung des Bergsteigens und Schutz der Natur – in vollkommenem Maß verwirklichen will, geraten beide Ziele unvermeidlich in Widerspruch zueinander. Das Alpenvereins-Handbuch, das ein Jahr nach der Satzungsänderung in neuer Auflage erschien, erkannte diesen Widerspruch und versuchte ihn wie folgt zu lösen<sup>45)</sup>:

„Es kann nicht Aufgabe des AV sein, die Ostalpen oder Teile derselben des Naturschutzes wegen den Alpenfreunden möglichst zu versperren. Dadurch würde er gegen den Zweck des Vereins handeln. Mit solchen Versuchen wäre der AV-Sache in keiner Weise gedient, sie würde auch von weiten und maßgebenden Kreisen bekämpft werden. Die Bergwanderer – sofern sie gut erzogen sind – stören weder das Landschaftsbild noch die Ruhe in den Bergen.“

Der Konflikt zeigte sich sogleich in aller Schärfe in der Hüttenfrage. 1928 – ein Jahr nach der Satzungsänderung – forderte Eugen Guido Lammer<sup>46)</sup>, der bekannte Alpinist und Schriftsteller, in einem leidenschaftlichen Aufruf „Unbedingter Schutz des alpinen Ödlandes“ eine Verschärfung der Tölzer Richtlinien für den Bau von Hütten und Wegen. Oberhalb der Hochalmregion dürfe es kein Menschenwerk geben: keine Bahn, keine Straßen und Wege, keine Brücken und Leitern, keine Ketten, Klammern und Mauerha-





ken, keine Wegweiser und Wegtafeln, keine Wirtshäuser und Schutzhütten, nicht einmal Bildstöcke und Gipfelkreuze; zugunsten der ernsten Wissenschaft hielt er allerdings klare Ausnahmen für Vermessungssignale und Höhenobservatorien für selbstverständlich.

Offenbar unter dem Eindruck dieses Aufrufes und unter ausdrücklichem Hinweis auf die Satzungsänderung von 1927 wurde in der Hauptversammlung 1929 folgende EntschlieÙung zur Abstimmung gestellt<sup>47)</sup>:

*„Der Alpenverein strebt grundsätzlich an, daß das alpine Ödland (Fels- und Eisgebiet) unter einen erhöhten Naturschutz gestellt und die Erbauung neuer Hütten und Wege in demselben – vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen – allgemein ausgeschlossen werde.“*

Der Antrag löste eine lange und kontroverse Debatte aus. Eingewendet wurden die Interessen der Fremdenverkehrsförderung, der Mitgliederwerbung und die Gefahr, daß andere das Ödland erschließen würden. Schließlich wurde der Antrag mit Mehrheit abgelehnt. Als 1937 die Tölzer Richtlinien in der Stuttgarter Fassung überarbeitet wurden, stellte man selbstkritisch fest<sup>48)</sup>: Seit 1923 waren 99 Hütten neu erbaut, 31 durch Kauf neu erworben und 14 durch Pacht gewonnen, insgesamt also 144 neue Unterkünfte in dreizehn Jahren. Ersichtlich blieb noch ein weiter Weg bis zur strengen Aussage im Grundsatzprogramm von 1977:

*„Die Erschließung des Alpenraums ist für den DAV abgeschlossen. Er lehnt deshalb weitere Hüttenneubauten ab.“*

## 5. Versuch einer Bewertung

Die Bewertung der dargestellten geschichtlichen Entwicklung hat viele Aspekte, aber in aller Kürze läÙt sich feststellen:

- Der Alpenverein hat seit seiner Gründung – je nach den wechselnden Anforderungen der Zeit – praktischen Naturschutz betrieben. Das Bestreben nach dem Schutz der Natur ist im Laufe der Entwicklung zum satzungsgemäÙen Vereinsziel und mehr und mehr zur zentralen Aufgabe geworden.
- Der Alpenverein hat die touristische Erschließung der Alpen eingeleitet, jedoch die große industrielle und kommerzielle Ausbeutung des Alpenraumes nicht gewollt, aber auch nicht verhindern können. So hat er viele MiÙerfolge erlebt, aber auch manche Erfolge.
- Der Alpenverein hat selten radikale Standpunkte vertreten, sondern sich um Kompromisse zwischen den widerstreitenden Nutzungsinteressen bemüht. Dies gilt auch auf seinem ureigenen Feld, der Förderung des Bergsteigens und hierzu der Unterhaltung von Hütten und Wegen. Im Konflikt, gleichzeitig Naturschützer und Naturmützer zu sein, gibt es keine Patentlösungen, sondern nur Kompromisse, die im Einzelfall in sachgerechter Abwägung gefunden werden müssen. Hierbei gilt mehr den je die schon vor 50 Jahren verbreitete Erkenntnis<sup>49)</sup>:

*„Es ist hoch an der Zeit, daß der Mensch die Natur vor dem Menschen schützt.“*

## Quellenangaben

- 1) Z. B. DOeAV-Mitteilungen 1885 Nr. 20 S. 236 und 1899 Nr. 18 S. 217;
- 2) Vgl. Jahresbericht für 1884-85, DOeAV-Mitteilungen 1885 Nr. 20 S. 236;
- 3) Bazing, Waldvernachlässigung und Waldverwüstung, DOeAV-Zeitschrift 1872 S. 319; Adolf v. Guttenberg, Über Waldmißhandlungen in unseren Alpenländern, DoeAV-Zeitschrift 1898 S. 69; R. v. Klebelsberg, Waldwirtschaft und Fremdenverkehr in Tirol, DOeAV-Mitteilungen 1910 Nr. 23; R. v. Klebelsberg, Rückgang der Waldgrenze in den Alpen aus künstlichen Ursachen, DOeAV-Mitteilungen 1912 Nr. 2;
- 4) DOeAV-Zeitschrift 1880 S. 34;
- 5) Vgl. Aufforstung durch Deutschen und Österreichischen Alpenverein, DoeAV-Mitteilungen 1881 Nr. 5; Jahresbericht 1884-85, DOeAV-Mitteilungen 1885 Nr. 20 S. 236;
- 6) Der Schutz der Alpenflora, DOeAV-Mitteilungen 1884 S. 212;
- 7) DOeAV-Mitteilungen 1877 S. 357, 368;
- 8) Über Pflanzenkultur im Hochgebirge, DOeAV-Zeitschrift 1875 S. 1-38, insbesondere 37/38;
- 9) Jahresbericht 1884/85, DOeAV-Mitteilungen 1885 Nr. 20 S. 236;
- 10) DOeAV-Mitteilungen 1899 Nr. 18 S. 217, 219;
- 11) Karl Bindel, Bericht über die Entstehung der Idee der Schaffung eines „Vereins zum Schutz und zur Pflege der Alpenpflanzen“ und über die Thätigkeit des provisorischen Ausschusses, DOeAV-Mitteilungen 1900 Nr. 16 S. 190;
- 12) Moriggl, Verfassung und Verwaltung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, München 1928 S. 253, 254; Oberpolizeiliche Vorschriften zum Schutze einheimischer Pflanzenarten gegen Ausrottung, DOeAV-Mitteilungen 1926, Nr. 9; Johann Schwimmer, Pflanzenschutzbestrebungen in Vorarlberg, DOeAV-Mitteilungen 1926 Nr. 9; Paschinger, Gesetze und Verordnungen betreffend den Naturschutz in Österreich, DOeAV-Mitteilungen 1931 Nr. 8;
- 13) Deutscher und Österreichischer Alpenverein und Schutz der Alpentiere, DOeAV-Mitteilungen 1934 Nr. 8; vgl. dazu D. Steinböck, Schutz der Alpentiere, DOeAV-Mitteilungen 1934 Nr. 9;
- 14) Karl Eppner, Schutz der gefährdeten Tierwelt der Alpen, DOeAV-Mitteilungen 1935 Nr. 4;
- 15) Oskar Molitor, Die Gefahren alpiner Überkultur, DOeAV-Mitteilungen 1918 Nr. 19/20; F. Kleinhans, Grenzen und Ziele alpiner Erschließungsarbeit, DOeAV-Mitteilungen 1926 Nr. 12;
- 16) DOeAV-Mitteilungen 1919 S. 3;
- 17) DOeAV-Mitteilungen 1919 S. 26;
- 18) F. Meigen, Alpenverein und Naturschutzpark, DOeAV-Mitteilungen 1919 Nr. 19/20;
- 19) Guido Sautter, Der künftige „Nationalpark“ der Schweiz, ein Vorbild für die übrigen Alpenländer, DOeAV-Mitteilungen 1910 Nr. 7;
- 20) Verein Naturschutzpark, DOeAV-Mitteilungen 1909 Nr. 21;
- 21) Empfehlungen zum Beitritt, z.B. durch Sektion Breslau, DOeAV-Mitteilungen 1910 Nr. 20; ferner Verein „Naturschutzpark“, DOeAV-Mitteilungen 1913 Nr. 4;
- 22) J. Draxler, Der neue Alpennaturschutzpark in den Hohen Tauern, DOeAV-Mitteilungen 1913 Nr. 20; Adolf v. Guttenberg, DOeAV-Mitteilungen 1913 Nr. 21; August Prinzing, Das Stubachtal. Ein Naturschutzgebiet der Zukunft, DOeAV-Zeitschrift 1916 S. 90-113;
- 23) Vom Schutzgebiet Karwendel, DOeAV-Mitteilungen 1926 Nr. 16;
- 24) Hans Niesner, Ein neues Naturschutzgebiet, DOeAV-Mitteilungen 1926 Nr. 17;
- 25) Verhandlungsschrift HV 1922, DOeAV-Mitteilungen 1922 S. 54;
- 26) Zum folgenden: Heinz Höppberger, Der Grundbesitz des Österreichischen Alpenvereins in den Hohen Tauern, OeAV-Mitteilungen 1979 Heft 1/2;
- 27) Das Großglocknergebiet – Eigentum des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, DOeAV-Mitteilungen 1918 Nr. 15/16; Karl Erhard, Das deutsche und österreichische Naturschutzgebiet in den Hohen Tauern, DOeAV-Mitteilungen 1937 Nr. 11; WSW, Kleines aus der Geschichte des Großglockner; DOeAV-Mitteilungen 1937 Nr. 10 S. 256;
- 28) W. Widder, Naturschutz im Glocknergebiet, DOeAV-Mitteilungen 1935 Nr. 2 S. 31;
- 29) VA-Vorsitzender Paul Dinkelacker in HV 1937, DOeAV-Mitteilungen 1937, Nr. 8 S. 195, 206;
- 30) DOeAV-Mitteilungen 1888 S. 206;
- 31) Verhandlungsschrift HV 1924, DOeAV-Mitteilungen 1924 Nr. 17 S. 209, 225 (Text nur auszugsweise);
- 32) Zur Frage der Glocknerbahn, DOeAV-Mitteilungen 1933 Nr. 11 S. 255; Seilschwebbahn auf den Großglockner, DOeAV-Mitteilungen 1933 Nr. 12 S. 276;
- 33) H. Gams, Die Gamsgrube, ein bedrohtes Kleinod am Großglockner, DOeAV-Mitteilungen 1935 Nr. 2 S. 31; Jahresbericht 1934/35, DOeAV-Mitteilungen 1935 Nr. 9 S. 214, 222;
- 34) Fenaroli, Naturschutz am Glocknergebiet, DOeAV-Mitteilungen 1936 Nr. 1 S. 5; Akademie der Wissenschaften und andere wissenschaftliche Gesellschaften, Denkschrift gegen die beabsichtigte Zerstörung des Naturschutzgebietes der Pasterze in der Bauperiode 1936 der Großglockner-Hochalpenstraße, DOeAV-Mitteilungen Nr. 5 S. 114, sowie Gegen die Zerstörung der Pasterzenlandschaft – Abwehr und Mahnung, DOeAV-Mitteilungen 1937 Nr. 2 S. 28; Zum Gamsgruben-Projekt der Großglockner-Hochalpenstraßen-A.G., Gutachten der Wiener Akademie der Wissenschaften, DOeAV-Mitteilungen 1936 Nr. 7 S. 173;
- 35) Was geht im Naturschutzgebiet am Großglockner vor? DOeAV-Mitteilungen 1937 Nr. 1 S. 1; „Promenadenweg“ und Naturschutz an der Pasterze, DOeAV-Mitteilungen 1937 Nr. 6 S. 155; Bericht des 1. Vorsitzenden R. v. Klebelsberg in HV 1937, DOeAV-Mitteilungen 1937 Nr. 8 S. 195, 203, 204;
- 36) DAV-Mitteilungen 1938 Folge 5;
- 37) Mitteilung des Amtes des Reichsstatthalters, DAV-Mitteilungen 1938 Folge 6 S. 161;
- 38) DOeAV-Mitteilungen 1927 Nr. 17 S. 199;
- 39) DOeAV-Mitteilungen 1922 Nr. 4 S. 25;
- 40) Verhandlungsschrift HV 1922, DOeAV-Mitteilungen 1922 Nr. 7/9 S. 54;
- 41) DOeAV-Mitteilungen 1923 Nr. 5 S. 34;
- 42) Verhandlungsschrift HV 1923 DOeAV-Mitteilungen 1923 Nr. 10 S. 109
- 43) Verhandlungsschrift HV 1926, DOeAV-Mitteilungen 1926 Nr. 18 S. 210
- 44) Verhandlungsschrift HV 1927, DOeAV-Mitteilungen 1927 Nr. 19 S. 224-226;
- 45) Moriggl, Verfassung und Verwaltung des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, 1928, S. 350;
- 46) DOeAV-Mitteilungen 1928 Nr. 1 S. 1;
- 47) Verhandlungsschrift HV 1929, DOeAV-Mitteilungen 1929 Nr. 10 S. 221;
- 48) W. v. Schmitt-Wellenburg, Die neuen Tölzer Richtlinien – Stuttgarter Fassung 1937, DOeAV-Mitteilungen 1938 Nr. 1 S. 17;
- 49) Johann Schwimmer, Alpenverein und Naturschutz, DOeAV-Mitteilungen 1934 Nr. 10 S. 230;

# Massentourismus und Landschaftsveränderung

## Das Beispiel Gastein/Österreich

Werner Bätzing

Das Gasteiner Tal in den Hohen Tauern (Bundesland Salzburg/Österreich) gehört zu den am stärksten vom modernen Tourismus geprägten Räumen der gesamten Alpen: 2,6 Millionen Übernachtungen werden in diesem knapp 40 km langen Tal pro Jahr gezählt. Dabei entfällt der überwiegende Teil der Übernachtungen auf die beiden Gemeinden Bad Hofgastein (1,3 Millionen) und Badgastein (1,1 Millionen), die nur 8 km voneinander entfernt liegen. Dieser relativ kleine Talabschnitt in der Mitte des Gasteiner Tales weist damit eine touristische Nutzungsdichte auf, die von anderen alpinen Touristenzentren (z. B. Davos, Chamonix, Cortina d'Ampezzo) kaum übertroffen wird.

Was bedeutet eine solche touristische Nutzungsdichte für die davon betroffene Landschaft? Diese Frage hat der Verfasser am Beispiel der Gemeinde Bad Hofgastein eingehend untersucht.<sup>1</sup> Bad Hofgastein, das alte historische Zentrum des Gasteiner Tals – nicht zu verwechseln mit dem weltbekannten Badgastein – stand touristisch sehr lange im Schatten von Badgastein, hat aber vor etwa 15 Jahren seinen Nachbarort in der Zahl der Nächtigungen überholt und den ersten Platz im Tal seither sicher behauptet.

### Triebkräfte für die Veränderung der Landschaft

Die Veränderung der Landschaft wird von zwei völlig verschiedenen Entwicklungen bestimmt, zum einem vom Rückgang der Landwirtschaft und zum anderen vom Aufblühen des Tourismus. Der Rückgang der Landwirtschaft ist ein Problem des gesamten Alpenraumes (mangelnde Konkurrenzfähigkeit gegenüber der Landwirtschaft in den Gunsträumen Europas), interessanterweise ist aber festzustellen, daß hier in Gastein dieser Rückgang weniger stark ausgeprägt ist: Die Zahl der Bauernhöfe hat seit dem Zweiten Weltkrieg nicht abgenommen, die Hofnachfolge ist kein Problem und die jungen Bauern haben keine Schwierigkeiten, eine Frau zu finden. Die Ursache für diese nicht selbstverständlichen Sachverhalte liegt darin, daß fast alle Bauern den

immer größer werdenden Tourismussektor für einen Zu- oder Nebenerwerb nutzen – sie sind dadurch zwar gezwungen, ihre landwirtschaftliche Betätigung zeitlich einzuschränken, machen dabei aber nicht von der Möglichkeit Gebrauch, sie ganz einzustellen. Daher sieht die Lage der Landwirtschaft auf den ersten Blick relativ gut aus, beim zweiten Blick aber fallen die Probleme deutlich ins Auge: Von den 120 Bauern der Gemeinde Bad Hofgastein sind nur noch 12 Vollerwerbsbauern, und wenn die Entwicklung der beiden letzten Jahrzehnte so weitergeht wie bisher, dann werden in den nächsten zehn Jahren die Vollerwerbsbauern endgültig verschwunden sein. Dieser Veränderung entspricht der Rückgang der bewirtschafteten landwirtschaftlichen Nutzfläche, und die amtliche Bodennutzungserhebung weist für 1983 1.428 ha nicht mehr genutztes Grünland aus, das sind 14% der Gemeindefläche! Diese Entwicklung schlägt sich unübersehbar im Landschaftsbild nieder.

Die zweite große Veränderung der Landschaft geschieht durch den Tourismus, und zwar auf eine doppelte Weise: Einmal ganz direkt durch die Errichtung von zahllosen Hotels und Pensionen, Seilbahnen, Skigebieten, Sportanlagen, Parkplätzen usw., zum anderen indirekt, weil nämlich der Tourismus die Zahl der Einwohner ansteigen läßt: Die Bevölkerung von Bad Hofgastein ist von 1900 (Beginn des Touristenzeitalters hier durch die Tauernbahn 1905) bis 1981 von 2065 auf 5960 angestiegen, hat sich also verdreifacht! Und für diese Einwohner müssen neue Wohnungen errichtet und die gesamten Infrastruktureinrichtungen der Gemeinde (Straßen, Wasser/Abwasser, Elektrizität, Schulen usw.) erheblich vergrößert werden. Und das verändert das Landschaftsbild ebenso stark wie die direkten touristischen Einrichtungen.

Allerdings muß dabei gesagt werden, daß Gastein mit seinem historischen Schwerpunkt im Kurtourismus (heilkräftige Quellen) bei den landschaftsverändernden touristischen Einrichtungen tendenziell zurückhaltend war; Heute würden wir ja im nachhinein den klassischen Kurtourismus, der wenig Ansprüche an technische Landschafterschließungen stellt, als eine Form des „sanften Tourismus“ bezeichnen, und Gastein lehnte nicht zufällig vor dem Zweiten Weltkrieg noch jede Errichtung von Skiliften kategorisch ab, um den Kurtourismus nicht zu beeinträchtigen. Und selbst heute noch ist die Zahl der Seilbahnen und Skilifte geringer als in Orten mit gleich hohen Übernachtungszahlen.

1) Werner Bätzing: Bad Hofgastein – Gemeindeentwicklung zwischen Ökologie und Tourismus. Perspektiven für eine Gemeinde im Brennpunkt des alpinen Fremdenverkehrs; Institut für Stadt- und Regionalplanung der TU Berlin, Doverstr. 1, 1000 Berlin 10, 202 Seiten, 1985, DM 15,-

Was die Veränderung der Landschaft betrifft, so finden wir also eine doppelte Entwicklung vor: Erheblicher Rückgang der landwirtschaftlichen Nutzfläche bei gleichzeitiger starker Ausweitung der touristischen Einrichtungen und der Siedlungsfläche, sowie der dazugehörigen Infrastruktur. Wie wirkt sich dies nun im einzelnen auf das Landschaftsbild aus?

## Die traditionelle Kulturlandschaft im Gasteiner Tal

Um die ablaufenden Veränderungen verstehen und „sehen“ zu können, muß man das traditionelle Landschaftsbild kennen und muß man wissen, daß diese traditionelle Kulturlandschaft weder eine Naturlandschaft, noch eine naturnahe Landschaft war. Dies wird an den drei verschiedenen Landschaftsteilen Talboden, Berghänge und Almen schnell deutlich.

**1. Der Talboden:** Der etwa 18 km lange und 1 km breite Talboden in 800 m Höhe ist das allerjüngste Kulturland des gesamten Tales. Ursprünglich regelmäßig überschwemmt und mit einem schwer durchdringbaren Auwald bestanden oder versumpft war dieser Bereich vom Menschen praktisch nicht zu nutzen, und er diente lediglich bei Niedrigwasser als extensives Weidegebiet. Von 1830 bis 1850 wurde er melioriert, d.h. die Ache wurde begradigt und tiefer gelegt, der Auwald gerodet und die Feuchtgebiete entwässert, so daß er – aufgeteilt in zahlreiche einzelne Parzellen – in ertrageiches Wiesland umgewandelt wurde. Durch die Abgrenzung der Parzellen mittels Buschreihen und Holzzäunen und durch die Errichtung eines kleinen dezentralen Heustadels auf jeder Parzelle (um in der Zeit der bäuerlichen Arbeitsspitze im Hochsommer das Heu von den Talwiesen nicht in den meist weiter entfernten Hof bringen zu müssen, sondern dafür die ruhige Winterzeit nutzen zu können) wurde dieser eigentlich monotone, großflächige Talboden sehr kleinräumig und abwechslungsreich gestaltet.

**2. Die Berghänge:** Die Berghänge stellen den ältesten Siedlungs- und Wirtschaftsraum dar, wobei die Einzelhöfe der bajuwarischen Besiedlung ab 600 n. Chr. meist im unteren Teil der Berghänge auf Hangverflachungen (Talleisten oder -terrassen) oder auf den Schwemmkegeln der Seitenbäche errichtet wurden. Allerdings mußten die Siedler dafür erst den dichten Wald roden, der die gesamten Berghänge von unten bis hinauf zur Waldgrenze überzog. Praktisch alle unbewaldeten Stellen auf den Berghängen sind Rodungsflächen und nicht auf natürliche Weise waldfrei. Der untere Bereich der Berghänge bis etwa 1300 m (also 500 Höhenmeter über dem Talboden) wurde als zentraler Wirtschaftsraum fast vollständig gerodet, wobei er durch Baum- und Heckenreihen, Zäune, Wohn- und Wirtschaftsgebäude usw. ebenfalls sehr kleinräumig gegliedert wurde. Der obere Bereich der Berghänge (1300 m–1800 m) wurde nur teilweise gerodet, und hier fand sich ein buntes Mosaik von Waldstücken und Wiesenparzellen, die sog. „Bergmähder“ (steile und hochgelegene Wiesen, die nur einmal pro Jahr gemäht werden).

**3. Die Almen:** Die Almen als der früher wichtigste wirtschaftliche Ergänzungsraum des Tales waren im Naturzustand erheblich

kleiner als wir uns das heute vorstellen. Die Waldobergrenze liegt in Gastein bei 2000 m, und erst dadurch, daß die Bauern die Waldobergrenze im Laufe der Zeit um etwa 200 Höhenmeter heruntergedrückt haben, sind erst die relativ großen Almflächen entstanden. Und durch das systematische Roden der Zwergsträucher (Alpenrosen, Heidelbeeren) entwickelte der Mensch eine gras- und krautreiche Vegetationsdecke, die ebenfalls so nicht von Natur aus da ist. Gerade die vielbewunderten Blumenmeere auf den Almen entstanden aus einer angepaßten landwirtschaftlichen Nutzung, sie sind Kultur-, nicht Naturprodukt. –

Dieses Landschaftsbild, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts etwa so aussah und das sich bis in die fünfziger Jahre hinein noch wenig veränderte, war also sehr stark vom wirtschaftenden Menschen geprägt. Und diese traditionelle Kulturlandschaft war ästhetisch „schöner“ als die ursprüngliche Naturlandschaft, denn die Gemeinde Bad Hofgastein liegt geologisch gesehen im Bereich der Schiefernhülle des Tauernfensters. Dieses Gestein bildet relativ gleichmäßige Hangneigungen, denen die „alpinen“ Kontraste fehlen, und wenn diese Hänge durchgehend bewaldet sind, ist das Landschaftsbild relativ monoton. Erst die menschliche Bewirtschaftung gestaltete diese Landschaft kleinräumig und damit abwechslungsreich und erhöhte so den Reiz des Landschaftsbildes ganz erheblich.

## Die moderne Prägung der Landschaft

Der Raum, der derzeit am stärksten verändert wird, ist der Talboden – aus dem ehemals wertlosesten ist das inzwischen wertvollste Gebiet geworden. Da hier billiger als auf den Berghängen gebaut werden kann und zusätzlich der Vorteil der zentralen Verkehrslage besteht, konzentrieren sich fast sämtliche Neubauten in diesem Gebiet, wobei die Straßen meist in Richtung der Siedlungserweiterungen vorgeben. Angesichts des so starken Baudrucks durch die Bedürfnisse des Tourismussektors und die erheblich gestiegene Zahl der Einwohner und angesichts der sehr begrenzten Fläche dieses Talbodens sind die Probleme unübersehbar: Bad Hofgastein beginnt langsam mit seinen benachbarten Weilern zusammenzuwachsen (bei 2-3 Weilern ist dies schon geschehen). Wenn diese Entwicklung ungebremst so weitergeht, dann entsteht in absehbarer Zeit ein geschlossenes Siedlungsband von Bad Hofgastein bis nach Badgastein – der gesamte ebene Talboden wird tendenziell vollständig überbaut. Und da dabei die Häuser und Siedlungen so gebaut werden wie heute überall in den Alpen üblich („Lederhosen“-Architektur), entsteht damit eine stadähnliche, anonyme Siedlungsstruktur, die ihre charakteristische, landschaftsbezogene Prägung immer mehr verliert und den Randbezirken der großen europäischen Ballungsgebiete immer ähnlicher wird.

Der zweite Raum, der heute modern überprägt wird, ist das Gebiet der Skigebiete, vielfach im Bereich der Almen, aber auch im Bereich der Berghänge. Zahlreiche Seilbahnen und Lifтанlagen, aber vor allem die Schneisen in den Wäldern und die Pistenplanierungen im Almbereich stören das Landschaftsbild und die ökologi-



*Bad Hofgastein von Nordwesten, Aufnahmen aus den Jahren 1900 (oben), 1960 und 1984. Hinter dem Ort liegt auf dem unteren Hangteil der Kronwald, ein altes Siedlungsgebiet, an den sich weiter im Süden der Foschingberg anschließt. Der hohe Gipfel ist der Rauchkogel, 2208 m.*

*Fotos: Archiv Bätzing*



sche Stabilität dieser Flächen. Da in Gastein allerdings seit vielen Jahren schon auf die Pflege der Pisten relativ viel Mühe und Geld verwandt wird, ist der ökologische Zustand der Skipisten oft besser als in vergleichbaren ähnlich großen Touristenzentren. Und gleichzeitig nutzen diese Skigebiete bei weitem nicht den gesamten Berg- und Almbereich, sondern nur ein Gebiet, das etwa ein Viertel des Gasteiner Tals ausmacht, so daß große Berg- und Almbereiche davon nicht berührt werden.

Die moderne Gestaltung der Landschaft beschränkt sich auf diese beiden Bereiche – Talboden und Skigebiete – und die anderen Landschaftsbereiche werden davon überhaupt nicht betroffen. Und das ist ein Ergebnis, das viele überraschen dürfte: Trotz der so hohen Einwohner- und Tourisumdichte wird nicht das gesamte Tal flächendeckend modern erschlossen, sondern nur ein vergleichsweise kleiner Teil, der maximal ein Drittel der Fläche ausmacht!

Der nichterschlossene Teil zeigt dagegen eine ganz andere, entgegengesetzte Entwicklung: Hier wird überall sichtbar, wie stark die landwirtschaftlich bewirtschaftete Fläche in den letzten drei Jahrzehnten zurückgegangen ist. Aus ökonomischen Gründen (Arbeitszeit!) müssen sich die Bauern heute auf die gut erreichbaren, leicht zu bearbeitenden und ertragreichen Flächen konzentrieren, und diese liegen im Talboden und auf den flacheren Teilen der unteren Berghänge. Durch diesen Rückzug verfallen und verwildern große Teile des ehemaligen Kulturlandes (die Schweizer nennen dies „verganden“), wobei sich die Vegetation über verschiedene Stufen der Verbuschung („Sukzessionsstufen“) wieder ganz allmählich dem früheren Naturzustand annähert, ein Prozeß, der allerdings hundert Jahre und länger dauern kann. Im Landschaftsbild ist diese Entwicklung derzeit gut ablesbar: Im Almbereich breiten sich flächendeckend Zwergsträucher aus und der Wald wächst am unteren Ende wieder ganz langsam nach oben, im oberen Bereich der Berghänge löst sich das Mosaik von Wald- und Wiesenparzellen zu einer großflächigen Busch/Waldfläche hin auf, und im unteren Hangbereich kommt auf allen steileren, schattigeren und flachgründigeren Stellen Buschwerk hoch, so daß die hier noch genutzten Kulturlandflächen inselartigen Charakter im Busch/Wald annehmen.



*Auf diesem Fotovergleich ist die Bedeutung der Wiederbewaldung nachzuvollziehen: Diese Berghänge waren um die Jahrhundertwende in großen Teilen gerodet und vor allem das untere Hangdrittel bis etwa 1100 m war praktisch völlig waldfrei. 1960 hat sich der Wald bereits flächenmäßig erheblich vergrößert; 1984 sind alle Waldlücken im oberen Hangbereich mit Buschwerk bestanden.*

Diese Entwicklung tendiert hin zur kompletten Wiederbewaldung des Gasteiner Tals, und wenn diese Entwicklung so weitergeht wie bisher, dann ist in etwa fünfzig Jahren die letzte Wiese/Weide im Landschaftsbild mit Buschwerk bestanden. Aber diese Entwicklung verläuft nicht überall so unproblematisch: Auf steilen und steilsten Hangstücken ist der Bodenabtrag schneller als die natürliche Wiederbegrünung bzw. Wiederbewaldung, wenn der Mensch seine Bewirtschaftung (damit war untrennbar früher immer auch die Pflege des Bodens und die Reparatur von problematischen Stellen verbunden) einstellt. Und überall auf steilen Hangflächen im Bereich der Waldobergrenze und darüber sieht man heute zahllose vegetationsfreie Stellen, die erst neueren Datums sind, wie die Auswertung von Luftbildern aus verschiedenen Jahren zeigt. Geht diese Entwicklung so weiter wie bisher, dann werden sich diese ökologisch äußerst labilen Stellen



*Bad Hofgastein von Südosten mit Leidalm-Seitentäl 1891 (oben) und 1984. Der Ortskern beschränkt sich 1891 auf den oberen Teil des (recht flachen) Schwemmkegels und folgt in seiner Anlage den Höhenlinien. Das Ortsbild ist relativ uneinheitlich und nur zum kleinen Teil bäuerlich geprägt. Von all diesen Bauten ist 1984 mit Ausnahme der Kirche nichts übriggeblieben. Der untere Teil der Berghänge erscheint 1891 noch fast völlig waldfrei, während sich der Wald 1984 erheblich vergrößert hat.*

Fotos:  
Archiv Bätzing

schnell weiter vergrößern und dann den so dicht und intensiv genutzten Talboden mit Hochwassern, Muren und Lawinen bedrohen.

Das Waldsterben trägt zu dieser Gefährdung noch zusätzlich bei, denn die natürliche Wiederbewaldung spielt sich hauptsächlich in den Bereichen ab, die vom Waldsterben wenig oder gar nicht betroffen sind, und wo der Wald aus Lawinen/Hochwasserschutzgründen nicht besonders wichtig ist. Aber dort, wo der Wald zentral wichtig wäre, nämlich auf den steilen Hängen im Bereich der Waldobergrenze, dort kommt er nach dem Rückzug des Menschen gerade nicht von alleine hoch und gerade dort ist er durch das Waldsterben auch noch am meisten gefährdet. Daher schwächt die allmähliche Wiederbewaldung die ökologische Gefährdung durch das Waldsterben nicht ab.

## Die heutige doppelte Entwicklung

Diese doppelte Entwicklung im Gasteiner Tal ließe sich jetzt so zusammenfassen: Ein kleinerer Teil des Tals wird intensivst modern überprägt und übererschlossen, der größere Teil des Tales dagegen verfällt, vergandet, er wird untererschlossen (vom Standpunkt der traditionellen Kulturlandschaft aus). Beide Male entstehen schwere ökologische Probleme: Im übererschlossenen Teil sind es die ökologischen Probleme, wie wir sie auch aus den industriellen Ballungsräumen her kennen (erhebliche Luft- und Wasserverschmutzung, Lärmbelästigung usw.) sowie die ökologischen Probleme der Skipisten, im untererschlossenen Teil rühren die Probleme daher, daß die Rückwandlung von Kultur- in Naturlandschaft nicht ohne Störungen und verschiedene Phasen von ökologischer Instabilität vor sich geht.

Beide Entwicklungen belasten das Landschaftsbild: Die kleinräumig-vielfältige Kulturlandschaft wird im übererschlossenen Teil durch eine anonyme, großstadtähnliche Landschaftsgestaltung, im untererschlossenen Teil durch die Tendenz zur standortgemäßen, relativ gleichförmigen Vegetationsform zerstört. Und beide Male verliert das Tal dabei gerade das, was seinen Reiz ausmachte: die unverwechselbare Prägung und Gestaltung der Natur durch den Menschen, eine Gestaltung, die die Interessen der Menschen nicht gegen die Natur durchsetzte, sondern sie in Rücksichtnahme auf die Natur entfaltete. In Anlehnung an das bekannte Wort von Mitscherlich könnte man davon sprechen, daß auf diese Weise nach den Städten jetzt auch das Land unwirtlich wird.

Was bedeutet diese Entwicklung für den Tourismus als wichtigsten Wirtschaftszweig? Er verliert dadurch zwei seiner zentralen Voraussetzungen: eine ökologisch stabile und eine ästhetisch schöne Landschaft. Und darin liegt das zentrale Problem des heutigen Tourismus im Alpenraum: Er nutzt die Landschaft, die er vorfindet, die aber gar nicht von Natur aus da ist, sondern die Ergebnis bäuerlicher Bearbeitung der Natur ist, und mit dieser Nutzung vernutzt und zerstört der Tourismus diese Landschaft immer mehr, weil er sich nicht für ihre Regeneration verantwortlich fühlt. Dadurch entzieht sich ihm diese Landschaft, indem ihr



*Almflächen  
mit sich ausbreitenden  
Zwergsträuchern.*

*Foto:  
W. Bätzing*

Charakter verlorengeht und indem ökologische Probleme entstehen, die langfristig jede Nutzung verunmöglichen. Und dadurch verhält sich der Tourismus letztlich selbsterstörerisch.

Bei einer genauen Analyse der Situation, für die hier nicht der Platz ist, finden sich verschiedene andere Prozesse, die auf eine ähnliche Weise selbsterstörerisch werden und die Tendenz haben, sich ab einem gewissen Punkt gegenseitig hochzuschaukeln.

## Gibt es eine Alternative?

Gibt es zu diesem Prozeß der tendenziellen Selbsterstörung eine Alternative? Sieht man sich das Gasteiner Tal genauer an, dann macht man folgende erstaunliche Feststellung:

Obwohl die Bauern in den sechziger und siebziger Jahren ohne große Probleme vollständig in den Tourismussektor hätten abwandern können, haben sie dies nicht getan. Betriebswirtschaftlich gesehen verhalten sie sich völlig unlogisch, denn die Landwirtschaft wirt – trotz verschiedener Zuschüsse von Bund, Land und Gemeinde – nur solch einen geringen Betrag ab, daß sich diese Arbeit nicht lohnt. Aber es kommt noch „unlogischer“: Fast alle Neben- und Zuerwerbsbauern investieren einen erhebli-

chen Teil des Geldes, das sie im Tourismussektor verdienen, in die Landwirtschaft, um sich z. B. arbeitserleichternde Maschinen zu kaufen – die Bauern subventionieren sich selbst durch ihre außerlandwirtschaftliche Tätigkeit!

Dieses „unlogische“ Verhalten erkennt man deutlich im Landschaftsbild: Zahlreiche Flächen im unteren Hangbereich sind heute noch so kleinräumig geprägt wie vor zwanzig, dreißig Jahren, und überall dort, wo auf dem Talboden noch keine Siedlungen errichtet wurden, findet sich noch heute die traditionelle Kulturlandschaft in wenig veränderter Form.

Für das Landschaftsbild ist dies sehr wichtig: Weil alle Siedlungen im Talboden in Sichtweite voneinander entfernt liegen, ist es sehr entscheidend, wie der Raum dazwischen geprägt ist: Die traditionelle Kulturlandschaft verlängert durch ihre kleinräumige Gliederung des Talbodens optisch die Entfernung von einem Ort zum anderen, läßt ihn also weiter entfernt erscheinen, als er eigentlich ist. Wäre der Talboden nicht mehr bäuerlich gestaltet, dann wäre er eine relativ große, monotone Fläche, und die Zersiedlung der Landschaft würde erheblich stärker ins Auge fallen. Das bedeutet: Durch das Wirtschaften der Bauern sind die Bausünden des Gasteiner Tals nicht so deutlich spürbar, wie man es von den Luftbildern her eigentlich erwarten müßte! Allerdings ist dies vor Ort kaum einem Hotel- oder Pensionsbesitzer bewußt – der Tourismussektor nutzt die positiven Auswirkungen der Landwirtschaft auf das Landschaftsbild nicht nur gratis, er drängt die Bauern gleichzeitig immer noch weiter ins Abseits, indem er immer größere Flächen beansprucht.

Mit diesen Überlegungen haben wir uns dem Kernpunkt für eine Entwicklungsalternative genähert: Da der alpine Tourismus eine ökologisch sichere und ästhetisch schöne Landschaft als zentrale Voraussetzung benötigt, diese aber nicht selbst hervorbringen kann, sondern Ergebnis angepaßter bäuerlicher Bewirtschaftung darstellt<sup>2</sup>, kann der Tourismus sich nur dann langfristig positiv entfalten, wenn er die Landwirtschaft nicht verdrängt, sondern ihr einen zentralen Stellenwert einräumt.

Daß in Gastein die Bauern sich so „unlogisch“ verhalten und unter fast allen Umständen in der Landwirtschaft bleiben, stellt eine der Voraussetzungen dar, auf der eine Entwicklungsalternative konkret positiv aufbauen kann.

## Landwirtschaft und Tourismus: Von der Konkurrenz zur Zusammenarbeit

Wenn eine wirtschaftlich funktionsfähige und den lokalen Verhältnissen angepaßte Landwirtschaft Voraussetzung für eine gesunde touristische Entwicklung ist, dann ergeben sich daraus folgende Konsequenzen:

2) Auf die Sicherung der ökologischen Stabilität der traditionellen Kulturlandschaft durch den natürlichen Bedingungen genau angepaßte Bewirtschaftungsformen und durch „reproduktive Arbeit“ kann hier nur verwiesen werden; siehe dazu: Werner Bätzing: Die Alpen – Naturbearbeitung und Umweltzerstörung, eine ökologisch-geographische Untersuchung; Siedler-Verlag, Frankfurt 1984, 180 S., DM 25,-

- Die Landwirtschaft darf nicht weiter von den heute für sie so wichtigen Flächen im Talboden und im unteren Hangbereich verdrängt werden. Das bedeutet: Ausweisung von landschaftlichen Vorranggebieten, die nicht in Siedlungsflächen o.ä. umgewidmet werden dürfen.
- Wenn der Tourismussektor von der Landwirtschaft profitiert, dann erwächst ihm daraus die Aufgabe, auch seinerseits für die Landwirtschaft finanzielle Sorge zu tragen. Seit etwa zwanzig Jahren ist der früher bestehende Einkauf von Lebensmitteln durch die Hotellerie bei den einheimischen Bauern zusammengebrochen, weil diese Lebensmittel woanders billiger zu haben sind, und seitdem ist diese Wirtschaftsbeziehung völlig abgerissen. Wenn die Gasteiner Hotellerie und Gastronomie sich freiwillig verpflichtete, einen Teil ihrer Lebensmittel bei den Gasteiner Bauern einzukaufen, dann wäre dies eine sinnvolle und wirkungsvolle Unterstützung, die der Landwirtschaft – zusammen mit den öffentlichen Subventionen – eine neue Zukunft eröffnen würde.
- Die Gasteiner Bauern haben sich in den letzten dreißig Jahren durch ökonomische Sachzwänge auf die Produktion von Milch, Fleisch und Zuchtvieh abdrängen lassen, bei der hauptsächlich die Quantität eine Rolle spielt. Dagegen die Qualität in den Vordergrund zu stellen, d.h. verstärkt sog. „hochveredelte Endprodukte“, also lokale und regionale Spezialitäten zu produzieren sowie verschiedene ökonomische Nischen auszunutzen (Heilkräuter, Pilze, Früchte) dürfte angesichts des so großen Verbrauchermarktes direkt vor der Haustür erheblich bessere ökonomische Möglichkeiten für die Bauern eröffnen.

Auf diese Weise wäre es möglich, eine Zusammenarbeit zwischen Landwirtschaft und Tourismussektor zu entwickeln, die alte Konkurrenzverhältnisse abbaut und die sich gegenseitig positiv fördert.

## Die Reaktion der betroffenen Gemeinde auf diese Studie

Die Gemeinde Bad Hofgastein reagierte ausgesprochen positiv auf diese Studie: Bei der offiziellen Präsentation dieser Untersuchung im Rahmen einer von der Gemeinde organisierten Pressekonferenz im Oktober 1985 in Salzburg erklärten Gemeindevertreter quasi offiziell, daß sie diese Studie mit zum Anlaß genommen hätten, ihre Gemeindepolitik grundsätzlich zu überdenken und zu ändern: Sie wollten in Zukunft den Tourismus nicht weiter quantitativ ausbauen, sondern statt dessen qualitative Verbesserungen an den aufgezeigten Problemen vornehmen. Auf Nachfragen der Presse wurde dies dann präzisiert: Keine Realisierung der geplanten Ski-Schaukel ins Rauriser Tal, Rückwidmung von Bauland in Grünland im Talboden, Verzicht auf weitere Zweitwohnungskomplexe und Versuch, von seiten der Gemeinde den weiteren Ausbau der Bettenkapazität zu stoppen. Da eine solche Haltung für eine der größten Fremdenverkehrsgemeinden in Österreich alles andere als selbstverständlich ist, widmeten Presse und Rundfunk im Salzburger Land diesen Erklärungen einen relativ breiten Raum, und dadurch wurde die österreichische Diskussion

über die Grenzen des Wachstums alpiner Touristenzentren erneut vorangetrieben.

Durch die jüngste Entwicklung im Streit um die Schareck-Erschließung von Kärntner Seite aus erhält diese Studie auf einmal eine zusätzliche Aktualität: Das Schareck ist ein 3100m-Gipfel im Tauernhauptkamm, dessen Nordseite zu Salzburg, Gemeinde Badgastein, und dessen Südseite zu Kärnten gehört. Ursprünglich sollte er schon vor 15 Jahren für den Gletscherskilauf erschlossen werden, und zwar von Gastein aus, seit etwa fünf Jahren bestehen Pläne von Kärntner Seite aus. Weil dieser Gipfel im Bereich des Nationalparks Hohe Tauern liegt (Erweiterungszone), hat das Land Salzburg inzwischen jede Erschließung von Gastein aus verboten, während Kärnten mit solchen Auflagen viel „zurückhaltender“ ist. Sollte die Schareck-Erschließung von Kärntner Seite trotz des heftigen Widerstands realisiert werden, dann bestünde die Gefahr, daß Salzburg evtl. seine strengen Naturschutzauflagen lockert (der Gipfel wäre dann ja entwertet) und einen Seilbahnbau von Gastein aus nicht mehr verhinderte.

Daß damit die Landschaft noch stärker als bisher belastet würde, liegt auf der Hand. Allerdings greift es viel zu kurz, wenn man – wie das heute noch allzu häufig geschieht – nur die neuen Seilbahnanlagen und Skipisten betrachtet. Noch gravierender sind die langfristigen indirekten Auswirkungen: Jede neue Seilbahn läßt im Alpenraum erfahrungsgemäß die Bettenkapazität (in Vorwegnahme der steigenden touristischen Attraktivität) erheblich ansteigen und heizt die gesamte Baukonjunktur an, die sich dann hauptsächlich in dem so eng bebauten Talboden abspielt. Und daraus folgt ein Rattenschwanz an Konsequenzen:

Je stärker die bauliche Entwicklung auf dem Talboden

- desto mehr werden die Bauern von ihren wichtigen landwirtschaftlichen Nutzflächen vertrieben, desto mehr wird die Landwirtschaft insgesamt geschwächt, letztlich auch zum Schaden des Landschaftsbildes
- desto dringender wird die Ausweitung der kommunalen Infrastruktur, wodurch der eh schon stark belastete Gemeindehaushalt finanziell noch stärker belastet wird, was dann zu höheren Gebühren und Steuern führt mit immer negativeren Auswirkungen auf die Einheimischen
- desto weniger anziehend wird das Landschaftsbild und desto mehr geht der Sommertourismus (bei dem das Landschaftsbild eine zentrale Rolle spielt) zurück, was wiederum zu verstärkten Anstrengungen und Ausbauten für die Wintersaison führt, wodurch der ganze Kreislauf immer stärker vorangetrieben wird.

Die aufgezeigte doppelte Entwicklung – Rückzug der Landwirtschaft und intensivste Erschließung eines Teils des Gasteiner Tals – würde durch eine Schareck-Erschließung in beide Richtungen noch einmal mit allen negativen Konsequenzen beschleunigt vorangetrieben werden. Anstelle eines weiteren quantitativen Ausbaues wäre es aber derzeit sehr viel dringlicher, an den aufgezeigten Problemen anzusetzen und der Tourismusentwicklung ihren selbstzerstörerischen Charakter zu nehmen. Die Reaktion der Gemeinde Bad Hofgastein ist dafür ein hoffnungsvoller Ansatz.



## Der Wilde Kaiser – nur ein Klettergarten?

Pit Schubert

Tiroler und Bayern nennen den Wilden Kaiser nur den Kaiser. Das Wilde haben sie aus dem Sprachschatz gestrichen. Weniger, um dem Kaiser das Wilde zu nehmen als wohl eher aus Bequemlichkeitsgründen. Man fährt am Wochenende ganz einfach in den Kaiser und nicht umständlich in den Wilden Kaiser. Bergsteiger lieben das Kurze, Einfache.

Daß die Kletterer dem Kaiser das Prädikat wild nahmen, mag aber auch symptomatisch sein. Sie sehen den Kaiser – oft völlig zu Unrecht – nur als Klettergarten an. Diese Fehleinschätzung hat schon manchen das Fürchten gelehrt. Da nimmt sich der Autor nicht aus.

### Eine Schneerinne, die unten sanft ausläuft

Voll jugendlichem Tatendrang, den Kaiser bis dahin nur bei Schönwetter erlebt, stiegen drei Freunde und ich im April in die Direkte Leuchsturm-Südwand. Das Wetter war unsicher. In den Gipfelfelsen Wolken, Schneetreiben und Sturm. Keiner kannte den Abstieg – und den Führer hatten wir im Winterraum vergessen.

Den Übergang zur Ellmauer Halt fanden wir nicht. Es wurde ein greißliches Biwak auf einem winzigen Absatz, zu viert unter einem Biwaksack stehend. Nach dem Biwaktmotto „Was nicht kühlt, kann nur wärmen“ zogen wir den Biwaksack bis zu den Füßen herab. Dazu mußte die Selbstsicherung entsprechend lang angelegt werden. Solange wir munter waren, bereitete dies keine Schwierigkeiten. Doch immer dann, wenn einer einschlief und ihm die Beine einknickten, mußten wir ihn wieder ein Stockwerk höher holen. Nachts fiel ein halber Meter Neuschnee. Am anderen Morgen umgab uns eine Winterlandschaft. Wir begannen mit dem Abseilen in unbekanntes Gelände. Nach zwei 40-m-Seillängen folgte eine steile Schneerinne, die unten im Nebel verschwand. Schon damals die Mitreißgefahr ahnend, schlug ich vor, ohne Seil abzusteigen. Sollte einer ausrutschen, dann sei es das Beste, die Füße vom Eis wegzubringen und hinabzuschlittern. Die Rinne wird unten schon sanft auslaufen. Da ich der einzige mit Westalpenerfahrung war, getraute sich keiner der Kameraden zu widersprechen. Soll mir einer sagen, es gäbe unter Menschen keinen Herdentrieb und keine Rudelführer. Als wir am Ende der Rinne angekommen waren, mußten wir noch zweimal 40 m abseilen!



*Bei Schlechtwettereinbruch wird jede Kletterei sofort um Grade schwieriger – wie hier am Kopftörlgrat.*

Foto:  
H. Mägdefrau

Daß uns damals das alles nicht weiter erschütterte, dürfte wohl nur auf unsere jugendliche Unbekümmertheit zurückzuführen sein. Heute sträuben sich mir die letzten Haare, wenn ich nur daran denke. Spätestens seit diesem Biwak war mir klar, daß der Kaiser eben kein Klettergarten ist.

## Erst die Zahl der Biwaks macht den harten Bergsteiger

Zwei Kletterkameraden, der eine aus Sachsen, ein guter Rißkletterer, der andere aus dem Rheinland, beim Klettern immer etwas langsam. Da sie erst am späten Vormittag auf dem Stripsenjoch angekommen waren, erreichten sie den Einstieg der Schüle-Diem am Predigtstuhl nicht vor Mittag. Die Kletterei lief nicht so recht, und die Beschreibung war zu allem Überfluß auch noch mehrdeutig. Topos gab es noch nicht. Um das Pech vollzumachen, kam gegen Abend ein Mordsgewitter auf, das die beiden zu einem feuchten Biwak in einer winzigen Nische knapp unterhalb des Gipfels zwang. Die beiden nannten sich gegenseitig so etwa alles, was auf sie paßte, vom dümmsten Esel bis zum größten Rindvieh aller Zeiten. Ein Biwak im Kaiser! Das sollte ihnen nie mehr passieren. Sie schworen sich's gegenseitig mit drei heiligen Eiden...

...und fuhren am nächsten Wochenende wieder in den Kaiser. Dieses Mal kamen sie nicht zu spät auf die Hütte, dafür war die folgende Nacht aus geselligen Gründen etwas zu kurz und der durchgeschlafene Morgen etwas zu lang geraten. Wohin am späten Vormittag noch aufbrechen? Am besten die Fiechtl-Weinberger am Predigtstuhl, die ist ja kurz. Daß sie auf dem gleichen Gipfel endet wie die Schüle-Diem, bei deren Begehung sie eine Woche zuvor biwakieren mußten, daran dachten die beiden nicht. Sie waren wieder erst gegen Mittag am Einstieg. Die Kletterei lief wieder nicht so recht, die geselligen Getränke vom Abend zuvor waren wohl daran schuld. Zu allem Überfluß kam wieder am späten Nachmittag ein Mordsgewitter auf, wieder wollte der Spezl nicht recht weiter. Alles war so ähnlich wie eine Woche zuvor – das kann nicht wahr sein. Sie kamen gerade noch bis knapp unter den Gipfel, in die gleiche winzige Biwaknische. Es folgte ein bis auf Nuancen gleiches Biwak. Was sich die beiden in der Nacht gegenseitig nannten, wagt der Autor nicht wiederzugeben.

Von unerwarteten Biwaks im Kaiser bleiben auch heutige „Spitzenkletterer“ nicht verschont. So mußten zwei nicht ganz unbekannte Sportkletterer, die in Buchenhain – einem Münchner Klettergarten – den VII. Grad locker beherrschen, an der Predigtstuhl-Nordkante biwakieren. Und die weist nur stellenweise den IV. Grad, meist gar nur den III. auf.

## Getrenntes Biwak

Ein exzellenter sächsischer Kletterer durchstieg als Seilschaftsführer mit einem Spezl die Dülfer-Führe an der Totenkirchl-

Westwand. Der Spezl war nicht der schnellste. Zu Beginn der Ausstiegsrisse meinte er, es sei nun an der Zeit, zu biwakieren. Das wollte seinem Seilersten nicht einleuchten. Der Gipfel so nah, die Matratzenlager auf dem Stripsenjochhaus nicht viel weiter – und dann hier in der Westwand ein kaltes Biwak. Nein – das kommt nicht in Frage. Schließlich war er nicht mehr der Jüngste, und allein der Gedanke an ein kaltes Biwak ließ ihn schon sein Rheuma spüren.

Kurzerhand band er seinen Spezl an sicherem Biwakplatz in der großen Höhle fest – und stieg allein durch die Ausstiegsrisse (V+) zum Gipfel und jenseits hinab auf Strips. Am andern Morgen, nachdem er gut ausgeschlafen und gefrühstückt hatte, kletterte er wieder über den Normalweg zum Gipfel, durch die Ausstiegsrisse hinab zur Höhle, und holte seinen Spezl. Der bestätigte ihm, was er schon lange wußte: Im Biwak schläft sich's schlecht.

## Seilzug nach unten ist nie gut

Die Pumprisse am Fleischbankpfeiler gehören nicht gerade zu den leichteren Klettereien im Kaiser, laut Führer Schwierigkeitsgrad VII. Diese Pumprisse hat ein bekannter sächsischer Kletterer, der die Sechzig gerade erreicht hat, schon viermal durchstiegen. Rißkletterei – und darin sind die Sachsen Meister – bereitet ihm immer furchtbar viel Spaß. Das letzte Mal hatte er einen jungen, nicht einmal halb so alten Spezl dabei. Der tat sich in den schwierigen Rißpassagen etwas schwer.

Im Nachstieg wollte der junge Spezl einen tief im Riß platzierten Klemmkeil herausfingern. Doch seine Arme waren zu kurz. Nicht einmal das Seil konnte er aushängen. Die Kraft in den Armen ließ langsam nach. Deshalb suchte er – das Seil immer noch im Klemmkeil – die Flucht nach vorn, genauer die Flucht nach oben. Etwa zwei Meter über dem Klemmkeil schabte er so fürchterlich im Riß herum, daß ihm die Schnur seines Fotopapparates riß. Geistesgegenwärtig konnte er mit schnellem Griff die Schnur gerade noch ergreifen und zwischen die Zähne klemmen, denn die Hand brauchte er dringend zum Festhalten.

Dies alles brachte ihn etwas außer Atem. Mit der Schnur zwischen den Zähnen aber konnte er nicht mehr tief durchatmen, sondern nur mehr zischend schnaufen. Dies hörte sein sächsischer Freund oben am Standplatz. Haarscharf schloß er aus dem Schnaufen, daß es seinem Spezl schlecht geht und der wohl kräftigen Seilzug brauchen könnte. Gedacht, getan – der Klemmkeil hielt dem Seilzug stand, doch der Spezl leider nicht.

## Dann waren's nur noch neun

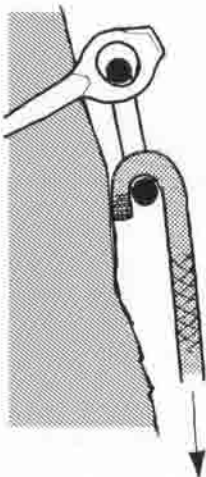
In den 60er Jahren, als sich die Hakenkletterei noch allgemeiner Beliebtheit erfreute, wurde die Direkte Leuchsturm-Südwand häufig begangen. Um die Arme beim anstrengenden Hakenklettern zu entlasten, benutzte man den Selbstzug – was übrigens auch heute, im Zeitalter der Freikletterei, gang und gäbe ist, nämlich immer dann, wenn der Freikletterer am Haken, ohne Seilzug durch den Kameraden, ausruhen muß.

Man kann sich's erleichtern und die notwendige Handkraft reduzieren, wenn man das Seil einmal um die Hand wickelt. Dies sollte man jedoch nur tun, wenn der Haken verlässlich ist.

In der Direkten Leuchsturm-Südwand stecken nicht nur gute Haken, sondern auch solche, die landläufig als Gurken bezeichnet werden. Ein bekannter bayerischer Kletter gab sich an einem solchen Haken mit dem einmal um die Hand gewickelten Seil Selbstzug. Der Haken hielt der Belastung nicht stand, und der Kletterer fand sich plötzlich 6 m tiefer wieder mit einem Finger an der Hand weniger. Die Seilschlinge hatte sich bei Fangstoßbelastung schlagartig wie eine Schere zugezogen und ihm den Zeigefinger gekappt. Der Kletterer war darüber nicht sonderlich erfreut, ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen. Er durchstieg mit seinem Spezl die Wand noch. Beim Abstieg, der in der Nähe des Einstiegs vorbeiführt, fiel ihm auf, daß sich zwei Dohlen um etwas Eßbares balgten. Beim näheren Hinsehen erkannte er seinen abgerissenen Zeigefinger.

Leider war damals die Mikrochirurgie noch nicht so weit fortgeschritten, daß Aussicht bestanden hätte, ihm seinen Finger wieder anzunähen. Heute ist das anders. Als sich vor zwei Jahren ein Tiroler Kletterer an der Martinswand einen Finger abriß, brachte man ihn gleich in die nahegelegene Innsbrucker Klinik. Sein Spezl, der die Seile abzog und das Kletterzeug zusammenpackte, fand den Finger am Einstieg, steckte ihn in eine Plastiktüte und fuhr per Autostop hinterher. Dank der heutigen Medizin konnte dem Amputierten der Finger wieder angenäht und weitgehend funktionstüchtig erhalten werden.

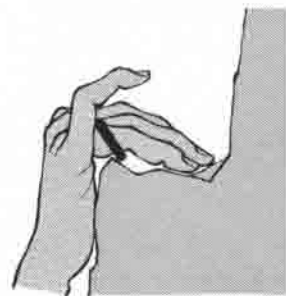
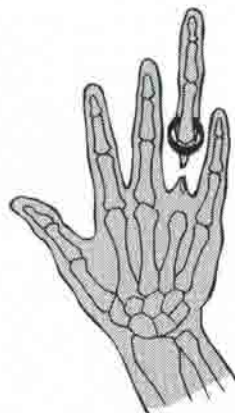
Häufiger Grund von ungewollter Fingeramputation beim Klettern ist das Tragen von Ringen. Ringe sind am Fels immer hinderlich. Rutscht man gar mit der Hand von einem scharfkantigen Griff ab, kann die Ringkante hängenbleiben. Da der Ring in der Regel eine höhere Festigkeit besitzt als der Finger, gibt letzterer nach. In der Regel wird das dritte Fingerglied aus dem Gelenk der Hand herausgerissen. Nach Aussagen Betroffener soll dies recht schmerzhaft sein. Deshalb tragen verheiratete Kletterer keinen Ehering. Andere Gründe, die gelegentlich dafür genannt werden, entbehren jeglicher Grundlage – so sagt man.



*Zeichnung oben: Ringe sind gefährlich – rutscht man von einem Griff ab, gibt der Finger in der Regel nach, weil der Ring eine höhere Festigkeit besitzt.*

*Links: Das Leben hängt nicht selten an einer winzigen Kleinigkeit – wie hier das von Jimmy aus Connecticut.*

*Zeichnungen:  
Sepp Lassmann*



## Jimmy aus Connecticut

Jimmy war ein Draufgänger. Seine abstehenden Ohren und sein Stiftenkopf paßten genauso zu ihm wie die Frage „Was kostet die Welt?“. Jimmy hatte in Deutschland zwei wichtige Sachen gelernt: die bayerische Sprache und das Klettern. Meist war er mit Xare unterwegs. So auch am Leuchsturm, wo sie die Asche-Lucke begehen wollten. Es sollte die letzte große Kletterei werden, denn Jimmy war mit seiner Einheit in die amerikanische Heimat zurückbeordert worden. Das Wetter war unsicher. Da Jimmys Flugticket auf den nächsten Tag lautete, war die Wetterfrage Nebensache. Sie stiegen ein.

Der Himmel muß wohl ähnlich traurig gestimmt gewesen sein wie der Jimmy über seine bevorstehende Abreise. Jedenfalls noch vor der Quergangsseillänge öffnete der Himmel seine Schleusen, und es regnete in Strömen. Jimmy und Xare beschlossen den geordneten Rückzug, wie sich's für Soldaten gehört. Nach der vorletzten Abschlänge ließ sich das Seil nach anfänglichem guten Erfolg nicht mehr abziehen. Sie zogen abwechselnd, dann zusammen, doch der Strick rührte sich nicht mehr.

Für den Jimmy kein Problem. Kurzerhand hangelte er am Strick nach oben. Dabei erzählte er dem Xare lautstark, daß er das dumme Seilende gleich haben und die Seile in Ordnung bringen werde und vieles andere, denn der Jimmy erzählte immer viel und laut. Doch plötzlich wurde der Jimmy still. Er mußte am Haken sein. Was hatte er nur? Jimmy ohne lautstarkes Reden war nicht Jimmy.

Ohne ein Wort von sich zu geben, kam er ganz vorsichtig, jeden Ruck sichtlich vermeidend, am Seil wieder heruntergerutscht. Auch als er wieder sicheren Boden unter den Füßen hatte, war er noch immer sprachlos. Vielleicht fehlten ihm die bayerischen Worte, um auszudrücken, was er am Haken gesehen hatte. Mit Hilfe der Zeichensprache machte er sich dem Xare verständlich. Er hielt ihm einen Ringhaken unter die Nase und deutete mit abgewinkeltem Finger an, daß sich das Seilende zwischen Ring und Fels verklemmt hatte.

*Der Nachwuchs im Steilgelände sicher an Mutters Leine. Die Aufnahme entstand Anfang der 70er Jahre – heute seilt man Kinder wie Erwachsene mit Anseilgurten an.*

Foto: P. Schubert



## Die harmlose Steinerner Rinne

An Schönwettertagen im Sommer ist die Steinerner Rinne so bevölkert wie harmlos, wenn nicht gerade Kletterer in den Fleischbank- oder Predigtstuhlwänden Steinsalven herabschicken. Daß es in der Steinernen Rinne auch Eisschlag geben kann, das hätten wir bis zu jenem Julitag nicht für möglich gehalten.

Mit unseren beiden Kindern am kurzen Seil waren meine Frau und ich zum Fotografieren in der Steinernen Rinne. Den Fotoapparat hätten wir uns sparen können. Das Wetter war miserabel, neblig und feucht. Später fing es an zu nieseln, dann zu regnen und schließlich zu gießen wie aus Kübeln.

Wir waren im unteren Teil der Steinernen Rinne im Abstieg begriffen. Da schossen von oben riesige, tonnenschwere Eisbrocken herab. Durch Rufe von oben gewarnt, konnten wir, die Kinder an der Leine, gerade noch aus der Fallrichtung heraus Zuflucht unter kleinen Aufschwüngen finden.

Der Eisschlag wiederholte sich zweimal. Eisschlag in der Steinernen Rinne? Wo kann der bloß herkommen? Größere Teile der Steinernen Rinne waren bis zum Fuß der Fleischbank-Ostwand mit Schneefeldern bedeckt. Über die Ostwand ergoß sich ein Wasserschwall, unterspülte die Schneefelder und ließ sie in riesigen Schollen abgleiten. Nicht daran zu denken, was passiert wäre, hätten wir unsere Kinder in der angeblich so harmlosen Steinernen Rinne nicht am Seil gehabt.

Unsere Kinder sahen das nüchterner. Als wir auf dem Weg zum Stripsenjoch an einer Gedenktafel vorbeikamen, meinte unser Töchterchen, „wenn uns der Eisschlag erwischte hätte, dann bekämen wir jetzt auch so ein Taferl“. Und unser Junge stimmte ihr zu.

## Mit Egon auf die Kleine Halt

An schönen Wochenendtagen ist auf der Enzensperger-Führe an der Kleinen Halt mächtig Betrieb. Am Frühstückstisch vor der Nordwestwand laufen die Seilschaften auf. Anfänglich ist es

immer eine angenehme, ruhige Rast. Gegen Ende der Brotzeit packen dann alle ihre Sachen hastig zusammen, jede Seilschaft will die erste sein. Es gibt regelmäßig lebhaftes Gedränge.

So waren auch wir nicht allein. Mit einer Ziehharmonika im Rucksack ließen wir anderen Seilschaften den Vortritt, denn mein Spezl wollte die Kletterei an jedem schönen Standplatz musikalisch umrahmen.

Dazu sollte es nicht kommen. Der Seilpartner einer Seilschaft vor uns hieß Egon, nur – das bekamen wir erst später mit. Egon ist auch der Warnruf vor Steinschlag. Der geneigte Leser mache die Probe aufs Exempel. Er möge in einer stark frequentierten Kletterroute laut und deutlich „Egon“ rufen. Alle ziehen sofort den Kopf ein, ob mit Helm oder ohne bleibt gleich.

So war das auch damals an der Kleinen Halt. Jedesmal, wenn der Partner jener Seilschaft seinen Spezl beim Namen rief, gingen alle anderen Seilschaften in Deckung. Da auch gelegentlich Steine herabfielen, war auch der Warnruf „Egon“ zu hören. Egon, Egon, Egon – war nun der Egon oder war Steinschlag gemeint? Bald kannte sich keiner mehr aus. Ständig zogen wir die Köpfe ein und hasteten durch die Wand. Die Ziehharmonika war zu kostbar, sie dem Steinschlag-Egon auszusetzen. So kam es erst auf dem Gipfel zur musikalischen Einlage.

## Nur ein paar Meter

Wir waren zu dritt in der Plattendirettissima an der Kleinen Halt. An zwei Seilen war unser Spezl als Vorsteiger gesichert, an je einem Seil wir beiden Nachkommenden. Sicherungstechnisch konnte eigentlich nichts passieren. Nur – wir hatten nicht mit den Eskapaden unseres Spezls gerechnet.

In halber Wandhöhe fand er nicht gleich einen Standplatz. Wir sollten halt ein paar Meter nachkommen. Nach anfänglichem Zögern stiegen wir auch nach, weil es nicht allzu schwer war und der Spezl von oben glaubhaft versicherte, es seien wirklich nur ein paar Meter.

Uns war nicht wohl bei der Sache. In jedem Lehrbuch wird das gleichzeitige Klettern der ganzen Seilschaft als verderbenbringend angeprangert. Jeder weiß, warum. Beim Nachklettern wurde uns dann immer unwohler, denn das erlösende Wort „Stand“ kam und kam nicht. Schließlich wurden aus den paar Metern sage und schreibe eine halbe Seillänge. Erst danach fand unser Spezl einen sicheren Stand. Als auch wir dann an seinem Standplatz waren, ließen wir unseren Gefühlen freien Lauf. Ein zweifaches Donnerwetter brach über ihn herein. So hatte er den Kopf nicht einmal von seiner Frau gewaschen bekommen. Als Strafe brummten wir ihm für jeden von uns beiden Nachsteigern und für jeden Meter eine Flasche Wein auf. Zu den 20 m mogelten wir, um das Strafmaß vollzumachen, noch flugs 10 m hinzu. Er wagte nicht, zu widersprechen, schließlich waren wir in der Mehrzahl.

So mußte unser Spezl dann in den nächsten vier Wochen 60 Flaschen Wein spendieren. Wir achteten peinlich genau darauf, daß es ein guter Wein war. Daran hatte er lang zu knabbern und wir reichlich zu trinken. Er hat nie mehr gewagt, uns zum Nachkommen aufzufordern, wenn er keinen sicheren Stand hatte.

*Die Kapelle bei der Fischbachalm ist den im Kaiser verunglückten Bergsteigern und Kletterern gewidmet.*

*Foto:  
Archiv Sicherheitskreis*



## Die absolut sichere Schlinge

Wir waren in der Bergler-Führe an der Ackerispitze. Eine senkrechte Seillänge lag hinter uns, beinahe wäre es für mich die letzte geworden.

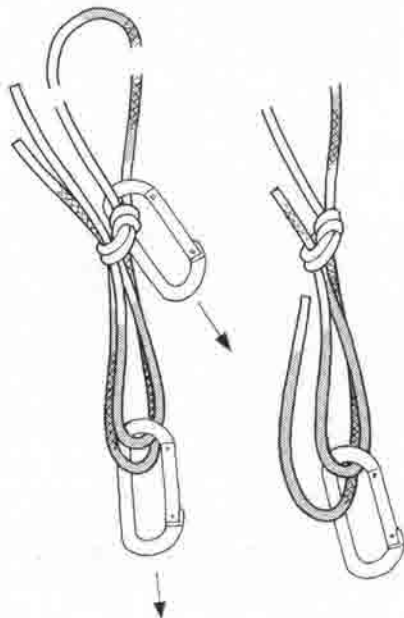
Mein lieber Spezl hatte im Vorstieg nur an abschüssigem Fels Schlingenstand gefunden. Die Verankerung war gut, ein sicherer Klemmblock im Riß mit kräftiger Schlinge drum herum. Eigentlich konnte nichts passieren.

Als ich am Standplatz ankam, empfahl er mir, mich in die untere, ebenso sichere Schlinge einzuhängen und hielt sie mir handgerecht mit der Bemerkung hin „absolut sicher“. Ich hing mich ein. Er löste die HMS, mit der er mich gesichert hatte. Instinktiv prüfte ich noch einmal die Schlinge, weil man ja nie wissen kann – und wäre beinahe die volle Seillänge runtergefliegen. Mein Spezl hatte für mich eine geniale Art des Schleifknotens vorbereitet – wohl in einem Augenblick geistiger Umnachtung. Das kostete ihn abermals eine Menge Wein – zwei Dutzend Flaschen. Derart drakonische Strafen verfehlen nicht ihre Wirkung. Größere Mengen guten Weines drücken dem Spendierer auf den Geldbeutel, und das tut weh.

## Es müßte ein Wunder geschehen

In der Tat – es wäre zu schön, um wahr zu sein, ereigneten sich im Kaiser nur erheiternde Begebenheiten, Beinahe- und weniger ernste Unfälle. Nicht selten endet ein Abenteuer viel zu ernst oder gar tragisch. Die Kapelle bei der Fischbachalm ist dafür ein beredtes Zeichen. In der Kapelle sind in Bronzetafeln die Namen all jener Kletterer eingemeißelt, für die ihre Fahrt in den Kaiser zur letzten Fahrt wurde.

*Schlampig geknüpft  
Schlingen können leicht in einen Schleifknoten ausarten und so zu einer Zugschlinge werden. Die obere Schlinge ist sicher geknüpft, die untere zieht sich bei Belastung auf.*



*Zeichnung:  
Sepp Lassmann*

Der Chronist kommt nicht umhin, auch ein paar Mosaiksteine jener Medallenseite aufzuzählen, die man die Kehrseite nennt. Der Grund ist nicht Wichtigtuerei, vielmehr ist es die Hoffnung, daß anderen, die diese Zeilen zufällig lesen, ein ähnliches Schicksal erspart bleiben möge. Unfälle können wir nicht mehr rückgängig machen. Aus Unfällen können wir nur noch lernen.

## Rückzug aus der Kleinen Halt

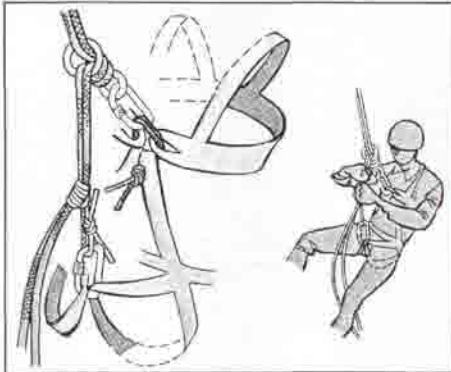
Ein junges Pärchen war auf der Enzensperger-Führe von der Route abgekommen und mußte biwakieren. Von der Nacht geschwächt, beschlossen die beiden anderntags den Rückzug hinab über die ganze Wand. Von oben mag das Kar recht nahe und die Wand recht kurz ausgesehen haben. Von jener Umkehrstelle erkennt man die wahren Dimensionen nicht. Die Seilschaft war auf der Enzensperger-Führe oberhalb der Wandmitte hineingequert und hatte so keine Ahnung von der wirklichen Wandhöhe. Von der Umkehrstelle sind es immerhin knapp 500 Höhenmeter bis ins Kar, die abseilend bewältigt werden wollen.

Der junge Kletterer ließ seine Freundin zuerst abseilen, um ihr beim Anlegen des Seilsitzes behilflich zu sein. An einer überhängenden Abseilstelle hing sie am Seilende frei und versuchte, durch Pendeln einen Standplatz zu finden. Doch ihr Geschick und ihre Kräfte reichten offensichtlich nicht aus. Nach verzweifelten Bemühungen stürzte sie aus dem Seil und konnte später nur mehr tot geborgen werden.

Wie kann ein solcher Sturz heute verhindert werden? Selbstgesichertes Abseilen erfolgt heute mittels Abseilachter und mitzuschiebender kurzer Prusikschlinge (Kurzprusik). Beim Auslassen des Seiles blockiert der Prusikknoten die Abseilfahrt sofort.

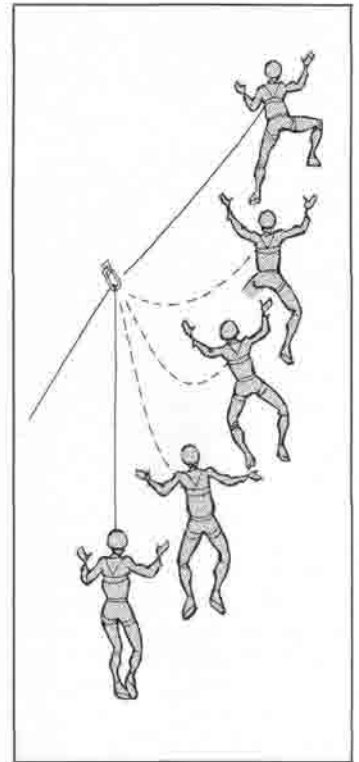
Durch die Anordnung Abseilachter oben/Kurzprusik unten zieht sich der Prusikknoten nur so weit zu, daß er sich von Hand jederzeit wieder lösen läßt. Der Knoten am Seilende ist nach wie vor notwendig, damit der Prusikknoten nicht übers Seilende schlüpfen kann.

*Abseilen mit Abseilachter und Selbstsicherung durch Kurzprusik unter dem Abseilachter. Der Abseilende kann das Seil jederzeit auslassen, der Prusikknoten blockiert.*



*Seilführung richtig – vom Anseilpunkt seitlich hinab zur letzten Zwischensicherung.*

*Alle Zeichnungen S. 260 und 261: S. Lassmann  
Fotos: Alpin-Lehrplan Nr. 6 (BLV) und Archiv Sicherheitskreis*



## Hosenträger als Seilersatz?

Ein bekannter bayerischer Bergsteiger durchstieg die Fleischbank-Ostwand im Alleingang. Am ersten Seilquergang war sein Seil etwas zu kurz. Er verlängerte es mit seinen Hosenträgern. Alles ging gut. Ein Jahr später wandte er die gleiche Technik in der Gehrenspitze-Nordwand an. Dies ging nicht gut (†).

## Das Seil zwischen den Haxen

Der Mensch hat Füße, der Bergsteiger Haxen. Das Seil im Vorstieg zwischen den Haxen sieht immer sehr dekorativ aus. Bei Sturz aber ist es recht ungesund. Wer es nicht am eigenen Leib erfahren hat, mag es kaum glauben, so wie jener Bergführer in den Rebitsch-Rissen am Fleischbankpfleiler. Bei Sturz bekam er das Seil nicht mehr aus dem Schritt heraus, so daß sein Oberkörper bei Fangstoßbelastung nach unten gerissen wurde.

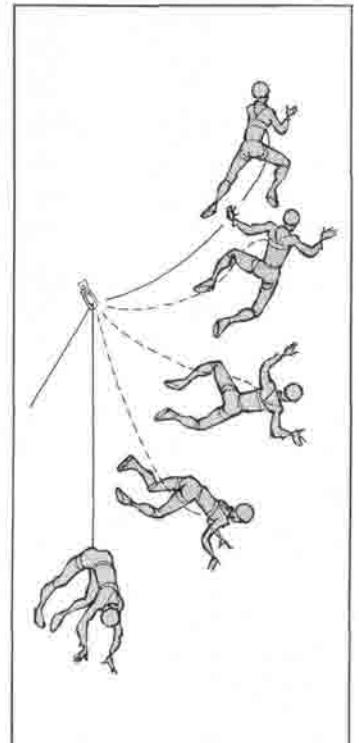
Bei der Vielzahl der Kletterer, die das Seil im Vorstieg zwischen den Haxen haben, muß fast angenommen werden, daß die Gefahr nicht offensichtlich ist. Dabei führt ein kleines Gedankenexperiment sofort zur Erkenntnis. Jeder Faden, jede Schnur, jedes Seil hat die Eigenschaft, sich bei Belastung geradlinig auszudehnen. Bei Sturzbelastung kann ein Seil nur von oben nach unten, aber nicht durch den Schritt wieder nach oben zum Anseilpunkt vor der Brust laufen. Der Oberkörper wird folglich nach unten gerissen, bis das Seil geradlinig verläuft.

Weil der Sturz nicht allzu groß war, kam der Bergführer an den Rebitsch-Rissen noch einmal mit leichten, wenn auch an empfindlicher Stelle recht schmerzhaften Druckverletzungen davon.

Anders ein Kletterer in der Fleischbank-Ostwand. Er baute einen größeren Sturz. Sein Körper wurde bei Fangstoßeinwirkung so stark im Hüftenbereich abgeknickt, daß es zu ventralen Lendenwirbelfrakturen kam, die zu einer Querschnittslähmung führten.

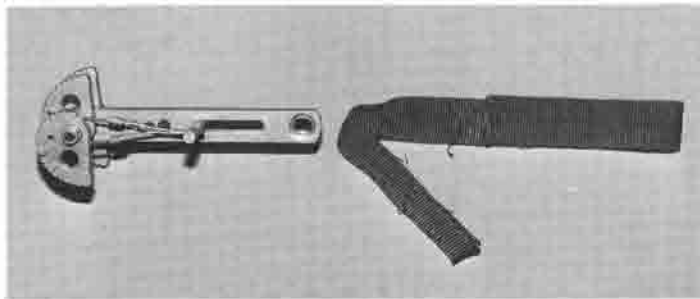
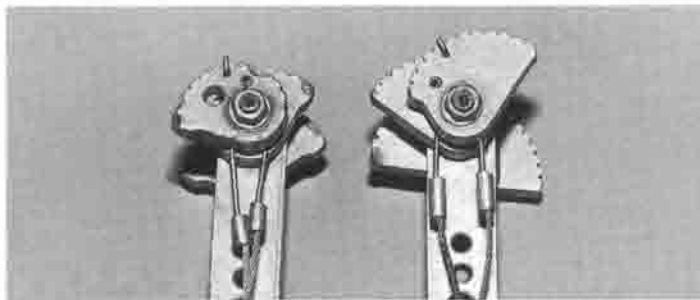
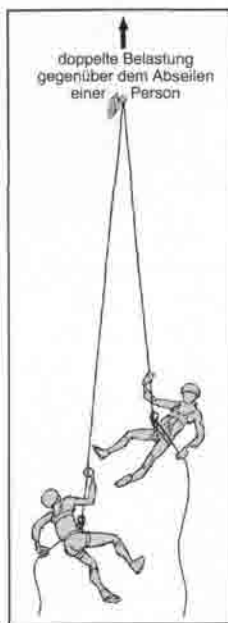


*Falsche Seilführung – zwischen den Beinen, im Schritt. Bei Fangstoßeinwirkung wird der Oberkörper nach unten gerissen – erhebliche Verletzungsgefahr.*



## Synchronabseilen – der letzte Schrei

Als neueste Variante des Abseilens gilt das Synchronabseilen. Beide Seilpartner seilen gleichzeitig ab, jeder an einem Seilstrang. Dazu müssen beide Seilpartner zu Beginn des Abseilens exakt gleichzeitig die Seile be- und am Ende der Abseilstelle wieder exakt gleichzeitig entlasten. Andernfalls kein Gleichgewicht, und ein Seilpartner fällt herab. Auch hier ist das Gedankenexperiment



Zeichnung ganz links:  
Synchronabseilen birgt erhebliche Gefahrenquellen – doppelte Belastung des Abseilpunktes und Absturzgefahr durch Fehlverhalten eines Seilpartners.  
Fotos: Links oben: Zwei der drei Unfall-Friends vom Predigtstuhl. Die Lage der Segmente weist eindeutig darauf hin, daß sie mit zu großem Segmentwinkel (größer als  $120^\circ$ ) gelegt worden sind. Bei der Sturzbelastung kippten die Segmente durch und verloren ihren Halt an den Rißflanken.  
Links unten: Der dritte Unfall-Friend mit der mit viel zu dünnem Faden selbst zusammengeschusterten Bandschlinge, die der Sturzbelastung nicht standhielt. Unten: Beim Platzieren von Friends darf der Segmentwinkel – wie gezeigt – nicht größer als  $120^\circ$  sein.

denkbar einfach. Stellen wir uns eine Balkenwaage vor: wenn ich eine Seite belaste, muß ich dies auch auf der anderen Seite tun, andernfalls kippt die Balkenwaage. Genauso ist es beim Synchronabseilen. Wird ein Seilstrang mit dem Körpergewicht belastet, muß auch der andere Seilstrang mit dem Körpergewicht des anderen Seilpartners belastet werden, andernfalls kein Gleichgewicht, und ein Seilpartner fällt mit dem Seil herunter.

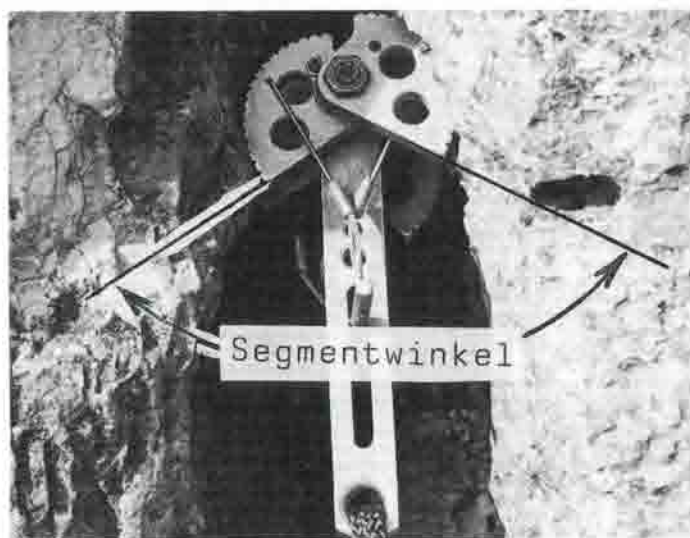
Obwohl die Gefahr offensichtlich ist, wurde sie nicht von allen erkannt. Im Botzongkamin seilte eine Seilschaft synchron ab, zum Glück nur an der letzten Abseilstelle oberhalb des Botzongkessels. Der eine seilte etwas schneller ab, der andere etwas langsamer, so daß sich letzterer noch 8 m höher befand. Der untere, bereits sicheren Boden unter den Füßen, ließ das Seil aus. Daraufhin fiel sein Spezl mit dem Seil herab. Zum Glück lag noch etwas Schnee. Um eine Erfahrung reicher, kam er gerade noch einmal mit blauen Flecken und ein paar Hautabschürfungen davon.

Weniger glimpflich ging das Synchronabseilen zweier junger Münchner Kletterer in der Verdonschlucht aus. Sie seilten über eine größere Wand. Am Ende einer Abseilstelle muß man etwas pendeln, um den Standplatz zu erreichen. Der erste hielt sich beim Pendeln mit beiden Händen am Standplatz fest. Dazu mußte er das Seil auslassen. Um das Gegengewicht am Seil verringert, stürzte sein Partner mit dem Seil am Standplatz vorbei. Er überlebte den Absturz nicht.

Der Gefahr eines unbewußten Seilauslassens kann mit einem Kurzprusik unterhalb des Abseilachters (siehe S. 260) vorgebeugt werden. Knoten am Seilende nicht vergessen, damit der Prusik-knoten nicht über das Seilende schlüpfen kann.

Eine weitere Gefahrenquelle ist die doppelte Belastung des Abseilpunktes (Haken, Reepschnur, Felsköpfl usw.). Beim normalen Abseilen einer Person liegt die Belastung in der Größenordnung des 1,5- bis 3fachen Körpergewichts (einschließlich Ausrüstung). Langsames Abseilen belastet den Abseilfixpunkt weniger, ruckartiges Abseilen und Pendeln stärker. Beim Synchronabseilen liegt die Belastung in der Größenordnung der 1,5- bis 3fachen **Summe beider Körpergewichte** (einschließlich Ausrüstung), also doppelt so hoch.

Der geringe Vorteil des Synchronabseilens, der Zeitgewinn, steht in keinem Verhältnis zu den Gefahrenquellen.



## Amerikaner am Predigtstuhl

Aus USA schwappte die sportliche Freikletterwelle zu uns herüber. Alles, was Frei- und Sportklettern heißt, wird derzeit großgeschrieben, Amerikanische Kletterer werden von den Freaks in der Alten Welt ehrfurchtsvoll bestaunt. Ihr Kletterkönnen ist begeistert, ihre Sicherungstechnik weniger.

Eine amerikanische Kletterin und ihr Partner versuchten sich in einer modernen Route neben der Gretschmann-Führe am Mittelgipfel des Predigtstuhls. Sie legte im Vorstieg drei Friends. Unerwartet stürzte sie. Alle drei Friends versagten, ihr Seilpartner konnte den Sturz nicht halten. Sie stürzte die volle Seillänge aus, insgesamt 50 m. Er trug schwere, sie lebensgefährliche Verletzungen davon.

Was passiert? Friends mit unzureichender Festigkeit? Nein, es waren Originalfriends von ausreichender Festigkeit. Die beiden oberen Friends waren falsch gelegt worden. Der Öffnungswinkel der Segmente war zu groß, so daß die Segmente bei Sturzbelastung durchkippten und die Friends ihren Halt am Fels verloren.

*Typisches Hochreißen des Sichernden bei Handhabung der Kameradensicherung am Körper: Sturzbelastung simuliert durch ein 80 kg schweres Fallgewicht. Bei Körpersicherung besteht immer Verletzungsgefahr und Gefahr reflexbedingter Fehlbedienung der Sicherung. Bei seitlichem Sturzzug und bei Sturzzug nach unten sind die Gefahren noch größer.*

*Foto: Archiv Sicherheitskreis*

Und der dritte Freund?

Er hielt – aber nicht die mit viel zu dünnem Faden selbst zusammengeschnürte Bandschlinge. Die Naht riß. Der Freund steckte im Riß.

Und ihr Spezl? Warum versagte seine Sicherungsmethode?

Sie stürzte ihm auf den Kopf. Er trug keinen Helm und war für Bruchteile von Sekunden benommen. Beim erneuten Zupacken wurden seine Hände vom durchgleitenden Seil bis auf die Knochen durchgescheuert und durchgebrannt. Er verwendete zur Sicherung einen Abseilachter(!).

Neben den zwei falsch gelegten Friends und dem Freund mit unzureichend fester Bandschlinge war die Sicherung mit Achter – und die auch noch am Körper – mit schuld an dem kapitalen Sturz. Die Sicherung mit Achter weist eine zu geringe Bremswirkung auf. Schon ein kleiner Sturz mit etwas höherem Sturzfaktor kann mit dem Achter nicht gehalten werden, und schon gar nicht, wenn die Sicherung am Körper gehandhabt wird. Der Sichernde wird unweigerlich aus dem Stand in die Wirkungslinie der Fangstoßkraft gerissen. Dabei kommt es reflexbedingt zu falscher Seilbedienung. Meist läßt der Sichernde das Seil gegen seinen Willen aus. Als brauchbare Kameradensicherung kann derzeit nur die HMS (Halbmastwurfsicherung) am Fixpunkt (Wandsicherung) empfohlen werden.

## Körpersicherung – ein altes Übel

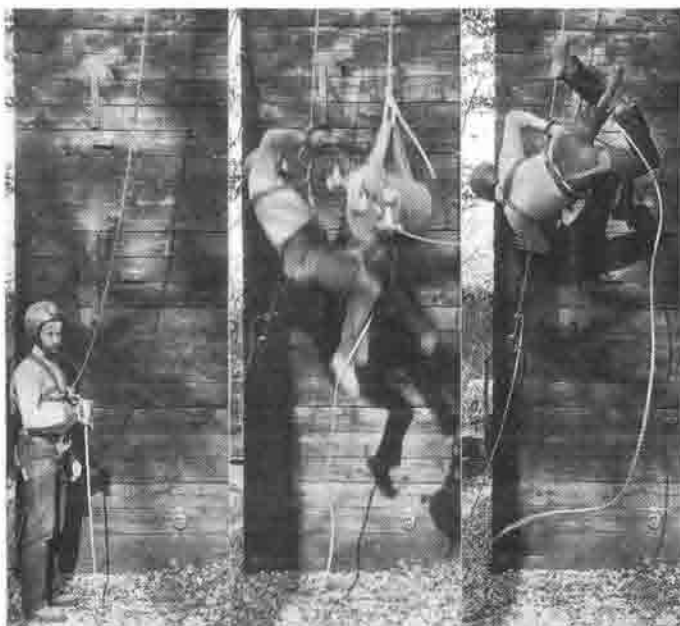
Es sollte inzwischen bekannt sein, daß der Körper des Sichernden bei unerwarteter Sturzzugbelastung keine Energie aufnehmen und folglich den Standhaken nicht entlasten kann. Trotzdem wird nach wie vor vielfach am Körper gesichert.

In der Nordwand der Naunspitze sicherte ein Seilerster seinen nachkommenden Seilpartner mit der HMS am Körper. Dem brach ein bis zwei Meter, bevor er den Stand erreicht hätte, ein kopfgroßer Griff aus. Er rutschte nur ins Seil. Trotzdem konnte der sichernde Seilerste den Rutscher nicht halten. Nach etwa 5 m Fallhöhe zog sich der Stürzende eine Knöchelfraktur zu. Der Sturz aber ging noch weiter. Er wurde erst nach 30 m von einem größeren Latschenbusch gebremst. Ohne diesen glücklichen Umstand wäre es ein Sturz über die volle Seillänge geworden.

In einem Klettergarten am Rand des Kaisers rutschte ein junger Kletterer im Nachstieg ins Seil. Sein oben an einem Baum selbstgesicherter Seilgefährte konnte den Rutscher mit der HMS am Körper nicht halten. Er wurde in die Wirkungslinie der Seilkraft gerissen und ließ reflexbedingt das Seil aus. Der Partner stürzte bis zum Einstieg und zog sich eine Querschnittslähmung zu. Die Sicherung am Körper beinhaltet zu viele Gefahren, als daß sie empfohlen werden könnte.

## Odyssee am Predigtstuhl

Zwei exzellente junge Kletterer wollten eine Winterbegehung am Predigtstuhl unternehmen. Der Seilerste baute einen größeren Sturz. Aufgrund schlechter Zwischenhaken wurde es ein 30-m-



Flug. Sein Seilpartner am Stand sicherte damals noch mit der Schultersicherung. Beim Sturzhalten wurde er so gegen den Fels gerissen, daß er sich dabei einen Arm brach. Damit war er zu Hilfsmaßnahmen für seinen Spezl nicht mehr fähig.

Im Winter sind die Tage kurz. Die Nacht brach bald herein. Der Gestürzte hing frei und war, damaliger Zeit entsprechend, nur um die Brust angeseilt. Er konnte sich offensichtlich nicht helfen. Am anderen Morgen bekam der Sichernde keine Antwort mehr vom Kameraden. Nach heutigem Wissen hat dieser die Nacht nicht überleben können. So mußte sich der Überlebende mit gebrochenem Arm und einigen Seilresten allein zum Gipfel durchbeißen. Irgendwie kam er auch hinauf und durch den Botzongkamin wieder herunter – wie, das wußte er später nicht mehr genau zu berichten. Im Kamin war er heruntergefallen. Aufgrund der dicken Schneeauflage im Botzongkessel konnte er, anfangs besinnungslos, später wieder zu sich kommend, nur mit schier unerträglichen Schmerzen überleben. Drei Tage nach dem Sturz des Seilkameraden traf er im Tal wieder auf Menschen. Hätte er nicht eine Bärennatur besessen, er hätte diese Odyssee mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit nicht überlebt.

## Und was ist der Kaiser nun?

Ist er wirklich nur ein Klettergarten – oder ist er es nicht?

Er ist es genauso wenig wie das Rofan, die Sella, der Rosengarten und andere Gebiete der Nördlichen und Südlichen Kalkalpen. Zwei- bis achthundert Meter hohe Felswände, deren Gipfel bis über die 2000-m-Grenze reichen, befinden sich nun mal in alpiner Höhenlage und nicht auf Klettergartenniveau. Und auch solche Unfälle, die sich ebenso im Klettergarten ereignen könnten, sind nun mal in alpiner Höhenlage gleich um Grade ernster, da Hilfeleistung eben nicht so schnell möglich ist wie in einem Klettergarten. Wer es nicht glauben will, braucht nur oft genug in den Kaiser zu fahren. Es wird der Tag kommen, der ihn überzeugt. Die Naturgesetze sorgen dafür.

Ich erinnere mich gern jener Worte von Hubert Asch, dem langjährigen Wirt der Haindlkarhütte, der nach meinem eingangs geschilderten Wettersturzbiwak am Leuchsturm, als wir bei unsicherem Wetter eingestiegen waren, überlegen schmunzelnd meinte: „Der Berg ist kein Frosch, der hüpft Dir nicht davon.“



# Alpin-Museum in Kempten

Zweigmuseum des Bayerischen Nationalmuseums unter Mitwirkung des Deutschen Alpenvereins

Helmuth Zebhauser

Am 28. Februar 1986 wurde ein Vertrag zwischen dem Freistaat Bayern, der Stadt Kempten und dem Deutschen Alpenverein e. V. zur Einrichtung eines Alpin-Museums geschlossen. Er ist in Ergänzung eines Vertrages zwischen dem Freistaat Bayern und der Stadt Kempten vom 5.10.1982 über die Errichtung eines Zweigmuseums des Bayerischen Nationalmuseums im ehem. Marstallgebäude in Kempten (Alpenländische Galerie) formuliert.

Die Stadt Kempten überläßt dem Freistaat Bayern die Räume des 1. Obergeschosses sowie des 1. und 2. Dachgeschosses des ehemaligen Marstallgebäudes in der Landwehrstraße in einem für Museumszwecke geeigneten Zustand auf Dauer unentgeltlich zur Nutzung.

Das Bayerische Nationalmuseum errichtet in diesen Räumen ein Museum zur Geschichte, Entwicklung und Erschließung des Alpenraums insbesondere auch in alpinistischer Hinsicht. Das Projekt wird unter dem Arbeitstitel „Alpin-Museum“ entwickelt. Die endgültige Bezeichnung dieses Museums wird später festgelegt werden. Der Untertitel für dieses Museum lautet: „Zweigmuseum des Bayerischen Nationalmuseums unter Mitwirkung des Deutschen Alpenvereins e. V.“

Das Bayerische Nationalmuseum und der DAV erstellen das Ausstellungskonzept. Die Aufstellung der Ausstellungsobjekte erfolgt durch das Bayerische Nationalmuseum.

Konzeption: Dr. Lenz Kriss-Rettenbeck, Kochel, und Dr. Helmuth Zebhauser, München

Das Bayerische Nationalmuseum übernimmt die wissenschaftliche Leitung und die konservatorische Betreuung des Zweigmuseums. Es sorgt für die laufende Überwachung des Sammlungsbestandes durch Restauratoren und erforderlichenfalls für konservatorische und restauratorische Maßnahmen.

Vorbehaltlich zur Verfügung stehender Haushaltsmittel stellt das Bayerische Nationalmuseum die Einrichtung (Vitrinen, Sockel, bewegliche Trennwände, bewegliche Klimageräte, bewegliche Beleuchtungsanlagen usw.) und sorgt für die Erneuerung der von ihm gestellten Einrichtung. Es sorgt für eine ausreichende Beschriftung der Ausstellungsobjekte. Die notwendigen Haushaltsmittel wurden vom Kultusministerium beim Finanzministe-

rium beantragt. Die Stadt stellt die erforderlichen Gebäudesicherungseinrichtungen im Einvernehmen mit dem Bayerischen Nationalmuseum und dem Bayerischen Landeskriminalamt. Die Objektsicherungsanlagen werden vom Bayerischen Nationalmuseum gestellt.

Die Stadt trägt den baulichen und sonstigen Unterhalt des Museumsgebäudes einschließlich der von ihr gestellten Einrichtungen.

Die Stadt trägt die Kosten des Betriebs und der Bewirtschaftung des Zweigmuseums.

Das Personal ist den fachlichen Weisungen des Bayerischen Nationalmuseums unterstellt. Für die dauernde Betreuung des Zweigmuseums, vor allem im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit, Pädagogik und Führungswesen am Ort, sollte von der Stadt geeignetes ehrenamtlich oder nebenamtlich tätiges Personal aus dem Bereich der Stadtverwaltung oder dem Schulbereich gewonnen werden.

Das Zweigmuseum wird grundsätzlich ganzjährig der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Die Stadt wird das Museum an vier bis fünf Tagen der Woche, darunter mindestens einem Tag des arbeitsfreien Wochenendes geöffnet halten.

Die allgemeine und die überregionale Werbung für das Zweigmuseum und die Organisation von Gruppenbesuchen erfolgen durch die Stadt im Einvernehmen mit dem Bayerischen Nationalmuseum und dem DAV.

Kataloge und Museumsführer werden vom Bayerischen Nationalmuseum und vom Deutschen Alpenverein konzipiert, erarbeitet und vom BNM herausgegeben.

Die Stadt Kempten strebt an, die Räumlichkeiten für das Alpin-Museum bis Ende 1986 bereitzustellen. Der Freistaat Bayern und der DAV streben an, das Alpin-Museum baldmöglichst, spätestens etwa vier bis fünf Jahre nach Überlassung der Räume zu eröffnen.

Für dieses Museum stellen das Bayerische Nationalmuseum, die Bayerischen Staatsgemäldesammlungen und ggf. weitere staatliche Museen und Sammlungen Ausstellungsobjekte zur Verfügung.

Der Deutsche Alpenverein stellt im Rahmen des Gesamtkonzepts Sammlungen und Ausstellungsobjekte, die in seinem Eigentum stehen oder seiner Verfügung unterliegen, für die Dauer des Vertrages als Leihgaben zur Verfügung.

## Inhalt des Alpin-Museums in Kempten

Die Einstellung, die der Mensch jeweils zum Gebirge hat, Bilder, die sich der Mensch vom Berg macht, Mittel, die der Mensch benutzt, um über die Gebirge zu kommen oder auf die Berge zu steigen – im Lauf der Zeit.

Dargestellt werden soll im Museum die Entwicklung von etwa 1500 bis in die Gegenwart. Schwerpunkt: die Alpen.

Das englische und schottische Bergland, die skandinavische Bergwelt, der Apennin und auch die Sächsische und die Fränkische Schweiz tauchen gelegentlich auf. Einige wenige Ausblicke auf Bilder vom Berg über sie und auf Expeditionsbergsteigen (Kaukasus, Himalaya und Anden) sollen Hinweise auf weittragende Entwicklungen geben.

Hauptträger für den Verlauf der Darstellung sollen sein:

1. Karte, Grafik, Buch, Zeitschrift, Foto und Film.
2. Objekte, die der Mensch zum Bergsteigen der Berge benutzt oder die er sich zur Darstellung des Gebirges macht.

„Bild“ wird im weitesten Sinn verstanden. Auch Darstellungen in deskriptiver Literatur, Poesie, wissenschaftlicher Grafik, Karten, Reliefs etc. sollen erscheinen.

Zur Erarbeitung des Stoffes wird eine chronologische Abfolge benutzt, die zugleich thematisch nach Kapiteln geordnet sein soll. Das Museum bietet den Stoff jedoch nicht vorrangig chronologisch an, sondern nach Sinnzusammenhängen und nach didaktischen Gesichtspunkten.

Das Museum soll ca. 100 Aussageeinheiten (= Einzeldarstellungen) erhalten.

Es wird für eine Verweilzeit von ca. 90 Minuten für den normal interessierten Besucher eingerichtet.

Die Darstellungen und Informationen werden für unterschiedlich tiefe Informationserwartungen gestaffelt formuliert.

Das Gesamtangebot soll nach heutigen ausstellungsdidaktischen Prinzipien und nach den Erkenntnissen modernen Kommunikationsverständnisses angeordnet werden. Texte sollen klar, knapp, semantisch optimiert und in semantischer Typographie erscheinen.

Jede Aussage des Konzepts soll von einem Objekt oder von einem Objektkumulus getragen werden.

Für die Entwicklung spezieller Techniken (z.B. Skibindungen) sind eigene Kabinette vorgesehen.

Ein Katalog zum Museum soll den Inhalt erfassen und wichtige Themen weiterführen.

Zur Erarbeitung und Ordnung des Stoffbereichs Alpinismus für das Alpin-Museum dient als Gerüst derzeit die schematische Einteilung der Alpingeschichte in fünf Epochen, nämlich

1. Epoche  
*Präalpinismus* – Von den Anfängen bis zur Erstbesteigung des Montblanc 1786.

2. Epoche  
*Der frühe Alpinismus* – Von der Erstbesteigung des Montblanc 1786 bis zur Gründung der alpinistischen Organisationen 1857 bis 1869.

3. Epoche

*Der Klassische Alpinismus* – Von der Gründung der alpinen Vereine 1857/69 bis Ende des 19. Jahrhunderts.

4. Epoche

*Der moderne Alpinismus* – Erste Hälfte des 20. Jahrhunderts: Die „letzten Probleme“ in den Alpen und modernes Klettern, Beginn des Expeditionsbergsteigens.

5. Epoche

*Der zeitgenössische Alpinismus* – Von der Ersteigung des ersten Achttausenders 1950 bis in die Gegenwart.

(Nähere Ausführungen dazu in BERG '85, Seiten 253–256).

---

### Materialien (Exponate)

---

Karten, Kartographie etc.	aus DAV-Bestand und Leihgaben, z.B. von TU München, Deutsches Museum München, BNM.
---------------------------	--

Erschließungsgeschichte	DAV-Literatur, Autographen, Photos, Grafik aus Sammlungen des DAV.
-------------------------	--

Fakten, Dokumente, Beschreibungen und Illustrationen	DAV-Literatur, Autographen, Fotos aus Sammlungen des DAV, der Wirtschaft und aus dem Skimuseumsbestand Kempten
--	--

Zeittypische Ausrüstung	durch den DAV und aus dem Skimuseumsbestand Kempten
-------------------------	---

Wirtschaftsraum Alpen	BNM, DAV, Stadt Kempten
-----------------------	-------------------------

Sakralraum Alpen	BNM
------------------	-----

Infrastruktur für den Freizeitraum Alpen	Straßen, Wege und Hütten, Pläne, Fotos, Dokumente, Veröffentlichungen und Objekte aus dem DAV
--	---

Der Berg im Bild

a) Gemälde	Bayerische Staatsgemäldesammlungen, DAV und Leihgaben, und aus den Sammlungen der Stadt Kempten
b) Grafik	

c) klassische historische Literatur	Aus den Sammlungen des DAV.
-------------------------------------	-----------------------------

---

15. VI. 12.

I. Durchklebung des

Fleischbank - Ostwand.

Zeit 4 Stunden. 9<sup>00</sup> - 1<sup>00</sup> Zusammenzug.

[Beschreibung siehe Totenkuch Strippenzug]

Hans Dülfer

S. A. G. H. Keller  
Abt. d. München  
S. J. Zimmer

W. Schaarschmidt

St. A. H. H.  
L. L. H.

Sitzung Bayernland

26. September 1913.

Erste Durchklebung der ganzen Totenkuch - Westwand

Hans Dülfer A.A.V.M.

Willi v. Redwitz A.S.C.M.

} S. Bayern

Näher siehe Totenkuch Strippenzug.

30. Oktober 1910

Totenkuch

↑ Christ Fick Kam., Höger-Geheuer H. H.  
↓ Kiebert " (siehe Abschrift)

31. "

↑ Kraft Kam., Pann Kam.  
↓ Zelt "

1. November

↑ Klammer Kam.  
↓ Schmiedezimmer

In dem Schmiedezimmer  
am Seil eine Rebschur gefesselt.

am Seil eine Rebschur gefesselt

phil. Paul Preis  
jur. P. Rolly

W. H. H.

